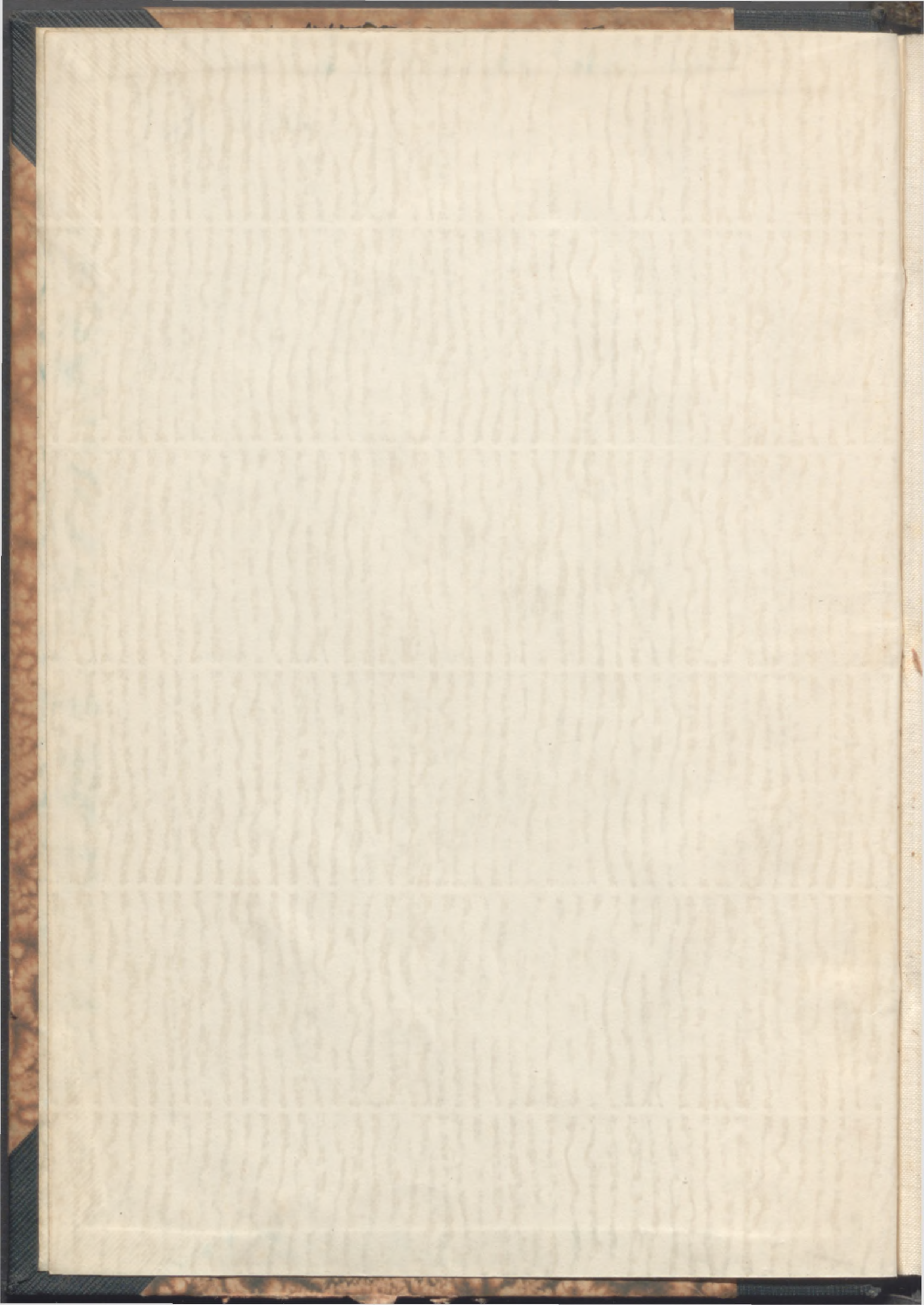
Schemann

3



Ludwig Schemann

Die Rasse in den Geisteswissenschaften

Studien zur Geschichte des Rassengedankens

Band III

Die Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit

Die Rassenfragen

im Schrifttum der Neuzeit

Von

Ludwig Schemann



J. F. Lehmanns Verlag · München 1931





Druck von Kastner & Callwey, München
Printed in Germany

Den deutschen Männern,
welche gegen alle Hemmnisse
die Vollendung dieses Werkes
ermöglicht haben.

Dieser Band bildet den dritten Teil eines Gesamtwerkes über:
„Die Rasse in den Geisteswissenschaften",
das in 3 Teilen erschienen ist:

Erster, allgemeiner Teil (1928).

Zweiter Teil: „Hauptepochen und Hauptvölker
der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse" (1930).

Dritter Teil: „Die Rassenfragen im
Schrifttum der Neuzeit" (1931).

Jeder Band ist in sich abgeschlossen
und einzeln käuflich.

Vorrede

Mit einem Gemisch von stolzer Freude und herbwehmütiger Entsagung gebe ich nunmehr diesen Schlußband meines Werkes hinaus, der einerseits die hohe Universalität, welche diese Studien mit sich bringen, die Weite der Horizonte, welche sie eröffnen, noch deutlicher als die früheren Bände offenbaren dürfte, anderseits in eine Zeit und Welt hineintritt, welche nur geringe Hoffnung gewährt, daß er sein volles Echo finden, daß er die in ihm aufgesammelten geistigen Kräfte in gebührendem Umfang zur Wirkung und Geltung werde bringen können. Mindestens wird es dafür einer größeren Zeitspanne bedürfen. Für jetzt sind materielle Not, Erschöpfung der Geister und Gegenströmungen mancherlei Art zusammengekommen, um mir meinen ohnehin nicht leichten Weg zu erschweren.

Einsam genug habe ich diesen ja denn auch zum guten Teile zurücklegen müssen. Der Strom der Mode geht an mir vorbei. Ein Rassenbuch, das heute seine Leser nicht mit Bildern überschüttet, tritt damit eo ipso in die zweite oder dritte Reihe des Erfolges. Dem jüngeren Geschlecht der Rassebeflissenen sind durch die Günthersche Bücher eine Fülle reifer und wohlschmeckender Früchte in den Schoß geschüttet worden. Es fragt nicht darnach, von welchem Baum diese Früchte stammen. Und doch sollte dieses mein Buch sie, denke ich, darüber belehren und ihnen zugleich eine Mahnung sein, daß dieser Baum andauernder Beachtung und Pflege bedarf, wenn der Rassenwissenschaft auch in Zukunft weitere Früchte entwachsen sollen. Die Vertreter der alten Wissenschaften wiederum entschließen sich nicht oder nur sehr langsam, sich der neuen zuzuwenden. Besonders schmerzlich mußte die Zurückhaltung von seiten der Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft, die einst auch meine Heimatwissenschaft war, auf mich wirken, da ich mir unwillkürlich von den der Antike gewidmeten Kapiteln des zweiten Bandes einiges versprochen hatte. Aber die geistvollen Anregungen Collischonns im „Deutschen Philologenblatt" (Jahrg. 36, Nr. 7) haben bis jetzt keine Nachfolge gefunden. Es scheint, der Einfluß eines dem Rassegedanken nicht geneigten hervorragenden Mannes, der in der Philologenschaft seit Jahrzehnten den Ton angab, hat dem im Wege gestanden. So muß denn auf einen günstigen Wandel in der philologischen Welt erst noch gehofft werden, während ein solcher inzwischen in der historischen immer deutlicher und in immer stärkerem Grade zutage tritt. In deren Zentralorgan, der „Historischen Zeitschrift", ist schon der erste Band dieses Werkes als eine Fundgrube für den Historiker bezeichnet worden — wie viel mehr müßte das für die späteren gelten! —, und die warme Begrüßung der bisher erschienenen Teile durch namhafte Historiker war für den Verfasser ein schöner Ausgleich für die von anderen Seiten ihm entgegentretende Gleichgültigkeit. Leider ist einer derselben, Hans Helmolt, vor kurzem abgerufen worden, wie auch Georg

von B e l o w, der noch vier Tage vor seinem Tode auf ein bloßes Fragment des ersten Bandes hin an den Verfasser geschrieben hatte, es habe ihm viel geboten. Kaum erhofft, ja eine freudige Überraschung war das weitgehende Verständnis, das aus einzelnen Besprechungen von naturwissenschaftlicher Seite sprach und ein lauttönendes, fast begeistertes Zeugnis für das Bedürfnis nach einer Ergänzung, einem Begegnen und Finden in einer Sphäre gemeinsamer höherer Bildung lieferte. Das alles gibt am Ende doch die beruhigende Gewißheit, daß, wem es um die Rasse ernst ist, von welcher Farbe er im übrigen auch sein möge, immer auf dieses Werk sich wird stützen müssen, da einzig aus ihm der Vollbesitz des der Rassenwissenschaft zugrunde liegenden Quellenmateriales zu gewinnen ist, und daß es daher dereinst doch seine Früchte tragen wird, wenn der Verfasser selbst sie auch nicht mehr ernten sollte.

Grundsätzliche Einwendungen sind gegen meinen zweiten Band nicht mehr erhoben, nur einzelne Ansichten angefochten worden. Dabei ist nicht immer unterschieden worden, was ich als meine persönliche, individuelle Ansicht vertrete, und was ich referierend oder zusammenfassend als eine mehr oder minder anerkannte und gesicherte, jedenfalls von einer Mehrheit vertretene, bringe.

Was die Anordnung betrifft, so war in den ersten Kapiteln dieses Schlußbandes (namentlich im ersten, allgemein historischen) nicht nur einzelnes aus den früheren Teilen noch näher auszuführen, es waren auch einige Wiederholungen unvermeidlich, wenn anders das Versprechen, daß die einzelnen Bände je ein geschlossenes Ganzes für sich ausmachen würden, eingehalten werden sollte. Das Ergänzungsverhältnis zu des Verfassers früherem Werke „Gobineaus Rassenwerk“ ist auch hier wieder, teils durch öftere Verweisungen, teils durch Herübernahme einzelner Ausführungen, durchgeführt worden: erst alle vier Bände gemeinsam liefern die Quadern zu dem Unterbau aller ferneren Rassenwissenschaft.

Eines ist an den bisherigen Bänden, wenigstens am zweiten, bemängelt worden: die Fremdsprachigkeit der Zitate. Wenn ich in dieser Hinsicht an der älteren Gepflogenheit, wonach Zitate aus fremden Literaturen namentlich i n g r ö ß e r e n Q u e l l e n w e r k e n durchweg in der Originalfassung zu bringen waren, festhielt, so war es, weil mir Sinn und Berechtigung in der sie bedingenden Auffassung zu liegen schien, daß an e i n e r Stelle der authentisch sichere Text zu finden, jede Möglichkeit von Willkürlichkeiten und Irrtümern, vollends von Tendenz, wie sie Übersetzungen immer bergen, ausgeschlossen sein müsse. Unser vielgerühmter Universalismus, eine der Eigenschaften, auf Grund deren wir den Wettstreit mit anderen Nationen am erfolgreichsten aufnehmen konnten, ist uns nicht am wenigsten daraus erwachsen, daß wir in den Hauptsprachen, lebenden wie toten, gut zu Hause waren. Haben wir uns dieses Vorzuges begeben, oder hat die neuere Entwicklung ihn uns geraubt, so muß dem Fehlen der nötigen Sprachkenntnisse bei der heutigen Generation freilich Rechnung getragen und das obige Prinzip geopfert werden. So wird man denn auch im vorliegenden Bande

griechische Zitate gar nicht mehr, lateinische nur sehr wenige (vorwiegend bei Leibniz, wo sie mir besonders charakteristisch schienen), auch englische minimal finden. Insbesondere sind die aus englischen Dichtern sämtlich in Übersetzung wiedergegeben. Selbst bei den Franzosen habe ich einzelne ausführlichere Wortlautreferate (z. B. aus Guizot, aus Renan) in deutscher Fassung gebracht, mich dagegen im allgemeinen nicht entschließen können, die gerade hier besonders zahlreichen Zitate zu verdeutschen, in der Erwägung, daß, wer nicht das Französische so weit beherrscht, um zum mindesten Anführungen aus wissenschaftlichen Werken zu verstehen, für den meine Bücher eben nicht geschrieben seien[1]).

*

Sehr wider meinen Willen ist die Geschichte dieses Buches zu einem Stück Zeitgeschichte dadurch geworden, daß die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, welche mir für die früheren Bände ihre Unterstützung gewährt hatte, diese jetzt zurückzog mit der Begründung, ich hätte in meinem zweiten Bande die Grenzen rein wissenschaftlicher Forschungsarbeit durch Ausführungen politischen Charakters überschritten, und daß diese Angelegenheit dann zu heftigen Erörterungen in weitesten Kreisen der deutschen Presse Anlaß gab. Ich kann nicht umhin, jetzt, nachdem die damaligen Erregungen sich gelegt, auch meinerseits hierzu öffentlich Stellung zu nehmen, da mir alles daran gelegen sein muß, mich vor Mit- und Nachwelt gegen jenen Vorwurf zu rechtfertigen und darzutun, daß es sich bei den zum Beleg angeführten Stellen (S. 396 über „Juda und Rom" und den Marxismus, S. 397 über die „Herrschaft der Minderwertigen") nicht nur nicht um etwas wie einen Auswuchs oder eine Entgleisung, ja überhaupt nicht um ein ungehöriges Einschiebsel, sondern vielmehr um einen aus den Tiefen des Werkes selbst sich rechtfertigenden organischen Bestandteil des Ganzen handelt.

Ich muß zuvörderst bemerken, daß ich mich über den Punkt, der mir später zur Klippe werden sollte, schon im ersten Bande mit gewohntem Freimut und in aller Ehrlichkeit ausgesprochen hatte. Es heißt dort z. B. S. 12: „Es liegt dem Verfasser an sich ferner denn je, in die Forschung, als deren wesentliche Unterlage eine rassenmäßige Betrachtung mehr und mehr erkannt wird, irgendeine Tendenz hineinzutragen. Noch weniger aber kann er den Tatsachen Gewalt antun, um etwa eine manchen unangenehme daraus zu gewinnende Erkenntnis zu unterdrücken. Die aus solcher sich ergebende These muß vielmehr zaglos ausgesprochen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß damit die Gefilde der reinen Wissenschaft manchem verlassen zu werden scheinen. Ohne einen gewissen Widerhall in der Welt der

[1]) Das von mir ursprünglich ins Auge gefaßte Verfahren, den Originaltexten deutsche Übersetzungen hinzuzufügen, hat sich nicht durchführen lassen, weil die Raumfrage schon ohnehin große Schwierigkeiten bereitete.

Wirklichkeit ist ja im Grunde keine Wissenschaft denkbar", und S. 459: „Die gelegentlich stärkere Mitberücksichtigung der Zeitgeschichte, also auch der vaterländischen Dinge, ließ sich nicht vermeiden. Es ging nicht an, die Politik — als die werdende Geschichte oder das werdende Schicksal — da aus dem Spiel zu lassen, wo sie in dem Maße wie heute in unmittelbarster verhängnisvollster Verbindung mit dem Stande der Rasse steht, welcher der Weltkrieg und die seitdem gegen das Deutschtum betriebene Politik tödliche Wunden geschlagen haben . . . Daß ich gerade bei solchen Gelegenheiten auch mit eigenen Anschauungen nicht zurückgehalten habe, werden alle Einsichtigen begreiflich und verzeihlich finden; wo es um das Wohl und Wehe nicht nur des eigenen Volkes und seiner höchsten Kulturgüter ging, wäre mir das Gegenteil einfach unnatürlich erschienen."

Ich stelle nun ausdrücklich fest, daß nicht nur diese programmatischen Erklärungen, sondern auch deren reichliche Nutzanwendung in den letzten Abschnitten des Bandes, wo ich ganz anders ausführlich und scharf in der Behandlung unter anderem auch der anstößig gewordenen Fragen „Juda und Rom" usw. vorgegangen bin, völlig unbeanstandet hinausgegangen, also auch schweigend gebilligt worden sind, so daß ich mit gutem Gewissen in der Vorrede des zweiten Bandes glaubte schreiben zu dürfen: „So viel ich sehe, ist es von allen maßgebenden Seiten gebilligt worden, daß ich der Betrachtung und Skizzierung selbst der neuesten Völkergeschicke im Zusammenhang der Rassengeschichte nicht aus dem Wege gegangen bin. Galt es da doch gewissermaßen, Leben und Tod einer Pflanze aus ihren Wurzeln zu erklären. Daß dabei vom Heutigen manches bei Namen zu nennen war, davor durfte ich als deutscher Mann alten Schlages nicht zurückschrecken." Indessen — in jener Annahme sollte ich mich nun doch getäuscht haben; die wenigen oben angeführten Stellen des zweiten Bandes — vielleicht ein Hundertstel von dem, was der erste Band an Ähnlichem gebracht hatte, die noch dazu aus dem Zusammenhang gerissen werden mußten, um so zu wirken, wie sie an gewissen Stellen gewirkt haben, sollten mir zum Fallstrick werden.

Wie war das möglich?

Die ursprünglich aus einer spontanen und schönen Regung der deutschen Gelehrtenrepublik hervorgegangene Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft war leider später mehr und mehr in staatliche Abhängigkeit geraten. Und eben damals hatte das unselige Rouge et noir des deutschen Parlamentarismus einem Manne, dem das Wohl und Wehe echter Wissenschaft, der Wissenschaft um ihrer selbst willen, weltenfern lag, eine Stellung und eine Macht in die Hände gespielt, die, wenig zu deren Heil, auch die Betreuung geistiger Dinge in sich schloß. Eine bei diesem eingegangene Denunziation gab ihm Anlaß zu einer Verfügung, die dann meine Maßregelung zur Folge hatte. In den ihm nahestehenden Blättern wurde nämlich mein Buch als den Beruf der Wissenschaft verkennend, ja gefährdend bezeichnet, während umgekehrt alles, was mit mir und für mich empfand, sie durch jenen Gewaltakt ganz anders schwer bedroht sah.

Der Präsident der Notgemeinschaft, Herr Staatsminister a. D. Schmidt-Ott, hat Wert darauf gelegt, durch eine öffentliche Erklärung zu bekunden, daß er jene Maßregelung aus freiem Ermessen vorgenommen habe. Damit fällt die Bezeichnung „auf Geheiß Severings", die man in manchen Berichten lesen konnte, hin. Daß die Vergewaltigung auf Betreiben Severings erfolgt ist, wird durch jene Erklärung des im übrigen um die Wissenschaft hochverdienten Mannes nicht entkräftet. Letzten Endes ist es nun aber belanglos, gegen wen ich mich hier zu verteidigen habe, da Werke wie dieses meinige überhaupt nicht nach dem Willen eines Menschen, sondern nur nach einem über uns stehenden Willen geschaffen werden. Auch handelt es sich bei dem, was mir angetan worden, nicht um eine Angelegenheit privater Natur, sondern um eine grundsätzliche Frage der Wissenschaft. Mit mir ist alles ins Gesicht geschlagen worden, was zu dieser wie zum Vaterlande in meiner Weise steht.

Was meine eigene Stellung zu dem Kern der Frage anlangt, so habe ich, wiewohl mir eine geschriebene Satzung der Notgemeinschaft über diesen Punkt nicht bekannt geworden war, es als ungeschriebenes Gesetz gern anerkannt, daß die Politik aus der wissenschaftlichen Erörterung nach Möglichkeit fernzuhalten sei. Mit dem Worte „nach Möglichkeit" soll angedeutet werden, daß dieser Satz sich nur auf die das gegenwärtige Geschlecht bewegende, die Tages-Politik beziehen kann. Denn die Politik als allgemeines Völkerschicksal, die ja sogar eine eigene Wissenschaft bildet, ragt naturgemäß in die meisten anderen hinein und kann gerade von der Anthropologie am wenigsten ausgeschlossen werden. Nicht umsonst hat Woltmann einem seiner genialsten Bücher den Titel „Politische Anthropologie" gegeben und seine Zeitschrift „Politisch-Anthropologische Revue" benannt. Wenn nun unter dem unermeßlich reichen Tatsachenmaterial, das in meinen Bänden aufgesammelt und beleuchtet worden ist, schließlich auch einiges sich findet, das sich bis in unser Zeitalter hinein auswirkt, so konnte ich nach dem ganzen Geist meines Buches nicht anders als auch dies, und zwar im Stil und Ton des Ganzen, in die Betrachtung mit hineinziehen. Diese Betrachtung hat aber immer und überall nur dem ewigen Teile unseres Volkes gegolten und ist am allerletzten als ein Ausfluß des jammervollen zurzeit unser Tagesleben ausfüllenden, unser Volk zerfressenden Parteigetriebes zu fassen. Ganz anderes als meine politischen Gegner von heute — zum mindesten als sie allein — hat mir bei der nicht zu umgehenden scharfen Charakteristik des gegenwärtigen Zeitalters vorgeschwebt, wie ich ja denn auch die „Herrschaft der Minderwertigen" durchaus nicht etwa nur in unseren Regierenden, sondern in der ganzen Umschichtung unserer Gesellschaft verkörpert sehe, welche alles im Deutschtum Verwurzelte, alles historisch Denkende, alles Pietät-Gebundene beiseite gedrängt und zum mindesten aus unserem Staatsleben so gut wie ganz ausgeschaltet hat. Ich habe insbesondere auch bei der Erörterung der heiklen Fragen Juda und Rom nie vergessen, daß ich ein historisches Werk schrieb, und bin mir bewußt, sie nur unter großen historischen Gesichtspunkten angefaßt zu haben. Die vollkom-

men objektive Behandlung der Judenfrage zumal ist mir in strengst wissenschaftlichen Fachzeitschriften bezeugt worden. Bei dem allen habe ich freilich auch keinen Zweifel gelassen, daß ich mich selbst zu den Deutschdenkern rechne, einer Kategorie von Geistern, denen ich in diesem Bande ein eigenes Kapitel angewiesen habe, und die alle die Front mehr oder minder scharf gegen Rom und Juda eingenommen haben. Keine Wissenschaft und keine Forschung soll mir mein deutsches Fühlen ersticken, und am allerwenigsten sehe ich dieses durch meine Eigenschaft als Rassendenker gefährdet. Bestünde der Spruch der Notgemeinschaft zu Recht, so müßten Rassendenker und Deutschdenker sich ausschließen, während er mir gerade deren strengste Vereinbarkeit, ja innige Zusammengehörigkeit zur unumstößlichen Gewißheit erhoben hat.

Kein Rassendenker kann sich heute der Betrachtung der Schicksale der Völker — als Niederschlagserscheinungen der Schicksale der Rassen — entziehen, am allerwenigsten bei dem eigenen Volke. Wer es sich zur Aufgabe gesetzt hat, eben diese Völkerschicksale in ihrer Spiegelung in den Köpfen großer Denker darzustellen, wird dabei immer von einem der beiden Gesichtspunkte ausgehen, für eine der beiden Strömungen sich entscheiden müssen: entweder die aristokratisch-nationalistische oder die demokratisch-internationalistische. Nun ist es eine Erfahrungstatsache, daß der Rassengedanke Demokraten und Völkerverbrüderern nicht sympathisch ist, und jedenfalls noch bezeichnender ist die andere Tatsache, daß der Plan einer Geschichte desselben nur von Männern der anderen Richtung, von Woltmann und dem Verfasser des vorliegenden Werkes, ausgegangen ist. Für uns lief denn freilich das Welttreiben in eine große Tragödie, mit dem Arier-Germanen als Hauptheld en, aus, und es lag nahe, daß wir den Szenen, die darin unserem Volke zufielen, besondere Liebe und Sorgfalt schenkten. Aber der, der schließlich die Ausführung des Planes auf sich nehmen mußte, ist sich doch immer bewußt geblieben, daß neben, ja vor dem deutschen Geiste, in dessen Dienst er sein Leben gestellt, der Geist der Wahrheit ihn zu leiten habe, und ich darf wohl sagen, daß ich an keiner Stelle meines Werkes etwas wie einen Widerstreit zwischen beiden empfunden habe, am allerwenigsten da, wo mir der Kampf für die Rasse wie von selbst zu einem Kampf wider den Marxismus wurde.

Ich bemerke ausdrücklich, daß im folgenden nur die politischen Auswirkungen des Marxismus in unserem Volke ins Auge gefaßt werden. Daß dem Sozialismus in der Idee, nach der wissenschaftlichen und allgemein geistigen Seite, von Hause aus auch gesundere und bessere Elemente beigemischt sind, wird niemand leugnen, daß diese sich aber in der Wirklichkeit so gar nicht zur Geltung zu bringen vermochten, daß der Sozialismus als beherrschender Machtfaktor nur einen sittlichen Niedergang ohnegleichen bei uns hervorgerufen hat, ist seine beste, seine vernichtendste Kritik. Darnach werden wir auch die Darlegungen sozialistisch eingestellter Denker, wonach wir nach der Erschöpfung unserer alten blutverjüngenden Quellen, des bäuerlichen und bürgerlichen Mittelstandes, nunmehr aus den besseren Elementen der Arbeiterschaft eine Hebung unserer Rasse zu gewärtigen hätten, nur mehr als skeptisch aufnehmen können, so erfreulich es an sich ist, daß man

sich überhaupt jetzt in jenen Kreisen biologischen und rassenhygienischen Gesichtspunkten zugänglich erweist.

Ich sehe heute einen großen Teil meines Volkes schwer erkrankt an den marxistischen Irrlehren, und, fest durchdrungen von der für alle Völker und Zeiten gültigen Wahrheit der Fabel des alten Römers, daß der ganze Leib gefährdet sei, wenn einzelne Glieder versagen, infolgedessen unser Gesamtvolk bedroht. Wenn die Notgemeinschaft dieser verhängnisvollen Entwicklung nicht entgegentreten, sondern durch Beschlüsse wie den gegen mich gefaßten sie noch fördern zu müssen glaubt, mag sie das verantworten. Ich für mein Teil konnte und wollte jedenfalls nicht ruhig zusehen, wie der Marxismus, nachdem er Treu und Glauben bei uns ins Wanken gebracht, Haß und Neid an Stelle von Liebe und Wohlwollen zu Grundtriebkräften der Gesellschaft erhoben, nun seine Unheilsmission vollendete, unser Volk zu morden, zu begraben, um ihm dann eine Phrase als Grabspruch zu setzen. Daß das Deutschtum gegenwärtig in einem Kampf auf Tod und Leben mit Gegenmächten materieller wie geistiger Art steht, können nur diejenigen nicht sehen, die es nicht sehen wollen. Ich weiß nicht, ob es der Notgemeinschaft gelingt, die Erörterung dieses Kampfes aus dem ihrer Förderung unterstellten Schrifttum völlig auszuschließen, ob sie insonderheit die dem Deutschtum oft so abträgliche Gegenauffassung ebenso grundsätzlich daraus fernhält wie die meinige; das aber weiß ich, daß in einer Notgemeinschaft, die es für ihre Pflicht hält, Kräfte, wie sie in den von mir vertretenen Ideen ruhen, zu unterdrücken, kein Arndt, kein Sybel, kein Treitschke je denkbar gewesen wären. Ihnen wäre es so gut wie mir eine historische Wahrheit gewesen, daß es in erster Linie dem Marxismus zu danken ist, wenn unser Wohlstand vernichtet, unsere Ehre weggeworfen, unsere Ideale zertreten sind, daß die gesamte Außenpolitik seit Kriegsende den allmählichen Ruin des deutschen Volkes, die gesamte Innenpolitik dieses Zeitraumes den beschleunigten Ruin seines edleren Teiles, beide gemeinsam die Zerstörung aller Kultur bedeuten.

Diese furchtbaren Wahrheiten erhalten nun aber erst vom Gesichtspunkt des Rassengedankens aus ihre volle Beleuchtung und tiefere Begründung. Der Muttermord am Deutschtum, auf den seit der Novemberrevolution das ganze deutsche Leben, soweit es durch die Inhaber der Macht bestimmt wird, hinausläuft, hätte nimmermehr mit solcher verhältnismäßigen Ungestörtheit sich vollziehen können, wenn nicht unser rassischer Kern, unsere nordische Substanz durch den Weltkrieg so übermäßig geschwächt gewesen wäre. Und wohin die auf den Gleichheitswahn begründete Herrschaft der Mittelmäßigkeit, das eigentlich beseelende Grundelement unserer parlamentarischen Republik, am Ende führen muß, darüber haben uns wiederum unsere Rassendenker am untrüglichsten die Augen geöffnet. Mir hat es obgelegen, in der Analyse der Lehren dieser ganzen Kette von Geistern unter anderem auch dies darzutun. So entstammen meine letzten Ergebnisse nicht nur eigenen jahrzehntelangen Studien, sondern vor allem auch dem Einklang mit der Denkarbeit der ernstesten und tiefsten meiner Vorgänger. Ich hatte

nur festzustellen, daß, was sie vorausgesehen haben, inzwischen zur Tatsache geworden ist[2]). Zu verschweigen, wohin die von mir in drei Bänden dargelegte Entwicklung der Rassen und Völker geführt hat, das Wort nicht auszusprechen, in welchem es galt, die Erkenntnisse eines Jahrhunderts zusammenzufassen und der Zeit anzupassen, hätte mir ebenso eine Unwahrhaftigkeit im wissenschaftlichen wie eine Feigheit im menschlichen Sinne geschienen. Es ist nun einmal so, daß gerade uns Rassendenkern auferlegt ist, einen Grad tiefer zu blicken, organische Schäden da zu entdecken und aufzudecken, wo der leichtere Sinn der meisten Tagespolitiker sich mit der Annahme bloßer funktioneller Störungen begnügt. Wir dürfen auch davon nicht lassen, da einzig von diesem tieferen Grunde aus noch daran zu denken ist, daß die besseren, die edleren Kräfte unseres Volkstums wieder frei werden und zur Entfaltung gelangen können. Und das deutsche Volk hätte wahrlich ein besseres Los verdient, als im Materialismus, mit dem der Marxismus identisch ist, zu ertrinken.

Bei der Erfüllung einer solchen gewiß nicht leichten Pflicht ist mir nun der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in den Arm gefallen. Er konnte das nur, weil er, ohne den Geist des Ganzen, den wissenschaftlichen Gesamtgehalt meines Werkes zu berücksichtigen, sich nur an eine mißdeutete Einzelheit desselben hielt. Mit Ruhe sehe ich jetzt dem Urteil der Geschichte entgegen, die darüber entscheiden wird, ob durch Förderung oder durch Unterdrückung meines Buches der Wissenschaft besser gedient gewesen wäre. Wie denn überhaupt darüber, was mein gesamtes Wirken, als dessen letzter Ausläufer mein Rassenwerk zu betrachten ist, für unser Volk bedeutet, andere Instanzen als heutige parlamentarische Mehrheiten und von ihnen abhängige Körperschaften das letzte Wort zu sprechen haben werden. Diese werden dann nicht darnach fragen, ob diese oder jene Gruppe oder Partei sich durch einzelne Stellen vor den Kopf gestoßen fühlt, sondern nur darnach, was das Ganze der Wissenschaft bringt, was an neuen Gesichtspunkten für die Historik wie für die Politik daraus erschlossen, an Quellenmaterial, an Anregungen für die verschiedensten Wissensgebiete darin geboten wird. Inzwischen kann ich nicht anders als der Notgemeinschaft den mir gemachten Vorwurf dahin zurückzugeben, daß vielmehr sie sich zum Werkzeug im undeutschesten Sinne mißbrauchter Macht herabgewürdigt hat. Den Vaterlandsfreunden wie den Freunden der Wissenschaft mag dies gleichermaßen ein trauriges Symptom dafür sein, in welch tiefes Dunkel wir auch geistig geraten sind. Aber der Leuchtturm der Wahrheit leuchtet in der finstersten Nacht am hellsten, und nicht menschliche, sondern göttliche Kräfte sind es, die sein Feuer nähren.

Ich darf wohl hoffen, daß der vorurteilsfreie Leser aus meinen vorstehenden Ausführungen, bei aller mir aufgezwungenen Schärfe der Abwehr,

[2]) Man sehe unter anderem, was in diesem Bande Männer wie Bastian und Ammon sagen, von Woltmann (Schlußkapitel seiner „Politischen Anthropologie“ und anderwärts) gar nicht zu reden, der darum besonders maßgebend ist, weil er ursprünglich selbst von der Sozialdemokratie ausgegangen war.

doch nichts anderes herauslesen wird als meine unbedingte Hingabe an die Sache und meine heiße Liebe zu Wissenschaft und Vaterland. Ich hätte vielleicht den ganzen Vorfall in Schweigen begraben können, da ich selbst ja in kurzem nicht mehr sein werde. Aber meine obige Anklage wird bestehen bleiben, so lange es noch deutsches Wesen, deutschen Sinn und deutsche Wahrhaftigkeit auf Erden gibt.

Für mich persönlich sind die Folgen des Vorgehens der Notgemeinschaft eher günstig gewesen. Nicht als hätte der gegen mich geführte Schlag mich nicht zuerst schwer getroffen. Aber über das Materielle haben mir treue Freunde hinweggeholfen. Und nun gar das Moralische! In heller Empörung hat sich das bessere geistige Deutschland (darunter allein zwei Nobelpreisträger) gegen die mir durch jenen Spruch gewordene Unbill aufgelehnt, und selbst aus dem Auslande sind mir Anerkennungs- und Sympathieschreiben zugegangen. Jede Anwandlung eines Skrupels endlich mußte ein Wort des uns unlängst entrissenen großen Historikers Eduard Meyer beseitigen, der ja selbst der Notgemeinschaft hervorragend angehört und sich noch kurz vor seinem Tode gegen einen ihm verwandtschaftlich, mir freundschaftlich nahestehenden höheren Reichsbeamten dahin geäußert hat, daß „selbst Vertreter der in meinem Werk scharf kritisch behandelten Richtungen mit größter Hochachtung davon gesprochen hätten".

Alle diese Kundgebungen haben mir in erhebender Weise gezeigt, wie sehr ich auf dem rechten Wege war, und mich so in den Stand gesetzt, meinen letzten Band mit verdoppelter Freudigkeit und Zuversicht auszuarbeiten, so daß ich als Endesertrag dieses ganzen Erlebnisses doch ein Gefühl reiner Dankbarkeit vermelden kann.

In welch anderem Maße noch erfüllt mich ein solches jetzt, wenn ich von dem Werke, das mit der Jahrhundertwende begonnen und dann, durch andere Arbeiten mehrfach unterbrochen, immer wieder aufgenommen worden ist, endgültig Abschied nehme. Alles das von geistiger Bewegung und seelischer Bereicherung, was mir in diesen drei Jahrzehnten, nicht am wenigsten von Freunden und Forschungsgenossen, sei es in mündlichem oder brieflichem Austausch, sei es durch Besprechungen oder auf sonstigem literarischem Wege zuteil geworden, lebt in einem solchen Augenblicke weihevoller Rückschau vor dem inneren Auge wieder auf, als lägen keine Jahre dazwischen. Und doch birgt die meisten von jenen schon die Erde, und nur die Minderzahl kann den Zoll meines Dankes noch persönlich entgegennehmen. Ihrer aller Namen aber wenigstens hier zu nennen, ist mir ein um so dringenderes Bedürfnis, als sie, bewußt oder unbewußt, der eine mehr, der andere minder, durch das, was sie mir gegeben haben oder gewesen sind, zu meinem Buche beigesteuert haben: Otto Ammon, Gottfried Baist, Georg von Below, Alexander Cartellieri, G. A. O. Collischonn, Artur Drews, Eugen Fischer, Ernst Große, Hans Günther, Paul Haupt, Hans Helmolt, Willibald Hentschel, Friedrich Kluge, Franz Xaver Kraus, George Vacher de Lapouge, Graf Paul de Leusse, Alfred Plötz, Albert Reibmair, Wilhelm Schallmayer,

Otto Schrader, Adalbert Wahl, Ludwig Wilser, Ludwig Woltmann, Hans von Wolzogen.

Die Freunde, die vorm Jahre, zur Zeit der mir drohenden Krise, für mich in die Bresche gesprungen sind, mögen sich sagen, daß sie damit nicht nur mir, sondern zugleich der Wissenschaft und dem Vaterlande einen Dienst geleistet haben. Mein letztes Wort des Dankes muß auch heute wieder meinem tapferen und treuen Herrn Verleger gelten, ohne dessen Opfermut und Standhaftigkeit mein Werk nicht, wenigstens nicht so, wie es jetzt dasteht, zustande gekommen wäre.

Freiburg, am Jahresende 1930.

L. Schemann.

Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel

Die modernen Völker und der Rassengedanke.

Wir haben im ersten Teile dieses Werkes als Kern und Fazit aller bisherigen Geschichte, insofern wir diese vom Rassengesichtspunkte aus betrachteten, den Gegensatz, um nicht zu sagen, den Kampf von Semiten und Ariern, richtiger wohl von Semitismus und Ariertum, erkannt. Unser zweiter Teil führte uns dann dahin, daß uns alle neuere und neueste Geschichte als in dem Zwiespalt des Germanismus und des Romanismus einerseits, des Germanentums und des Semitentums andererseits beschlossen und gipfelnd erschien. Diese drei Mächte, Germanen, anthropologisch am besten durch die Skandinavier, politisch am stärksten durch England, geistig am höchsten durch Deutschland vertreten, Romanen mit der Erbin Roms, der katholischen Kirche, als Vormacht, Juden als letzter Ausläufer und beherrschender Faktor des Semitentums, erfüllen heute die abendländische Welt als Kulturwelt. Von dem Ausgang ihres Ringens wird, vollends in der Zukunft, das Schicksal nicht nur der europäischen Völker abhängen: Das der außereuropäischen darf, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, als dadurch mitbestimmt gelten. In hervorragendem Maße kommen für sie allerdings auch noch die Araber in Betracht.

Über allen Zweifel ergab sich uns schon in den bisherigen Teilen, daß, wie in älterer Zeit in Asien und Nordafrika von Sumerern und Ägyptern, von Indern und Iraniern, im klassischen Altertum in Südeuropa von Hellenen und Italikern, so in Mittelalter und Neuzeit in Gesamteuropa und darüber hinaus — teilweise auf keltischem Grunde — von Germanen das Größte und Höchste von Kultur und Gesittung ausgeströmt ist. Die germanischen Kräfte haben dabei in einem Maße auch in die romanische und slavische Welt hinübergegriffen, daß man geradezu sagen kann, die Leistungen auch dieser Völker seien vornehmlich durch die Beimischung germanischen Blutes mitbestimmt, ja geradeswegs von dem Maße dieser Beimischung abhängig gewesen. Wir haben dieses Maß im Schlußkapitel unseres zweiten Teiles abzuschätzen versucht, soweit es an der Hand sicherer Daten möglich schien. Nun wird es uns in diesem Bande unter anderem auch obliegen, aufzuweisen, wie der solchermaßen festgestellte rassische Bestand sich nicht am wenigsten in den Leistungen der Völker für die Rasse, ja in ihrer Stellung zum Rassengedanken selbst, ausgewirkt hat.

Ersichtlich ist da nun vor allem das eine — und von uns auch teilweise schon dargetan worden —, daß und warum es den verschiedenen europäischen Völkern nicht in gleicher Weise möglich gewesen ist, sich über den Teil ihres Wesens, der auf das Germanentum als geistigen und seelischen Muttergrund zurückgeht, klar zu werden. Hier haben äußere Faktoren aller Art, haben vor

allem die Geschicke der Völker, hat ihre ganze politisch-soziale Entwicklung entscheidend mitgesprochen.

Den Haupterscheinungen, die dafür vorliegen und auch die wissenschaftliche Produktion der Hauptkulturvölker auf unserem Gebiete mitbestimmen, haben wir zunächst noch etwas näher nachzugehen.

Wir beginnen dabei wiederum mit Italien. In diesem Lande hat sich ja nun einmal die Umbildung der Völker, der Übergang aus der alten in die neue Welt, die Ausgestaltung der modernen Geschichte am sinnfälligsten vollzogen. Nirgends sonst können wir daher auch dem Germanenproblem besser auf den Grund zu kommen hoffen.

Die gegensätzlichen Auffassungen, zu denen dies Anlaß gegeben, mußten naturgemäß am stärksten in der Beurteilung der Renaissance zum Ausdruck kommen. Zwar, die Gesamtphysiognomie des Zeitalters der Renaissance — im weitesten Umfange — konnte auf alle Welt nur einen und denselben Eindruck hervorrufen: den einer Produktivität, die allen anderen Völkern Europas dermaßen voranleuchtete, daß uns Italien nicht nur in den Künsten und Wissenschaften unzählige erste Geister schenkte, auch in allen Zweigen des praktischen Lebens, Weltverkehr und Handel, führend dastand, unseren Kaufleuten und Gewerbetreibenden das Beispiel und die Kenntnisse lieferte. Nur die Quellen solch überströmenden Reichtums wurden jenseits und diesseits der Alpen an sehr verschiedenen Stellen gesucht. Man begreift es nur zu gut, was für die so selbstsichere Beweisführung der Italiener maßgebend werden mußte. Das ganze Mittelalter über hatte Rom, oder doch das römische Italien, das Wichtigste geliefert, die Heimat, die Kirche, das Recht, die Kunst, soweit sie in Denkmälern der Architektur fortwirkte. Was Wunder, wenn nun, als zur Zeit der Renaissance dieses selbe Rom auch noch allerlei bisher ungeahnte Schätze des Geistes aus ihrem Grabe erstehen zu lassen begann, man sich vollends gewöhnte, nun einfach alles der vermeintlichen Allspenderin gutzuschreiben und so insbesondere auch das Blut der neuen Nation auf das der alten zurückzuführen, das einzige, was die Germanen noch gegen alles Vorgenannte in die Wagschale zu werfen hatten, was aber allerdings, wie so vieles aus dem italienischen Leben in Staat und Kirche, so vor allem die gesamte Renaissanceherrlichkeit aus sich bedingte. Indem man sich der gedankenlos überschätzten alten Kultur blind und ohne nähere Prüfung zu Füßen warf, übersah man völlig, was im Laufe der Jahrhunderte aus dieser geworden war, wie sehr sie ihre ethnische Basis gewechselt hatte. Man frug sich nicht, ob Kultur aus dem Boden oder aus dem Blute quille, und hätte man sichs gefragt, der Zaubername Roms hätte jede Antwort, die nicht zu dessen Gunsten gelautet hätte, übertäubt. Da mußte wohl der Zug zum Renegatentum, der noch heute ausgewanderte Deutsche nach kurzer Frist ihr Volkstum verleugnen läßt, doppelt und dreifach leicht sich ausnutzen lassen, so daß die Legende von der römischen Renaissance nicht sowohl im Lichte einer welschen Fälschung als in dem einer deutschen Verleugnung erscheint, wobei wir uns freilich gegenwärtig halten müssen, daß den meisten Vertretern italienischer Art

und Größe bis in die neuesten Jahrhunderte hinein nichts ferner gelegen hat, als sich auf theoretische oder gar wissenschaftliche Weise über ihre Herkunft Rechenschaft zu geben. Das blieb dem Jahrhundert der Nationalitäten, dem 19., vorbehalten; bis dahin hatte man gemeinhin in diesem Punkte gefühlsmäßig dahingelebt, und nur einige wenige waren der Genealogie ihres Volkes ernstlicher nachgegangen. Als dann neuerdings die Rassenfragen für alle Völker immer mehr in den Vordergrund traten, hat in der Hand der heimischen Ethnologen die Physiognomie des Italieners abermals einen Wandel in Gestalt einer Erweiterung seiner rassischen Grundlagen erfahren, indem jene nunmehr sich nicht mehr auf die historisch feststellbaren Größen — Italiker und Etrusker — beschränkten und stützten, sondern den prähistorischen Rassen einen wesentlichen, wenn nicht gar den Hauptteil der Schöpferkraft zuschrieben, aus der etalisch-italienisches Leben erwachsen ist[1]).

Im allgemeinen blieb freilich Rom das Stichwort. Wie schon Dante, die vorausgegangenen Jahrhunderte des Mittelalters überspringend, sich zu der „unter dem Mist seiner Vaterstadt noch übriggebliebenen Aussaat des alten Roms" rechnete, so irrte noch der späte Nachkomme des edlen Geschlechtes der Capponi, der sich doch mit Recht gegen die Einmischung nationaler Eitelkeit und Eifersucht bei rein wissenschaftlichen Fragen erklärt hatte, nicht wenig von der historischen Wahrheit ab, als er einem Deutschen seine Herzensmeinung dahin kundgab, „che io teneva essere in noi (d. i. Toscana) del sangue germanico più scarsa infusione, che non fosse in altra qualsivoglia parte d'Italia, e quindi procedere tutto il male e tutto il bene che si può dire della provincia nostra"[2]). Und der gleichen Sucht, sich der Germanen für diese seine Heimatprovinz zu erwehren, begegnete der Verfasser zu seinem Erstaunen im April 1899 bei einem berühmten und ehrwürdigen Patriarchen italienischer Historik, Pasquale Villari. Nach unserer heutigen Kenntnis der Dinge, wie sie im zweiten Teile dieses Werkes entwickelt ist, wären beide leicht zu widerlegen gewesen. Übrigens aber hätte man sie auch auf die vereinzelten großen Wahrheitsfreunde unter ihren eigenen Landsleuten aufmerksam machen können, an denen es, als an leuchtenden Ausnahmen, doch auch nicht gefehlt hat. Zweier solcher Männer, Flavio Biondo und Enea Silvio, gedachten wir früher (Bd. II, S. 327 und S. 370). Hier sei ihnen als Dritter und wichtigster noch Ludovico Muratori beigesellt. Dieser bietet ein um so merkwürdigeres Beispiel, als er ursprünglich auch in der von unseren deutschen Forschern des öfteren stigmatisierten Auffassung befangen gewesen war. In seiner ganzen älteren Periode von so einseitiger Bewunderung für

[1]) Der Hauptwortführer dieser Richtung, Sergi, hält übrigens auch, im Gegensatz zur deutschen Forschung, an der mittelländischen Herkunft der Etrusker fest.

[2]) Gino Capponi, „Sulla dominazione dei Langobardi in Italia". Lettera 1. 2. al prof. P. Capei. Estr. dall'Archivio storic. Ital. App. Nr. 7. Vgl. dagegen Hegel „Die Städteverfassung von Italien", Bd. I, S. 347/48 und besonders desselben Untersuchung über die Städte von Toskana im 5. Kapitel des zweiten Bandes.

das klassische Altertum erfüllt, daß ihm, nach seinen eigenen Worten, die Augen weh taten, wenn er daneben das Mittelalter, seine Geschichte, seine Literatur, seine Sitten betrachtete, daß ihm zu Mute war, als wandere er dabei einsam durch rauhes Gebirg, erbärmliche Hütten und tierisch wildes Volk, sollte derselbe Mann später in seinem bleibend wertvollsten Werke, den Antiquitates Italicae medii aevi, dem Leben und Treiben derselben Barbaren, gegen die er vordem die stärksten Vorurteile gehegt hatte, mit solcher Liebe nachgehen, daß seine römerstolzen Volksgenossen ihn anklagten, er habe den Einfluß des Germanentums auf Bildung und Entwicklung, selbst auf Rasse und Sprache der Italiener überschätzt. Einzig das fehlt bei Muratori noch, daß er, über Italien hinausgehend, durch Vergleichung mit anderen Stämmen gemeinsamen germanischen Wurzeln nachgespürt hätte[3]).

Im ganzen aber hat doch wohl Jakob Grimm[4]) das Bild der Lage und die Stimmung der Italiener richtig gekennzeichnet, wenn er sagt: „Daß ein Teil der italienischen Einwohner deutschen Ursprungs war, das ist längst vergessen, daß Deutsche durch gesunde leibliche Kraft, ohne Geistesüberlegenheit, eines feineren, schwächeren Schlages Herren wurden, haben sie nie vergessen, ja, es schmerzt sie, daß zuletzt noch ein geistiges Joch deutscher Wissenschaft jenem roheren Druck zutrete und ihn gleichsam versiegele."

Niemand wird so leicht bei dem Worte von dem „roheren Druck" sich der Erinnerung an den leidigen Widerhall entschlagen können, welchen jahrhundertelange Sünden Österreichs in Italien hervorgerufen haben. So tief hat sich das Gefühl hiervon im italienischen Volksgemüt eingebohrt, daß nicht am wenigsten auch von dieser Seite der deutschen Forschung entgegengewirkt wurde, die ihrerseits „aus den Tiefen eines urverwandten Gemütes her heimlich dazu erleuchtet ward, das Wesen des Mittelalters, das in Staat und Gesellschaft, in Recht und Sitte so durch und durch germanisch ist, zu offenbaren"[5]).

Es verlohnt wohl, den Verlauf dieses so bedeutsamen geistigen Feldzuges, in welchem uns übrigens von französischer Seite mannigfach sekundiert worden ist, durch seine Hauptstadien zu verfolgen. Verhältnismäßig am leichtesten hatten es unsere Historiker für das Negative, für den Nachweis der Ausgestorbenheit Italiens und der Ausgelebtheit der Italiker zur Zeit der germanischen Invasion. Im Grunde läßt ja schon die antike Literatur nicht den leisesten Zweifel, daß die Germanen ein völliges Vakuum ausfüllten, ein völlig Verrottetes und Abgestorbenes durch neues Leben ersetzten. Es galt daher nur, dafür zu sorgen, daß jene allzulange verklunge-

---

[3]) Savigny, „Gesch. d. röm. Rechts im Mittelalter", Bd. I², S. 17. Über Muratoris Bedeutung im allgemeinen, Dove „Ausgewählte kleine Schriftchen", S. 341—353. Über die Antiquitates im besonderen S. 347 ff.

[4]) „Kleinere Schriften", Bd. I, 1864, S. 77.

[5]) Dove a. a. O. S. 348.

nen Stimmen wieder gehört wurden[6]). Dann mußte sich bei der vollständigen sexuellen Erschöpfung der letzten Römer und der Zeugungsfrische der Germanen aus dem Blick auf das mittelalterliche Italien die Tatsache wie das Bild von dessen Wiedergeburt von selbst ergeben, und von da bis zu dem Nachweis der Umwandlung des geistigen Wesens wie des Charakters seiner Bewohner war alsdann nur noch ein Schritt.

Nichts verfehlter als die Versuche, die germanische Einwanderung auch nur quantitativ herabsetzen zu wollen, gegen welche schon deren qualitative Rückwirkungen allzu laut sprechen würden. In einem unglücklichen Bilde hat Taine[7]) sie einem Winterschnee vergleichen wollen, der bald wieder weggeschmolzen sei. Nein, in jenen furchtbaren Völkerwintern ist vielmehr die Saat des Germanentums, wie in alle romanischen Gefilde, so nicht am wenigsten in die an Vergangenheit so reichen, an Zukunft reicheren Ebenen der Lombardei und weiter südwärts tief eingesenkt worden, um dort die schönsten Blüten, die köstlichsten Früchte jener Länder und Völker — germanische Pflänzlinge in romanischer Erde — vorzubereiten. Wenn im Laufe der Jahrhunderte das germanische Blut versiegte, ist dies nur darauf zurückzuführen, daß kein Nachschub mehr erfolgte, daß — um im Bilde zu bleiben — der Acker nicht mehr neu bestellt wurde[8]).

Weit berechtigter erscheint dagegen der Hinweis auf das reichliche keltische Blut, das vor dem germanischen lange Zeit in Oberitalien eingeströmt ist und stark genug gewesen sein muß, um für die Ausbildung des dortigen Volkscharakters ernstlich und dauernd mit in Betracht zu kommen. Mögen französische Denker wie Michelet und Boisjoslin auch zu weit gehen, wenn sie Norditalien überhaupt den Germanen zu Gunsten der Kelten streitig machen wollen, gewiß ist, daß diese letzteren wesentlich bei der Ansammlung jenes Vorrates körperlicher und geistiger Kräfte mitgewirkt haben, welche den vereinigten nordischen Elementen den Vorrang und die entscheidende Rolle in der italienischen Geschichte sichern sollten[9]). Es ist hier wohl auch der Ort, an die enge Verwandtschaft der Kelten mit den Italikern, überhaupt an deren in unserem zweiten Bande hervorgehobene Mittlerstellung

---

[6]) Die Hauptstellen finden sich in den Briefen der Kirchenväter. So Ambrosius Epist. 39 (in Muratoris Antichità Italiane T. I. dissert. 21. p. 354) über den Ruin der einst volkreichen Gegend, in der die blühenden Städte Bologna, Modena, Reggio und Piacenza lagen. Gelasius Epist. ad Andromachum (in Baronii Annal. Eccles. a. D. 496 Nr. 36): „Aemilia, Tuscia ceteraeque provinciae in quibus hominum prope nullus exsistit.“ Vgl. hierzu von Neueren Chateaubriand „Etudes“ p. 517—524 (mit Quellen) und Guizot, „Essais sur l'histoire de France“, 4e Edit. Paris 1836, p. 1, 2, 4, 41. Für Rom im besonderen hat das so gut wie gänzliche Verschwinden des alten Blutes an der Hand Prokops vornehmlich Gregorovius dargetan: „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, Bd. I[5], S. 213, 431, 441 ff., 450 ff., 471.

[7]) Philosophie de l'art“ T. I, p. 127. Ebenda p. 77 eine äußerst rückständige Schilderung der „Barbaren“.

[8]) Über das Schicksal der Nordländer im Süden Penka, „Die Herkunft der Arier“, S. 95—114. (Italien insbesondere S. 106 ff.)

[9]) Much, „Die Heimath der Indogermanen“, S. 261.

zu erinnern, welche in jedem Falle einer anthropologischen Annäherung der Bevölkerungen diesseits und jenseits der Alpen auf indogermanischer Basis stark mit vorgearbeitet hat[10])

Für die hier festzustellende, in der Uranlage gegebene Verwandtschaft gibt es vielleicht keinen sprechenderen Beweis als die tiefen seelischen Eindrücke, welche eine Reihe von regsamen und bedeutenden Deutschen in den Bildergalerien, ja selbst in gewissen Zirkeln der lebenden Bewohner Oberitaliens davongetragen haben. Lange bevor die Woltmannsche These in die Öffentlichkeit drang, welche ihnen den Schlüssel zu jenem Erlebnis brachte, war es ihnen intuitiv aufgegangen, daß hier noch Blut von unserem Blute fortleben müsse, und sie fanden für ihr Staunen über das Vorwiegen germanischer Typen in den Gemälden italienischer Meister keine andere Erklärung, als daß entweder jene ihre Modelle in Deutschland gefunden haben mußten, oder, da dies doch nicht denkbar, daß die germanische Rasse sich über ein Jahrtausend in Italien lebensfähig erhalten habe. Es verlohnt nicht, literarische Zeugnisse hierfür beizubringen, oder genüge doch, den einen zu nennen, der sich zu dieser Auffassung bekannt hat: Franz Xaver Kraus, ein Italienkenner, wie wir damals keinen zweiten besaßen, ja, der in Italien eine zweite Heimat gefunden hatte und doch mit ganzer Seele an seiner deutschen hing. Auch der Verfasser darf von sich sagen, daß ihm beim ersten Durchwandern lombardischer und florentinischer Gemäldegalerien, lange bevor er sich noch mit seinem großen Rassenthema trug, das, was ihm heute als dessen eigentlicher Kern erscheint, sich erschlossen hat, und daß es wie eine Befreiung auf ihn wirkte, das, was damals rein instinktiv, fast tumultuarisch auf ihn eingedrungen war, später in Woltmanns Darstellung so methodisch und besonnen erklärt, so bis ins einzelnste ausgeführt zu finden.

Bis dies möglich wurde, war freilich noch ein weiter Weg zurückzulegen. Aber die deutsche Wissenschaft ist auch in diesem Falle hinter dem deutschen Fühlen nicht zurückgeblieben. Haben auch unbegreiflicherweise unsere beiden größten Historiker des alten Rom im Punkte der umgestaltenden Wirksamkeit des germanischen Blutes versagt, so haben die des neueren das reichlich wieder eingebracht. Welch eine Fülle tiefer Einblicke in das mittelalterlich-germanische Italien hat uns allein Gregorovius in seinem gewaltigen Werke eröffnet! Die gänzliche Veränderung des Charakters der Italiener, denen von den Langobarden jetzt an Stelle der früheren gehorsamen Unterwürfigkeit eine „vor nichts erschreckende Freiheit" zuströmte, hat Heinrich Leo[11]) ins Licht gesetzt. Pott[12]) faßt diesen Wandel mit epigrammatischer Kürze in die Worte zusammen: „Der heutige

[10]) Für eine starke Einwanderung keltischen Blutes spricht unter anderem auch die Tatsache, daß die oberitalienischen Dialekte in manchen Punkten den französischen näher verwandt sind als den eigentlichen italienischen: H. Hirt, „Die Indogermanen", Bd. I, S. 19.

[11]) „Geschichte der italienischen Staaten", Bd. I, S. 165 ff.

[12]) „Die Ungleichheit menschlicher Rassen", S. 132.

Italiener entfernt sich vom ehemaligen Römer vielleicht in demselben Maße, als er den Griechen sich nähert." Daß es aber das dem Germanen Verwandte im Griechen ist, auf das hier abgezielt wird, lehrt keiner eindringlicher als Karl Hegel, der namentlich in seinem Hauptwerke, der „Geschichte der Städteverfassung von Italien", unermüdlich für das germanische Blut durch den Nachweis von dessen Vertretung und Wirksamkeit in Staat, Recht und Gemeinde Italiens eingetreten ist. Die ungeheure Erweiterung des Horizontes in Bezug auf Seefahrt, Erdkunde und Entdeckungen, in welchen Dingen die Römer unter den alten Völkern die letzten gewesen waren, und die Italiener unter denen des späteren Mittelalters die ersten wurden[13]), könnte man den Germanen als ihr stolzestes Plus buchen, wenn nicht, was diese den Ersteren zu ihrem rein geistigen, insbesondere künstlerischen Besitz hinzu-, richtiger: was sie ihnen an Stelle des Alten gebracht haben, fast noch gewaltiger dastände. Daß es sich bei römisch-italischer und germanisch-italienischer Kunst in der Tat um zwei völlig verschiedene Erscheinungen handelt, daß vieles, ja das meiste von der letzteren im alten Italien einfach nicht denkbar gewesen wäre, daß Dichtung, Bildkunst und Musik der Italiener uns gegen das alte Rom eine ganz neue Seele, ein ganz anderes Innere spiegeln, wird kein Kundiger heute mehr bezweifeln. Die Kunst Roms hat uns ein berufener Kenner als ein Konglomerat aus etruskischen, hellenischen und orientalischen Elementen charakterisiert[14]). Ihr steht gegenüber die eigenschöpferisch-produktive, sie so unendlich überragende des germanischen Italiens, die nur auf dieser Basis zur Nebenbuhlerin der griechischen, zu einer Weltkunst sich auswachsen konnte und deren germanischer Grundcharakter sich namentlich dem historisch zu Werke gehenden Betrachter unwiderleglich offenbart[15]). Und noch klaffender erscheint der Abstand, um nicht zu sagen der Widerstreit, von römischer und italienischer Musik — erstere eine dürftige Staffagekunst, ein willfähriges Werkzeug der Genußsucht, letztere eine Höchstleistung, welche der Musik fast den Vorrang vor den Schwesterkünsten errungen hat[16]).

Wenn wir alles hier Aufgezählte uns zusammenfassend vor Augen führen, steht etwa das Bild vor uns, wie es Woltmann von Italien und seiner Renaissance gezeichnet hat. Er sah die kulturschöpferischen und geschichtsbildenden Kräfte, welche einst in den Etruskern und Italikern lebendig gewesen waren, durch eine neue, diesen anscheinend noch überlegene

[13]) Man vgl. die hierauf bezügliche Parallele bei Hehn, „Kulturpflanzen und Haustiere", 6. Aufl., S. 476.

[14]) Ernst Große, „Kunstwissenschaftliche Studien", S. 148.

[15]) Treffend ist von gewissen Erzeugnissen der altmailändischen und altflorentiner Schulen gesagt worden, daß sie geradezu urdeutsch (im Sinne und Geiste unserer eigenen alten Malerschulen) anmuteten.

[16]) Über die römische Musik Ambros, „Geschichte der Musik", Bd. I^2, S. 517 ff., 524 ff., 527 ff. Daß die eigentliche Heimat der neueren Musik in den Niederlanden zu suchen, und diese von dort aus auch nach Italien gebracht worden sei, erhärtet derselbe, Bd. II, S. 398 ff., 402 ff., 485, 498, 500. Ob und inwieweit dinarisches Blut für die Abschätzung der italienischen Musik in Betracht kommt, wie man neuerdings will, wage ich nicht zu bestimmen.

Nordlandrasse nicht nur wiederbelebt, sondern selbst noch gesteigert. An geistiger Bedeutung war Italien, dank der in seinen Boden gesenkten germanischen Edelfrucht, erst jetzt zum ersten Lande der Welt aufgestiegen, seine Heroen, wie zuerst Dante der staunenden Welt kundtat, an Größe unermeßlich gewachsen. Es galt jetzt noch, die Physiognomie dieses so ganz neuen Italien bis in ihre einzelnen Züge hinein als das, was sie im letzten Grunde war, als eine germanische, aufzuweisen und zu deuten.

Die Leistung Woltmanns ist als Ganzes durchaus als eine Sehertat zu werten. Wie mit einem Schlage war ihm die neue Wahrheit aufgegangen, sein Blick in ihre letzten Gründe eingedrungen. Aber er war nicht nur ein Seher, er war zugleich ein echter Mann der Wissenschaft. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen, mit liebevollster Sorgfalt hat er den nicht endenden Kleinkram eines Induktivbeweises auf sich genommen, der, in wenigen Einzelheiten vielleicht anfechtbar, in der Hauptsache doch den Charakter sinnfälligster Wahrheit trug. In dieser Vereinigung beider Eigenschaften hatte der Germane aus Woltmann gesprochen, aus innerstem Müssen gesprochen, und was irgend bei uns noch als Germane sich fühlte, ist denn auch hinter ihn getreten. Das konnte gar nicht anders sein. Aber ebenso naturnotwendig ergab sich auf der anderen Seite, jenseits der Alpen, die Gegenparole: Rom! Ein Wahn, wie uns scheinen will, denen das Woltmannsche Italien eine Wahrheit bedeutet. Und doch sehen wir, wie jener Wahn den modernen Italiener mit jedem Tage mehr berückt, wie er ihm eine Wahrheit scheint, und wie er vielmehr uns mit unserer Germanenthese dem Wahne verfallen glaubt. Wir haben hier ein allerdeutlichstes Beispiel dafür, wie sehr die Entsprechung von Rasse und Volkstum ihre Grenzen hat. Die erstere wird sich gar oft mit Siegen in der Idee begnügen müssen, dem letzteren gehören die Siege der Wirklichkeit. Der Glaube des Italieners an Rom ist, wenn nicht seinem Volkstum entstiegen, doch zutiefst in dasselbe eingedrungen, und da der Gewaltige, welcher zurzeit die Geschicke Italiens mit kaum je dagewesener Unumschränktheit leitet, dort die Geister und Gemüter auch wieder so ganz unbedingt romwärts lenkt, wiewohl gerade er germanischem Geiste ungemein viel entnommen hat, so dürfte kaum darauf zu rechnen sein, daß selbst in der solchermaßen durch die Volksstimmung mitbeeinflußten Wissenschaft je noch ein ernstlicher Wandel einträte, wie er sich etwa zur Zeit des risorgimento und der daraus erwachsenen Bismarckschen Politik erhoffen ließ. Der Weltkrieg hat nicht nur in der Politik dem Germanentum eine schwere Niederlage bereitet.

Wesentlich anders liegen oder lagen doch lange Zeit die Dinge in Frankreich, dank dem Umstande, daß in diesem Lande einstens — wie schon sein Name bekundet — eine noch viel gründlichere und intensivere Germanisierung erfolgt war, als in den übrigen romanischen Ländern. Der Satz, daß man sich das ältere (mittelalterliche) Frankreich gar nicht germanisch genug vorstellen könne, von uns in den früheren Teilen dieses Werkes vertreten, ist in einer Besprechung desselben in der „Historischen Zeitschrift" angefochten worden. Dies und die offenkundige Rückwirkung des darin gekenn-

zeichneten Tatbestandes auf die französische Rassenwissenschaft veranlaßt uns, ihn hier noch ausführlicher zu begründen. Wir müssen dafür zunächst versuchen, in den Charakter des französischen Volkes auf dem Rassenwege etwas tiefer einzudringen, als mit den landläufigen Maßstäben möglich ist.

Vorab sei bemerkt, daß sehr zu Unrecht diese Maßstäbe gemeinhin auf das ganze Volk als eine vermeintlich einheitliche Größe angewandt werden. Wenn irgendeines der europäischen Völker, zerfällt vielmehr das französische in verschiedene äußerst heterogene, fast gegensätzliche Bestandteile, entsprechend seiner rassischen Zusammensetzung. Vor vielen Jahren schon warnte einer der hervorragendsten französischen Publizisten und Staatsmänner den Verfasser, sein Land und Volk nicht nach dessen Politik und öffentlichem Leben zu beurteilen. Geistige Strömungen, in denen sich die wertvollsten Elemente derselben bärgen, seien vielmehr im wesentlichen außerhalb jenes Lebens zu suchen. Dem entspricht unter anderem die Erfahrung, die jeder von uns machen kann, daß, was Frankreich von altem Adel noch geblieben, jener unscheinbar gewordene Provinzialadel, dem unter anderem noch ein Kenner wie Karl Hillebrand ein so glänzendes Zeugnis ausstellte, nach außen so gut wie gar nicht mehr hervortritt. Es ist nun aber klar, daß die Gruppen, welche d i e s e s Frankreich vertraten, einstmals ganz anders stark dagestanden haben als heute, und daß auf sie begründete oder doch unter gebührender Berücksichtigung ihrer gefällte Urteile grundverschieden von den stereotyp gewordenen ausfallen mußten, in denen die Caesar nachgesprochene levitas die Hauptrolle spielte. Zwei solche von besonders hochstehenden Männern mögen hier angeführt werden, das des B o d i n u s[17]), der gegen Caesar, Tacitus und Trebellius ausführt, daß jene levitas vielmehr eine animi ad res agendas alacritas sei. Das warme Loblied eines so ernsten und tiefen Denkers wie Bodin fällt nicht wenig ins Gewicht, und nicht minder das von ihm angeführte eines so genauen Kenners französischen Wesens wie Julius S c a l i g e r[18]): „Gallos video ad omnia momenta vel eventuum vel disciplinarum promptos, paratos, versatiles . . . qui animorum vigor igneus maturaque celeritas nulli alii nationi data est a natura. Quocunque incubuere, felicissime sese dant, ocissime proficiunt," was dann im folgenden für die verschiedensten Gebiete belegt wird und noch nach einer von Scaliger nicht mit angeführten Seite ergänzt werden kann, daß nämlich die Franzosen in ihrer guten Zeit auch vortreffliche Kolonisten gewesen sind[19]). Dem Nüchtern-Praktischen, das ihnen vom Römertum her vererbt war, sehen wir so überall eine germanische Tatkraft gesellt, der auch ein idealer Zug nicht ganz fehlte; auf diesen dürfte die leichte Enthusiasmierungsfähigkeit auch für höhere Dinge zurückzuführen sein, die der Franzose an sich mit dem Deutschen gemein hat, die aber bei diesem

[17]) „De republ." Edit. 4, 1601, p. 812 seq.

[18]) Ebenda p. 812.

[19]) Das muß auch G o b i n e a u, sonst ein so harter Beurteiler seiner Landsleute, zugeben: „Correspondant" 1872, p. 227 ss, 230 ss. Vgl. hierzu auch v. S c h ö n b e r g, „Handbuch der politischen Ökonomie", Bd. II, 2[4], S. 522 ff.

einen ernst-stetigen, bei jenem infolge des Dazwischentretens des keltischen Elementes einen leidenschaftlich-fluktuierenden Charakter erhält.

Es erhellt ja nun überhaupt, daß alles hier Beigebrachte mehr oder minder auf das hinausläuft, was den Franzosen uns annähert, das Germanische, während nun wieder andere Eigenschaften sehr ungermanischer, ja antigermanischer Art ihn uns ferner rücken und offenbar äußerst fremdartigen Volksteilen zu verdanken sind: so jener Geist der Unruhe, den Gobineau als „instinct révolutionnaire" bezeichnete, und vor allem jene heiße Leidenschaft, jener wilde Blutdurst, bis zur Entmenschung, mit welchem er seine Bürgerkriege und Parteikämpfe ausgefochten hat.

Es wäre verfänglich, diese rassische Analyse des französischen Volkscharakters über allgemeine Andeutungen hinaus ins einzelne weiterzuführen. Es ist aber unmöglich, französische Verhältnisse überhaupt zu erörtern, ohne die rassische Zerklüftung zu berücksichtigen, welche in der Geschichte Frankreichs auf Schritt und Tritt als mitbestimmend zu denken ist, und welche man für gewöhnlich unter dem Gegensatz des Nord- und Südfranzosen zu fassen pflegt. In der Tat sind damit auch die Rassenunterschiede insofern zutreffend charakterisiert, als im Norden ganz vorwiegend das germanische und daneben (in der Bretagne) das keltische Element vertreten ist, während im Süden die allerverschiedensten Nationalitäten (außer „Römern" Iberer, Griechen, Phönizier, Sarazenen) sich vermischt haben; aber vollständig ist damit das Rassenbild Frankreichs noch keineswegs wiedergegeben, da die zweierlei Kelten, die mehr nordischen älteren und die mit Mittelländern und Alpinen gemischten jüngeren, allerwärts mitsprechen, die Alpinen zudem neuerdings den gesamten Rassenbestand wesentlich verschoben haben. Aber immerhin, die Haupterscheinungen des geschichtlichen Prozesses sind aus jener zusammenfassenden Abkürzung genügend zu erklären, und ist denn so mit Recht gesagt worden, daß im Norden, dessen Überlegenheit nie bestritten worden, die allgemeinen Formen des Geistes, die vorherrschende Tendenz der Politik, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ihren Sitz gehabt, auch die großen richtunggebenden Gestalten der Literatur und Kunst, die intellektuellen Gesetzgeber der Nation, dort gewurzelt haben, während der Süden im Laufe der Zeit in Geschmack, Sitte und Gesinnungen mehr und mehr das Übergewicht erlangte[20]). Ein eigentlicher Ausgleich aber ist zwischen den widerstreitenden Elementen nie, wenigstens nie vollständig zustande gekommen, ein Dualismus hat sich immer wieder bemerkbar gemacht, der in den Hauptphasen der französischen Geschichte in einem gewissen Zwiespalt der Grundsätze, in einem Schwanken zwischen protestantischen und katholischen Mächten, germanischen und keltoromanischen, freien und despotischen Elementen, zwischen Religion und Freigeisterei, Aberglauben und Unglauben, Roheit und Überbildung, Zurückbleiben und Voreilen, romanischer Stagnation und germanischer Regsam-

[20]) Eduard Arnd, „Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes", Bd. II, S. 103—108.

keit zutage tritt[21]). Als der große Bändiger dieser Gegensätze, als sie überbrückende Macht hat sich einzig die vielberühmte Zentralisation erwiesen, welcher ein Jahrtausend lang alles zugestrebt hat, bis endlich die Revolution und Napoleon sie vollendeten[22]).

Wie wenig übrigens die Rätsel, die den Rassenforscher allerwärts umstarren, gerade im französischen Rassenleben fehlen, wie schwer es manchmal ist, gewisse Gruppen rassisch zu fassen und gewisse geschichtliche Ereignisse von dieser Seite zu ergründen, dafür möchte ich dem Leser als ein besonders merkwürdiges und lehrreiches Beispiel die Albigenserkriege anführen. Wir sind in Deutschland, wie im 11. Kapitel des zweiten Bandes an einigen Stimmen nachgewiesen, gewohnt, diese, und insonderheit den Kreuzzug Simons von Montfort, ausschließlich im Lichte eines gegen die germanischen Elemente Südfrankreichs gerichteten Unternehmens zu erblicken. In der Tat haben wir ja auch in den Albigensern und Waldensern Vorläufer der Reformation zu erkennen, was allein schon auf ihren germanischen Charakter deuten würde; und wie stark damals das germanische Element im Süden Frankreichs noch gewesen sein muß, dafür spricht unter anderem auch der Widerhall, den der Kampf der Welfen und Gibellinen in Deutschland und Italien in der Troubadourdichtung jener Gegenden fand: die Gibellinischen Troubadours waren weitaus in der Mehrzahl, und noch im Kampfe Karls von Anjou mit den letzten Hohenstaufen nahmen die Provenzalen leidenschaftlich Partei für letztere (Ampère, „Histoire de la formation de la langue française". 3me Edit. p. XXIX). Daß dennoch in jenen Kämpfen gegen die Albigenser die Kräfte nicht einseitig rassisch verteilt gewesen sein können, daß sie zum mindesten in ihrem Verlauf die Eindeutigkeit verloren, wenn nicht gar den Charakter gewechselt haben müssen, geht daraus hervor, daß die französische Forschung, und zwar anscheinend ziemlich einmütig, sie vielmehr als einen Kampf des französischen Nordens gegen den Süden auffaßte. So Ampère an der genannten Stelle: „la croisade contre les Albigeois fut en réalité la lutte du nord et du midi de la France", und Guizot „Histoire de la civilisation en Europe" p. 281 ss.: „La guerre éclata entre la France féodale et la France municipale" . . . „La croisade contre les Albigeois, ce fut la lutte de la féodalité du nord contre la tentative d'organisation démocratique du midi." Könnte man nun hiernach allenfalls noch der Meinung sein, daß in diesem Falle germanische Institutionen und germanisches Blut sich nicht entsprochen haben, so läßt nun aber Broca („Recherches sur l'ethnologie de la France", p. 32) gerade über die anthropologische Seite keinerlei Zweifel, indem er von dem Albigenserkreuzzuge Simons von Montfort geradezu sagt: „Elle fut comme le dernier chapitre de l'invasion des Barbares." Allerdings versteht er unter den letzteren diesmal nicht, mindestens nicht vorwiegend, Germanen, fährt vielmehr a. a. O., nachdem er

[21]) Gervinus, „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", Seite 100 f., 139, 177 ff.

[22]) Gustave Le Bon, „Psychologie des foules", p. 77 ss.

geschildert, wie eine Menge Nordfranzosen sich damals nach Austilgung der Bewohner im Süden niedergelassen habe, also fort: „Le mélange de races qui suivit la croisade albigeoise s'effectua presque exclusivement entre les kimris vainqueurs et les Celtes vaincus", faßt also mindestens Germanen und Altkelten gemeinsam.

So viel des Unausgeglichenen nun aber die französische Welt bieten mag, immer wieder ist innerhalb derselben ein beherrschendes Element derart hervorgetreten, daß es dem Gesamtcharakter des Volkes das entscheidende Gepräge zu geben und eben diesem Volke damit zugleich zu wiederholten Malen einen unbestrittenen Vorrang innerhalb der europäischen Völkergemeinschaft zu verleihen vermochte. Die stolzen Ausrufe der großen französischen Historiker, Guizots, daß „es fast keine große Idee, kein großes Kulturprinzip gebe, das nicht, um sich allerwärts auszubreiten, erst durch Frankreich, als das Zentrum und den Herd der europäischen Zivilisation, seinen Weg genommen habe", Michelets, der von seinem ruhmreichen Vaterlande als „dem Piloten des Menschheitsschiffes" redet, Henri Martins, der es als „das Herz Europas und der Welt" preist, wird man dann weniger hyperbolisch finden, wenn man an anderen Stellen diesen Vorrang auf bestimmte Epochen — meist zwei, seltener drei — begrenzt sieht[23]).

Hier, im Mittelalter, im Zeitalter Ludwigs XIV. und vielleicht noch im Jahrhundert der Aufklärung ist allerdings der überragende Einfluß Frankreichs derart augenscheinlich, daß auch ein Ranke, als Wortführer der deutschen Historik, nur das bestätigende Siegel unter alle jene Aussagen setzen konnte[24]).

Und nun fragen wir: welches war das durchschlagende Element, das solches bewirkt hat? und beantworten die Frage dahin, daß es nur das germanische gewesen sein kann, das am stärksten und fast ohne Rivalen in seiner Vollkraft, im Mittelalter, durch zunehmende Einbußen und Beimischungen vermindert in den späteren Jahrhunderten sich kundgetan hat. Nie hätte das keltoromanische Gallien das vermocht, was das germanische Frankreich, dank einer Fügung, die gerade ihm beste Germanen — Goten, Burgunder, Franken, Normannen — in Fülle zuführte, vermocht hat[25]).

---

[23]) Guizot, „Histoire de la civilisation en Europe", p. 4, 5. Michelet, „Introduction à l'histoire universelle", Vorrede. Henri Martin, „De la France etc." p. 40. Mignet, „Études historiques", p. 256 ss., 428 ss. Ampère, „Revue des deux Mondes", Série II, T. 1, p. 33.

[24]) In der Vorrede zu seiner „Französischen Geschichte", S. IV, V: „Unter den neueren Völkern hat keines einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt als das französische . . . Dann und wann sind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geschichte von Frankreich durch die Bedeutung dessen, was sich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die sich daran knüpfte, an und für sich einen universalhistorischen Charakter gewonnen hat."

[25]) Es muß erlaubt sein, unter diesen französischen Germanen die früheren (nordischen) Kelten, welche die Franzosen kymri nennen, und welche wir der Kürze halber als Altkelten bezeichnen wollen, mit einzubegreifen. Daß sie von den ersteren gar nicht zu trennen sind, hat namentlich Mortillet unwiderleglich dargetan.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die kulturelle Überlegenheit Frankreichs in der Jugendepoche, eben im Mittelalter, am unmittelbarsten zutage treten mußte, daher auch am leichtesten nachweisbar ist. Damals vor allem war es, wo, nach Renans Wort, „gewisse germanische Pflanzen — er nennt unter anderen die mittelalterlichen Heldengesänge, die scholastische Philosophie und die gotische Baukunst — in Frankreich besser als in ihrem heimischen Boden gediehen"[26]), damals erhoben die Kreuzzüge Frankreich zur führenden Nation des Abendlandes in allen, auch künstlerischen und literarischen Dingen, war die französische Sprache Weltsprache, die französische Literatur Weltliteratur. Die feurigen Männer der normannischen und flandrischen Ritterschaft haben durch ihre Waffentaten, die gesta Dei per Francos, den Ruhm dieses großen Geschlechtes durch alle Lande getragen, indes ihre Blutsbrüder daheim, welche schon die fränkische Kirche über alle anderen erhöht hatten, durch die Schaffung der gallikanischen dieses ihr Werk krönten, zudem dem Mittelalter die erste Universität, und in ihr das Vorbild aller ähnlichen Schöpfungen, schenkten. Was will es für uns allein besagen, daß die großen Werkstätten der Literatur, die deutschen Universitäten, mehr oder minder alle Kolonien, landsmannschaftliche Abzweigungen der Pariser waren, die älteren unmittelbar, die späteren mittelbar von ihr ausgegangen[27]). Und das kann uns nicht wundernehmen, wenn wir hören, wes Blutes die Männer waren, welche sich damals an jener ihr Wissen holten: „nation de France, de Picardie, de Normandie, de Germanie" hießen die vier „Nationen" oder „Provinzen" (entsprechend unseren „Landsmannschaften") der Studentenschaft an der Pariser Universität[28]).

Das Werden und Wachsen dieses germanischen Frankreich möge man sich nach der geistigen Seite etwa nach dem ersten Bande von Wattenbachs „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" veranschaulichen, wo man namentlich auch ersehen kann, wie sehr im Gallien des Römerreiches alle Studien dem wirklichen Leben entfremdet waren, wie alles Frischlebendige dem neuen Blute entwuchs. Hier und in ähnlichen Werken kann man sich am besten davon überzeugen, wie der stolze Bau des neueren Frankreich auf germanischen Fundamenten aufgeführt worden ist[29]), und was davon etwa noch zweifelhaft erscheinen konnte, wird durch die Einzelforschung mehr und mehr nach dieser Seite festgelegt. Von der Gotik bezweifelt wohl heute niemand mehr, daß sie in Nordfrankreich ihre Entstehung und dort und in Zentralfrankreich ihre erste größere Verbreitung

[26]) An David Friedrich Strauß in dessen „Kleinen Schriften", S. 318.

[27]) Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", Bd. I⁴, S. 161, der dies in der Anmerkung an den einzelnen nachweist.

[28]) A. Kirchhoff, „Nation und Nationalität", S. 8.

[29]) Hans Prutz, „Kulturgeschichte der Kreuzzüge", S. 6: „Eine ähnliche Rolle, wie sie zur Zeit des Hellenismus die Griechen gespielt hatten, fiel zur Zeit der Kreuzzüge den Franzosen zu", als der damaligen Vormacht des Germanentums, wie wir hinzusetzen dürfen. Belege hierfür im genannten Werke, S. 110 ff, 440 ff.

gefunden hat. Wenn sie, wie die verschwisterten Erscheinungen des französischen Rittertums und der machtvoll aufblühenden Wissenschaft, einen gewissen Charakter von Vermittlung trägt, nicht ganz ohne Verschmelzung mit romanischen Elementen ins Leben treten konnte, so spricht doch nicht weniger als alles — am lautesten ihre engstverwandte Fortbildung in den rein germanischen Gebieten der übrigen europäischen Länder — dafür, daß eben diese Verschmelzung zu einem organischen Ganzen, wie sie für die Gotik in der Vereinigung der Eigentümlichkeiten der Nord- und Südprovinzen, des normannischen und provenzalischen Baustiles vorliegt, eine originale Leistung der künstlerischen Kraft, die sich damals in dem durch und durch germanischen Nord- und Zentralfrankreich aufgespeichert fand, gewesen ist[30]).

Eine weitere, eine Zeitlang umstrittene Erscheinung des mittelalterlichen nationalen Lebens der Franzosen ist die Heldendichtung. Auch ihr wird jetzt allgemein der germanische Charakter zugesprochen, die chansons de geste sind germanische Heldenlieder in französischer Sprache. Keiner ist für deren deutschen Ursprung eifriger und erfolgreicher eingetreten als Léon Gautier in seinem vierbändigen prächtigen preisgekrönten Werke „Les épopées françaises" (2m Edit. Paris 1878 ff.), der dann auch Gaston Paris zu dieser Auffassung bekehrte und zu der Erklärung mit fortriß, die französische Epik des Mittelalters sei dahin zu definieren, daß sie germanischen Geist in romanischer Form berge[31]). Die eminente Bedeutung der

[30]) Über die Gotik haben wir eingehender gehandelt im zweiten Bande, Seite 291 ff. Vgl. auch Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste", Bd. V², S. 28 ff., 223 ff.

[31]) L. Gautier a. a. O., T. I², p. 37. Die Gegenansicht wurde hauptsächlich durch Paul Meyer („Recherches sur l'épopée française", p. 57 ss.) vertreten. Da die Darlegungen Gautiers über das engere Gebiet der Epik hinaus für die ganze uns hier beschäftigende Frage typische Bedeutung besitzen, mögen die Hauptsätze hier folgen: „C'est l'influence des Germains qui fut à la fois la plus profonde et la plus vive . . . Si les Germains n'étaient pas venus un jour se mêler à la race Gallo-Romaine, notre grand mouvement épique ne se serait pas produit . . . La langue et le style barbare ont disparu de nos chants nationaux; mais l'esprit germanique y a persisté . . . Les Germains étaient une race poétique, un peuple chanteur. Ils communiquèrent aux futurs auteurs de nos épopées leur amour pour la poésiè populaire, leurs moeurs primitives, leurs idées militaires, leur vigueur. leur jeunesse, leur esprit . . . L'épopée française ne doit aux Celtes que quelques traits du caractère de ses héros. Nos chansons de geste n'ont rien de celtique . . . L'épopée française ne doit aux Romains que sa langue et quelques souvenirs historiques . . . On ne voit, dans nos chansons de geste, que bien peu d'idées et de physionomies romaines . . . L'idée de la guerre, l'idée du gouvernement et du droit, le type de la femme, la notion de Dieu, ces idées sont de physionomie germanique . . . Notre épopée est contenue en germe dans les quelques lignes du Prologue de la Loi salique . . . Les Germains pénétrèrent de leur esprit la poésie nouvelle. Sans eux cette statue eût été froide: ils soufflèrent dessus, et l'animèrent. La race barbare fut le Prométhée de cette statue." (A. a. O. T. I², p. 15 ss., 22 ss., 33 ss., 182 ss.) Daß die deutsche romanistische Forschung zu den gleichen Ergebnissen gelangt ist, braucht darnach kaum gesagt zu werden (vgl. Körting,

Rasse für die epische Dichtung, die Tatsache, daß Heldenpoesie am ersten den Zeiten der Rassenmischungen entsprieße, ist übrigens von keiner Seite verkannt worden, nur daß die einen (Gaston Paris, bei uns Lemcke) dies mehr auf das Moment der Verschmelzung, des Ineinanderaufgehens, die anderen (Paul Meyer) mehr auf das Gegensätzliche, das Aufeinanderstoßen zurückführen wollten. Dort war la fusion, hier le choc des peuples das Stichwort[32]). Die Germanen aber bleiben im einen wie im anderen Falle im Vordergrunde.

Auch das Banner der Wissenschaft hat Frankreich damals allen anderen Völkern vorangetragen. Im Frühmittelalter schon Sammel- und Ausgangspunkt geistiger Bildung, ist es auch, allenfalls von Italien abgesehen, das Land der frühesten, bis in die Zeit der Merovinger und Karolinger zurückreichenden Kathedral- und Klosterbibliotheken[33]). Um 1285 kennzeichnete Jordanus von Osnabrück die Verteilung der abendländischen Welt unter die großen Kulturvölker dahin, daß die Römer das Sàcerdotium, die Deutschen das Imperium, die Franzosen das Studium erhalten hätten[34]).

Es ist nicht Sache dieses Buches, zu zeigen, wie ehrenvoll die Franzosen dieses Studium auf den verschiedensten Gebieten auch dann noch vertreten haben, als inzwischen andere Kulturnationen sie in der Wissenschaft eingeholt, zeitweise wohl auch überholt hatten. Wir kommen vielmehr gleich zu dem Zweige, dessen Entwicklung zu verfolgen und aufzuweisen uns hier obliegt, und der allerdings auch für alles im Vorstehenden Ausgeführte besonders beweiskräftig ist, insofern der Primat Frankreichs, wenn irgendwo, gerade in der Rassenkunde in die Augen fällt.

Um Frankreich aktiv wie passiv genommen zum Vorlande der Rasse zu machen, haben Faktoren der Umwelt wie der Blutsverhältnisse seiner Bewohner in seltenem Maße zusammengewirkt. Die oft hervorgehobene Tatsache, daß dieses Land klimatisch und geographisch wie kein anderes Europas

---

„Encyklopädie", Teil III, S. 53 ff., 371 ff., 387 ff. Gröber in seinem „Grundriß der romanischen Philologie", Bd. II, 1, S. 439 ff., 729 ff, II, 2, S. 2, 390. Literatur Bd. II, 1, S. 447). Sie betont namentlich auch, daß erst durch die Einwirkung der Renaissancebildung das Französische, sehr zum Schaden seiner Literatur, dem Germanischen entfremdet und dem Latein innerlich wieder näher gebracht worden sei. Übrigens hatte auch schon Jakob Grimm in Briefen an A. v. Keller und Franz Pfeiffer sich begeistert über die französische Heldendichtung, insbesondere über Renaud de Montauban, geäußert und von diesem letzteren sogar geschrieben: „Hier ist wirklich mehr epischer Stil als in den Nibelungen!" (Uhland, „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. IV, S. 337.)

[32]) Gaston Paris, „Histoire poétique de Charlemagne", p. 3, 463. Paul Meyer in der „Bibliothèque de l'école des chartes", 1867, p. 325.

[33]) K. Dziatzko, im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", Bd. II, S. 795.

[34]) O. Lorenz, „Deutschlands Geschichtsquellen", Bd. II², S. 296. Harnack („Dogmengeschichte", Bd. III³, S. 7) bezeichnet dies als zutreffend und führt Frankreichs führende Stellung im Geistesleben näher aus. „Das studium in jedem Sinne des Wortes blieb den Franzosen." „Paris stand Jahrhunderte lang neben Rom, wie einst Alexandrien und Karthago neben Rom gestanden haben."

bevorzugt ist, hat sich nicht am wenigsten gerade nach dieser Seite ausgewirkt[35]). So ist die Rasse bei den Franzosen weit früher und gründlicher als bei uns heimisch geworden, da sehr bald eben auch die Historiker, die ja ungleich weiter hinauswirken als die im Durchschnitt doch mehr fachmäßigen Anthropologen, dem Begriff derselben ganz anders unbefangen gegenüberstanden als bei uns. Von dem Augenblicke an, da Amédée Thierry die geschichtlichen Rassen von naturwissenschaftlicher Seite überwiesen bekam, bestanden für sie die methodologischen Bedenken nicht mehr, welche es unseren deutschen Historikern so lange verwehrt haben, ihre Scheu vor Ein- und Übergriffen der Naturwissenschaften zugunsten der Rasse — als welche zwar in ihren Anfängen ein Stück Natur, im Verlauf aber ein Stück Geschichte bedeutet — abzulegen. Man verständigte sich alsbald dahin, unter Rassen einfach Völkergruppen, rassische Zusammensetzungen, Rassenkonstellationen — wenn der Ausdruck nicht zu kühn ist — zu verstehen, denen auch die Historiker willig die Tore öffneten. Der freiere Sprachgebrauch in Betreff des Wortes race, der hiermit Hand in Hand ging, ermöglichte es diesen, sich einer wirklich rassenmäßigen Betrachtung des Völkerlebens stark anzunähern, vor allem auch der irreführenden übermäßigen Bevorzugung der Sprache als Hebels für die Ergründung rassischer Zusammenhänge sich zu entschlagen. Sie überließen die nähere Analyse jener Gruppen ruhig den Anthropologen, sie wußten noch nichts von Dinariern und Alpinen, aber Iberer, Kelten und Germanen waren ihnen Wesenheiten, und mit diesen waren sie Rassen auf der Spur und haben, wie wir heute feststellen können, viel Wichtiges für deren Kenntnisse vorgearbeitet. Es bleibt Frankreichs dauernder Ruhm, daß die geschichtliche Rasse dort entdeckt und zuerst methodisch entwickelt und erklärt worden ist.

Aber es muß nochmals betont werden, daß dies nur durch die frühzeitig vorgenommene Anlehnung an die Naturwissenschaft möglich wurde[36]). Es ist erstaunlich, was dank dieser Verbindung von Naturwissenschaft, Anthropologie, Vorgeschichte und Geschichte, dank einer besonnenen Arbeitsteilung, die zugleich die fruchtbarste Arbeitsgemeinschaft in sich schloß, in Frankreich für die Rasse geschehen ist; und angesichts der Tatsache, daß die bedeutsame Umwälzung, die in der wissenschaftlichen Welt zugunsten des Rassengedankens, zugunsten seiner Anerkennung als eines der Hauptfaktoren auch aller geschichtlichen Betrachtung stattgefunden, ganz vorwiegend dort sich vollzogen hat, daß dort das Bahnbrechende nicht nur, lange

---

[35]) Ripley, „The races of Europe", p. 131, 516, führt dies näher aus und betont, daß Frankreich infolgedessen das anthropologisch interessanteste und besterkundete Land Europas sei.

[36]) Einen wie breiten Boden die Rasse sich in Frankreich schnell errungen hatte, dafür zeugt vielleicht nichts kräftiger, als daß schon in den dreißiger Jahren der Physiker und Mathematiker A. M. Ampère (Vater des Literarhistorikers) in seinem „Essai sur la philosophie des sciences", Paris 1834—1842, den Fragen der Rassen- und Völkerkunde, auch in ihrem Zusammenhange mit denen der Geschichte, und ganz besonders denen des Zweiges der „Ethnogenie", sorgsame Betrachtungen widmet. Vgl. bes. Part. 1. p. 254 ss., Part. 2, p. 83, 88, 109.

Zeit auch noch das Bedeutendste dafür geleistet worden ist, sieht man sich stark versucht, Richard Andrée recht zu geben, der gegen den Verfasser einmal kurzerhand äußerte, „die Franzosen seien genialer in diesen Dingen". Jedenfalls sind sie allen anderen voran gewesen, und die Grundlinien, die sie nach den verschiedensten Seiten gelegt, sind von der späteren Forschung in keiner Weise erschüttert worden. Wir können hier bei diesem kurzen Überblick nur das Bedeutsamste herausgreifen.

In Frankreich ist die erste systematische naturwissenschaftliche Entwicklungstheorie erschienen (Lamarck). Wie Name und Begriff der Rasse dort entstanden bzw. ausgebildet worden sind, so sind auch ihre Haupterscheinungen in der Natur-(Buffon) und Menschen- (Brüder Thierry) Geschichte daselbst zuerst durch methodische Beobachtung festgestellt worden, ist die erste Geschichtsphilosophie im Sinne des Rassengedankens von einem Franzosen geschrieben, die erste geschichtliche Rassentheorie von ihm ausgebildet worden (Gobineau). Jahrzehnte später hat Lapouge auf ganz eigenen Wegen seine Ideen sozusagen nochmals entdeckt, Le Bon Unvergleichliches für ihre Klärung und Präzisierung getan. Am allerwenigsten endlich darf hier Broca fehlen, der zuerst auf die Gemeinsamkeit in der Zusammensetzung der europäischen Völker hingewiesen und deren Hauptbestandteile nachgewiesen hat (dessen Schüler Topinard wir auch die erste gründliche Übersicht über die Geschichte der Anthropologie verdanken). Hierauf namentlich ist der schöne Zug von Solidarität jener Völker zurückzuführen, der sich gerade auf dem Felde der Rassenkunde mehrfach so erfreulich geltend gemacht hat. Wenn es sich überhaupt darum handelt, wie sehr die den Franzosen aufgegangene Erkenntnis auch den Nachbarvölkern zugute kommen mußte, braucht, als an das vielsagendste Beispiel, nur daran erinnert zu werden, daß erst Augustin Thierry recht eigentlich den Engländern ihre Rassengeschichte erschlossen, sozusagen ins Bewußtsein gerufen hat[37]).

Es konnte gar nicht anders sein, als daß die rassischen Gegensätze, welche wir oben gekennzeichnet haben, auch, und gerade, in dieser Wissenschaft gelegentlich widertönten. Aber ebenso undenkbar wäre es gewesen, daß die gewaltige Überlegenheit des germanischen Elementes,

---

[37]) Es erscheint nur als eine Pflicht der Gerechtigkeit und der Dankbarkeit, hier noch besonders jener beiden Zeitschriften der Pariser Société ethnologique, später Société d'anthropologie, zu gedenken, in welchen vor nun bald einem Jahrhundert gewissermaßen die Fundamente der neuen Wissenschaft gelegt worden sind. Sie sind in jeder Weise würdige Vorläufer der späteren aus der Blütezeit der Anthropologie. Die „Mémoires de la société ethnologique" eröffneten ihren ersten Jahrgang 1841 bezeichnenderweise mit einem Neudruck des 1829 erschienenen denkwürdigen Briefes W. F. Edwards' an Amédée Thierry, in welchem die Brücke von der Natur- zur Geschichtswissenschaft geschlagen wurde, und brachten dann in diesem und im nächsten Jahrgang noch wertvolle Beiträge zur Geschichte der Anthropologie. In den „Bulletins de la société d'anthropologie" trat sodann als deren Hauptvorkämpfer und bedeutendster Vertreter Broca auf den Plan, der darin zuerst seine zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchuungen in dem Sinn und Geist geführt hat, der sich bis heute behauptet.

welche wir namentlich für die ältere Epoche festgestellt haben, nicht ebenfalls darin zum Ausdruck und zur Geltung gekommen wäre. Wenn wir absehen von den Zeitläufen, in denen die Politik alles übertäubend auch in die Wissenschaft sich eindrängte, wie zur Zeit der Großen Revolution, da innerfranzösische Rassengegensätze, und nach den deutsch-französischen Kriegen, da außenpolitisch-nationale Gegensätze aufeinander prallten, ist die Behandlung der Germanenfrage, die nun einmal der Kern der modernen Rassenfrage ist und bleibt, in der französischen Wissenschaft — sehr anders jedenfalls als in Italien — eine nach Möglichkeit sachliche und besonnene gewesen. Dazu wirkte schon das mit, daß die Forscher der guten Zeit Kelten und Germanen gar nicht als so weit von einander abstehend betrachteten, daher auch die erklärten Keltenfreunde den Germanen doch immer gerecht zu werden vermochten. Unverhältnismäßig mehr aber noch wollte es besagen, daß ganz offenbar unter den Rassendenkern Frankreichs das germanische Blut selbst so stark vertreten ist. An dem Ausbau der französischen Wissenschaft hat von je der Adel einen hervorragenden Anteil gehabt, und nicht am wenigsten auf unserem Gebiete der Rassenkunde ist er dieser seiner Tradition treu geblieben. Courtet de l'Isle, Roget de Belloguet, Gobineau, Lapouge, Graf Leusse, H. de Tourville, alle gehören sie dem alten Adel an, und sie verraten dieses ihr Blut mehr oder minder deutlich durch ihre Stellung zum Germanentum. Klänge es nicht paradox, könnte man sagen: Das bloße Vorhandensein dieser Männer beweist die Richtigkeit ihrer Lehre, und jedenfalls ist das sicher, daß sie ein Fortleben germanischen Geistes in Frankreich verkörpern. Daß dieser, mit dem germanischen Blute, in stetem Rückgang begriffen, ja neuerdings unter dem Einfluß politischer Leidenschaften in Gefahr gebracht ist, völlig erdrückt zu werden, steht freilich ebenso fest, und so ist das Los der mannhaften Bekenner der Germanenlehre ein immer härteres, und schon für Gobineau, ebenso neuesterdings für Lapouge, ein wahres Martyrium geworden. Sie können von ihrer ebenso resignierten wie heroischen Wahrhaftigkeit nicht lassen, die sie doch mit den gehässigen Wahngebilden des Tagespatriotismus in unheilbaren Konflikt bringt. Um so näher werden sie aber dadurch den deutschen Mitforschern gebracht, da es den hochstehenden und erleuchteten Vertretern beider Völker, welche deren Wesen und Entwicklung metahistorisch — ein Ausdruck, den Eugen Kretzer sehr glücklich neben den uns geläufigeren „metaphysisch" gestellt hat — zu fassen vermögen, ein leichtes ist, über alle Divergenzen ihrer Geschichte hinweg in ihnen noch immer die wenn auch feindlichen Brüder zu erkennen. Aus diesem Fortwirken eines verwandten Elementes durch die Jahrhunderte erklärt sich die wurzelhaft weiterbestehende Gemeinsamkeit des Forschergeistes gerade da, wo es über alle heterogenen rassischen Einwirkungen und zeitlichen Begrenzungen hinweg dem Ernstesten, den Grund- und Dauerfragen der Rasse gilt. Waren auch die ersten wissenschaftlichen Taten der Edwards und Thierry, die eben jetzt ihre Jahrhundertfeier erleben, weniger bei uns beachtet worden, schon Broca hat doch stark zu uns herübergewirkt,

Gobineau ist nur durch und über Deutschland hochgekommen, und Lapouges Schaffen ist aufs engste mit dem Ammons verbunden. Der Verfasser, für den es seine Aufgaben mit sich brachten, daß er sich viele Jahre lang mit französischer Wissenschaft und Literatur kaum weniger als mit deutscher zu befassen hatte, bekennt gerne, daß er der ersteren nicht nur das gleiche Maß von Belehrung wie der heimischen verdankt, daß ihm auch das Gefühl eines ganz unmittelbaren und ungetrübten Zusammenarbeitens, sei es im persönlichen Verkehr mit den französischen Rassendenkern, sei es beim Lesen ihrer Werke, nie verlorengegangen ist. Und da dies bei keiner anderen Literatur in gleichem Maße der Fall gewesen, so steht es für ihn fest, daß es sich nicht anders erklären läßt, als daß ihm eben aus jenen der durch Zeit und Welt nicht zu brechende germanische Geist entgegengeweht habe.

Ein Ineinandergreifen französischer und deutscher Wissenschaft, das bald als unabhängiges Hand-in-Hand-Gehen, bald als Ergänzen und Vervollständigen sich äußert, vielfach auch zu einem völligen Einklange der Ergebnisse geführt hat, hat also gerade auf unserem Felde besonders ergiebig stattgefunden. Dem Guizot'schen passer par la France ist die Rasse am allerwenigsten entgangen, sie hat sogar in hervorragendem Maße zur Befruchtung des deutschen Geistes durch den französischen beigetragen, nicht minder aber auch dem ersteren Gelegenheit gegeben, dem französischen Lehngute beim Einmünden in unser Geistesleben mannigfache Vertiefung, mindestens Vergründlichung zuteil werden zu lassen. Namentlich ist der dem Deutschen eigene Hang zum Universalismus der Rassenkunde vielfach zugute gekommen, wenn es auch in der Natur der Sache lag, daß sie auf der anderen Seite auch mit dem nationalen Gedanken sich eng verschwisterte.

Im allgemeinen ist das Auftauchen und Inslebentreten der Rasse bei uns weit unscheinbarer als bei dem Nachbarvolke vor sich gegangen. Als die Wiege der Wissenschaft von der Rasse darf man in Deutschland füglich Göttingen bezeichnen. Dort haben Blumenbach, Meiners — später Heeren — und Schlözer, jeder auf seinem Gebiete — Blumenbach auf dem anthropologischen, Meiners auf dem der Geschichtsphilosophie und Völkerpsychologie, Schlözer auf dem rein historischen — den Grund zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis des Rassen- und Völkerlebens gelegt. Die Fortbildung ist dann aber bezeichnenderweise von ganz anderer Seite erfolgt. Zuerst hat sich unser größter Philosoph in bekannter tiefgründiger Weise der Rasse angenommen, dann hat diese sozusagen als Gast und vorübergehend in verschiedenen Wissenschaften Aufnahme gefunden, noch nicht aber auch nur in einer derselben irgendwelche methodische Aus- und Fortbildung erfahren, am wenigsten in der Geschichtschreibung, wo nur ganz wenige Einzelne, so die beiden Bonner Arndt und Loebell, ihr nahekamen, die große Mehrzahl unserer Historiker dagegen, unter Rankeschem Einfluß, ihr völlig fernblieb — das gerade entgegengesetzte Bild wie in Frankreich, wo umgekehrt die der Rasse abgewandten Historiker wie Thiers und Albert Sorel die Ausnahmen bildeten. Ein gründlicher

Umschwung ist eigentlich erst durch die durchschlagende Wirkung des Gobineauschen Werkes bei uns herbeigeführt worden, das nun mit einem Male der Rasse ein um so weiteres Feld eröffnete, als sich alsbald herausstellte, daß es sich in seiner rücksichtslosen Germanenfreundlichkeit, ja Germanenbegeisterung nach seinen Ergebnissen unter anderem auch gerade mit dem deckte, was wir als Kern der Forschungen der Rankeschen Schule bezeichnen dürfen. Gobineau steht in der Tat den deutschen Historikern vielfach ungleich näher als denen seiner Landsleute, bei denen ja neuerdings wieder mehr die Gegenströmungen sich geltend machen, und es würde ihm Genugtuung bereitet haben, zu sehen, wie als unbewußter Dank für die von jenseits des Rheines ergangenen Anregungen nun auch wieder reichliche Aufhellungen in französisches Rassenleben von unserer Seite gebracht worden sind. Ganz besonders gilt auch dies wieder, insoweit das Germanenproblem in Frage kommt. Das war schon damit gegeben, daß aus der Zeit des Frühmittelalters so Manches und Bedeutsames gemeinsamer Besitz war, daß vor allem die Franken im Grunde doch beide Völker angingen, ein Teil von ihnen beiden waren. So ist denn auch, wie wir sahen, das Thema der französischen Heldendichtung bei uns fast ebenso früh und reichlich so eifrig erörtert worden wie bei den Franzosen selbst, und — was das Bezeichnendste — die Geschichte wie die Grammatik des Altfranzösischen, dem sie selbst, im Banne der reaktionär-romanistischen Renaissanceweisheit, lange Zeit wie einem fremdartigen Barbarenidiom rat- und teilnahmslos gegenübergestanden hatten, hat erst deutscher Fleiß und deutsche Wissenschaft ihnen erschlossen[38]). Auch über das Wesen ihrer Germanen, die sie meist etwas summarisch, um nicht zu sagen schematisch behandelten, sind ihnen von deutscher Seite bedeutsame Lichter aufgesteckt worden. Den Gesichtspunkt der Qualität jener ihrer Germanen z. B., der doch für ihre rassische Einschätzung so wesentlich in Betracht kommt, haben sie mehr oder minder unbeachtet gelassen, in dem Maße, als sie sie eben nicht mehr als einen noch fortlebenden Teil ihres Volksleibes empfanden, sondern nur noch als Objekt historischer Betrachtung würdigten. Erst deutsche Gelehrte haben sie auf deren besondere Wertstufe aufmerksam gemacht[39]).

Welch reiches Leben sich im Anschluß an die durch Gobineau entfachte Bewegung, und unter lebhaftester Anteilnahme eines wertvollen Teiles der Nation, auf dem Rassenfelde bei uns entwickelt hat, gipfelnd wohl im Schaffen Woltmanns, ist in einem Überblick in unserem ersten Teile dargestellt worden und wird in den Einzelheiten in den späteren Kapiteln dieses letzten zu belegen sein. Hier möge nur, ähnlich wie es oben bei Frankreich geschehen, einzelner verdienstvoller Vorläufer namentlich aus der Zeitschrif-

[38]) Ampère, „Histoire de la formation de la langue française", 3me Edit. Avant-propos. Erst Ampère selbst hat, im Anschluß an Fr. Diez, hierin Wandel geschaffen.

[39]) Vgl. hierzu Kuhlenbeck, „Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik", S. 129. F. Dahn, „Die Germanen", S. 36 ff. und desselben „Könige der Germanen", Bd. VII 1, S. 64. J. Bahnsen, „Charakterologie", Bd. II, S. 341. (An letzteren beiden Stellen finden sich Charakteristiken der Franken im obigen Sinne.)

tenliteratur kurz rühmend gedacht werden. In erster Linie ist da Karl André e mit seinem „Globus" zu nennen, welcher in diesem seinem Organ jahrelang kräftig und konsequent den Rassenstandpunkt ganz im Sinne und Geiste Gobineaus vertreten hat, als dieser noch weit entfernt war, von einer Vielheit oder gar einer Mehrheit geteilt zu werden. Auch nachdem Andrée selbst, der in den früheren Jahrgängen sich des öfteren hatte vernehmen lassen, zurückgetreten, ist der Globus immer ein Arsenal der Anthropologie und Ethnologie — mit im guten Sinne gemeinverständlichem Charakter — geblieben, die sich dann allerdings, unter Leitung Virchows, Bastians und anderer, im „Archiv für Anthropologie", der „Zeitschrift für Ethnologie" usw. mehr und mehr ihre Fachorgane schufen. Hier und im „Zentralblatt für Anthropologie" sind dann nach und nach nicht mehr zu bewältigende Massen von Literatur aufgespeichert worden. In keinem anderen Organe aber hat Erkenntnisdrang, zielbewußtes Wollen, Eifer, Fleiß und Begeisterung in gleicher Weise zusammengewirkt wie in der „Politisch-Anthropologischen Revue", die ja freilich Woltmann selbst nur allzu kurz geleitet hat, und die dann bald von ihrer Höhe herabsank. Auch die „Deutsche Erde" Langhansens gehört hierher, welche sich schon in ihrem Zusatztitel „Beiträge . . . zur Kenntnis deutschen Volkstums" selbst charakterisiert, namentlich wenn man sich das „Deutsche" zum Germanischen erweitert und das „Volkstum" mit in erster Linie auf das Blut begründet denkt, wie das durch die Art des Blattes gerechtfertigt erscheint[40].

Von der engen Gemeinschaft in Grundauffassung und Methode, die, dank ihrer vorwiegend doch sehr verwandten rassischen Grundlage, zwischen den beiden geistigen Großmächten des Kontinents in Rassendingen besteht, sehen wir die Engländer, in Erweiterung ihrer splendid isolation auf das geistige Gebiet, einigermaßen abgerückt. Um uns die eigenartige Tatsache zu erklären, daß die geistigen Wortführer einer Nation, welche unter die großartigsten Rassenpraktiker zählt, die es je gegeben (schon die Erzwingung der magna charta hatte einen solchen Hintergrund: Die Auflehnung gegen König Johanns importierte Südvölker, die man loswerden wollte, war eines der Hauptmotive jenes Kapitalaktes), theoretisch über die Rasse lange entweder geschwiegen oder gar sie bekämpft haben, müssen wir uns den englischen Volkscharakter, wie er sich speziell in der Wissenschaft äußert, etwas näher vergegenwärtigen. Wir werden dabei guttun, von der Illusion abzusehen, als müßten uns die Engländer als Mitgermanen

---

[40]) Hier wäre wohl der Ort, auch auf die gewaltigen, fast Buchumfang annehmenden Bibliographien in Dahns „Königen der Germanen", Schraders „Reallexikon", Ripleys „Races of Europe" hinzuweisen, welche implicite viel anthropologisches und ethnologisches Material enthalten. Vielerlei Literatur findet sich ferner in Werken wie Bernheims „Lehrbuch der historischen Methode", Achelis „Moderne Völkerkunde", Topinard, „Eléments d'anthropologie", Rocholls „Philosophie der Geschichte", Schmollers „Grundriß der Volkswirtschaftslehre" und anderen, die alle ich nur raten kann zur Ergänzung des meinigen hinzuzunehmen. Daß hier unwillkürlich zwei nicht deutsche Werke mit aufgezählt, möge am besten lehren, wie hier gemeinsames Geistesgut der Völker in Kraft tritt.

noch heute besonders nahestehen, da doch vielmehr, wiewohl ihr Wesen und ihre Strebungen im ganzen germanisch sind, vielerlei eigentümliche Verhältnisse und Schicksale zusammengewirkt haben, um sie zu einem von uns grundverschiedenen Volke umzuprägen[41]). Diese Verschiedenheit war sogar bis zu einem gewissen Grade schon in dem Charakter des herrschenden Stammes, der Sachsen, vorgebildet, von denen ja hat gesagt werden können, daß Künste und philosophische Wissenschaften ihnen nur eine Art Luxus, kein moralisches Humanitätsbedürfnis, keine Wahrheit bedeute[42]).

So ist es denn gekommen, daß Utilitarismus, ja Materialismus in England vornehmlich ihren Sitz aufgeschlagen haben. Wenn schon diese Mächte ein Volk der idealen Seite des menschlichen Daseins fernerhalten, die Wissenschaft um allen eigentlichen Schwung bringen, sie mehr oder minder in den Dienst praktischer Interessen zwingen mußten, so war ein weiterer Faktor, die Verquickung derselben mit der religiösen Anschauung eines unbedingten, noch dazu national zugeschnittenen Theismus, fast könnte man sagen eines theistischen Determinismus, noch weniger geeignet, sie ungehemmt sich entwickeln zu lassen[43]). Wie mußten sich Darwin und die Seinigen mit den Frommen herumschlagen, die durchaus überall „die beständige Überwachung und das direkte Eingreifen des Schöpfers" wollten und „die ununterstützte Tätigkeit irgendeiner Kombination von Gesetzen" leugneten[44]).

Da mußte denn wohl, bei dieser seltsamen Mischung von Gläubigkeit und Materialismus, nicht nur alle Spekulation im höheren Sinne[45]), es mußte überhaupt die Wissenschaft als Selbstzweck zu kurz kommen, ja, es

---

41) Arndt („Versuch in vergleichender Völkergeschichte", S. 279) faßt sie gut zusammen: „Die insularische Vereinzelung und Abgeschnittenheit, die Mischung mit manchen fremdartigen Teilen, die dem Germanischen so sehr entfremdete und romanisierte Sprache, die ganz andere Verfassung und die Entwicklung und Bildung zu einem Seevolk und der Übergang zu einem mächtigsten Weltvolk", was alles dann in der Rückwirkung auf die Wissenschaft (namentlich S. 282 ff., 285 ff.) noch näher ausgeführt wird. Vgl. übrigens hierzu auch die Ausführungen Eduard Arnds a. a. O., Bd. I, S. 52, 302 ff.

42) Vollgraff, Teil II („Ethnognosie und Ethnologie"), S. 758.

43) Lange, „Geschichte des Materialismus", Bd. I, S. 294: „Wiewohl der moderne Materialismus in Frankreich zuerst als System auftrat, war doch England das klassische Land der materialistischen Weltanschauung. (Roger Bacon, Occam, Baco von Verulam, Hobbes.) Freilich wurde durch Newton und Boyle der materiellen Weltmaschine wieder ein geistiger Urheber gegeben, allein nur um so fester wurzelte die mechanische und materialistische Auffassung der Naturvorgänge ein, je mehr man sich der Religion gegenüber auf den göttlichen Erfinder der großen Maschine berufen konnte."

44) Man lese Wallaces schönen Aufsatz „Die Schöpfung durch das Gesetz" in dessen „Beiträgen zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl", S. 301 ff.

45) Guizot, „Histoire de la civilisation en Europe", p. 373 über das génie anglais: „D'une part, de la sûreté, du bon sens, de l'habileté pratique, d'autre part, de l'absence d'idées générales et de hauteur d'esprit dans les questions théoriques" . . . „En toutes choses, la doctrine pure, la philosophie, la science proprement dite ont beaucoup plus prospéré sur le continent qu'en Angleterre."

konnte dahin kommen, daß die besten Freunde und Kenner der Engländer ihnen geradezu Mangel an wissenschaftlichem Sinn vorwarfen[46]). Allgemein sind die Klagen, wie wenig sie, darin den Römern gleich, die ungeheuren Möglichkeiten ihres Weltreiches wissenschaftlich ausgenutzt haben. Ein Schulbeispiel dafür bietet Indien. Vergeblich hat ein zum Engländer gewordener Deutscher, Max Müller[47]), seine Beredsamkeit aufgeboten, um ihnen in diesem Lande (insbesondere auch mit Rücksicht auf die Sanskritstudien) „ein Versuchsfeld, wie es sonst nirgends existiert", aufzuweisen. Sie haben dessen Bebauung lange anderen Völkern überlassen, erst allmählich sich in einer Reihe guter Monographien wenigstens dem arischen Teile Indiens zugewandt, dem nichtarischen aber um so ferner gehalten[48]). Sven Hedin sagte nach seiner Tibet-Expedition über die Forschertätigkeit der Engländer in Indien: „Was mir neben der eigentlichen Forscherfreude bei meinen Entdeckungen die größte Genugtuung bereitet, ist, den Engländern eine kleine Lektion für ihren oft recht bedauerlichen Mangel an Wißbegierde gegeben zu haben . . . Beherzt sind die Briten, aber schwerbeweglich, wo es gilt, einem rein wissenschaftlichen Zwecke förderlich zu sein." Darf man sich da wundern, wenn in den Stimmen gerade auch ernster Engländer selbst immer vernehmlicher etwas von deren „Rebarbarisierung" verlautet?[49])

Das alles hat denn nun naturgemäß auch die Rasse zu spüren bekommen, namentlich insoweit sie etwas Begriffliches, etwas Ideelles ist. Waren doch sogar auf das weit Reellere der Völkerkunde die Engländer in der Hauptsache nur durch ihr praktisches Interesse geführt worden. In der Widmung seines großen Werkes „The natural history of man" erklärte Prichard, also sogar ein Naturforscher, daß er in seinen Forschungen von den Deutschen besser verstanden und mehr gefördert worden sei als von seinen eigenen utilitaristischen Landsleuten. Immerhin entfallen nach dieser, der rein anthropologischen Seite, die besten Leistungen der Engländer. So enthält schon die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienene Zeitschrift der Anthropological Society of London[50]), geleitet von dem in jugendlichem Alter verstorbenen James Hunt, sehr viel Gutes und Gediegenes. Die Beeinflussung durch und die Anlehnung an die weit bedeutendere französische Parallelbewegung ist freilich unverkennbar. Bemerkenswert ist die allmähliche Annäherung an das Ideal der Anthropologie als einer gemeinsamen natur- und geisteswissenschaftlichen Disziplin, wie es heute seiner Verwirklichung entgegengeht. Während

[46]) Pauli, „Geschichte von England", Bd. 4, 1855, S. VII.

[47]) In seiner Vortragsreihe: „India. What can it teach us?" Deutsche Ausgabe, S. 10 ff.

[48]) J. Lubbock, „Die Entstehung der Zivilisation", deutsch von A. Passow, Jena 1875, S. X.

[49]) Herbert Spencer bei Godard, „Racial supremacy", p. 11 und dieser selbst ebenda p. 11, 16 und in den Schlußbetrachtungen. Auch die verschiedenen aus Ruskin angeführten Stellen.

[50]) „Anthropological Review", Vol. 1, 1863 — Vol. 8, 1870.

Hunt in dem Eröffnungsaufsatze seiner Zeitschrift noch ausschließlich naturwissenschaftliche Fächer als Requisiten der Anthropologie aufführt, Geschichte, Sprachforschung, Altertumskunde und deren Hilfswissenschaften gänzlich beiseite läßt, finden wir sehr bald doch schon Artikel wie den von James Fergusson über den Einfluß der Rasse auf die Kunst (I, 216 ff.), den über die Rasse in der Geschichte (V, 129—141), in welchem dem damals vielleicht angesehensten Historiker der Engländer, Macaulay, von einem Anthropologen etwas auf die Finger gesehen wird, das eingehende Referat über Vollgraffs Werk (IV, 227 ff.) und andere. Aber die Naturforschung blieb doch auch in dieser Richtung die starke Seite der Engländer. Von ihr aus hat namentlich Darwin mächtig in die Rassenbewegung, wenn auch mehr indirekt, eingegriffen, befruchtend, ergänzend, auch wohl regulierend, wo es nottat, wie wenn etwa Gefahr vorlag, auf Gobineaus Spuren von der Wirklichkeit abzuirren, den festen Grund der Tatsachen unter den Füßen zu verlieren. Seinen in Sachen der Rasse genialsten Jünger, Chamberlain, werden wir übrigens, wohl in dessen eigenem Sinne, unter den deutschen Rassendenkern aufführen. Die Höchstleistung der Engländer bleiben die Werke Galtons über die Erblichkeit: hier, wo es einem praktischen Ziele galt, dem doch zugleich die ideale Weihe nicht fehlte, in der Aufstellung des eugenischen Gedankens, sind sie wahrhaft schöpferisch gewesen und daher auch für alle Völker fruchtbringend geworden.

Alles in allem werden wir, mit Rücksicht namentlich auf manche neueren Hervorbringungen, sagen dürfen: Die Engländer sind wahre Muster, wo es gilt, empirische Tatsachen zu sammeln, zusammenzustellen, sinnvoll zu deuten und zu beleuchten, schließlich auch, ein ganzes — zumal naturwissenschaftliches — Gebiet im Gesamtbereich des ergründeten Tatsächlichen mit Ausschluß aller Spekulation zu geschmackvoller Darstellung zu bringen und die Anwendungen auf die Praxis in Politik und Leben mundgerecht zu machen. So sind ihnen einzelne Meister der neueren Anthropologie und prähistorischen Archäologie erwachsen, und die Werke von Lubbock und Tylor z. B. haben eine verdiente, von den Autoren anderer Länder nicht erreichte Popularität in allen Kulturländern errungen. Nur den großen Zug, der sich durch die Rassenforschung der Franzosen und Deutschen hinzieht, die ideale Begeisterung, die manche ihrer Vertreter beseelt hat, würde man bei ihnen vergebens suchen.

Wir gedachten oben schon der merkwürdigen Tatsache, daß erst ein Franzose, Augustin Thierry, den Engländern für ihr Rassenleben nach der geschichtlichen Seite die Augen öffnen mußte. Für uns ist es ja in der Tat schier unbegreiflich, wie z. B. ein Geist wie Hume in der Weise, wie er es getan, an der Rasse vorbeigehen, und wie noch nach ihm andere Historiker in der Ersetzung des letzten angelsächsischen Königs durch den ersten König von England nur einen Dynastiewechsel, in der Neuverteilung des Landes durch den Eroberer eine rein administrative Maßregel erblicken konnten. Dieses methodische Ignorieren der von den Franzosen so scharf erkannten Rassenseite steht im umgekehrten Verhältnis zu den gerade so be-

sonders deutlich sprechenden rassischen Erlebnissen des englischen Volkes, die denn auch von nichtenglischen Historikern mit Recht immer besonders stark betont worden sind[51]). Während nämlich die beiden germanischen Hauptzweige des englischen Volksbestandes so glücklich, kraftvoll und fruchtbar zu einer der bedeutsamsten geschichtlichen Entwicklungen ineinander gewachsen sind, sind sie sich mit dem keltischen Nebenzweige bis auf den heutigen Tag unheilbar fern geblieben, und die Todfeindschaft mit den Iren als einem Muster von Rassenzähigkeit hat erst ein Ende gefunden, seit man sie ihre eigenen Wege gehen läßt.

Übrigens aber läßt sich zur Rechtfertigung der englischen Historiker gegen Thierrys Anklagen doch sagen, daß sie den Blutsgesichtspunkt nur nicht so wie er in den Mittelpunkt gerückt haben. Recht im Geiste des Angelsachsentums setzen sie vielmehr überall den des Rechts und der Verfassung voran, übrigens sich wohl bewußt, wieviel sie gerade hierin ihrem germanischen Blute verdanken. Aber wenn sie sich auch nicht zu methodischen Rassenbetrachtungen sammeln, so finden sich doch im einzelnen bei Burke, Sharon Turner, Palgrave und anderen vortreffliche Bemerkungen (bei Burke speziell auch zum Kapitel Sachsen und Normannen, dessen Vernachlässigung Thierry besonders rügt) zu unserer Materie, und der einzige Freeman hat später reichlich nachgeholt, was andere vor ihm versäumt hatten. Daß die Rasse bei den Engländern nicht so ins allgemeine Bewußtsein gedrungen ist wie bei uns, daß es wesentlich Nationalstolz, nicht Rassenstolz ist, den sie wenigstens innerhalb der weißen Rasse zur Schau tragen (den Fremdrassen gegenüber kennen und üben sie auch letzteren sehr wohl), findet seine Begründung in dem oben angedeuteten verschiedenen Entwicklungsgang beider Völker, hat übrigens nicht gehindert, daß einzelne hervorragende Engländer und Schotten sich wieder und wieder ihres skandinavischen Blutes gerühmt haben.

Wie schon bei einer früheren Gelegenheit, wo wir von England und den Engländern zu handeln hatten, muß auch hier wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Schotten (das heißt, die Südschotten), als von den Engländern in vielen Stücken grundverschieden, durchaus selbständig neben diesen stehen, daß daher auch alles im vorhergehenden über die geistige Veranlagung, insbesondere auch über die Wissenschaft der Engländer Gesagte durchaus nicht ohne weiteres für sie mitgilt. Vielmehr stehen sie uns, wie in so vielen anderen Beziehungen — durch die Tiefe ihres Geistes und Gemütes, ihre Dichtung, ja sogar ihre Musik —, so insbesondere auch in der Wissenschaft dadurch innig nahe, daß sie durchweg und überall nicht wie die Engländer vom Tatsächlichen, nur von der Beobachtung und Erfahrung ausgehen, sondern, wie die Deutschen, der Idee ein reichliches Teil von Beachtung, wenn nicht gar den Vorrang ein-

---

[51]) Es scheint, daß auf dem Felde der Belehrung über englische Rassenverhältnisse inzwischen deutsche Historiker die Erbschaft der französischen angetreten haben. Es braucht hier nur an Reinhold Pauli erinnert zu werden.

räumen[52]). Wie dieser Unterschied ein Ergebnis der Rasse ist, so müßte er sich umgekehrt auch in der Stellung der Schotten zur Rasse nachweisen lassen — ein Thema, das für einen Fachkenner englischer Geschichte und Literatur viel Verlockendes haben müßte. Es dürfte da noch gar manches zu klären sein. Wenn z. B. der Haupthistoriker der Schotten, Burton, jenen rassischen Unterschied in der Hauptsache auf reineres Angelsachsentum gründen und kraft dessen auch den Schotten das reinste Englisch zusprechen will, so muß doch daran erinnert werden, daß nach so durchschlagend gründlichen Untersuchungen wie denen Worsaaes[53]) dabei das altskandinavische Element der früher allgemein herrschenden Gepflogenheit entsprechend zu wenig berücksichtigt ist, dem doch gerade Worsaae die Hauptbedeutung für die Ausgestaltung des schottischen Volkscharakters beimißt.

Zu den Amerikanern uns wendend, müssen wir, im Rückblick auf das in Jahrzehnten für die Betrachtung dieses Landes und Volkes Gesammelte, zunächst eine mit dieser gegebene Schwierigkeit bekennen, welche jedem Urteil übei Amerika ein ungewöhnliches Maß von Bedingtheit aufprägt. Man ist gewohnt, dieses als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnen zu hören; reichlich so sehr aber stellt es sich als das der grenzenlosen Gegensätze dar, und jedenfalls klaffen die Widersprüche in seiner Beurteilung wie nicht leicht einem anderen Gebietsteile der Erde und Bruchteile der Menschheit gegenüber. Ja, schon in der Einschätzung, die die Natur, und in der, die die Menschen vorgenommen haben, kündigt sich dieser Widerspruch an: während erstere dem amerikanischen Kontinente die großen Repräsentanten des Tierreiches durchweg nur in einer denen der alten Welt gegenüber abgeschwächten Form bewilligt hat, während, nach Buffon, Menschen und Tiere in Amerika von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen, gefällt die moderne Welt sich in dem Wahn, daß umgekehrt jenseits des Ozeans die menschlichen Dinge auf einer höheren Stufe zur Entwicklung gelangen, daß in Amerika das eigentliche Vorland der Menschheit zu erblicken sei. Ursprünglich von den Amerikanern selbst ausgedacht, denen das schäferhafte Europa mehr und mehr als ein einziger Kleinbetrieb neben dem eigenen grundsätzlich ins Riesenhafte gesteigerten Großbetriebe erscheinen wollte, ist dieser Wahn doch auch von nur zu vielen Abendländern willfährig aufgegriffen worden. Hegel mit seinem damals noch gewaltigen Einflusse beförderte ihn, viele unserer Dichter unterlagen ihm, ein Träumer wie Lenau wollte sogar mit der Übersiedelung in ein solches Wunderland Ernst machen, um freilich bald genug grausam enttäuscht wieder heimzukehren. Ein Denker ersten Ranges wie Tocqueville gab diesen Vorstellungen eine breite wissenschaftliche Basis, indem er die amerikanische Demokratie, den eigentlichen Nerv des neuen Lebens, als ein Mustergebilde auch für die alten Völker hinstellte. Naturforscher und

---

[52]) Das hat van der Kindere („De la race et de sa part d'influence", Brüssel und Paris 1868, p. 120) treffend ausgeführt. Ihm ist auch der im Text folgende Ausspruch Burtons entnommen.

[53]) Vgl. Teil 2 dieses Werkes, S. 386 ff.

Geographen taten ein übriges[54]), und kurzum, die Vormachtstellung, die wir heute Amerika im vollen Umfange tatsächlich einnehmen sehen, ist ihm so von langer Hand zubereitet, fast möchte man sagen, zugeschoben worden. Denn nachdem einmal die genannten Geister das Beispiel gegeben, spukte die Idee der amerikanischen Überlegenheit, ja Einzigartigkeit in der wissenschaftlichen und publizistischen Produktion der verschiedensten Gebiete weiter. Sie stützte sich vornehmlich auf das dunkle, bewundernde Gefühl der ungeheuren Leistung, die in der rapiden Entwicklung namentlich der Vereinigten Staaten zu einem der gewaltigsten politisch-sozialen Gebilde, die die Welt gesehen, vorzuliegen schien, und die am Ende gar zu dem Schluß oder Trugschluß verleiten konnte, daß in dem Volke, das solches vollbracht, der legitime Fortsetzer des großen Kulturwerkes der müde gewordenen Alten Welt zu erblicken sei, eine Auffassung, die denn auch in gar manchem Werke ernstbesonnener Forscher so überzeugten wie resignierten Ausdruck gefunden hat[55]).

Bemerkt muß nun aber werden, daß die älteren Denker, die sich dem amerikanischen Problem zuwandten, einen für dieses maßgebenden Hauptgesichtspunkt, den der Rasse, so gut wie ganz außer acht gelassen hatten, und daß mit dem Moment, da dieser kräftig in den Vordergrund gerückt wurde, eine gänzlich veränderte Beleuchtung und Schätzung des Amerikanertums einsetzte. Gobineau gab auch hier in seiner wuchtigen Weise den Auftakt. Er wies nach, daß von einer ebenbürtigen Fortführung oder gar Steigerung des allgemeinen Kulturganges der Menschheit durch das Amerikanertum, das keinerlei schöpferisch neues Element in diesen hineingeworfen habe, gar keine Rede sein könne, daß die vielgerühmte Steigerung im amerikanischen Leben lediglich quantitativer, materieller Natur sei, qualitativ dagegen eher eine Minderung unseres kulturellen Bestandes bedeute und daher mehr dem Niedergang als der Erhöhung des Menschengeschlechtes vorarbeite. Die schon reichlich scharfe Tonart, die Gobineau im Essai zu diesem Gegenstande angeschlagen, hat dann in einer seiner letzten Schriften zu noch stärkeren Akzenten geführt, er wurde schier erbarmungslos in seiner Beurteilung der Amerikaner[56]), in denen er mehr und mehr unsere Verderber sah, und er ist in dieser Auffassung immer weniger allein geblieben, vielmehr hat sie sich zu einer gewaltigen, heute weitverbreiteten Gegenströmung verdichtet.

Worauf es nun aber hier vor allem ankommt: Gobineau hat erkannt, daß dem amerikanischen Rätsel nur durch eine Analyse des Rassengemisches, aus dem es hervorgeht, beizukommen sei. Zu der für uns wichtigsten Frage, welche Färbung die verschiedenen Rassen in den gemeinsamen Strom

---

[54]) Es genüge hierfür der einzige Name Alexander von Humboldts, dessen Forschungen zwar, materiell genommen, vorwiegend Südamerika galten, ideell aber der gesamten Neuen Welt zugute kamen..

[55]) Man vergleiche hierzu das schon im ersten Teile dieses Werkes S. 409 ff. darüber Gesagte.

[56]) Sein Abschiedswort über diese (aus „l'Europe et la Russie“) habe ich in meiner Biographie, Bd. II, S. 515, 520 mitgeteilt.

kultureller Entwicklung hineingetragen bzw. was sie zu dessen Hauptfarbe beigetragen haben, hat er noch selbst mit einer wertvollen Einzeluntersuchung über die Auswanderung nach den beiden Amerika (im „Correspondant“ 1872 und 1874) sich geäußert, und an der Vervollständigung des Bildes, das er damals erst wie in einer ersten Skizze bescheiden andeuten konnte, ist seitdem in einer langen Reihe rassenkundlicher Werke gearbeitet worden. Fast in allen bedeutenderen Rassenbüchern finden sich die amerikanischen Dinge mit behandelt. Von den Amerika ganz gewidmeten Werken aber möchte ich eines ganz besonders hervorheben, weil es, von einem genialen Franzosen aus Gobineaus Schule geschrieben, das Moment der Rasse unbedingt in den Mittelpunkt stellt und alles andere darauf aufbaut: Paul Bourgets „Outre-Mer. Notes sur l'Amérique“ (in zwei Bänden in Paris 1894 ff. in zahlreichen Auflagen erschienen). Im großen und ganzen stimmt sein Bild mit dem Gobineaus überein — auch ihm ist die amerikanische Zivilisation lediglich eine Entlehnung, eine Durcheinanderwürfelung, vielfach eine Verzerrung der unsrigen —, nur daß er ihm etwas von Lichtblicken abzugewinnen sucht. Auch er ist ersichtlich überwältigt von der Großartigkeit der Leistung, läßt aber schon mehr als durchblicken, daß diese Leistungen in Afterleistungen, in Verirrungen auszuarten drohen, und daß diese Neue Welt als Führerin der Menschheit ein geheimnisvoll Schauerliches, einen wahren Abgrund birgt. Meisterlich sind seine Schilderungen des amerikanischen Geistes und Charakters, des Maßlosen, Übersteigerten, der Unersättlichkeit des Raffinements, der Erfinderwut, der Abhängigkeit von Wechsel und Mode, der Brutalisierung der Natur durch die Technik, der Uniformierung, der Bannung alles Malerischen wie alles Poetischen aus dem amerikanischen Leben. Dabei durchschaut er vollkommen klar die rassische Struktur der Vereinigten Staaten, die nur scheinbar, nur äußerlich einheitlich ist, unter welcher in Wirklichkeit rassische Gegensätze (une guerre de races, un duel ethnique), die zwischen dem Amerika der Amerikaner und dem der Fremden, sich abspielen, welche sich nur jetzt nicht mehr, wie ein Menschenalter früher, zwischen Nord und Süd, sondern mehr zwischen West und Ost verteilen. Wenn diese letzteren nicht wieder, wie die ersteren, zum tatsächlichen Bürgerkriege führen, so ist dies nur dem großen Instinkte zu danken, der die beiderseitigen Elemente mittelst der Einrichtung der Dezentralisation und der Selbstverwaltung durch das ganze Land und Volk hin gleichmäßig verteilt und nirgends zu einheitlich großen Massivs sich zusammenballen läßt.

Die Vereinigten Staaten haben in wenigen Jahrhunderten eine Geschichte gezeitigt, zu welcher die übrigen Völker Jahrtausende benötigt haben; Zivilisationen und Generationen verbrauchen sich dort mit einer Schnelligkeit, wie sie uns sonst nirgends begegnet. Das ist in der Hauptsache mit jenem exzessiven Zuge gegeben, der allen Betätigungsformen des amerikanischen Geistes eignet, übrigens aber in dessen verschiedenen Entwicklungsphasen stetig zugenommen hat. Das Schicksalhafte, Naturprozeßartige dieser Entwicklung ist oft hervorgehoben worden. Bourget

faßt das Amerikanertum unter dem doppelten Bilde einmal eines gewaltigen Raubtieres, das alles rings um sich her austilgt, und sodann eines reißenden Stromes, der alles andere Gewässer in sich auf- und mit fortnimmt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf jene Entwicklungsphasen, von denen soeben die Rede war, und suchen wir sie rassisch zu bestimmen. Drei große Epochen heben sich da nach ihren treibenden Kräften und sozialen Hebeln in voller Klarheit voneinander ab, die beiden ersten abgeschlossen hinter uns liegend, die dritte vor unseren Augen sich abspielend. Zuerst das werdende Amerika, das bäuerliche der Urwaldroder, der Pioniere, der Wildtöter. Sehr zu Unrecht hat dieses allzulange als vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, angelsächsisch gegolten. Gemeingermanisch ist es vielmehr gewesen, England, Holland, Skandinavien, Nordwestdeutschland haben zu gleichen Teilen an diesem Riesenaufbau zusammengewirkt, es scheint sogar, als komme Holländern und Deutschen die Vorderhand dabei zu[57]). Man sehe sich doch einmal die amerikanische Geschichte noch unserer Tage darauf an, wie viele bedeutende Gestalten und Geschlechter, die darin eine Rolle spielen, sich als holländischer oder deutscher Abkunft erweisen. Damals ist von Germanen aller Stämme — die Mitwirkung Lafayettes und Steubens im Kampfe gegen das englische Mutterland hat symbolische Bedeutung — in einträchtigem Ringen der Grund zur amerikanischen Größe gelegt worden.

Es folgt die zweite Phase, die industrielle, das Zeitalter des Dampfes, der Höchstentwicklung des technischen Genies. Sie gehört in der Tat vorwiegend, wenn nicht ganz, den Angelsachsen, welche jetzt die anderen Blutsgruppen — unter denen Deutsche und Iren am stärksten vertreten sind — zurückdrängen[58]). Das Geschäftsfieber wird das bewegende Element des amerikanischen Lebens. Der aus ganz anderem Geiste geborene Stamm- und Grundbestandteil des amerikanischen Volkes kann sich dagegen nicht behaupten: die Verpflegung der gesamten Bevölkerung ist fortan nur noch ein Rad im Getriebe der großen Maschine, ein volkswirtschaftliches „Unternehmen"; der Landbauer wird zum Werkzeug in der Hand des Geschäftsmannes.

Den Beginn der dritten Phase kann man — ungefähr — um die Jahrhundertwende (1900) ansetzen, so zwar, daß sich ihre Haupterscheinungen schon geraume Zeit vorher ankündigen und vorbereiten. Sie wird gekennzeichnet durch das immer stärkere Hervortreten des Judentums und kann kurzerhand das Zeitalter des Kapitalismus genannt werden. Dieser saugt jetzt Industrie und Landwirtschaft gemeinsam ganz ebenso auf bzw. macht sie sich dienstbar wie zuvor die Industrie mit der Landwirtschaft zu Werke gegangen war. In diesem Zeichen ist — endgültig erst durch den großen

---

[57]) Vgl. hierzu jetzt namentlich Darré, „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse", S. 55 ff., 58/59. Auch die französischen Réfugiés, überhaupt die Franzosen, dürfen für diese ältere Periode nicht außer acht gelassen werden.

[58]) Über den „Nativismus" der Yankee und ihr Gebaren den Deutschen gegenüber interessante Mitteilungen bei Karl Knortz „Deutsches und Amerikanisches", Glarus 1894, S. 141 ff.

Krieg — die amerikanische Weltherrschaft aufgerichtet worden. In Gemeinschaft mit den angelsächsischen Geldriesen vollziehen jetzt die jüdischen das Gobineausche „manger vif“ an den Völkern, und uns hat man dabei den Vorrang gelassen. Kein Wunder — ist doch im Deutschen der Gegengeist noch am stärksten vertreten, wie ja denn auch aus seiner Brust der protestierende Aufschrei am heftigsten erklungen ist. Deutschem Empfinden mußten sich ja in der Tat alle jene Erscheinungen, welche eine Ausartung menschlicher Entwicklung kennzeichnen und im heutigen Amerika gipfeln, am abschreckendsten darstellen: Unnatur und Überkultur, Maschinisierung, Hetze als Selbstzweck, Rekordwesen, Monstreschöpfungen auf allen Gebieten, insbesondere auf dem der Menschenvernichtung, Mammonismus, Feminismus. Ein Grundzug des Perversen, der sich bei einer dieser Erscheinungen nach der anderen eingeschlichen hatte, ward allmählich in dem Ganzen durchschlagend, so daß wenigstens dem Gesunden die Frage immer näher lag, ob, wann und wie dieser babylonische Turm einmal einstürzen werde. Schon Bismarck hat sie gestellt[59]), wiewohl er die immer unnatürlichere Steigerung aller jener Symptome durch den Sieg des Judentums nicht mehr erlebt hat. Eben diesen Sieg des Judentums aber hat wiederum ein Deutscher (Deutschamerikaner), Alfred P. Schultz, aus seinen rassischen Ursachen — einer gewissen Wahlverwandtschaft der Yankee mit den Juden, ihrem rapiden Rückgang, der gänzliches Absterben droht, dem Preisgeben ihres Volkstums von seiten der Deutschamerikaner und dem um so zäheren Festhalten desselben seitens der Juden — erklärt.

Damit wären wir denn bei dem Kapitel der Beteiligung Amerikas an der Rassenforschung angelangt, der wir schließlich noch einige Worte zu widmen haben.

Wie die amerikanische Wissenschaft überhaupt eine Tochter der europäischen ist, so auch in Rassendingen. Durchweg sind die Amerikaner von den Hauptkulturländern Europas aus inspiriert worden; sie lehnen sich vornehmlich an Franzosen und Deutsche. Den Hauptphasen unserer Wissenschaft entspricht jedesmal ein bedeutendes Echo in den Vereinigten Staaten. Schon Gobineaus Essai mußte dort in einer Zeit, wo die Rassenfrage aus

[59]) S. Wolf von Schierbrand in „The century illustrated Monthly Magazine“, Maiheft 1902: „Glauben Sie nicht selbst, daß das ganze Gebäude eines Tages über Ihren Ohren zusammenstürzen wird? Mir wenigstens sieht es ganz darnach aus. Was sind Ihre Riesenstreiks, Ihre periodisch wiederkehrenden Geschäftskrisen und Paniken anderes als Zeichen der Erschöpfung, des Verfalles, Zeichen vitaler Mängel in einer Maschinerie, welche nicht mehr ihren Bedürfnissen entspricht und daher Schaden verursacht.“ Die späteren Kundgebungen typischer Deutscher betonen übereinstimmend immer ausschließlicher die gänzliche Materialisierung und Seelenöde, die Entmannung und Verweiberung der amerikanischen Welt. Ich begnüge mich damit, auf zwei solcher Berichte hinzuweisen, welche schier geeignet sind, das Blut in den Adern erstarren zu machen: den des deutschen Arztes bei A. Trebitsch „Deutscher Geist oder Judentum“, S. 354 ff. und den eines deutsch-schweizerischen Geistlichen (Hildebrand), den dieser unlängst in den „Schweizerischen Monatsheften“ veröffentlicht hat. Auch A. Halfeld „Amerika und der Amerikanismus“. (Jena, bei Diederichs.)

nächstliegenden Gründen brennend geworden war — es war das Jahrzehnt vor dem Sezessionskriege —, eine mächtige wissenschaftliche und literarische Bewegung entfachen, deren Haupterzeugnis uns noch beschäftigen wird[60]). Als dann ein Menschenalter später die sozialanthropologische Schule auf wesentlich vertiefter wissenschaftlicher Grundlage das Werk Gobineaus fortführte, haben auch einzelne Amerikaner daran regen Anteil genommen und sich die Ziele wie die Methoden dieser Schule in einer Weise angeeignet, daß z. B. das schöne Werk von Z. Ripley „The races of Europe" ihr geradeswegs eingegliedert und zu ihren besten Leistungen gezählt werden darf. Auch die Fachanthropologie bildete sich im Wetteifer mit den europäischen Ländern eifrig aus. Als hervorragendster Name ist hier der von F. Boas zu nennen.

Und als endlich im jetzigen Jahrhundert, vornehmlich unter dem Einflusse Chamberlains, die Rassenfragen dem wirklichen Leben immer näher rückten, immer weitere Wellen schlugen, als den Völkern mit dröhnender Stimme zugerufen wurde, daß es bei jenen um ihr Leben und Sterben gehe, als ein neues Rassenbuch jedesmal wie ein Sturmwind durch die Lande fuhr, da sind die amerikanischen (Schultz, Grant und Stoddard) sicher nicht die wenigst lauttönenden und vielsagenden gewesen.

Wir haben die Hauptvölker, welche für das wissenschaftliche Leben der Neuzeit, und somit insbesondere auch für die Rassenkunde, in Betracht kommen, an uns vorüberziehen lassen. Aber man wird einen vollen Einblick in und Überblick über das moderne Völkerleben überhaupt nicht gewinnen können, wenn man nicht auch das Judentum berücksichtigt, welches dasselbe so von Grund aus umgestaltet hat — eine Wandlung, welche sich auch in der Wissenschaft stark bemerkbar machen mußte.

Wenn irgendwo, ermöglichen uns jetzt in der Judenfrage die der Rassenlehre zu verdankenden Erkenntnisse nach allen Seiten ein gegen früher gehalten ganz anderes Klarsehen. Vor allem haben wir gelernt, die zwei Strömungen, die freilich zu den heute vorliegenden Ergebnissen der geschichtlichen Entwicklung vielfach zusammengewirkt haben, die geistesgeschichtliche und die materiell-weltgeschichtliche, nach Ursprung und Verlauf strenger auseinanderzuhalten. In ersterer Beziehung überschauen wir den ununterbrochenen Strom, der uns, von einzelnen großen Erhebungen des alten Israel, über den Gott der edleren Propheten und Psalmisten, durch Koheleth und Pseudosalomo, zu den Evangelien führt und von da aus als Christentum Unermeßliches auf Erden bewirkt hat. Seine Idee, die im älteren Reich neben dem Blute noch Geltung gehabt hatte, hat das Judentum an das Christentum abgegeben, nur in diesem ist die erhabene Auffassung des Deuterojesajah vom Weltpriestertum weitergeführt worden. Das Altjudentum Esras und Nehemias, dessen neuere Entwicklung wir in unserem zweiten Teile vorgeführt haben, verwandte jenes sein Allereigenstes,

[60]) Das Kapitel „Gobineau in Amerika" habe ich in „Gobineaus Rassenwerk", S. 189—212 ausführlich behandelt, dort unter anderem auch die Briefe Hotz', Notts und Gliddons an Gobineau in extenso mitgeteilt.

die untrennbare Verquickung von Rasse, Nationalität und Religion, fortan nur noch im Sinne und mit dem Ziele der Ausbreitung seiner Herrschaft. Viele Stellen aus dem Alten Testament[61]) lehren, daß die Herrschafts- und Ausbeutungsgier der Juden — was für sie ganz besonders charakteristisch ist — gerade in den idealeren Zusammenhängen ihrer religiösen Bindung, in ihrem Jahweglauben, am stärksten zum Ausdruck kommt. Wie es sie ja denn auch in keiner Weise anficht, daß sie ihre Weltherrschaft auf ein rein Materielles begründen, das die germanische Sage mit einem Fluch belegt hat.

Über die Ausbildung und Ausartung des Machtgedankens bei den Juden hat W. Erbt in dem Schlußabschnitt seines „Judentum. Die Wahrheit über seine Entstehung", Detmold 1921, vortrefflich gehandelt. Er faßt die geschichtliche Rolle des Judentums in folgende knappe Sätze zusammen: „Es kann sich als Geburtsgemeinschaft nicht ausweiten. Es kann nicht gewinnen, sondern nur unterwerfen und herrschen. Der Machtgedanke, der sich in Jahwe, dem unter dem Einfluß des Mazdaismus zum Weltgott ausgewachsenen morgenländischen Burggott, verkörpert, treibt zum Machthunger. Geistige Produktion aber ist (wie dies im Vorhergehenden näher ausgeführt) der Gemeinschaft als solcher unmöglich; so bleibt ihr als anderer Daseinszweck nur der Erwerb von Machtmitteln materieller Art. Sie kann nicht aufbauen, sondern muß, um zu unterwerfen und zu herrschen, abbauen."

Wie es möglich geworden, daß der an sich aberwitzige Gedanke einer Beherrschung der gesamten Kulturmenschheit durch einen kleinen, noch dazu durchaus unschöpferisch veranlagten Bruchteil derselben dennoch Wirklichkeit werden konnte, wird man nur begreifen, wenn man erkannt hat, daß und warum die gegebene Gegeninstanz zur dauernden Behauptung der Macht nicht berufen war. Das Germanentum, das in den Jahrhunderten des Mittelalters unter christlichem Einfluß zu einer vollkommenen Solidarität und Kulturgemeinschaft gediehen, zu einer imposanten Einheit zusammengefaßt war, ist in neuerer Zeit nach allen Richtungen auseinandergefallen. Das Christentum hat seine Gewalt verloren. Die geistigen Güter treten völlig zurück vor den materiellen, ein innerlich zusammenhaltendes Band existiert nicht mehr, die nackten materiellen Interessen aber treiben die Völker weit mehr gegen- als zueinander. Und dazu kommt endlich noch ein Moment, das dem alles Negative, alle Lücken und Schwächen mit unvergleichlicher Virtuosität aufspürenden und ausnutzenden Judentum vollends die Übermacht verschaffen mußte: die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich das gesamte Abendland in Gestalt seiner Kirche ihm gegenüber begeben hatte. So unsinnig die Behauptungen des ruhmredigsten ihrer Wortführer sein mögen, wonach die Juden nicht nur neben den Griechen die Schöpfer und Gründer der höheren Kultur seien, wonach sie auch die Aufgabe erfüllt haben sollen, sittliche Lauterkeit, die Idee der Pflicht, des ethischen Gesetzes in die Geschichte einzuführen, das eine wird ihm niemand abstreiten können,

---

[61]) Vgl. z. B. Jesaja 49, 23. 60, 16. 61, 6.

was seinem Volke den ungeheuren Vorsprung vor allen anderen gesichert hat: „Dieselben, welche Schmach und Tod über Israel verhängten, erkannten seinen hohen Ursprung an, verherrlichten seine Vergangenheit, stellten seine Propheten und Gottesmänner neben ihre „Heiligen", sangen seine Lieder in ihren Gotteshäusern, schöpften aus seiner Lehre Erfrischung und Trost, eigneten sich aber alle diese Herrlichkeiten zu, als wenn sie ihr Ureigentum wären[62])".

Genug, die Judenherrschaft ist da, und da es dem Judentum nicht nur gelungen ist, sich im Liberalismus aller Länder ein willfährigstes Werkzeug zu sichern, da es sich auch in der anderen rassenfeindlichen Großmacht, dem Papismus, einen Bundesgenossen gewonnen hat, der es dem ausschließend rassenhaftesten Volke ermöglichte, den christlichen Allrassengedanken meisterlich für sich auszubeuten, so würde sein endgültiger Sieg das Ende der indogermanischen Rasse, der Vormacht der Kulturwelt, soweit sie sich rassisch bestimmt erweist, bedeuten. Ob aber die Judenherrschaft, wie bedeutende Denker — Lapouge, Le Bon, Woltmann — annehmen, vorübergehen, ob sich die Gewalt der Juden — nach Le Bon — an ihrem eigenen Fluche brechen, ihre Unproduktivität im Schaffen politischer Organismen wie geistiger Werte zu neuen sozialen Umwälzungen und damit zu neuen fruchtreicheren Menschheitsären führen wird, das wird lediglich davon abhängen, wieviel an reinem abendländischem Blut diese kritischen Phasen überdauert, was von germanischen Quellen der Zukunft noch fließen wird. An ein Nebeneinander von Judentum und Germanentum, von dem so manche träumen, ist — wenigstens im Sinne einer planmäßigen Verteilung der Macht — nicht zu denken, vielmehr spricht alles dafür, daß das schon weit gediehene Durcheinander seinen Fortgang nehmen wird. Was dies aber — die Vermischung mit dem Judentum — bedeutet, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Der Abgrund, der sich im Laufe der Jahrtausende zwischen Juden und abendländischen Völkern aufgetan hat, wird auch durch alle die Versuchsgestalten von beiden Seiten, die nur zu vielfach zu Opfern werden, nicht ausgefüllt. Die ungemeine Anpassungsfähigkeit des Juden[63]), seine größere Durchschlagskraft — ist er doch, trotz seines hohen Alters, alles andere eher als ein Fossil, vielmehr ein Überlebsel, dem noch die volle physiologisch-chemische Kraft der Durchsetzung eignet — bringen ihn bei jeder Mischung in die Vorhand, und so könnte auch das von so vielen Seiten angepriesene und geweissagte Aufsaugen der Juden für uns nur darauf hinauslaufen, daß uns die Keime der Zersetzung, ihres Hauptmerkmales, eingeimpft, und noch so manche andere jener verhängnisvollen Eigenschaften, die wir als „jüdisch" erkannt, in unseren seelischen Organismus eingeführt würden.

Alles hier Erörterte haben wir festzuhalten und gleichsam immer hinzuzudenken, wenn wir uns die Stellung der Juden zur Rasse und ihrer Mis-

---

[62]) Grätz „Geschichte der Juden", Bd. VII, Vorwort.

[63]) Vgl. über diese schon Prichard, „Natural history of man". 3d. Edit. p. 145.

senschaft klar machen wollen. Insbesondere müssen wir auch das berücksichtigen, wie stark die Mischungen nicht nur das gesellschaftliche, auch das wissenschaftliche Bild gewandelt haben, wie der Antagonismus zwischen Juden und Abendländern mannigfache Abschwächung durch sie erfahren hat, zum mindesten die Kampfgruppen sich verschoben haben, insofern Deutschland ein Teil Juda, ein Teil Juda deutsch geworden ist, soweit das Blut das eben zuläßt. Jedenfalls sind in zahllosen Fällen Juden und Arier nicht mehr völlig auseinanderzuhalten: so gewiß im einzelnen die Charakter- wie die Geisteseigenschaften beider Teile wieder durchschlagen und sich voneinander abheben, ja so gewiß in unserem Schrifttum gerade von seiten der Mischlinge der jüdische Einfluß sich nicht selten, weil verhüllt, am gefährlichsten geltend macht, so wenig ist anderseits zu verkennen, daß aus dem Zusammenströmen beider Elemente im Blute einzelner ernster Forscher gerade auch für unsere Rassenwissenschaft schon manches Wertvolle erwachsen ist, wovon wir in unserem zweiten Teile einige besonders beweiskräftige Beispiele bringen konnten.

Die Volljuden an ihrem Teile haben das denkbar verschiedenste Verhalten der Rasse gegenüber gezeigt. Am rückhaltlosesten und wuchtigsten hat sich Benjamin Disraeli zu ihr bekannt, ja er hat ein gutes Teil seiner ganzen großartigen Persönlichkeit ihr zugewandt und für sie in die Wagschale geworfen, zugleich das Banner seiner eigenen Stammrasse mit gewinnender Ehrlichkeit im Wettstreit des Völkerlebens entfaltend. Verschiedene Männer der Wissenschaft, wie Alsberg und andere[64]), haben durch ihre Forschungen die alte Erfahrung, daß einem Teile der Judenschaft Wahrheitserkenntnis über alles geht, auch im Dienste unserer Wissenschaft neu bestätigt. Ein Drang dieser Art hat einen von diesen Männern unter anderem auch an die Seite Woltmanns geführt, und einen Tiefblickenden wie Arthur Trebitsch konnte die Tragik einer wahrhaft dämonischen Wahrhaftigkeit gar zum leidenschaftlichen Kampfe gegen das eigene Volk treiben.

Eine letzte Gruppe ist die derjenigen, von welchen die Kluft, die Juda vom Abendlande trennt, am stärksten und bewußtesten empfunden wird, welche sich im Kampfe gegen den abendländischen Geist wissen und so aus ihrem Judentum heraus die Rasse bekämpfen, im Grunde, um in ihr die Völker zu bekämpfen. Sie denken diesen mit der Rasse eine ihrer wirksamsten Waffen zu verleiden, wo nicht gar zu entwinden, eine Waffe, deren Schärfe und Schneide sie selbst am allerbesten kennen. Wir haben in unserem ersten Teile[65]) die Mittel aufgewiesen, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, auch die hauptsächlichsten Namen genannt, die uns hier begegnen. Beides hier zu wiederholen, erscheint um so überflüssiger, als diese grundsätzliche Gegnerschaft im gleichen Grade, wie die Rassenwissenschaft an Bedeutung gewonnen hat, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist.

---

[64]) Ganz besonders ist hier auch L. Gumplovicz zu nennen.

[65]) S. 23 ff.

Zweites Kapitel

Blick auf die Naturwissenschaften[66].

Ehe wir uns auf die Gebiete der Einzelwissenschaften begeben, um dort Stimmen über die Rasse aufzuspüren, muß uns vor allem daran gelegen sein, die in unserem ersten Teile erreichte, im zweiten, vorwiegend historisch gerichteten, aber einigermaßen verloren gegangene Fühlung mit den Naturwissenschaften zurückzugewinnen. Es sei dafür zunächst alles das noch einmal der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen, was wir in jenem ersten, allgemeinen Teile hierfür beigebracht haben, dessen ganze erste Hälfte ja von den Naturwissenschaften ausgehen mußte, um erst in der zweiten die andere Seite die Oberhand gewinnen zu lassen, entsprechend der Tatsache, daß die neuzeitliche Rassenbetrachtung ganz anders in die Naturwissenschaften eingebettet ist, als dies noch den Alten, geschweige dem Mittelalter, möglich war. Dort könnte ja nur allenfalls bei Hippokrates und Aristoteles von etwas Derartigem ernstlich die Rede sein, und so ist ja denn auch mit einem gewissen Recht letzterer neben und vòr Buffon als der Urvater der Anthropologie bezeichnet worden.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß hier wie an den früheren Stellen von der Behandlung der Lehren der großen Naturforscher im allgemeinen, geschweige von irgend etwas wie einer Charakteristik derselben, völlig abzusehen war. Nur insoweit sie mit ihren Lehren in die Rassenkunde hineinragen, waren sie zu berücksichtigen, und insoweit nun wiederum für das Verständnis der hiermit angedeuteten Zusammenhänge eine noch nähere Befassung mit ihnen angezeigt wäre, finden sich die nötigen Belehrungen hierfür in den naturwissenschaftlich orientierten Rassenbüchern von Topinard, Schallmayer, Woltmann, Scheidt und anderen.

Die von uns als Band zwischen Natur- und Geisteswissenschaften von den verschiedensten Seiten aufgewiesene Rasse nun aber lehrte uns, daß die Haupterscheinungen, auf die sie zurückgeht, die Hauptprobleme, die sich an sie knüpfen — es seien hier, als wichtigste, nur genannt: Entstehung, Bildung, Einteilung der Rassen, Persistenz und Variabilität, Erblichkeit —, der naturwissenschaftlichen Anthropologie mit der Staats- und Sozial- wie mit der Geschichtswissenschaft gemeinsam sind, wie ja denn überhaupt

[66]) Zu dem in diesem Kapitel Gesagten ist es ratsam, durchweg die historischen Übersichten über die naturwissenschaftliche Anthropologie in den ersten Abschnitten von Topinards „Eléments d'anthropologie générale" und W. Scheidts „Allgemeine Rassenkunde" hinzuzunehmen. Es ist sehr erfreulich, daß ein Werk wie Philipp Lenard's „Große Naturforscher", das in mustergültiger Weise Sinn und Verständnis für die Naturwissenschaften auch in Laienkreisen zu erwecken und zu vertiefen sucht, dabei freilich im wesentlichen sich auf Physik, Chemie und Astronomie beschränkt, jetzt in E. Almquists „Große Biologen" ein Seitenstück findet.

die Kräfte, welche die Natur beleben, auch in der Gesellschaft wie in der Geschichte sich auswirken. Berührungen, Anklänge, Verwandtschaften gibt es so auf Schritt und Tritt, und wir werden für viele dieser Beziehungen bei der Betrachtung der einzelnen Denker der verschiedensten Gebiete neue Belege finden. Manchmal ruhen derartige Beziehungen mehr im Verborgenen, andere Male sind sie so handgreiflich, daß geistvolle Denker ganze ausgesponnene Parallelen darauf aufbauen konnten. (Bd. I, S. 49.) Übergänge aus dem einen in das andere Gebiet vollziehen sich fast unmerklich, oder richtiger, beide werden gemeinsam betreten, in eines zusammengezogen, wachsen ineinander. Linné, der erste Klassifizierer der Rasse einschließlich des Menschen, wird als solcher zugleich zum Psychologen, und Buffon hat auf dem Wege seiner Naturgeschichte des Menschen unversehens auch die Völkerkunde, das heißt die Beschreibung der Völker einschließlich ihrer geschichtlichen Erscheinung, begründet. Nicht nur die Anthropologen im engeren Sinne, alle mehr oder minder Naturforscher, in deren Arbeitszentrum nur eben der Mensch steht, stellen sich uns als Überleiter zu den Geisteswissenschaften in einem Grade dar, daß es undenkbar gewesen wäre, sie von einer Übersicht wie der in diesem Bande gegebenen auszuschließen. Auch bei den Naturforschern weiteren Gepräges, die auf die Rasse nur mittelbar und als auf ein Teil- oder gar Nebengebiet ihres Schaffens geführt werden, finden jene immer stärkere Berücksichtigung. Wie innig die Naturforschung mit dem allgemeinen Geistes- und Seelenleben verquickt sein kann, lehrt an einem schönen Beispiele Chamisso, der uns zugleich zu einem wertvollen Künder in Rassendingen[67]) und zum Sänger von Salas y Gomez und Schloß Boncourt werden konnte. Gerade die Größten sind fast alle Doppeldenker gewesen. Goethe braucht hier nur genannt zu werden. Alexander von Humboldt war unter anderem in der klassischen Philologie gut beschlagen. Karl Ernst von Baer's Wirken ist für die Natur-, Religions- und Geschichtsphilosophie kaum weniger als für die eigentlichen Naturwissenschaften von Bedeutung geworden, und er war es auch, der verlangte, daß Rechtsphilosophie und Staatswissenschaft auf ihre anthropologischen Wurzeln zurückgeführt werden müßten. Lyell bekennt sich im Eingangskapitel seiner „Principles of geology" ausdrücklich zu den Aufgaben und Methoden des Historikers, und selbst ein Denker wie Darwin ist lange viel zu ausschließlich als Naturforscher gewürdigt und genutzt worden. Wie tief hat doch auch dieser Mann in die soziale wie in die sittliche Welt geblickt! Selbst die Sprachen lagen ihm nicht fern, als ein Teil jener Wissenschaft, für welche Humboldt im Kosmos den Ausdruck „Naturkunde des Geistes" geprägt hat. Wieviel des Naturwissenschaftlichen bei den Humanisten dem Humanistischen bei den Naturforschern entsprach und erwiderte, lehrt nichts deutlicher, als die Tatsache, daß wir im ersten Teile (S. 61 bis 66) eine lange Reihe vorwiegend geologischer Bilder aus dem geisteswissenschaftlichen Schrifttum herzählen und daraus

[67]) Man vergleiche namentlich die Abschnitte seiner „Reise um die Welt" über die Menschenrassen des Großen Ozeans.

den Schluß ziehen konnten, daß die Rassenkunde für das Völkerleben und alle ihm zugewandten Wissenschaften die gleiche fundamentale und überragende Bedeutung besitze wie die Geologie für die Naturwissenschaften. Aber wohlgemerkt, jene Rassenkunde, deren allmähliches immer universelleres Übersichhinauswachsen wir ebendort (S. 113 ff.) geschildert haben, und welche so an erster Stelle das angebahnt, um nicht zu sagen geleistet hat, was man wohl als eine der dringendsten Lebensnotwendigkeiten der nach Atem ringenden geistigen Menschheit von heute bezeichnen kann: durch die immer innigere Verbindung der wissenschaftlich ausgeschöpften Gebiete von Natur und Geist entgegen der seelisch verödenden Spezialisierung den Blick wieder ins Weite und Freie zu lenken, im Zeichen der einen großen Wissenschaft vom Menschen wieder zusammenzuführen, was sich im Zeichen kaum mehr zu zählender Kleinwissenschaften schier unrettbar getrennt hatte.

Mit allem im Vorstehenden Ausgeführten ist es gegeben, daß die Lösung, welche die Naturforscher den immer wiederkehrenden Kapital- und Grundfragen unserer Wissenschaft haben zuteil werden lassen, zugleich für den Gebrauch der — wenn der Ausdruck erlaubt ist — gemischten Anthropologie, für die Anwendung in deren geisteswissenschaftlichen Disziplinen, mit gültig ist, wie nicht minder der durch die Geschichte der gesamten Rassenkunde sich hindurchziehende, in dem berühmten Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire gipfelnde Gegensatz von Persistenz und Variabilität sich in seinen tausendfachen Ausstrahlungen und Rückwirkungen durch beide Gebiete gleichmäßig verfolgen läßt. Es wird gut sein, ehe wir diese Solidarität der natur- und der geisteswissenschaftlichen Disziplinen aus der Fülle der Einzelbeispiele, die wir in den ferneren Kapiteln beizubringen haben werden, zu uns reden lassen, sie uns unter einigen allgemeineren Gesichtspunkten zu verdeutlichen und dafür an die besten Quellen uns zurückzuwenden, die uns zur Verfügung stehen: die Werke der großen Meister, welche jene Grundfragen zuerst, und, wenn wir ehrlich sein wollen, für immer, wenn nicht gelöst, doch beantwortet haben.

Da ist vor allem das Schmerzenskind aller Rassenbetrachtung, auf das immer wieder zurückzukommen[68]) wir uns schon darum genötigt sehen, weil die Gegner der Rasse ihre schärfsten und rücksichtslosesten Angriffe begreiflicherweise von dieser Seite anzubringen pflegen, wie ja denn auch in der Tat die Festigkeit unseres ganzen Gedankengebäudes wesentlich von einer Festigung eben dieser Seite abhängt: das Bestehen oder Nichtbestehen fester Rassen, und damit die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer ernsthaften Rasseneinteilung.

Wenn wir das, was jene großen Meister als Endesüberzeugung sich abgerungen haben, zusammenhalten, so werden wir sagen müssen: sie haben nicht nur das Problematische aller Rasseneinteilung, sondern auch

[68]) Auch in unseren früheren Bänden mußte dies wohl oder übel geschehen, und ist das dort (I. 107 ff., 120 ff., 359 ff., II., X ff., 408 ff.) Gesagte unbedingt zu dem folgenden hinzuzunehmen.

das Vergebliche des Bemühens, zwischen Gattung, Art, Rasse und Varietät streng zu scheiden, unwiderleglich dargetan und uns damit einerseits ein Beispiel von Bescheidung gegeben, das angesichts des frischfröhlichen Drauflosklassifizierens mancher Neuerer nur beschämend wirken kann, andrerseits aber auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß und wie bei Innehaltung solch rechter Bescheidung doch ein verhältnismäßig sicherer Einblick in das nie wegzudenkende noch wegzuleugnende Gefüge der Rassen zu gewinnen sei.

Buffon ist hier vorangegangen. Anscheinend durch Linnés Verfahren in dessen „Systema naturae" zum Widerspruche gereizt, bestreitet er überhaupt die Möglichkeit jeder Klassifikation, mindestens die Berechtigung, sich dabei auf die Natur zu berufen. „La nature", sagt er[69]), „n'a ni classes ni genres, elle ne comprend que des individus; ces genres et ces classes sont l'ouvrage de notre esprit, ce ne sont que des idées de convention, et lorsque nous mettons l'homme dans l'une de ces classes, nous ne changeons pas la réalité de son être." Ganz ähnlich, nur etwas erweitert, hat dann später sein Jünger Lamarck[70]) dasselbe ausgesprochen: „Aussi l'on peut assurer que, parmi ses productions, la nature n'a réellement formé ni classes, ni ordres, ni familles, ni genres, ni espèces constantes, mais seulement des individus qui se succèdent les uns aux autres, et qui ressemblent à ceux qui les ont produits." Wir werden alsbald sehen, wie beide, dem unabweisbaren Bedürfnis einer Zusammenfassung tierischer und menschlicher Gruppen für das äußere wie innere Auge gehorchend, dann doch die Fesseln, die sie sich mit jenen Sätzen selbst angelegt, zu durchbrechen gesucht haben. Hier kann einstweilen nur gesagt werden, daß ebensogut alle Gesetzmäßigkeit aus der Natur weggeredet werden könnte, die ja auch, als dieser nachempfunden oder nachbeobachtet, ein Werk unseres Geistes ist.

Auch bei uns haben gleich die ersten bedeutenden Naturforscher, die sich diesen Fragen zuwandten, die äußerste Zurückhaltung in deren Behandlung geübt. Einen weitgehenden Verzicht hat namentlich Forster, der — mit Kant — die Rasse in unser wissenschaftliches Schrifttum eingeführt hat, ausgesprochen. Er dehnt ihn insbesondere auch auf die Frage des Monogenismus und Polygenismus aus[71]). Gattung und Varietät zu sondern, hält er für eine unlösbare Aufgabe[72]). Die letztere fällt ihm im allgemeinen mit der Rasse zusammen, deren präziser Definition — und damit eben auch Klassifizierung — er aber ausweicht[73]). Humboldt spricht allen bisherigen Klassifikationen jedes sichere Einteilungsprinzip ab und leugnet damit wohl ebenfalls die Möglichkeit einer solchen[74]).

[69]) Histoire naturelle de l'homme" (Hist. natur. T. IV³. Paris 1750) p. 162.

[70]) Philosophie zoologique." Nouv. Edit. T. I, 1880, p. 21.

[71]) „Sämtliche Schriften", Bd. 4, S. 168, 293, 303.

[72]) Ebenda, S. 292 ff.

[73]) Ebenda, S. 302 ff.

[74]) „Kosmos", Stuttgart 1870. Bd. I, S. 230 ff.

Am weitesten ist Darwin in der Ablehnung fester Rassen gegangen, dessen ganze Lehre ja auf die Vorstellung der Unbeständigkeit, des ewigen Wandels begründet ist. Bei den Versuchen, Art und Varietät zu sondern, ist keinerlei Einigung, keinerlei Sicherheit erzielt worden[75]). Ja, es ist ein hoffnungsloses Bemühen, diesen Punkt zu entscheiden, ehe eine Definition der Bezeichnung „Art" allgemein anerkannt worden ist, und daß es dazu nicht kommt, hängt wiederum mit der nicht minder großen Unsicherheit in betreff der Entstehung — Schöpfungsakt oder Entwicklung — zusammen. „Ebensogut könnten wir versuchen, ohne Definition zu entscheiden, ob eine gewisse Anzahl von Häusern ein Dorf, ein Flecken oder eine Stadt genannt werden soll[76])." Daß die Rassen nicht streng geschieden, ist nur eine Hauptfolgerung aus seinem Entwicklungsgedanken, der bei ihm derart allgemeinbeherrschend ist, daß er ihm sogar die Zuversicht eingibt, der Streit über einfache oder vielfache Entstehung werde still und unbemerkt einschlafen, wenn nur jener erst durchgedrungen sein werde[77]).

Das alles schafft denn freilich ein Negativergebnis, das für alle weitere Rassenforschung schier entmutigend hätte werden können, wenn nicht die Genannten, jeder in seiner Weise, Auskunftsmittel zu seiner Abschwächung ausfindig gemacht hätten, die doch auch wieder genugsam in einer Richtung konvergieren, um uns wenigstens eine Notlösung dieser vielleicht größten aller Schwierigkeiten — zu mehr dürfte es nie kommen — zu ermöglichen.

Beginnen wir mit Buffon. Trotz seiner grundsätzlichen Ablehnung kann er doch in praxi nicht umhin, eine Anzahl menschlicher Rassen („Les variétés que nous remarquons dans les différents peuples de la terre", „les variations du prototype général de l'espèce, engendrées par les milieux", „Les variétés constantes qui se perpétuent par la génération") nicht nur anzuerkennen[78]), sondern auch die hauptsächlichsten derselben in einer Weise zu beschreiben, daß er es sich doch immer wieder hat gefallen lassen müssen, unter denen, welche die Rassen klassifiziert haben, mit aufgeführt zu werden. Wohl macht er diese nach älterer Weise reichlich stark von der Umwelt abhängig[79]), aber schon mit der Wendung „variétés constantes" tut er doch einen bedeutsamen Schritt zu den Rassen hin, wie sie heute vor uns stehen. Ja, es ist charakteristisch für ihn, daß gerade er für diese „variations communes devenues constantes", die „diversités morphologiques constantes qu'on découvre parmi les hommes"[80]),

---

75) „Die Entstehung der Arten." Deutsche Ausgabe von D. Haek, S. 72, 77, 86.

76) „Die Abstammung des Menschen." Deutsche Ausgabe von D. Haek, Bd. I, S. 263.

77) Ebenda, S. 270.

78) „Histoire naturelle", T. VI³, p. 212 ss. und „Supplément de l'Histoire naturelle".

79) „Hist. nat.", T. VI³, p. 319, 332 und im Schlußpassus des ganzen Werkes. Klima, Ernährung und Lebensweise (moeurs, manière de vivre) werden wiederholt als die drei großen Agenzien der Abwandlung aufgeführt.

80) Topinard p. 44, 45.

als erster die Bezeichnung race in die zoologisch-anthropologische Wissenschaft eingeführt hat. Und vollends in der Sonderung, der Herausarbeitung, der Charakteristik seiner einzelnen Rassen — es sind in der Hauptsache sechs — und der Übergangserscheinungen, die er zwischen ihnen annimmt, unterscheidet er sich kaum von einem Anthropologen oder Ethnologen unserer Tage. Er auch hat das Beispiel gegeben, hierbei völlig naiv-empirisch, in der ungezwungenen, und doch nicht etwa leichtfertigen Art, die dann den Franzosen für immer zu eigen geblieben ist, vorzugehen: seine Aufzählung der menschlichen Rassen hat nichts von einem System — insofern wenigstens ist er seiner Abwehr treu geblieben —, sondern ist ganz auf den Augenschein gegründet, dem er in einer bei den Lappländern beginnenden, bei den Indianern endenden Rundreise um die Erde aufsammelnd nachgeht.

Lamarck, der, wie wir sahen, in der Ablehnung einer Klassifikation der Rassen einen Schritt weit mit seinem Meister ging, hat sich dann doch deren Zweckmäßigkeit, ja Unentbehrlichkeit auch auf rein theoretischem Wege schon ganz anders klar gemacht. Wir müssen die ganze hierauf bezügliche Stelle im Wortlaut wiedergeben. Sie lehrt in eindringlicher Weise, wie dieser starke Geist mit den Schwierigkeiten, die diese ganze Frage birgt, gerungen, um nicht zu sagen, wie er unter den Gegensätzen, die sich in ihr auftun, gelitten hat. Er fährt also an der vorgenannten Stelle fort[81]): „Or, ces individus appartiennent à des races infiniment diversifiées, qui se nuancent sous toutes les formes et dans tous les degrés d'organisation, et qui chacune se conservent sans mutation, tant qu'aucune cause de changement n'agit sur elles." Und einige Seiten später (p. 33 bis 34): „Quand les naturalistes consentiront-ils à s'assujettir à des principes de convention, pour se régler d'une manière uniforme dans l'établissement des genres etc. etc.? mais, séduits par la considération des rapports naturels qu'ils reconnaissent entre les objets qu'ils ont rapprochés, presque tous croient encore que les genres, les familles, les ordres et les classes qu'ils établissent sont réellement dans la nature. Ils ne font pas attention que les bonnes séries qu'ils parviennent à former à l'aide de l'étude des rapports sontà la vérité dans la nature, car ce sont des portions grandes ou petites de son ordre; mais que les lignes de séparation qu'il leur importe d'établir de distance en distance pour diviser l'ordre naturel, n'y sont nullement. Conséquemment, les genres, les familles, les sections diverses, les ordres et les classes mêmes, sont véritablement des parties de l'art, quelque naturelles que soient les séries bien formées qui constituent ces différentes coupes. Sans doute leur établissement est nécessaire,

---

[81]) Zur Kennzeichnung der Mittel, mit denen die extremen Gegner der Rasse vorgehen, sei hier mitgeteilt, daß Jean Finot, der Verfasser des „Préjugé des races" (Paris 1905), in seiner „Revue" (Mars 1904) lediglich jenes frühere Zitat ohne die obenstehende Fortsetzung bringt — eine arge Mystifikation, ersichtlich nur für solche Leser berechnet, die Lamarck selbst nicht lesen.

et leur but d'une utilité évidente et indispensable; mais pour n'en pas détruire, par des abus toujours renaissants, tous les avantages que ces parties de l'art nous procurent, il faut que l'institution de chacune d'elles soit assujettie à des principes, à des règles une fois convenues, et qu'ensuite tous les naturalistes s'y soumettent." Ähnlich an anderen Stellen. Im allgemeinen besagt Lamarck mit alledem nur, daß die Natur die große Praktikerin sei, während der Mensch immer Theoretiker bleibt. Jene schafft unablässig, in stetem Wandel und Wechsel, dieser sucht in der Beobachtung festzuhalten, und die nun bedingt unwillkürlich auch die Klassifikation, für die und alle aus ihr erwachsenden theoretischen Nöte nun aber Lamarck Winke und Anhaltspunkte gibt, die nie und nimmer erschüttert werden können. Als das Fazit seiner Darlegung ergibt sich mit voller Deutlichkeit zweierlei: erstlich, die Klassifikationen sind notwendig, werden aber, als subjektives Erzeugnis des Menschengeistes, sich nie voll mit den Ordnungen der Natur decken, immer etwas Approximatives behalten, insofern sich ganz feste Grenzen nicht ziehen lassen, die Natur vielmehr durchweg in Übergängen sich bewegt.

Zweitens, indem so das, was wir kurz die Systemrasse nennen wollen, verworfen, indem es ausdrücklich ausgeschlossen wird, eine Anzahl fest untereinander abgegrenzter, ideal in sich abgeschlossener Rassen aufzustellen, wird den Naturforschern zuleich aufgegeben, sich auf etwas wie eine empirische, annähernd durch Übereinkommen festzulegende Rasse zu einigen. Die wiederholte lebhafte Betonung dieser Notwendigkeit läßt darauf schließen, daß diese Einigung schon zu Lamarcks Zeit noch im weiten Felde lag. Und wie chaotisch hat sich das Bild erst seitdem gestaltet! (Vgl. unsere Aufzählung an früherer Stelle[82].)

Ein Rückblick auf die Geschichte der Anthropologie lehrt somit, daß, entsprechend der immer nur bedingt zutreffenden Kennzeichnung der Rassen, auch immer nur auf eine relative Übereinstimmung in deren Einteilung zu rechnen sein wird. Und weiter liegt es in der Natur der Sache, daß, je größer die Gruppen gefaßt, je niedriger ihre Zahl gehalten wird, desto eher eine Einigung auf sie erfolgen wird. Es war gewiß kein Zufall, sondern von einem tiefen Instinkt eingegeben, daß die ersten Einteiler so vorgegangen sind. Im Grunde stimmten sie sogar alle überein, Cuvier und seine Nachfolger Broca und Topinard mit ihren drei, Linné mit seinen vier, Blumenbach mit seinen fünf Rassen: Der Unterschied beruhte im wesentlichen darauf, daß die Franzosen die Rothäute mit in die gelbe Rasse einbezogen, während der Schwede und der Deutsche sie gesondert führten. In den besten Rassenbüchern ist man aber immer wieder zum ersteren Verfahren zurückgekehrt.

Dies gilt für die reine Anthropologie. Aber bei der angewandten sieht es nicht anders aus. Neben der von der ersteren übernommenen Einteilung hat sie eine eigene andere vornehmen müssen entsprechend dem Gesichtspunkte, daß sie es nicht, wie jene, unterschiedslos mit der gesamten Mensch-

[82]) Bd. I, S. 124 ff.

heit, sondern vorwiegend mit Kulturvölkern zu tun hat. Für den Kulturanthropologen nun — es sei mir kürzehalber vergönnt, historisch-politische, soziale und kulturelle Anthropologie in dieser einen Bezeichnung zusammenzufassen — haben sich mit elementarer Gewalt im Laufe der Jahrhunderte gleichfalls drei große Rassenkomplexe als das Völkerleben der europäischen Welt in der Hauptsache ausfüllend herausgeschält: die nordische, die mittelländische und die alpine Rasse. Längst ehe die Anthropologen sich dieser bemächtigt hatten, lebten die beiden ersteren — als Indogermanen oder Arier und als Semiten bzw. Hamitosemiten — im wissenschaftlichen Bewußtsein weitester Kreise, während bei der dritten Begriffs- und Umfangsbestimmung wie Bezeichnung schwankten. Von dem, was zu diesen drei Hauptgruppen neuerdings noch hinzugetan, teilweise auch an ihre Stelle gesetzt worden ist, werden wir sogleich zu reden haben. Hier müssen wir zunächst nur feststellen, daß auf beiden Gebieten der Anthropologie die Erkenntnis sich durchgerungen hat, daß jene allgemeinere, größere Einteilung nicht genügt, daß für die wissenschaftliche Einzeluntersuchung neben ihr eine andere, detailliertere herzugehen hat.

Soviel ich sehe, ist Deniker der erste gewesen, der eine solche Doppeleinteilung systematisch durchgeführt hat, und seitdem begegnen wir Haupt- und Unterrassen des öfteren bei ernsten Rassenforschern. In den letzteren haben wir ganz allgemein durch gemeinsame körperliche Eigenschaften, je nachdem auch durch sprachliche Zusammengehörigkeit verbundene Typen, geographische Lokalformen, aus denen sich die größeren Formen zusammensetzen, zu erkennen. Indem man sich dazu verstand, auch sie als Rassen anzuerkennen, kam man übrigens nur auf das zurück, was schon die ersten Bahnbrecher der Rasse auch bei uns an die Hand gegeben hatten. Wollte doch Forster sich damit begnügen, in jener „einen Haufen Menschen" zu sehen, deren gemeinschaftliche Bildung Eigentümliches und von ihren Nachbarn Abweichendes genug habe, um nicht unmittelbar von ihnen abgeleitet werden zu können . . . ein Volk von eigentümlichem Charakter und unbekannter Abstammung[83])", und Humboldt die „kleineren Völkerfamilien" geradeswegs an die Stelle der großen Gruppen Blumenbachs und anderer gesetzt sehen[83a]). Ersterer verweist dabei ausdrücklich auf den freieren Sprachgebrauch der Franzosen, denen ja in der Tat Blutseinheiten jeder Art zu „Rassen" geworden sind. Und wenn wir bei uns Umschau halten über alles das, was im Gesamtgebiete der Anthropologie mit diesem Namen belegt worden ist, so werden wir nicht umhin können, uns zu gestehen, daß wir unvermerkt eben dahin gelangt sind, und daß das auch mit rechten Dingen zugegangen ist. Wenn wir nur das Wesentliche festhalten, worüber sich alle mit der Rasse Arbeitenden einig sind, werden wir gut tun, im einzelnen unsere Herzen zu weiten und rassenhaften Charakter unter Umständen auch Gruppen zuzusprechen, denen wir noch in keiner systematischen

---

[83]) A. a. O., S. 302 ff.

[83a]) „Kosmos", Bd. I, S. 231.

Einteilung des Menschengeschlechtes begegnet sind. Ich denke hier vor allem an die großen Stämme insbesondere der Germanen, von denen einst Constantin Frantz gesagt hat, sie seien fast wie eigene Nationen, und wir ebensogut sagen könnten, sie seien fast wie eigene Rassen. Oder kommt etwa den Sachsen, verbreitet wie sie waren über weite Teile des Deutschen Reiches, Siebenbürgen, Nordfrankreich, England, Amerika[84]), mindere Berechtigung hierfür zu als so mancher anderen Unterrasse alten oder neuen Systems? Eben jetzt ist man dabei, die alten Aufstellungen durch völlig neue zu ersetzen. Der nordischen, mittelländischen und alpinen Rasse hat man die dinarische, fälische, ostbaltische, sudetische, taurische, orientalische, vorderasiatische und innerasiatische beigesellt, denen zweifellos noch weitere folgen werden. Ganz wohl! Nur möge man sich dabei immer klar darüber sein, daß allen diesen Gruppen der gleiche Konjekturalcharakter anhaftet, wie den meisten ihrer Brüder, und daß daher kommende Generationen sie vielleicht ganz ebenso wieder fallen lassen werden, wie wir heute die unserer Vorgänger fallen lassen. Es ist nicht anders: gegen ihr eigenes Ideal gehalten, lassen alle Rassen gleichermaßen zu wünschen, nur in der Idee leben sie vollkommen, in der Wirklichkeit erscheinen sie abgeschwächt, weil sie ihren Ursprungscharakter mehr oder minder eingebüßt haben, und in dem Maße wie sie entweder — wie z. B. die dinarische — nur inmitten anderer Rassen und mit ihnen vermischt auftreten oder — wie die fälische — in der Vorgeschichte sich verlieren, wie sie eines historisch-kulturell nachweisbaren Niederschlags entbehren, wird alles über sie Auszusagende vollends hypothetisch. Immerhin bleibt nicht nur für die Gebiete der doppelten Dreiteilung in große Gruppen, mit denen bisher das fruchtbare Teil von Rassen- und Völkerkunde wie von Geschichtsphilosophie geleistet worden ist — die Rassen etwa Cuviers oder Linnés einerseits, Lapouges oder Woltmanns anderseits —, ein gewaltiger Bestand gesicherter Erkenntnis, auch bei den vielen kleineren Gruppen, die wir je nachdem als Übergangsgebilde, Abzweigungen, Unterrassen, Varietäten oder Schläge fassen und bezeichnen mögen, spielt die feste Rasse unter Voraussetzung und bei Beherzigung der methodologischen Einschränkungen Lamarcks immer noch eine genügend große Rolle, um die Phantasien eines Chamberlain, der sie ganz leugnen wollte und gar die Rassenbildung der Natur zu entwinden sich vermaß, in sich zusammenbrechen zu lassen. Gar nicht zu reden von den Extremisten, welche auf das Nichtvorhandensein bestimmter Grenzen zwischen den Rassen dem elementarsten Augenschein zuwider etwas wie Gleichheit der Menschen begründen wollten.

Den Satz unseres ersten Teiles von dem klärenden Eingreifen der Naturwissenschaften, wo immer es kritisch um die Rassenkunde steht, glauben wir hiermit durch ein neues gewichtiges Beispiel belegt und damit zugleich, worauf es hier fast noch mehr ankam, einen Beweis für die untrennbare Zusammengehörigkeit der beiden Zweige unserer Wissenschaft erbracht zu

[84]) Vgl. die treffliche Charakteristik ihrer kolonisatorischen Ausbreitung in Bulwers „Caxtons", T. I, p. 107 der Tauchnitz-Edition.

haben. Die historische Anthropologie entnimmt ihre Gesetze von der naturwissenschaftlichen.

Aber auch in ihren Geschicken ist sie vielfach von denen der letzteren mit berührt worden. Nirgends wohl tritt das so augenscheinlich zutage wie in der Weise, in welcher sich ihre Lehren allgemach von einem äußeren auf ihr lastenden Druck zu befreien gehabt haben. Durchweg hatten da die Naturwissenschaften den ersten Stoß auszuhalten, aber die anthropologische Geschichtsphilosophie hat diesen jedesmal mit zu spüren bekommen.

Es ist ein dunkles Kapitel, das wir hier streifen: welch unheimliche Macht die Kirche schier bis in unser Jahrhundert hinein über die Geister besessen, und wie sie sie mißbraucht hat. Unter den Opfern der Inquisition und der Ketzergerichte sind die Vorgänger der Rassenlehre, die Bekenner polygenistischer Anschauungen zumal, in nicht geringer Anzahl vertreten gewesen, und als das Verbrennen nicht mehr zeitgemäß, das man noch im 17. Jahrhundert bei Vanini angewandt hatte, fand man andere Mittel der Unterdrückung. Die Oberautorität der Bibel wurde in einem Maße aufrechterhalten, daß sie selbst auf die protestantischen Länder hinübergriff, Geister wie Leibniz, Linné, ja noch Herder sich theologisch gebunden zeigten[85]). Ungleich stärker und unmittelbarer allerdings erfolgten die Vergewaltigungen in den Rom untertanen Gebieten. Das ärgste Beispiel bietet hier Buffon, und es verlohnt wohl, bei dieser großen Erscheinung abermals einige Augenblicke zu verweilen.

Wer größere Partien Buffons in einem Atem durchliest und seine Erkenntnisse, die er auf so bescheidene Hilfsmittel begründen mußte, mit unseren heutigen auf nicht mehr zu bewältigende Fluten von Literatur und Forschungen sich stützenden vergleicht, wird sich wie nur je vom Odem des Genies umweht fühlen. Es ist in der Tat erstaunlich, wie oft er schon auf den Grund geblickt hat[86]). Das gilt nicht nur in bezug auf das Materielle seiner Einzelerkenntnisse, sondern fast mehr noch im Hinblick auf die Grundsätze seiner Forschung, auf die ganze Art, wie er diese auf dem ihm zugefallenen Gebiete der Naturwissenschaften betrieben hat. Er hat jene gewaltige Bewegung eingeleitet, in der wir heute stehen, auf ihn geht die Anthropologie als Sammelwissenschaft zurück. Er auch ist es gewesen, der, mit der Rasse zugleich, den Entwicklungsgedanken in die Wissenschaft eingeführt hat. Eine ganze Reihe von Aussprüchen finden sich bei ihm, welche, in teilweise fast wörtlicher Übereinstimmung, dartun, daß Buffon

[85]) Vgl. „Gobineaus Rassenwerk“, S. 381.

[86]) Als Beweis, wie er wichtige ethnologische Verhältnisse und Vorgänge intuitiv richtig durchschaut hat, sei unter anderem angeführt, was er Hist. nat. T. VI³, p. 117 ss. über die mongolischen Mischungen der Russen, p. 124 ss. zur Charakteristik der Japaner, p. 171 ss. über die Mischungen der Perser und p. 197 ss. über die der Türken sagt. Die Vielspältigkeit der schwarzen Rasse ist ihm schon ebenso aufgegangen, wie die unbedingte Einheitlichkeit der roten (p. 304). Erstere stellt er in dem Reichtum ihrer Varietäten geradezu neben die weiße Rasse (ebenda p. 221), in betreff der letzteren vertritt er mit für damals großer Energie und Kühnheit die Hypothese ihrer ostasiatischen Herkunft (p. 270 ss., 311 ss.).

der engste Vorläufer und Anreger Lamarcks und Darwins ist[87]). Daß überhaupt nicht schon er als der eigentliche Schöpfer der Entwicklungslehre dasteht, hat man mit Recht daraus erklärt, daß er sich an manchen Stellen seines Schaffens selbst einen Zaum angelegt, daß er das ihn Letztbewegende nicht ausgesprochen hat. Und dieses wieder ist darauf zurückzuführen, daß ihm Rom verhältnismäßig früh, nach dem Erscheinen desjenigen Teiles seines Werkes, der die Entstehung der Erde behandelte, in den Arm gefallen war. Die theologische Fakultät von Paris hat damals von ihm, wie einst das Inquisitionstribunal von Galilei, einen Widerruf erpreßt[88]). Und dieser hat dann nicht nur auf ihn selbst, sondern auch auf eine ganze folgende Generation aufs schädlichste zurückgewirkt. Die jüdische Lehre von dem einen ursprünglichen Menschenpaar und die christliche von der Brüderlichkeit aller Menschen galten als derartig unumstößlich, daß sich ihnen gegenüber, mit so manchem anderen, auch die Entwicklungslehre nicht, oder nur schüchtern, hervorwagte, und dadurch insonderheit auch die Rassenlehre eine starke Verzögerung erfuhr. Nicht nur zwischen Buffon und Lamarck sind eine ganze Reihe von Denkern nur heimlich Evolutionisten gewesen, auch Lamarck selbst hielt sich, wo er auf die Entwicklung des Menschengeschlechts zu sprechen kam, auffallend zurück[89]). Und so lange hat der Bann vorgehalten, daß selbst Gobineau noch Jahrzehnte später sich in ihm befangen zeigte, und erst dessen endlich freigewordene Nachfolger, Lapouge und Woltmann, ihn völlig abschüttelten.

Aber nicht nur von seiten der Kirche wirkten, erst rohe Gewalt, dann Umtriebe jeder Art zur Behauptung eines längst als unhaltbar erwiesenen Dogmas, hemmend auf die Rassenforschung ein, auch in Form von Zeitströmungen haben mildere Mächte, Vorurteile politischer, sozialer, philanthropischer Art, da gelegentlich ihr Wort mitgesprochen. Dafür ist z. B. der englische Arzt und Anthropologe Prichard ein Beweis, der mit seinem großen Werke „Natural history of man“ sich nicht am letzten darum mit so großem Eifer in den Dienst des Einheitsgedankens stellte, weil er den damals ungebührlich gering geschätzten Negern zu Hilfe kommen zu müssen glaubte.

Ein besonders merkwürdiges Beispiel bietet Alexander von Humboldt, insofern Natur- und Geisteswissenschaften ihn gewissermaßen verschiedene Wege geführt, um nicht zu sagen in eine Art von Zwiespalt versetzt haben. Wo er als unabhängiger Naturforscher auftritt, steht er Gobineaus Anschauungen von der großen — auch individuellen — Rolle der Rasse durchaus nahe und bringt die wertvollsten Bestätigungen dafür bei. So namentlich in den „Reisen in die Äquinoktialgegenden des Neuen Kontinents“ (Kap. 9 gegen Schluß)[90]) und noch in seinem ausführlichen Briefe

[87]) Sie sind zusammengestellt bei Topinard, p. 39—41.

[88]) Einige Abschnitte dieses kläglichen Dokumentes im Wortlaut bei Topinard, p. 34.

[89]) Scheidt a. a. O., S. 42, 47, 48.

[90]) Deutsche Ausgabe, Stuttgart 1859, Bd. II, S. 53 ff. Es ist unverständlich, wie Peschel, der in dem Sammelwerke „Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie . . . Herausgeg. von Karl Bruhns“, Bd. 3, Leipzig 1872,

an Gobineau vom 24. Dezember 1854[91]), wo es unter anderem heißt: „J'ai souvent répété le mot de Tacite: „Est durans originis vis.“ Vous doutez beaucoup de l'influence des climats, je crois comme vous qu'on l'a singulièrement exagérée. Les types une fois fixés ne changent pas dans des migrations à travers les régions les plus diverses“, während ihn im späteren Leben, als zusammenfassenden Natur- und Weltweisen, unter unverkennbarer Beeinflussung durch den spekulativen weimarischen Geist Herders, und vielleicht noch mehr seines Bruders Wilhelm, der Humanitäts- und Einheitsgedanke immer stärker bewegt, der dann im Kosmos sozusagen das große Wort führt und ihn hindert, aus seinen anthropologischen Erkenntnissen die logisch gegebenen Konsequenzen zu ziehen. Wenn er sich sträubt, der „unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen“ beizutreten, wenn er — nicht allzu weit von Rousseau entfernt — nur bildsamere, keine edleren Volksstämme anerkennen will und daraufhin unter anderem dem Aristoteles entgegentritt, der Herren- und Dienerrassen verlangt hatte[92]), so kann man sich angesichts dessen eines Eindrucks von Herausfallen, von Stimmungs- und Betrachtungswechsel nicht erwehren. Humboldt geht sonst mit vollkommenster Objektivität den Dingen nach, wie sie sind, hier schmeckt etwas von dem subjektiven Wunsche durch, wie sie sein sollten, von dem schönen Ideal der Menschheit als „e i n e s großen nahe verbrüderten Stammes“. Die Hauptstellen stehen am Schlusse des ersten Teiles des Kosmos, aber anscheinend würde diese Tendenz am Schlusse des Ganzen noch kräftiger zum Durchbruch gekommen sein.

Es ist klar, daß wir hier Divergenzen der Anschauung vor uns haben, die sich nun und nimmer ausgleichen lassen, während in einem anderen noch ungleich wichtigeren Falle, mit welchem wir dieses Kapitel zu beschließen haben, und in welchem gleichfalls Natur- und Geisteswissenschaft zuerst hart aufeinandertrafen, alle Ablehnungen und Bekämpfungen das

S. 186 ff., die Abteilung „Erd- und Völkerkunde“ übernommen hatte, dort S. 216 schreiben konnte: „Auf dem Gebiete der Völkerkunde waren Humboldts Leistungen außerordentlich spärliche, so daß im Kosmos diesen Stoffen nur wenige Blätter gewidmet werden.“ Letzteres hängt damit zusammen, daß Humboldt den Kosmos nicht vollendet und im besonderen den Teil desselben, der die Menschenrassen behandeln sollte, nicht ausgeführt hat. Im Übrigen aber trifft der Satz von der Vernachlässigung der völkerkundlichen Seite nur für die Werke über Zentralasien, nicht für die über Amerika zu. Schon der „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne“ (Paris 1811) enthält viel wertvolles Material zur Rassengeschichte Amerikas, das dann in dem vorerwähnten Werke noch mannigfache Bereicherung erfährt. Peschel selbst muß im folgenden anerkennen, daß Humboldt mit unter den Ersten die Bedeutung der Wanderungen von den Ursprungszeiten an betont und der Völkerkunde die Ergründung der ältesten Wanderungen als Aufgabe gestellt habe; wie er auch, mit Belegen aus „Vue des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique“, denen sich leicht solche aus dem „Essai politique“ anfügen ließen, dartut, wie klar und richtig jener in den Fragen der Stellung der amerikanischen Menschheit innerhalb der Völkerordnung, ihrer Herkunft und Verwandtschaften geurteilt habe.

[91]) Abgedruckt in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 113 ff.

[92]) „Kosmos“, Bd. I, S. 232, 313.

allmähliche Zusammenfließen verwandter Gedankenströmungen nicht aufhalten, das Fortwirken einer gemeinsamen Kraft in verschiedener Ausprägung nicht hindern konnten. Wir reden von der Entwicklungslehre und ihrer Einfügung in die Rassenlehre.

Es ist bekannt, wie schroff Gobineau namentlich anfangs — später zog er andere Saiten auf —, und durchaus nicht etwa er allein, Darwin abgelehnt hat[93]). Die Gründe hierfür waren aber weitaus mehr auf allgemein weltanschaulichem als auf enger wissenschaftlichem Gebiete zu suchen[94]). Das hat auch Gobineau selbst mit der Zeit empfunden und sich daher Darwin stufenweise immer mehr angenähert. Er konnte sich ja nicht verhehlen, wie ungenügend und nebelhaft die Vorstellungen über den Ursprung des Menschengeschlechts, über die Entstehung und die Verwandtschaften der Rassen in seiner eigenen Lehre vertreten waren, und daß diese vollends auch insofern einer Ergänzung bedurfte, als bei ihm die Vermischung viel zu ausschließlich als der das physiologische Leben der Rassen bestimmende Faktor erschien, dem nun Darwin die Variation, die Vererbung, die Auslese, die Anpassung und die Inzucht als ebenbürtig an die Seite setzte. Am meisten sprang die Verwandtschaft der Zuchtwahl- oder Auslesehre mit seiner Rassenlehre in die Augen, die er ja denn auch noch selbst ausdrücklich anerkannt und ausgesprochen hat[95]). Er operiert auch gelegentlich, z. B. in seiner Arbeit über die Auswanderung nach Brasilien, mit dem „struggle for life", und im „Ottar Jarl" bringt er mehrfach, sei es aus sich, sei es als unwillkürliche Reminiszenz an Darwin, diesem verwandte Gedankengänge vor. Ersteres ist nur zu natürlich, indem ja der Kampf ums Dasein für die Völker reichlich so entscheidende Bedeutung besitzt wie für die Rassen, und letzteres erklärt sich aus der großen Rolle, welche die Genealogie in dem genannten Werke spielt, die gleichermaßen das Grundgerüst der naturwissenschaftlichen wie der geschichtlichen Rassen bildet. Daß die Grundgedanken Darwins, der der ursprünglichen Arteneinheit und der der allmählichen Entwicklung, durchaus hypothetischer Natur waren, hielt sie ihm zwar gewissermaßen fern. Aber die Arteneinheit konnte auch er selber sich insofern mit gutem Gewissen fernhalten, als sie, unermeßlich weit zurückliegend, für historische Probleme geringere Bedeutung besaß. Im Entwicklungsgedanken aber fand er gar Momente, die ihm in die eigenen Gedankengänge vollkommen paßten, nicht am wenigsten dieses, daß auch Darwin,

---

[93]) Unwillkürlich und unwiderstehlich drängt sich hier die Parallele aus dem Leben Schopenhauers auf, der ja gleichfalls, als sein Jünger von Doß ihn auf die hohe bestätigende Kraft aufmerksam machte, welche die Darwinsche Lehre für die seinige enthalte, jene als „platten Empirismus" abwies. Näheres hierüber in des Verf. „Schopenhauer-Briefen", Leipzig 1893, S. 321 ff., 325, 439 ff.

[94]) Über das Verhältnis Gobineaus zur Naturwissenschaft, und insbesondere zu Darwin, ist eingehender als hier möglich und nötig gehandelt in „Gobineaus Rassenwerk", S. 382—387 und sei daher dorthin verwiesen.

[95]) In der zweiten Vorrede zum Essai und in der Abhandlung „Mémoires sur diverses manifestations de la vie individuelle". („Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik." N. F. Bd. 52, S. 18.)

wie er des öfteren betont, weit entfernt ist, Entwicklung mit Fortschritt gleichzusetzen, vielmehr eine solche ebensogut in pejus wie in melius für denkbar hält. Und da endlich Darwin, wie sein treuer Gefährte Wallace und vollends sein Vetter Galton, sehr anders als Humboldt, sich auch der Scheidung des Menschengeschlechtes in höhere und niedere Rassen sehr wohl bewußt war, und sich dementsprechend den allgemeinen Niedergang der Menschheit nicht verhehlen konnte, so hat eine tiefe Fügung es mit sich gebracht, daß angesichts des Sinkens und Hinschwindens der Edelrassen die gleichen düsteren Ausblicke in die Zukunft den beiden großen, sonst so verschiedenen Denkern ihre letzten Tage getrübt haben.

Was Gobineau von Darwin schied, was ihm religiöse und moralische Bedenken weckte, ist längst wesenlos geworden. Wesentlich ist für den historischen Betrachter nur das eine, daß vieles, was Gobineau nur erst undeutlich und gestaltlos vorschwebte, durch Darwin zu einer wissenschaftlich erkannten und begründeten Wahrheit geworden ist.

Wo immer wir das Verhältnis Gobineaus zur Entwicklungslehre erörtert finden, wird meist nur Darwin dafür herangezogen. Und das begreift sich, da Gobineau den anderen großen Denker, der schon ein halbes Jahrhundert vor Darwin den Entwicklungsgedanken systematisch durchgeführt hatte, Lamarck, augenscheinlich nicht gekannt, mindestens nirgends berücksichtigt hat. Und doch sollte dieser, auch nach dem Auftreten Darwins, noch von großer Bedeutung für den Verlauf der ganzen Bewegung werden, ja er hat zeitweise dem Einfluß und dem Ansehen Darwins starken Eintrag getan, es hat jahrzehntelang ein Ringen zwischen Lamarckismus und Darwinismus mit abwechselndem Steigen und Sinken beider stattgefunden[96]). Wir könnten dieses ja nun, als eine interne Angelegenheit der Biologen, ganz beiseite lassen, wenn nicht doch die Rasse auch an ihrem Teile wenigstens indirekt an dem Streite beteiligt wäre, und dies denn auch folgerichtig eine verschiedene, ja gegensätzliche Stellungnahme ihrer Bekenner zu den Häuptern der beiden entwicklungsgeschichtlichen Schulen im Gefolge gehabt hätte.

Der Hauptunterschied der Lehre Lamarcks von der Darwins ist darin zu suchen, daß jener nicht, wie dieser, der Variabilität eine unbegrenzte Wirksamkeit zuschrieb. Es ist ja nicht zu verkennen, daß eine unendliche Variabilität die Rasse, als morphologischen Typus, wenn nicht ganz beseitigen, zum mindesten aufs äußerste einschränken müßte. Dem hat nun Lamarck dadurch einen Damm gesetzt, daß er, wie wir sahen, zwar die Rassen auch nicht als etwas ganz fest Abgegrenztes annimmt, aber doch die Übergänge weit weniger stark betont, um nicht zu sagen als die Hauptsache hinstellt. Vor allem aber weicht er in der Erklärung und Begründung der fortschrei-

[96]) Vgl. hierzu Adolf Wagner, „Geschichte des Lamarckismus", Stuttgart 1909. Vorrede. Ebendort S. 25—62 eine sehr klare Darstellung der Lehre Lamarcks. Wilser in der Polit. Anthropol. Revue, Bd. 6, S. 414 und im „Zentralblatt für Anthropologie", Bd. 11, S. 65 ff. Weismann, „Aufsätze über Vererbung", S. 467 ff. Weismann war der Hauptgegner Lamarcks und hat ihn am wirksamsten bekämpft durch seine Leugnung der Vererbung erworbener Eigenschaften, für die er viele Anhänger fand.

tenden Veränderungen der Art von Darwin ab. Er führt diese auf die Leistung der Tiere zurück, die Entwicklung ihrer eigenen Organe durch deren Gebrauch zu steigern und so ihre Struktur und ihre Gewohnheiten zu verändern. Und nachdem sie so der Natur nachgeholfen (Lamarck sagt geradezu — T. I, p. 237 seines Hauptwerkes —: „Les habitudes forment une seconde nature"), gewinnt ihre Art einen weiteren Zuwachs dadurch, daß nun die Natur durch die Fortpflanzung alle Fortschritte der Ausbildung in der Organisation und jede erworbene Vervollkommnung vererben soll. Von darwinistischer Seite ist diese Fortschritt erzeugende Tendenz der Vererbung bestritten worden. Aber wie auch immer diese Frage endgültig entschieden werden mag, das läßt sich in keinem Falle verkennen, daß schon die aktivistischere Fassung der Anpassung an die Umwelt, die ja vor allem auf dem Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe beruhen soll, namentlich wenn man sie sich in entsprechender Steigerung und Veredelung auf den Menschen angewandt dachte, für den Rassendenker etwas Anlockendes haben und einen Vorzug vor der Lehre Darwins bedeuten mußte, der ja für Veränderung und Anpassung lediglich mechanische, in der Natur wirksame Prinzipien verantwortlich machen wollte. Der am häufigsten und durchschlagendsten gegen Darwin erhobene Vorwurf, daß er die Umwandlung durch äußere Ursachen bewirkt werden lasse, innere Ursachen und Zielstrebigkeit nicht kenne[97]), konnte so Lamarck nicht mittreffen.

Nach diesem allen begreift es sich, daß einer der entschiedensten Vertreter der Auffassung Gobineaus von der Rasse, Wilser, sich so eifrig für Lamarck einsetzen konnte[98]), während Gobineaus Gegner Chamberlain sich fast leidenschaftlich an Darwin angeklammert hat.

---

[97]) Am gründlichsten von K. E. von Baer im zweiten Bande seiner „Reden und Studien", St. Petersburg 1876. Von philosophischer Seite ist er aus dem naturwissenschaftlichen Gebiet auf das historische übertragen worden. Vgl. Rocholl, Bd. I, S. 251: „Die innere und wahre geistige Gesetzmäßigkeit als Bewegungskraft geht an die Zufälligkeiten des von außen bewirkten und geschichtlich Vererbten verloren." Derartige Betrachtungen hätten sich für Lamarck allerdings schon darum ausgeschlossen, weil er die Anwendung seiner Lehre auf den Menschen in unvergleichlich geringerem Maße als Darwin vollzogen hat.

[98]) Vgl. außer den vorgenannten Stellen auch sein Germanenbuch S. 14. Hier führt Wilser sogar, als Beweis, daß Darwin sein eigenes Erinnerungsbild in menschlicher und wissenschaftlicher Hinsicht getrübt habe, abfällige, ja geradezu gehässige Urteile über Lamarcks Hauptwerk an, das er „erbärmlich" und „widersinnig" nenne. Es ist mir nicht bekannt, wo er diese gefunden hat. In den beiden Hauptwerken stehen sie jedenfalls nicht. Wenn sie aber zutreffen, so bestätigen sie nur die alte Erfahrung, daß bei Parallelentdeckungen selten Harmonie zwischen den Entdeckern herrscht. Eine um so leuchtendere Ausnahme haben wir aber dann in Wallace zu sehen, der, nachdem er in sehr vielen Punkten mit Darwin bedeutsam sich begegnet, in anderen ihn ergänzt und erweitert, in einigen wenigen sich abweichend von ihm gestellt hatte, in der Vorrede zu seinen „Contributions to the theory of natural selection" seinem Nebenbuhler als dem Größeren neidlos huldigte und seitdem ihm wie ein treuer Vasall die wertvollsten Dienste geleistet hat.

Drittes Kapitel

Allgemeindenker. Philosophen.

Niemand wird sich darüber wundern, daß die Fragen der Rasse bei den Gesamtdenkern der dem Zeitalter der Renaissance folgenden Jahrhunderte eine irgendwie gründlichere oder gar systematische Behandlung nicht erfahren haben. In jenen Zeiten, da es der katholischen Reaktion mehr und mehr gelang, den unerhörten Flug der Geister, den die Renaissance hervorgerufen hatte, zurückzudämmen, da das Roma locuta est hemmend vor so viele Erkenntnisse trat, die sich erst weit später jenem zum Trotz durchringen sollten, war namentlich in Italien, wo dem päpstlichen Druck auch noch die Fremdherrschaft zur Seite trat, an ein freies Auswirken wissenschaftlichen Geistes nicht zu denken. Die Namen Galileis und Brunos bieten dafür schreckhafte Beispiele. Aber gerade der letztere lehrt zugleich, daß keine Macht der Erde es dem Genie wehren kann, auch ohne nähere lehrhafte Betrachtung gewichtige Wahrheiten auf den verschiedensten Gebieten mit einem Blick vorausschauend aufzugreifen. Im allgemeinen war Bruno von dem einen Gedanken, auf dem Kopernikanischen System eine ganz neue Lehre, die Naturphilosophie und Metaphysik zugleich umfassen sollte, aufzubauen, derartig seherisch erfaßt und erfüllt, daß ihm die Veranlagung wie die Geschicke der Erdenkinder vor den allgemein kosmischen Gestaltungen zurücktraten. Das hat ihn aber nicht gehindert, einen Ausspruch zu tun, wie den, daß nur ein Unsinniger den Äthiopier und den Juden auf das gleiche Protoplasma zurückführen könne, und sich darauf zu beziehen, daß nicht nur die Rabbiner drei Rassen angenommen, sondern auch die Chinesen drei menschliche Urstämme vorausgesetzt hätten[99]). All sein Versinken in die Betrachtung des Universums hat überhaupt diesem ruhelosen Wanderer durch alle Hauptländer Europas den Blick für die Wirklichkeiten des Völkerlebens nicht im mindesten zu trüben vermocht, und dabei hat ihn sein heißes Herz zur entschiedensten Stellungnahme gegenüber den die Rasse am stärksten verkörpernden Völkern getrieben. Ich lasse dahingestellt, ob Lagarde recht hat, wenn er Brunos ingrimmigen Judenhaß aus seinem Hasse gegen die Kirche erklären will[100]). Den Haß vielleicht, ja! Die Abneigung, das Fremdgefühl den Juden gegenüber, die ihm ein „escremento dell' Egitto" waren, dürfte doch wohl einer anderen, einer blutlichen Quelle entstammen.

---

[99]) In seiner Schrift „De l'Infinito, Universo e mondi". Goethe popularisierte diesen 1591 ausgesprochenen Gedanken am 7. Oktober 1828 gegen Eckermann mit den Worten: „Dem auserwählten Volke wollen wir die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir anderen aber hatten gewiß auch andere Urväter."

[100]) „Ausgewählte Schriften", München 1924, S. 174.

Zweifellos richtig hat mehr als ein deutscher Denker, hat insbesondere Chamberlain in Bruno einen Überlebenden aus dem Schiffbruch des italienischen Germanentums erkannt. Zeugte nicht das ganze Wesen und Wirken des Mannes für diese These, so müßte es allein schon der Jubelruf tun, den ihm die Deutschen entlockten, als er ihnen ins Herz geblickt und sich selbst in ihnen wiedergefunden hatte[101]).

Himmelweit von Bruno verschieden, sann in den gleichen Jahrzehnten mit ihm, weltfern auf seinem Schlosse und doch weltkundig wie einer, über Welt und Menschen ein Mann, dem sich das eine und andere von deren Geheimnissen auf ganz anderen Seiten und Wegen ahnungsvoll erschließen sollte: Michel Eyquem, Seigneur de Montaigne. Er entstammte einer reichen Bordelaiser Kaufmannsfamilie, „une race fameuse en prud'-hommie", und hatte eine spanische Jüdin zur Mutter, einen deutschen Arzt zum Hofmeister. Das alles bestimmte ihn gewissermaßen im voraus zum denkbar vorurteilslosesten Beobachter, der „alle Menschen für seine Mitbürger erachtete und einen Polen liebte wie einen Franzosen". In seiner Psychologie geht er daher durchaus vom Einzelmenschen als solchem aus, der in der Hauptsache immer der gleiche ist, — „chaque homme porte la forme entière de l'humaine condition" —, und als welcher mehr und mehr er selber hervortritt. Er betrachtet den Menschen wesentlich als physischen Organismus und behandelt mit Vorliebe sein Verhältnis zu den Tieren („l'égalité et correspondance de nous aux bêtes"). Den Menschen unterscheidet vom Tier nur die Denkkraft, im übrigen „pareils effets, pareilles facultés." In dem Gedankengange, daß das Denken die Quelle des menschlichen Dunkels und Zivilisationsunglücks sei, in dem Preise des glücklichen Naturzustandes der Wilden und der Bewohner eines weltabgeschiedenen Pyrenäentales nimmt er um zwei Jahrhunderte Rousseau voraus. Doch bewahrt ihn seine objektiv-kühle Art vor dessen Verirrungen und erschließt ihm Wahrheiten, die schon deutlich ins biologische Zeitalter hinüberweisen. So ist er einer der Hauptverfechter der Anschauung, daß alle moralischen Eigenschaften des Menschen rassenhaft gebunden sind, daß der Begriff der Tugend als solcher durchaus relativ, willkürlich ist, indem, was im Norden für tugendhaft gilt, im Süden verwerflich sein kann. Vor allem aber haben wir Montaigne unter den Ahnherren der Vererbungslehre einen Ehrenplatz anzuweisen. Seinen schon in unserem ersten Teile gebrachten berühmten Ausruf über das Sperma als Erbträger im Weltgeschehen müssen wir hier seiner klassischen Bedeutsamkeit wegen noch einmal anführen: „Quel monstre est-ce, que cette goutte de semence, de quoy nous sommes produicts, porte en soy les impressions non de la forme corporelle seulement, mais des pensements et inclinations de nos pères. Où loge-t-elle ce nombre infiny de formes? et comme porte-t-elle ses ressemblances d'un progrez

[101]) S. Teil II, S. 296. Über Brunos deutsche Abkunft ebenda, S. 312. Auch L. Kuhlenbeck im ersten Bande seiner deutschen Ausgabe Brunos, Leipzig 1904, Seite 6.

si téméraire et si desréglé que l'arrière-petit-fils respondra à son bisaïeul, le nepveu à l'oncle?“ Daß er auch bei der Feststellung der gewaltigen Rolle, welche die Erblichkeit im Menschenleben spielt, von seinen eigenen Erfahrungen — seinen „expériences ancestrales“ — ausging, ergibt sich daraus, daß er in seinen Essais so viel und so liebevoll von seinem Vater spricht (während er die Mutter ganz unerwähnt läßt). Aber er schreitet von da zur intuitiven Erkenntnis allgemeiner Gesetze vor, wie desjenigen von der physiologisch-erblichen Bedingtheit aller sittlichen Begriffe, ja aller Gewissensvorstellungen, die sich langsam ausgebildet haben und dann von einer Generation auf die andere übertragen worden sind: „Les lois de la conscience, que nous disons naistre de la nature, naissent de la coustume; chascun ayant en vénération interne les opinions et moeurs appronvées et receues autour de lui, ne s'en peult desprendre sans remors, ny s'y appliquer sans applaudissement .... Les communes imaginations, que nous trouvons en crédit autour de nous et infuses en notre âme, par la semence de nos pères, il semble que ce soyent les générales et naturelles; par où il advient que ce qui est hors des gonds de la coustume, on le croit hors des gonds de la raison; Dieu sait combien desraisonnablement le plus souvent[102].“

Fernstab scheint von allem Rassengetriebe mit seinem so abstrakten Philosophieren Spinoza zu stehen. Und doch hat auch er wenigstens indirekt einen Einfluß auf die Entwicklung unserer Wissenschaft insofern geübt, als er die Lehre von der strengen Notwendigkeit alles Geschehens in der sichtbaren Welt, gleichviel ob in Natur oder Geschichte, unbedingter, ja unerbittlicher als irgendein anderer Denker verfochten[103]) und damit der Umweltlehre stark in die Hände gearbeitet hat. Wenn die Geschichte sich gleichsam aus der Natur erklären läßt, ist von da nur ein Schritt zur Erklärung der Rasse aus der Umwelt. Spinoza selbst lag auch jede rassenmäßige Betrachtung der Geschichte völlig fern. Seltsam, wie dieser Angehörige des zähesten Rassengemisches, das die Erde gesehen, die Rasse leugnet[104]): „Die Natur“, sagt er, „macht ja keine Nationen“ — so konnte er sich nach damaligen Begriffen und Sprachgebrauch nur ausdrücken —, „sondern nur Individuen, die bloß nach der Verschiedenheit der Sprache, der Gesetze und der angenommenen Sitten in Nationen unterschieden werden. Aus beiden letzteren, nämlich aus den Gesetzen und Sitten, kann es nur herrühren, daß jede Nation ihren besonderen Charakter, ihre besonderen Zustände und besonderen Vorurteile hat.“ Immerhin verrät er wenigstens in jenem dritten Kapitel des Theologisch-Politischen Traktates, in welchem er sich eingehender mit der Geschichte seines Volkes befaßt, insoweit Verständnis für rassische Vorgänge, als er z. B. die spanischen Marannen,

[102]) „Essais“, Livre I. chap. 22. Im allgemeinen vgl. zum Obigen Morf, „Geschichte der neueren französischen Literatur“, Bd. 1, S. 126—138.
[103]) Die Hauptstellen finden sich im ersten und zweiten Teil der Ethik.
[104]) Im 17. Kapitel des Theologisch-Politischen Traktates.

die sich mit Spaniern vermischten, ausdrücklich von der entsprechenden Gruppe in Portugal unterscheidet. Auch die Betrachtung, in welcher er, teilweise in Parallele mit dem chinesischen, die zähe Konservierung seines Volkes aus dessen Absonderung und dem Haß der übrigen Völker zu erklären sucht, zeigt ihn auf richtiger Fährte, während nun wieder die Entschiedenheit, mit der er ebendort jede Möglichkeit, daß die Natur ehedem verschiedene Menschengattungen hervorgebracht haben könne, ins Reich der Träume verweist, uns lehrt, wie im Innersten fremd er diesen Dingen nach ihrem wirklichen Wesen gegenüberstand. Ganz in seinem Element ist er dagegen offenbar an den zahlreichen Stellen, wo er, mit der Überzeugtheit des theologischen Ethikers, die Auserwähltheit des jüdischen Volkes leugnet oder doch auf bedeutungslose Äußerlichkeiten einschränkt. Hier entfaltet er jene Größe und Weitherzigkeit, die ihn aus der Synagoge herausgerissen und der übrigen Menschheit um so näher gebracht hat[105]).

Wir kommen zum 18. Jahrhundert, zu jenem Jahrhundert, in welchem die Rasse fast gleichzeitig von den Naturwissenschaften empirisch entdeckt und beschrieben und von der Philosophie, insbesondere auch der Geschichtsphilosophie, begrifflich ausgebildet worden ist. Die Hauptarbeit hat damals, namentlich auf dem ersteren Gebiete, Frankreich getan, und dort sind auch die schlimmsten Widerstände gegen den Rassengedanken aufgetaucht und aus dem Wege geräumt worden. Ehe wir uns aber mit diesem Ausschnitte der europäischen Geschichte näher beschäftigen, haben wir einen kurzen Blick auf einen seitwärts stehenden Italiener zu werfen, der vielfach neben, ja vor Voltaire als Begründer der Geschichtsphilosophie genannt wird: Vico[106]).

Vico ist eine der wunderbarsten Gestalten aus der Zeit der keimenden Aufklärung. Er bildet als Autodidakt und wissenschaftlicher Wildling eine völlige, ja geradezu auffallende Parallele zu Gobineau. Ganze Sätze der Charakteristik, welche sein deutscher Übersetzer (S. XVI ff.) ihm widmet, passen fast wörtlich auf letzteren, auch er ist infolge seiner Veranlagung und seines genialen Voraneilens lange unbeachtet geblieben, bis auch seine Wahrheiten vielfach von anderen neu gefunden oder übernommen wurden, und er nun mehr und mehr als einer der großen Anreger wie Herder und Gobineau gewürdigt wurde. Nur freilich bewegt er sich in einer der Gobineaus fast entgegengesetzten Gedankenrichtung. Während bei diesem alle seine Entdeckungen mehr oder minder der Rasse zugute kommen, sehen wir diese bei Vico fast ganz leer ausgehen. Dieser erstaunliche Mann, der Lessing seine Erziehung des Menschengeschlechts, Herder seinen Humanitätsgedanken, Montesquieu seine Deutung des Rechts aus der Sitte,

[105]) Hierauf, wie auch auf die hohe Idealität seiner ganzen Weltanschauung, ist vereinzelt auch die urkundlich wohl kaum zu erweisende Vermutung begründet worden, daß in Spinoza Westgotenblut mitgesprochen habe.

[106]) Sein hierher entfallendes Hauptwerk (Giambattista Vico, „Principii della scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni") erschien zu Neapel 1725, deutsch von W. E. Weber, Leipzig 1822. Gute Würdigungen und Analysen seiner Lehre bei Rocholl, Bd. I, S. 43—48 und Bluntschli, „Geschichte der Staatswissenschaften", S. 281—298.

Friedrich August Wolf seine Lehre, daß nicht ein einzelner, sondern ein Volk die Ilias gedichtet habe, Creuzer seine Symbolik, Niebuhr seine Erschließung der ältesten römischen Geschichte, Bastian seinen Völkergedanken vorweggenommen, die Rasse hat er, wenn überhaupt, nur aus fernster Ferne geschaut, und das, wiewohl er in einer Umwelt — dem Königreich Neapel — lebte, aus welcher sie mit einer Leibhaftigkeit wie so leicht aus keiner zweiten auf ihn hätte eindringen können. So ist Vico das sprechendste Beispiel jener abstrakten Fassung aller geschichtsphilosophischen Begriffe einschließlich desjenigen der Rasse, welche in den meisten Geisteswissenschaften bis tief ins 19. Jahrhundert fortgedauert hat und erst durch immer engere Fühlung mit den Naturwissenschaften beseitigt werden konnte. Eine Betrachtung von Vicos Lehre mag uns dies bestätigen.

Der Grundgedanke Vicos ist der, daß es eine von der Vorsehung geleitete ideale, ewige Geschichte gebe, nach welcher dann die sämtlichen besonderen Geschichten der Nationen in ihrer Entstehung, ihren Fortschritten, Zuständen, ihrem Verfall und Ende, in der Zeit verlaufen. Die Vorsehung ist es, welche vor allem das natürliche Recht der Völker geordnet hat. Dieses entsteht bei jedem Volke für sich[107]), aber es existiert eine innere Einheit in der Entwicklung der verschiedenartigsten Völker, welche sich auch auf das Recht mit erstreckt und darauf schließen läßt, daß gleichförmige Ideen bei Völkern, die sich einander unbekannt, ein gemeinschaftliches Prinzip des Wahren haben müssen[108]). Alle Staaten sind nach Vico aus gewissen ewigen Grundzügen des Lehnswesens hervorgegangen. Einen Hauptbeleg für seinen Einheitsgedanken findet er ferner in „der wunderbar zutreffenden Übereinstimmung der altbarbarischen mit den neubarbarischen Zeiten und der daraus zu entnehmenden Wiederkehr menschlicher Dinge in dem Auferstehen, welches die Nationen erleben“[109]).

In der Entwicklung der Zivilisation unterscheidet Vico[110]) drei Epochen: Das Alter der Götter, in welchem kraft göttlichen Regimentes alle menschlichen Angelegenheiten durch Auspizien und Orakel geleitet werden, das Alter der Helden, das die aristokratischen Republiken zeitigt, entsprechend einer gewissen vermeintlichen Verschiedenheit der höheren, heroischen Naturen von den plebejischeren, endlich das Alter der Menschen, welchem die humanen Regimente — volksfreie Republiken und Monarchien — entsprießen. In den demokratischen Verfassungen „zogen die Völker, da sie denn endlich begreifen gelernt, daß die vernünftige Natur gleich sei in allen, nach dieser natürlichen Gleichheit . . . die Heroen immer rascher zu der körperlichen Gleichheit der volksfreien Republiken (herab, wie es folgerichtig heißen müßte)“. Der Abschluß der Entwicklung stellt sich Vico zu seiner Zeit so dar: „Gegenwärtig scheint eine vollendete Humanität durch alle Nationen verbreitet, nachdem wenige große Monarchen diese Welt der Völker regieren;

107) Deutsche Ausgabe S. 116.
108) Ebenda, S. 177.
109) Ebenda, S. 801 u. ö.
110) S. 31 ff.

und wenn es noch barbarische unter ihnen gibt, so ist davon die Ursache, daß sich ihre Monarchien über der vulgären Weisheit phantastischer und roher Religionen erhalten haben, während sich in einigen die weniger günstige Natur der ihnen unterworfenen Nationen dazugesellt[111])." In letzterer Wendung, wie auch schon früher in der Andeutung der nivellierenden Wirkung der Demokratie, ringt sich die Rasse fast wider Willen des Autors zur Beachtung durch, und auch darin, daß dieser Entwicklungsperioden nur im Leben der einzelnen Völker unterscheidet, die Idee eines sukzessiven Fortschrittes des Menschengeschlechtes dagegen mindestens nicht zur allgemeinen Geltung und Durchführung bringt, darf man wohl ein Zugeständnis an die rassenmäßige Betrachtung der Geschichte sehen. Wie fern diese im übrigen freilich Vico liegt, ergibt sich schon daraus, daß er, wo er grundsätzlich auf die Ungleichheit der Völker zu sprechen kommt, diese auf die Verschiedenheit des Klimas zurückführt, welche solche der Sitten, und diese wieder solche der Sprachen, im Gefolge habe[112]).

Die Vereinigung genialster Intuition und gläubig kindlicher Bescheidung, welche für Vico charakteristisch ist — man halte nur etwa seine Unterscheidung der drei geistigen Weltalter neben die C o m t e s, deren wesentlichen und dauerbaren Gehalt sie, nur etwas stärker politisch gefärbt, vorwegnimmt —, zeigt sich ganz besonders auch in seiner Behandlung der Urgeschichte. Wie tief hat er auch da wieder geschaut, wenn er in der Sagenkunde eine Hauptquelle geschichtlichen Verständnisses erschließt! Anderwärts wieder könnte man fast einen Chronisten oder einen Kirchenvater des frühen Mittelalters reden zu hören wähnen: „Das gesamte erste Menschengeschlecht zerfiel in zwei Arten, die eine von Giganten, die andere von Menschen in gehöriger Leibesgestalt, jene Heiden, diese Hebräer, welcher Unterschied erwuchs aus der tierischen Erziehung jener und aus der menschlichen dieser, und folglich, weil die Hebräer einen anderen Ursprung gehabt als den, welchen alle Heiden gehabt haben[113])." Auch aus diesem seltsamen Gemisch urgeschichtlicher Hypothesen und kirchlicher Glaubenslehre — welch letztere, die Anlehnung an das Alte Testament, aus der Zweiteilung der Giganten in „Söhne der Erde, starke und berühmte Leute, Gewaltige in der Welt" und „andere beherrschaftete Giganten" noch deutlicher herausklingt — mag man sich wiederum einzelnes rassenmäßig umdeuten oder zurechtlegen. Im ganzen aber werden wir abschließend doch sagen dürfen, daß Vico in dem sich ankündigenden Wettstreit des Humanitäts- und des Rassengedankens, der später lange Zeit das Geistesleben mit an erster Stelle erfüllen sollte, dem ersteren schon lange vor Herder starkes Oberwasser verschafft hat.

Wie schwer es die Rasse in der damaligen Geisteswelt noch geraume Zeit haben sollte, werden wir erkennen, wenn wir uns jetzt deren Häuptern in Frankreich — in welchem Lande ja nun einmal die entscheidenden Geisteskämpfe immer zuerst, um nicht zu sagen an erster Stelle, ausgefochten wor-

[111]) S. 834.
[112]) A. a. O. S. 298.
[113]) S. 126, 218.

den sind — zuwenden. Wir beginnen mit Helvetius, in welchem uns der den Wirklichkeiten des Völkerlebens abgekehrte Sinn wenn auch nicht am grellsten — das blieb Rousseau vorbehalten — doch am naivsten und mit einer Überzeugtheit entgegentritt, welche jede andere Auffassung, selbst wo sie aus den eigenen Worten des Schriftstellers verborgen herauszulugen scheinen könnte, unbedingt ausschließt.

Wie wenig Ahnung Helvetius von der Rasse hat, zeigt unter anderem eine Stelle seines Hauptwerkes „De l'esprit[114])", wo er sagt: „Pourquoi ces Asiatiques, si braves sous le nom d'Eléamites, si lâches et si vils du temps d'Alexandre sous celui de Perses, seraient-ils, sous le nom de Parthes, devenus la terreur de Rome?" und so eine nebelhafte Masse, Asiaten genannt, für die verschiedenen Völker und Zeiten ohne weiteres identifizierend setzt. Wo er auf Ungleichheiten innerhalb der menschlichen Gesellschaft trifft, faßt er diese durchaus individuell, sie bestehen nach ihm von Natur nur zwischen den Einzelnen: „La nature a mis de si grandes différences et des dispositions si inégales à l'esprit entre les hommes bien conformés ...[115])." Die Völker, die ihm ja die Rasse noch ganz ersetzen müßten, auch wenn er mehr Sinn für diese hätte, sind ihm reine Abstrakta. Immer werden von ihm nur Gesetze, Sitten, Verfassungen, Regierungen, allenfalls einmal geographische Lage als treibende Kräfte des Völkerlebens aufgeführt, ja er bevorzugt diese „causes morales" so eigensinnig und ausschließlich, daß er sogar — gewiß eine seltene Ausnahme! — eine irgendwie bedeutsame Einwirkung des Klimas, das den meisten anderen Denkern so viel, einzelnen alles bedeutet, an den verschiedensten Stellen seines Werkes ablehnt[116]). „C'est à des causes morales que nous devons l'explication d'une infinité de phénomènes politiques, qu'on essaie en vain d'expliquer par le physique. Tels sont les conquêtes des peuples du nord, l'esclavage des orientaux, la supériorité de certains peuples dans certains genres de sciences[117])."

Diese causes morales nun konzentrieren sich ihm immer ausschließlicher in den Verfassungen, der Regierungsweise der Völker: „C'est de la forme plus ou moins heureuse des gouvernements que dépend la supériorité d'un peuple sur un autre[118])." „Chaque peuple mettra toujours au rang des dons de la nature les vertus qu'il tient de la forme de son gouvernement. L'intérêt de sa vanité le lui conseillera[119])." „L'expé-

---

114) Lüttich 1774, T. I, p. 577.

115) T. I, p. 330. An einer anderen Stelle im 3. Discours — sie findet sich vollständig bei Ribot, „l'Hérédité", p. 326—27 —, geht er so weit, die natürliche Ungleichheit überhaupt zu leugnen und alle menschlichen Verschiedenheiten der Erziehung zuzuschreiben.

116) Vgl. z. B. a. a. O. T. I, p. 576 ss., 588 ss.

117) Ebenda, p. 578.

118) T. I, p. 284.

119) Ebenda, p. 287. Die Stelle ist besonders bezeichnend für die Weise, wie diese Denker die Natur der Dinge vergewaltigen, ohne sie doch ganz zum Schweigen bringen zu können.

rience prouve que le caractère et l'esprit des peuples changent avec la forme de leur gouvernement; qu'un gouvernement différent donne tour-à-tour â la même nation un caractère élevé ou bas, constant ou léger, courageux ou timide." Die Regierungsweise bedeutet, mit einem Worte, für die Völker das, was die Erziehung für den einzelnen, die ja geradezu als das Produkt derselben bezeichnet werden[120]), und was alles sie vermag, wird in einem besonders sinnfälligen Bilde dargetan an einer Stelle, wo uns eingeredet werden soll, daß selbst die Verschiedenheit der neueren von den alten Griechen nur auf einer Verschiedenheit der beiderseitigen Verfassungen beruhe: „La position physique de la Grèce est toujours la même: pourquoi les Grecs d'aujourd'hui sont-ils si différents des Grecs d'autrefois? C'est que la forme de leur gouvernement a changé; c'est que, semblable à l'eau qui prend la forme de tous les vases dans lesquels on la verse, le caractère des nations est susceptible de toutes sortes de formes; c'est qu'en tous les pays, le génie du gouvernement fait le génie des nations[121])." In den ganz wenigen Fällen, wo Helvetius einmal ein Lichtblitz, eine Ahnung davon aufleuchtet, daß die Völker auch Blut haben, erweist er sich außerstande, eine solche Spur weiter zu verfolgen. Die Grundtatsache des europäischen Völkerlebens, daß fast alle Nationen Europas von den Nordvölkern abstammen („tirent leur origine"), konnte auch ihm nicht verborgen bleiben[122]). Gilt es nun aber, eine Nutzanwendung aus dieser Erkenntnis zu ziehen, etwa aus Anlaß der von ihm zur Erörterung gestellten Äußerung des Tacitus, wonach die Parther den Römern weniger furchtbar gewesen wären als die freien Germanen, so versagt er völlig. Vielmehr wird auch diese Erkenntnis wieder verwässert durch die Zurückführung der germanischen Überlegenheit auf die unvermeidliche „forme du gouvernement", und sogar die „température particulière des pays du nord", die doch wahrlich, wenn irgendwo, eine Mitberücksichtigung verlangen konnte, wird als bewirkender Faktor wiederum ausgeschlossen[123]). Und ebensowenig endlich hat Helvetius aus dem Gedanken, der ihn lebhaft beschäftigt hat, daß in Völkern und Zeiten die Moral sich verschieden gespiegelt habe[124]), irgendwelche Folgerungen im rassischen Sinne zu ziehen gewußt.

Auch bei Diderot steht es kaum anders als bei Helvetius. In seinen „Réflexions sur le livre de l'esprit par Helvétius" setzt er sich mit diesem auseinander, ziemlich kritisch stellenweise, aber ohne daß doch irgendein Gesichtspunkt der Rasse auch nur von ferne anklänge. Wo er ihm gegenüber die organische Verschiedenheit der Menschen stark betont, ist dies immer nur individuell zu verstehen[125]). Im übrigen begnügt er sich damit, Helvetius'

120) „De l'homme", Section IV, Chap. 2.
121) „De l'Esprit", T. I, p. 605.
122) Ebenda, p. 579.
123) Ebenda, p. 592.
124) Man vergleiche bes. „De l'Esprit", Discours II, chap. 13 und „De l'homme", Section II, chap. 18.
125) Oeuvres complètes, T. II, Paris 1875, p. 270 ss.

Satz von der ausschließlichen Wirksamkeit der moralischen Ursachen einzuschränken[126]) und im besonderen dem anderen gegenüber, nach welchem „la différence de la latitude et de la nourriture n'a aucune influence sur les esprits" den Einfluß von Klima und Milieu in allerlei Anwendungen und Beispielen geltend zu machen[127]).

Kein anderer Denker hat dem Rassengedanken, der ja seit Gobineau für uns mit dem Gedanken der Ungleichheit zusammenfällt, in dem Maße entgegengewirkt wie Rousseau[128]). Keiner hat wohl je wieder gleichviel Wahres und Falsches in sich vereinigt, Fiktionen und Doktrinarismen mit verführerischerer Beredsamkeit verfochten, Berechtigtes und Haltbares glänzender zum Siege geführt. Diesem dämonischen Manne war es gegeben, auch die mit den entgegengesetztesten Anschauungen an ihn Herantretenden, die er, wie im Emile, sachlich zum äußersten Widerspruch reizen oder, wie in den Confessions, persönlich abstoßen konnte, durch die Glut seiner Leidenschaft, die Magie seiner Sprache in den Bann zu schlagen. Bedenken wir dazu, in wie vielem er richtig und tief gesehen — und wir werden ja im folgenden die Spreu vom Weizen zu sondern haben —, wieviel des Notwendigen und Heilsamen er ausgesprochen und das mit der echt prophetischen Kraft, die ihm innewohnte, so werden wir die unerhörte Einwirkung begreifen, die er namentlich auch auf fast ausnahmslos alle großen deutschen Denker seines Jahrhunderts und darüber hinaus auszuüben vermocht hat.

Rousseau ist der eigentliche Chorführer des Gleichheitsgedankens, der Verherrlicher des abstrakten Menschentums, der Verkünder des Naturrechts und rücksichtsloseste Ausbeuter seiner verhängnisvollen Folgerungen. Seinen weltbürgerlichen Standpunkt legt er selbst in der ihm eigenen großen Weise dar: „Mon sujet intéressant l'homme en général, je tâcherai de prendre un langage qui convienne à toutes les nations; ou plutôt, oubliant les temps et les lieux pour ne songer qu'aux hommes à qui je parle, je me supposerai dans le lycée d'Athenes, répétant les leçons de mes maîtres, ayant les Platon et les Xénocrate pour juges, et le genre humain pour auditeur[129])." Und diesem Allerweltspublikum verkündet er dann, als seiner Weisheit letzten Schluß, die angeblich allgemein angenommene (d'un commun aveu!") Lehre von der ursprünglichen Allgleichheit der Menschen, „lesquels sont naturellement aussi égaux entre eux que l'étaient les animaux de chaque espèce avant que diverses causes physiques eussent introduit dans quelques-unes les variétés que nous y remarquons[130])" — eine Unheilsquelle für das Menschengeschlecht auf

[126]) Ebenda, p. 316.

[127]) P. 320 ss.

[128]) Die Hauptschriften, die hier für uns in Betracht kommen, sind der „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes" und der „Contrat social". Ich zitiere nach der Pariser Gesamtausgabe der Werke von 1839, T. IV.

[129]) „Oeuvres complètes", T. IV, p. 131.

[130]) Ebenda, p. 125.

Jahrhunderte, vielleicht auf immer. Wir wissen heute sicherer denn je, daß die unbedingte Gleichartigkeit aller Individuen nur innerhalb der verschiedenen Rassenkomplexe, und für die Zeiträume der Entstehung der Rassen, anzunehmen ist, ja, daß selbst damals diese Gleichartigkeit eine ganz unbedingte insofern nicht gewesen sein kann, als eine gewisse Ungleichheit der Gaben und Anlagen mindestens virtuell, wenn auch noch nicht erkennbar ausgeprägt, vorhanden gewesen sein muß. Sonst wäre das Auseinandertreten in Führer und Geführte, und damit die Grundvoraussetzung aller geschichtlichen Völkerbildung, einfach undenkbar gewesen. Nichts ist nun für Rousseau charakteristischer, als daß er die Rassenfrage aus dem Texte seines Discours sur l'origine de l'inégalité gänzlich ausschließt und die Rasse erst in den Anmerkungen überhaupt zu Worte kommen läßt[131]). Er hatte dazu guten Grund. Die Rasse d u r f t e für ihn keine Rolle spielen. Nun sie aber einmal vorhanden, und er sich auch ihrer Betrachtung nicht ganz entziehen konnte, stieß er dort auf Wahrheiten, die er denn auch ehrlich ausgesprochen und zu Beginn der zehnten Anmerkung vortrefflich ausgeführt hat, so vor allem die, daß in alten Zeiten, wo die Völker noch isolierter hausten und in ihrer Lebensweise stärker voneinander abwichen, auch die Unterschiede in Gestalt und Haltung des Körpers, der ja naturgemäß die geistigen Eigenschaften entsprochen haben müssen, weit auffallender gewesen seien, daß erst die Zunahme des Weltverkehrs, Handel, Reisen, Entdeckungen und Eroberungen die Völker einander angenähert und damit angeglichen hätten. Es ist klar, wie stark damit Rousseaus Grundlehre von der Allgleichheit, welche die spezifischen Blutsunterschiede ausschließt und nur die allgemein menschlichen Unterschiede des Alters, der Gesundheit, der Körperkräfte und der seelisch-geistigen Eigenschaften für die Individuen gelten läßt, eingeschränkt wird.

Der Verlauf der entscheidenden Gedankengänge Rousseaus ist in seinen Hauptzügen etwa der folgende: Es ist heute fast nicht mehr möglich, sich den ursprünglichen, natürlichen, den Gleichheitsmenschen, aus dem durch die historische Entwicklung nach allen Seiten verunstalteten zurückzukonstruieren. Jedenfalls ist erst auf dem Wege jener Entwicklung die Ungleichheit in die Menschheit hineingekommen. Über die ursprüngliche Beschaffenheit des Menschen gehen die Ansichten der Denker himmelweit auseinander. Sicher ist für Rousseau nur, daß zu den — soeben von uns aufgezählten — natürlichen Unterschieden durch die Zivilisation eine zweite Klasse von Unterschieden, eine moralisch-politische oder gesellschaftliche, die der Privilegien, des Ranges und des Reichtums, der Macht und der Herrschaft, hinzugebracht worden ist. Den ursprünglichen Menschen denkt oder träumt sich Rousseau als gut und glücklich. Seine völkerkundlichen Kenntnisse gingen über die Märchen von den glückseligen Bewohnern der Südsee, die eben damals an sein Ohr schlugen und den Grund zu allen den Phantasien vom Urglück des Menschen am Busen der Natur gelegt haben, nicht weit hinaus. Und so begnügte er sich damit, für das, was ohnehin niemand mit mensch-

[131]) Ebenda, p. 199 ss.

lichen Geisteskräften je sicher wird erschließen können, jenes Märchen als volle Wahrheit hinzunehmen, um alsdann das, was als geschichtlicher Verlauf vor unser aller Augen liegt, und wofür gerade ihm ein Auge sondergleichen verliehen war, um so klarer, freilich auch einseitiger, in seiner ganzen Wirklichkeit zu ergründen. Erst die wachsenden Bedürfnisse haben nach ihm dem Menschen mit der Zivilisation die Entartung und das Elend gebracht, ihm seine ursprünglich vorwiegende Mitleidsregung geraubt, ihn immer anspruchsvoller in der Geschlechtsliebe gemacht, kurzum ihn aus seiner ursprünglichen Einheitlichkeit zu wachsender Ungleichheit, in welcher am Ende alle jene Übelstände erscheinen, auseinandergetrieben. Bedürfnislos, wie er die Erde betrat, lebte er in jenem Zustande dahin, in dessen Ausmalung sich Rousseau nicht genugtun kann, „libre, bon, sain et heureux"; aber schon die Begründung des Eigentums schlug hier Bresche, indem sie Reichtum und Armut anbahnte; die Einführung der Magistratur tat ein weiteres, indem sie Mächtige und Schwache schuf, und die Ausartung der legitimen Gewalt in Willkürherrschaft endlich führte zum äußersten Grade der Ungleichheit, der Scheidung in Herren und Knechte. Auf dem geistigen Felde vollzogen sich ähnliche Wandlungen wie auf dem der Gesellschaft. Die Rangunterschiede beruhen fortan nicht mehr nur auf dem Übergewicht der äußeren Güter, das Aufkommen der Künste, die Ausbildung der Sprachen, die wachsende Verwertung der Talente bedingen ähnliche Staffelungen. Geist, Schönheit, Energie, Gewandtheit, Gaben und Verdienste jeder Art wollen ausgebeutet sein. Daher, um des Vorteils willen, die Notwendigkeit, sich anders zu zeigen, als man ist: „Être et paraître devinrent deux choses tout-à-fait différentes; et de cette distinction sortirent le faste imposant, la ruse trompeuse et tous les vices qui en sont le cortége."

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns an einem besonders sprechenden Beispiele klar zu machen, zu welchen Auswüchsen Rousseau seine irrige Beleuchtung und blinde Überschätzung der Naturzustände treiben mußte. Den Prozeß der Auslese, den die Natur, sehr im Gegensatze zur Gesellschaft, vollzieht, hat er wohl anerkannt und ganz im Sinne des Gesetzes Spartas, Darwin vorwegnehmend, dargestellt[132]). Seine Voreingenommenheit für die Naturzustände läßt ihn nun aber diese Auslese auf das allerengste Physische einschränken, derart, daß er am liebsten auch jede Individualisierung der Geschlechtsliebe ausgeschlossen und den Geschlechtsverkehr auf die wahllos primitive Form der Urzeiten zurückgeführt sehen möchte[133]). Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß er damit die Möglichkeit einer Hebung der Menschenrassen auf ein höheres Niveau überhaupt abschneiden würde, so wenig man ihm das andere wird bestreiten können, daß mit dem Eindringen der Liebe als Leidenschaft in den Geschlechtsverkehr, mit ihren

---

132) A. a. O., p. 133.

133) A. a. O., p. 155. Ganz besonders beachte man, daß der an dieser Stelle gepriesene Idealzustand der „coeurs sauvages" ausdrücklich auf die Abwesenheit aller Phantasie, dieses Plagegeistes der Kulturmenschheit, begründet wird.

tausendfältigen Schattierungen, auch die tausendfältigen, ja die schlimmsten der Übel über die Menschheit gekommen sind.

Und hiermit rühren wir überhaupt an den Punkt, wo das unbedingt, das erschütternd Wahre der Rousseauschen Lehre zu suchen ist. Keiner wohl hat die Erscheinung des Verfalles der Menschheit als durch die Kultur bedingt und mit deren Entwicklung zusammenfallend tiefer erkannt als dieser Denker. Nicht ein Jota läßt sich von seinem mehrfach wiederkehrenden Satze abdingen, daß alle Fortschritte der Kultur, die dem Individuum eine Steigerung seiner Geisteskräfte gebracht haben, der Gattung zum Verderben ausgeschlagen sind, die menschliche Rasse herabgebracht und entwertet haben[134]). Nur darin irrt er nun wiederum, daß er das traurige Fazit, das er daraufhin aus den Geschicken der Menschheit zieht[135]), durchaus auf den Kulturmenschen beschränken und die Natur von deren Losen ganz ausschließen will im Gegensatz etwa zu Schopenhauer, der später den Mut fand, dieser ein gründliches Teil der Menschen- wie der Welttragik überhaupt mit aufzubürden.

Es ist auffallend, wie, in Bestätigung des alten Satzes, daß die Extreme sich berühren, hier Gobineau mit Rousseau zusammentrifft. Und zwar nicht allein in der Degenerationslehre selbst, in der ungeheuren Wahrhaftigkeit, ja Erbarmungslosigkeit, mit der sie ausgesprochen wird, auch in ihrer Begründung auf das Hinschwinden eines traumhaft fernen Ideales, das für Rousseau den Namen des Naturmenschen, für Gobineau den des Urariers trägt. Seillière hat dies in einer geistvollen Parallele ausgeführt[136]). Er nennt Gobineau geradezu einen aristokratischen Rousseau und hätte sogar noch hinzufügen können, daß das Liebäugeln mit einem — gegen den Rousseaus allerdings wesentlich temperierten und gehobenen — Naturzustande auch bei Gobineau nicht ganz fehlt, wie unter anderem seine köstliche Novelle „Akrivie Phrangopoulo“ beweist. Nur hütete er sich, dem Urzustande zuzujauchzen; vielmehr dürfte der Kardinal Bibbiena mit den Worten an Sadoleto (in „Leo X“), wonach Barbarei und Kultur als die beiden Grundübel der Menschheit einander die Waage hielten, am ersten auch seinen Sinn treffen. Und das bleibend Wahre und Haltbare, das beiden Denkern vorgeschwebt hat, läßt sich dahin fassen, daß in der Tat die Natur, wie die einzelnen menschlichen Rassen, so das Rassenhafte der Menschheit überhaupt, schafft und erhält, die Kultur es auflöst und zerstört — ein Gegensatz, der im geschichtlichen Prozeß vornehmlich in Bauern und Städtern, Landwirtschaft und Industrie sich abgespielt hat und im Werden und Vergehen ziemlich ausnahmslos aller Kulturvölker die Hauptrolle spielt.

---

[134]) A. a. O., p. 158. „... les différents hasards qui ont pu perfectionner la raison humaine en détériorant l'espèce“, p. 166: „Tous les progrès ont été, en apparence, autant de pas vers la perfection de l'individu, et, en effet, vers la décrépitude de l'espèe.“

[135]) Ebenda, p. 194.

[136]) „Le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique“, p. 111 ss., 445.

Wir kehren zu Rousseaus Ausführungen zurück, um ihm noch bis zum Ende zu folgen. Im Kulturmenschen seiner Tage vermag er nur noch ein Zerrbild des wahren Menschen zu sehen. Die Gesellschaft bietet ihm lediglich das Bild eines „assemblage d'hommes artificiels et de passions factices qui n'ont aucun vrai fondement dans la nature“[137]). Damit entläßt er uns am Schlusse seines Discours. Die spätere Schrift, der „Contrat social“, soll dann das Heilmittel gegen diese unseligen Zustände bringen, das, da diese im wesentlichen aus der innerhalb der Gesellschaft stärker angewachsenen Ungleichheit entstanden sind, auch nur in dem kraft eines allgemeinen Gesellschaftsvertrages (eines „pacte fondamental“) vollzogenen Ersatz dieser Ungleichheit durch eine moralische und gesetzmäßige Gleichheit („une égalité morale et légitime“) bestehen kann[138]).

Aus diesem Satze hat sich dann das Unheil in Strömen über die Völker ergossen, das wir unter anderem in den Orgien der neunziger Jahre und in der Kommune von 1871 blutig, und unblutiger in dem neuen Deutschland von 1918 sich austoben sehen. Rousseau wähnte mit dem Fürstenabsolutismus, der mit der Schaffung von nur noch Herren und Knechten alles zu Nullen gemacht habe, den Boden des Abgrundes erreicht; er ahnte und weissagte eine Revolution[139]), aber was er nicht ahnte, war, daß er damit einen anderen Absolutismus, den der Massen, entfessele, der darum noch hundertmal gefährlicher ist, weil in ihm die Rache der vergewaltigten Natur zum Ausdruck kommt, deren Sinn ja Rousseau mit seiner Gleichheitslehre gefälscht hat. Denn die Natur weiß in der Tat nichts von Gleichheit, sie breitet die sinnfälligste Ungleichheit systematisch und auf allen Gebieten aus und hat den Menschen am allerwenigsten davon ausgenommen.

Diese Wahrheit schaut ja nun schon aus Rousseaus eigenem Gedankengebäude sozusagen zu allen Ritzen und Fugen heraus. Wir gedachten schon seiner Bemerkung über die ursprünglich größere Verschiedenheit der Rassen. Der Sinn für rassische Dinge hat ihm überhaupt durchaus nicht ganz gefehlt. Das lehrt z. B. das 8. Kapitel des 3. Buches des Contrat social, wo er von den Einflüssen des Klimas auf Regierungsform und Lebensweise redet, und mehr noch das 4. Kapitel des 4. Buches, in welchem er in den ältesten römischen Tribus ganz richtig die Rassenverschiedenheit erkennt (er wendet sogar die damals, Mitte des 18. Jahrhunderts, noch verhältnismäßig seltene Bezeichnung race dafür an). Auch in der in der 16. Anmerkung zum Discours erfolgenden starken Betonung der Unzivilisierbarkeit der Wilden darf man wohl eine indirekte Anerkennung der prinzipiellen Ungleichheit sehen. Und vor allem entschlüpft solche unserem Denker wider Willen an mehreren entscheidenden Stellen, so, wenn er im Discours[140])

---

[137]) A. a. O., p. 186.

[138]) Ebenda, p. 330 („. . . Que, pouvant être inégaux en force ou en génie, ils deviennent tous égaux par convention et de droit.“).

[139]) A. a. O., p. 182.

[140]) A. a. O., p. 130.

bei der Aufzählung der individuellen Unterschiede wohl oder übel zum Schluß auch die „qualités de l'esprit ou de l'âme" bringt, oder vollends bei jener Proklamierung der künstlichen Gleichheit, wo doch ein beträchtlicher Grad natürlicher Verschiedenheit mehr als nur hindurchleuchtet in den Worten „ce que la nature avait pu mettre d'inégalité physique entre les hommes" und dem „inégaux en force ou en génie[141])."

So haben die Gegner Rousseaus von je mit ihren Widerlegungen leichtes Spiel gehabt, und seit Voltaire ihm zuerst mit seiner Lieblingswaffe, der Ironie, entgegentrat, sind solche denn auch in allen Tonarten erklungen[142]). Aber verdrängen hat man ihn nicht können, sein Einfluß blieb und wird immer bleiben, so lange die Bewegung der Völker sich letzten Endes von oben nach unten vollzieht — was sie immer tun wird — und so der Gleichheit in negativer Richtung zugesteuert wird, so lange es vor allem Arme und Bedrückte gibt, denen die Schlußworte seines Discours im Ohre tönen, daß es gegen die Naturgesetze sei, wenn ein Kind einem Alten befehle, ein Schwachkopf einen Weisen lenke und eine Handvoll Begünstigter im Überflusse schwimmen, während der hungernden Menge das Nötigste fehle.

Der erste, der in Frankreich über die naturwissenschaftlichen Kreise hinaus Licht über die Rassendinge verbreitet hat, ist Voltaire gewesen. Das erhellt am meisten, wenn man ihn nach den vorgenannten Denkern liest. Rousseaus Schrift über den Ursprung der Ungleichheit nannte er scherzend „ein Buch gegen das menschliche Geschlecht", und auf seine chimärischen Ansichten vom sogenannten Urzustande und den extremen Wandlungen, welche die Abirrung von diesem herbeigeführt haben soll, erwiderte er im Scherz mit einer Parodie der Wilden und im Ernste mit dem Kernsatze, daß der Mensch, wenn auch nicht in seinen Sitten und Gewohnheiten, doch in seinen Instinkten immer derselbe gewesen und geblieben sei. Je weniger er es für möglich erkannte, auf allgemein philosophischem Wege ein festes und zutreffendes Bild der menschlichen Natur zu gewinnen, wie er dies in der Einleitung seines „Traité de métaphysique" an der Uneinigkeit der namhaftesten Philosophen dartut, desto mehr ließ er es sich angelegen sein, ihr auf anthropologischem (in unserem heutigen Sinne) beizukommen. Und so fährt er denn in der Einleitung zu seinem „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations", nachdem er den ersten Abschnitt den Veränderungen gewidmet hat, die im Laufe der Zeit mit dem Erdball vorgegangen sind, gleich zu Beginn des „Des différentes races d'hommes" überschriebenen zweiten also fort: „Ce qui est plus intéressant pour nous, c'est la différence sensible des espèces d'hommes qui peuplent les quatre parties con-

---

141) Ebenda.

142) Nur einige wenige Stimmen mögen hier angeführt sein. In Frankreich hat, unter Hervorkehrung rassischer Gesichtspunkte, unter anderen Courtet de l'Isle die Gleichheitslehre wirksam bekämpft. Die Abstraktionen und Schematisierungen des Contrat social hat Taine in seinen „Origines de la France contemporaine", T. II, p. 183 ss., 193 ss. meisterhaft abgetan. Einige deutsche Stimmen bei Achelis, „Moderne Völkerkunde", S. 39 ff. Gegen Rousseaus Individualismus Bluntschli, S. 348 ff.

nues de notre monde." Die organische, nicht rein klimatische Natur dieser Verschiedenheit ist ihm bereits aufgegangen: „Et ce qui démontre qu'ils ne doivent point cette différence à leur climat, c'est que des nègres et des négresses, transportés dans les pays les plus froids, y produisent toujours des animaux de leur espèce." Die folgenden Betrachtungen des 145. Kapitels dieses Werkes verraten einen erstaunlich ahnungsvollen Einblick in das Wesen der Rasse: „Dans quelques régions que ces races (nämlich die amerikanischen) soient transplantées, elles ne changent point quand elles ne se mêlent pas aux naturels du pays .... Il y a dans chaque espèce d'hommes, comme dans les plantes, un principe qui les différencie. La nature a subordonné à ce principe ces différents degrés de génie et ces caractères des nations qu'on voit si rarement changer." Auch daß fast alle unsere Nationen ein Gemisch aus verschiedenen Volksstämmen, also gemischten Blutes sind, entgeht ihm nicht (Kap. 142 gegen Ende).

Im „Dictionnaire philosophique" (Artikel „homme") spricht sich Voltaire ganz ähnlich wie im Essai sur les moeurs über die Verschiedenheit der Menschenrassen aus, und, als sei er schon damals, wie deren Verfechter in unseren Tagen, durch ihre Leugner gereizt worden, trumpft er sogar zweimal stark auf, um diese seine Wahrheiten durchzudrücken: Das eine Mal (in dem Artikel „Ignorance"), indem er als „3me ignorance" das Nichtwissen um sie aufführt, das andere Mal (wiederum im Artikel „homme", Abschnitt: „Différences, races d'hommes") mit den Worten: „Il n'y a qu'un aveugle, et même un aveugle obstiné, qui puisse nier l'existence de toutes ces différentes espèces." Mit großer Entschiedenheit, nämlich in einem sehr sinnfälligen Bilde, spricht er sich auch für die Sonderherkunft der einzelnen Rassen aus (im ersten Kapitel des „Traité de métaphysique", gegen Schluß): „Il me semble que je suis assez bien fondé à croire qu'il en est des hommes comme des arbres: que les poiriers, les sapins, les chênes et les abricotiers ne viennent point d'un même arbre, et que les blancs barbus, les nègres portant laine, les jaunes portant crins, et les hommes sans barbe ne viennent pas du mème homme."

Auch die Auswirkung der Rasse in den Völkern, den rassischen Untergrund der Volkscharaktere und deren Erwachsen bzw. Zusammenwachsen aus verschiedenen rassischen Bestandteilen hat Voltaire klar erkannt und lichtvoll dargestellt (im „Dictionnaire philosophique", Artikel Franc, France): „Chaque peuple a son caractère comme chaque homme; et ce caractère général est formé de toutes les ressemblances que la nature et l'habitude ont mises entre les habitants d'un même pays, au milieu des variétés qui les distinguent. Ainsi le caractère, le génie, l'esprit français résultent de ce que les différentes provinces de ce royaume ont entre elles de semblable. Les peuples de la Guienne et ceux de la Normandie diffèrent beaucoup; cependant on reconnaît en eux le génie français, qui forme une nation de ces

différentes provinces, et qui les distingue des Italiens et des Allemands." Treffend unterscheidet er ferner die dauernden von den wandelbaren Bestandteilen der Volkscharaktere, die auf der Rasse beruhenden von den durch die geschichtliche Entwicklung hinzugewachsenen: „Le climat et le sol" (die hier, wie bei so vielen Denkern, zugleich als Rassenbildner anzunehmen sind) „impriment évidemment aux hommes, comme aux animaux et aux plantes, des marques qui ne changent point. Celles qui dépendent du gouvernement, de la religion, de l'éducation, s'altèrent. C'est là le noeud qui explique comment les peuples ont perdu une partie de leur ancien caractère, et ont conservé l'autre."

Im Punkte der Blutsgeschichte des eigenen Volkes vertritt Voltaire die später namentlich durch Amédée Thierry in Aufnahme gebrachte Anschauung von dem ganz überwiegenden Fortwirken des keltischen Bestandteiles: „Le fond du Français est tel aujourd'hui que César a peint le Gaulois." Gegen die vornehmlich von Montesquieu verfochtene Abstammung von den Franken eifert er lebhaft, offenbar unter dem Eindruck der nach unseren heutigen Kenntnissen von der germanischen Besiedelung Galliens völlig unzulänglichen und irreführenden Vorstellungen, wonach nur einige Handvoll Franken und Normannen in Heereszügen in das Land gekommen sein sollten. Übrigens aber war er den Germanen im ganzen nichts weniger als gewogen, insbesondere kommen die der Völkerwanderungszeit recht schlecht bei ihm weg, so schlecht, daß angesichts dieser seiner Haltung sogar an den Instinkt eines Rassengegensatzes gedacht werden konnte[143]). Indessen ist dies wohl unbegründet, nach den Feststellungen Woltmanns[144]) dürfen wir nicht daran zweifeln, daß Voltaire selbst der nordischen Rasse angehört hat, so gewiß auch andere Blutsbestandteile in ihm mitvertreten gewesen sein mögen. Seine Abneigung gegen so vieles Germanische haben wir uns vielmehr aus seiner allgemeinen Einstellung zum Mittelalter zu erklären, das ihm, dem Aufklärer und Verherrlicher des Zeitalters Ludwigs XIV., nach der großen Zeit des Römerreiches und vor und neben derjenigen, der er selbst entstammte, als eine große Nacht erschien, in welche nur einige wenige Erscheinungen erfreulicherer Art, wie die Kirche nach der Seite ihrer sittigenden Macht und das Rittertum, ein etwas helleres Licht warfen.

Das große Werk, in welchem, mit vielem anderen, auch diese Dinge behandelt werden, der „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations", hat Voltaire den doppelten Ruhm des Begründers der Kulturgeschichte und des — neben Vico — ersten Schöpfers einer Philosophie der Geschichte eingetragen. Zum mindesten ist er der erste gewesen, der diesen letzteren Begriff bewußt ausgebildet und dementsprechend auch (in der Einleitung jenes Werkes) die Bezeichnung „Zur Philosophie der Geschichte" in die Wissen-

143) So Paul Sakmann, „Voltaires Geistesart und Gedankenwelt", Stuttgart 1910. S. 312.

144) „Die Germanen in Frankreich", S. 94. Vgl. auch dort das Bildnis Voltaires (Nr. 16).

schaft eingeführt hat. So gewiß wir nun nach deren heutigem Stande seine Aufklärungsarbeit vielfach primitiv, seine historische Kritik kindlich, seine ethnographischen Kenntnisse bescheiden finden werden, so wenig er von Tendenz insbesondere antitheologischer Art freizusprechen ist, so wenig es endlich im allgemeinen seine Sache war, in die Tiefe zu gehen, so weit und klar hat er dafür überall geblickt, und das eben hat es ihm dann doch ermöglicht, nicht nur erstmals eine umfassende Darstellung der Geschichte vom Standpunkte der Kultur, der Bildung, des geistigen Lebens, nicht nur eine Geschichte der leitenden Ideen, welche den Geist einer Zeit bilden, zu liefern[145]), sondern auch, wiederum als erster, in diesem Gemälde auch der Rasse ihren, wenn auch vorerst nur bescheidenen, Platz anzuweisen. Gewiß ist ihm von eigentlich geschichtlicher Rassenkunde im einzelnen kaum eine Ahnung gekommen, und am allerwenigsten konnte er es sich so einfallen lassen, die Rasse als durchschlagendes Prinzip der Entwicklung hinzustellen, wie es später Gobineau getan. Aber er hat doch schon manches erkannt, wo sich ganz unmittelbar der Finger darauflegen ließ, und anderes, bei dem, wenn auch ihm unbewußt, die Rasse mitsprach. Von ihren Hauptattributen, ihrer letzten Bestimmung in der Geschichte und dem entsprechend von ihren irdischen Schicksalen ist ihm kaum etwas Wesentliches verborgen geblieben. Daß er sich über die Bedeutung der Erblichkeit im allgemeinen klar war, ist mit dem, was er über das Sichtbarwerden der Rasse im Völkerleben (s. oben) sagt, gegeben. Zum Überfluß hat er dies aber auch noch in einer denkwürdigen Stelle, an welcher er über die Persistenz in den Familien handelt, formuliert[146]): „Le physique, ce père du moral, transmet le même caractère de père en fils pendant des siècles. Les Appius furent toujours fiers et inflexibles, les Catons toujours sévères. Toute la lignée des Guises fut audacieuse, téméraire, factieuse, pétrie du plus insolent orgueil et de la politesse la plus séduisante.“ Daß den einzelnen Rassen auf Erden ein Ziel gesetzt ist, daß gewisse Menschen- oder menschenähnliche Tierrassen schon ausgestorben sein müssen, spricht er in der Einleitung zum Essai sur les moeurs ausdrücklich aus. Nicht so auch, daß rassischer Verfall auch beim Verfall der Völker und Reiche entscheidend mitwirkt. Da, wo er von dem des Römerreiches handelt (Kapitel 51 der Einleitung), stellt er im allgemeinen in der Weise Montesquieus die moralischen und kulturellen Gesichtspunkte voran, deutet aber die anthropologischen zum mindesten auch mit an, indem er darauf aufmerksam macht, daß in der letzten Kaiserzeit „ein Heer von Mönchen die Soldaten und Ackerbauer verdrängt habe“. Trotz allen Jubilierens über die Herrlichkeiten seines Siècle de Louis XIV. ist er doch weit entfernt davon, in die Fortschrittsfanfaren einzustimmen, die damals schon so gut wie heute erklangen. Nicht wie der einem Ziele zueilende Fluß, sondern wie das auf- und abwogende, unergründliche Meer erschienen ihm die menschlichen Dinge. Jahrhunderte der

---

[145]) Eine sehr gute Darstellung dieser neuartigen Geschichtsschreibung Voltaires gibt Sakmann a. a. O. S. 285—316.

[146]) „Dictionnaire philosophique“, Artikel Caton.

Kulturblüte wechseln nach ihm mit Jahrhunderten der Barbarei wie der Tag mit der Nacht. Mit dem großen Ahnungsvermögen, das ihm eigen war, erkannte er die heute durch die Vorgeschichte zur Tatsache erhobene Möglichkeit, daß lange vor dem Bestehen der uns als älteste bekannten geschichtlichen Völker uns unbekannte ältere geblüht haben können, und umgekehrt gesteht er sich ein, daß auch, nachdem die Menschheit es angeblich so herrlich weit gebracht, die Masse der Menschen doch unvernünftig und unzurechnungsfähig bleiben werde (Kap. 5 der Einleitung). Vom Schöpfer des „Candide" ließ sich ja überhaupt erwarten, daß er, wie er hier die Perspektive der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Entwicklung denkbar weit und doch zugleich denkbar bescheiden-resigniert gefaßt hat, so auch deren tragischem Endergebnis sich nicht unzugänglich erweisen werde[147]). Nicht nur als die übereinstimmende Meinung namentlich der alten Völker führt er an, daß ein goldenes Zeitalter hinter ihnen liege („la chute de l'homme dégénéré est le fondement de la théologie de presque toutes les anciennes nations"), auch er selbst bekennt sich, wenn auch in anderer Weise, doch nicht minder entschieden als sein Antipode Rousseau zu dieser Degenerationsauffassung: „A tout prendre, il est à croire que le genre humain jouissait autrefois d'une vie plus saine et plus heureuse que depuis l'établissement des grands empires" (Kap. 2 der Einleitung).

Alles in allem hat die Rassenwissenschaft am allerwenigsten Grund, von dem imposanten Bilde, das sich das eigene Jahrhundert von diesem geistesgewaltigen Manne geschaffen und das folgende im wesentlichen festgehalten hat, das mindeste abzuziehen.

Ein größerer Gegensatz zu diesem urklaren und gesunden Denker und scharfen Beobachter ist nicht leicht denkbar als wie ihn **Condorcet** bietet in seiner „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" (Nouvelle Edition, 1897). Gemeinsam ist beiden nur, daß sie von Hause aus auf dem Boden der Aufklärung stehen, deren mittelst ihrer beiden Hauptwerkzeuge, des „sentiment de l'humanité" und der „philanthropie universelle", bewirkten Wohltaten ein begeisterter Hymnus gewidmet wird[148]). Nur schwingt sich Condorcet von ihm aus in die Lüfte, während Voltaire nicht einen Augenblick den festen Grund verläßt, so daß ihre Gedankengebäude sich am Ende verhalten wie Ancien régime und Révolution auf das geistige Gebiet übertragen. Nur verhältnismäßig wenig entnimmt Condorcet der Beobachtung der Wirklichkeit, wie etwa das, was er[149]) über die Umgestaltungen im Völkerleben infolge von Eroberungen und Mischungen sagt. Von da ab führt der radikale Demokrat und Gleichheitsmacher um jeden Preis das Wort, dem das Christentum eine Geißel, die Fürsten Tyrannen, der Adel Aussauger und Unterdrücker,

---

147) Über den tragischen Zug in Voltaires Geschichtsphilosophie. **Sakmann** a. a. O. S. 310.

148) P. 201 ss.

149) P. 32 ss. 50. Ein höchst unrevolutionsmäßiges Anerkenntnis liegt darin, daß nach p. 110 die Germanen die Freiheit in die Welt gebracht haben sollen.

die Priester Betrüger sind, der vor allem findet, daß Geschichte bis dahin insofern falsch geschrieben worden sei, als sie nur Geschichte der Individuen, „einiger Menschen“, gewesen, die Hauptsache, nämlich die Masse, dabei vergessen, also die Geschichte der menschlichen Gattung, überhaupt noch nicht geschrieben sei. Es mutet stark wie ungewollte Ironie an, wenn Condorcet für die erstere Art der Geschichtschreibung die Sammlung des Tatsächlichen für ausreichend erklärt und nur für die letztere „Beobachtungen“ verlangt[150]). Denn was er selbst an solchen bringt, sind teils abstrakte Theorien, teils ungezügelte Phantasien, wie sie eben die Revolutionsphilosophen liebten. Von ersterer Art ist die von Condorcet auf Grund eines philosophischen Systems zurechtgelegte Lehre, wonach die Entwicklung der Menschheit eine Art von feststehendem Schema innehält, eine Stufenfolge von Stadien (Nomadentum, Ackerbau usw.), die angeblich durch ganze Völkerstämme in der Geschichte verwirklicht sein sollen, von letzterer die Vorausschau auf die Zukunft, welche, ausgehend von dem Grundgedanken unbegrenzter Vermischung und zivilisatorischer Verbrüderung aller Rassen und Völker und dementsprechender Anähnlichung, der Menschheit ein Paradiesesdasein weissagt, das nach Condorcet auszumalen Raum vergeuden hieße. Daß die Sonne in allen Weltteilen nur noch Freie bescheinen werde, die sich nur von der Vernunft leiten lassen, ist nur eine harmlose Blüte an dem goldenen Baum dieser Art Lebens. Über diesen ganzen Blütensegen aber wird sich der nicht wundern, der den letzten und höchsten Hoffensgrund, aus dem er erwächst, kennengelernt hat, nämlich eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit, die, als biologisches Naturgesetz allen Rassen mitgegeben, auch vor denen des Menschen nicht innehält[151]). Zum Abschluß seiner Schrift bringt dann allerdings Condorcet noch eine Betrachtung, die, im Gegensatz zu den vorhergehenden ausschweifenden Phantasien, sehr ernst zu nehmen ist. Er beschäftigt sich da mit den Aussichten einer methodischen Hebung des Menschengeschlechtes und zieht dafür — eine seltene Ausnahme, vollends damals — in allererster Linie die hygienische Seite des Lebens heran. Was er hier sagt, ist alles vortrefflich und deckt sich zum Teil wörtlich mit den Lehren unserer heutigen Rassenhygieniker, über die er sogar noch in anerkennenswerter Weise hinausgeht durch die vortreffliche Präzisierung der mitwirkenden Rolle der ärztlichen Wissenschaft. Er schreibt dieser nämlich nicht nur die Aufgabe, zu erhalten, sondern auch die, vorzubeugen zu, indem er die médecine préservatrice neben die médecine conservatrice stellt und damit den Grundgedanken der großen Bewegung, welche heute die Lande durchzieht: daß es wichtiger sei, Krankheiten zu verhüten, als, sie einer nur zu oft zweifelhaften oder gar verhängnisvollen Behandlung zu unterwerfen, vorwegnimmt.

---

150) P. 244 ss.

151) Dieses ganze Gemälde, in welchem alle Chimären heutiger Weltverbrüderer, Abschaffung der Kriege, Weltsprache usw. usw. schon figurieren, beginnt etwa mit p. 250.

Noch in einem anderen Punkte, und zwar in einem für die Geschichtsphilosophie zentralen, hat Condorcet solchen, die nach ihm gekommen sind, vorgearbeitet. Als erster nämlich hat er in den Eingangsteilen seiner Esquisse die verschiedenen Faktoren, welche den Verlauf der Geschichte bedingen, methodisch ins Auge gefaßt und dabei sinnvoll die menschlichen Anlagen, die äußeren Natureinflüsse, die gegenseitige Einwirkung der Menschen aufeinander und die Kulturerrungenschaften nebeneinander als Grundbedingungen der geschichtlichen Entwicklung unterschieden. Er hat dies alles noch nicht näher ausgeführt, ist aber damit insbesondere dem letzten großen philosophischen Denker Frankreichs zum Wegbereiter geworden: Auguste Comte[152]).

Comte berührt sich insofern eng mit Condorcet, als auch er von der Einheit des Menschengeschlechts — das für ihn einen Organismus bedeutet — ausgeht, einer Einheit, die am Anfang vorhanden war und vom Weltgeist für das Ende wieder vorgesehen, daher auch anzustreben ist, und als auch ihm die Geschichte unter dem kollektivistischen Gesichtspunkte erscheint, der Altruismus über dem Egoismus steht und die Sozialpsychologie der Individualpsychologie vorgeht. Diese ganze Betrachtungsweise hat sich aber bei Comte durchaus nicht etwa antirassenhaft gestaltet, sie hat ihn in keiner Weise gehindert, auch für die Rasse sich ein volles und großes Verständnis zu gewinnen, wenn er auch bei ihr nicht eigentlich ins Konkrete geht, sondern sie seinem im Grunde doch reichlich abstrakten Systeme eingliedert[153]).

In der Feststellung und Abgrenzung der die Geschichte bedingenden Faktoren — er bezeichnet sie bald ganz allgemein als „influences modificatrices", bald, mit Rücksicht auf seine vorwiegend soziologische Einstellung zur Geschichte, als „modificateurs sociaux" — ist sich Comte nicht immer gleichgeblieben. Ursprünglich kennt er nur drei Quellen der variation sociale[154]), die Rasse, das Klima und die „action politique proprement dite, envisagée dans toute son extension scientifique". Untersuchungen über deren Klassifizierung und Abschätzung nach ihrer Wichtigkeit hält er für verfrüht, hat sie denn auch erst in seinem späteren Werke, dem „Système

[152]) Ich bin mir durchaus bewußt, wie schwer, fast unmöglich es ist, im Rahmen dieses Buches eine den Gegenstand auch nur von ferne erschöpfende Darstellung des Comteschen philosophischen Lehrgebäudes zu geben. Es ist ohnehin fast durchweg das Schicksal dieses bedeutenden Denkers gewesen, nicht direkt, sondern auf Umwegen, durch Vermittlung oder Weiterbildung seiner Nachfolger, zu Geltung und Wirkung zu gelangen. Die betäubende Systematik, in der namentlich seine späteren Ausführungen — und gerade sie kommen teilweise für uns entscheidend in Betracht — bis zur Ungenießbarkeit vergraben liegen, macht es oft unmöglich, ihm auf den Grund zu kommen und ihn zu verwerten. Die beste mir bekannt gewordene Analyse seines Systems, gerade auch im Hinblick auf die uns beschäftigenden Fragen, findet sich bei E. Bernheim, „Lehrbuch der historischen Methode" (3. und 4. Aufl. 1903), S. 651 ff. Dort auch reichliche Literaturnachweise. An die zahlreichen Erwähnungen Comtes in unserem ersten, allgemeinen Teile, welche allein schon seine Bedeutung für unsere Probleme dartun würden, möge hier ebenfalls erinnert sein.

[153]) Hierüber treffend Boisjoslin, „Les peuples de la France", p. 30 ss.

[154]) „Cours de philosophie positive", T. IV, p. 287.

de politique positive", gegeben, wo nun aber die dritte Klasse zwiegeteilt, in Nationalität und Individualität nämlich, erscheint[155]). Um die beiden letzteren Gruppen zunächst abzutun, so kennzeichnet er die erste derselben als „consistant dans ces réactions nécessaires, mais intermittentes, qui résultent de la multiplicité des noyaux" (hiermit meint er Völkerzentren oder Gesellschaften, also die gegenseitige Einwirkung der Völker und Gesellschaften aufeinander). Die Einwirkung der individuellen Kräfte bemißt Comte gering, nicht nur, wenn sie retrograd sind, wie bei Napoleon, selbst wenn sie fortschrittfördernd sind wie die des „unvergleichlichen Friedrich"[156]).

Jetzt haben wir das Feld frei für Rasse und Umwelt, deren ursprünglich-untrennbare Zusammengehörigkeit Comte kurz mit den Worten charakterisiert[157]): „que l'action continue des milieux matériels a produit la diversité des races." Comte ist sodann auch der erste gewesen, der die Bezeichnung milieu für „l'ensemble total des circonstances extérieures, d'un genre quelconque, nécessaires à l'existence de chaque organisme déterminé" angewandt hat[158]). Mehr und mehr hat er es sich dann angelegen sein lassen, das soziale von dem biologischen Milieu (er braucht dafür des öfteren den Plural l e s m i l i e u x) zu trennen: er verwahrt sich energisch gegen solche Folgerungen aus der Lehre Lamarcks, wonach man soziale Erscheinungen als einfache Fortsetzung der natürlichen Vorgänge allein aus der Biologie erklären will, und gibt nur allenfalls zu, daß die Gesellschaftsordnung durch alle Veränderungen, welche durch die materielle Umwelt hervorgerufen werden, indirekt mitbetroffen wird[159]). Im übrigen steht es ihm fest, daß den Einwirkungen der Rasse auf die Gesellschaft der Vorrang vor denen der Umwelt gebührt[160]), wenn auch erstere noch wenig erforscht sind: „En effet, les plus prononcées et les plus fixes de ces différences vitales, celles d'où dérive l'irrationnelle notion des r a c e s, paraissent dues à des influences locales, lentement accumulées par l'hérédité, jusqu'à produire le maximum correspondant de variation organique[161])."

Der Schwierigkeit einer wirklichen wissenschaftlichen Ergründung der Rasse, wie übrigens auch des Milieus, ist sich Comte vollbewußt. Beide sind gleichermaßen „dépourvus d'un vrai caractère positif[162])". Aber ge-

155) „Systeme de politique positive"' T. II, p. 467, Ebenda p. 440 statuiert er die vier Klassen als „respectivement provenues du milieu, de la vie, de l'humanité elle-même et enfin des influences individuelles."

156) Ebenda T. III, p. 453—455.

157) Ebenda T. III, p. 621.

158) „Cours de philosophie positive", T. III³, p. 209. Note. Über das Milieu bei Comte s. R a t z e l, „Anthropogeographie", Bd. I², S. 26 ff. und B e r n h e i m a. a. O. S. 590. Anm. und 651. Anm. 2.

159) „Cours de philos. posit.", T. IV, 451 u. ö.

160) „Système de polit. posit.", T. II, p. 446 ss.

161) Ebenda p. 449.

162) Ebenda p. 450.

rade ihm ist es dann doch gegeben gewesen, intuitiv ins Innerste der Rasse zu blicken, ihre im Geheimen fortwirkende, überragende, wenn auch nicht erkannte, Macht zu offenbaren in den Worten: „Toujours et partout, les hommes furent de plus en plus dominés par l'ensemble de leurs prédécesseurs, dont ils purent seulement modifier l'empire nécessaire. Mais, cet ascendant devant longtemps rester inaperçu, chacun dut chercher ailleurs une puissance directrice, en transportant le type humain à des êtres extérieurs, d'abord réels, puis fictifs[163].“ So ists im Grunde bis vor kurzem geblieben: man suchte die leitende Macht des Menschengetriebes in den verschiedensten Instanzen draußen und übersah darüber die immanente Wirksamkeit der Rasse. In seiner älteren Zeit, ehe ihn noch der Einheitsgedanke überstark erfaßt hatte, hat Comte auch die gewaltige Differenzierung, welche die Rasse innerhalb des Menschengeschlechtes hervorruft, nicht verkannt, sondern sogar kräftig bei Namen genannt. Der weißen Rasse schreibt er eine in ihrem Gehirnapparat vorgebildete „supériorité réelle“, ein „privilége effectif du principal développement social“ zu[164]), ja er bezeichnet die also bevorzugten — vornehmlich die westeuropäischen — Völker einmal geradezu als eine „Elite ou avantgarde de l'humanité.“

Aber diese ganze Betrachtungsweise tritt dann doch mehr und mehr zurück vor zwei anderen Gedankenreihen, die Comte überragend beherrschen: erstlich, daß alle Gesetze des Rassenlebens nur insoweit Geltung haben, als sie nicht den allgemeinen statischen und dynamischen Grundgesetzen widersprechen, welche die Harmonie der sozialen Ordnung aufrechterhalten, als sie die „solidarité sociale“, und mit ihr die allgemein menschheitliche Entwicklung, nicht bedrohen[165]), und zweitens, daß die Macht der Rasse, die er hier abermals über die des Milieus stellt, dennoch mit der letzteren zugleich durch die fortschreitende Zivilisation mehr und mehr abgeschwächt, zuletzt fast annulliert wird. Die Zunahme der Mischungen verstopft diese Quelle sozialer Veränderungen, die Anähnlichung der Rassen vollzieht sich durchaus im Sinne eines Aufschwunges der Menschheit. Die drei Hauptrassen besitzen Eigenschaften, die, wenn die Zeit erfüllt ist („lorsque notre complète systématisation utilisera toutes les forces humaines“), sie als gleichwertig erscheinen lassen werden: die weiße Rasse besitzt die am stärksten entwickelte Intelligenz, die schwarze das intensivste Empfinden, die gelbe die größte Aktivität. Indem die drei Rassen sich immer mehr einander annähern, wird dann die Vorsehung gehässige Abneigungen in neue Quellen allgemeiner Harmonie wandeln. „L'harmonie totale du Grand-Etre exige donc l'intime concours de ses trois races, spéculative, active et affective.“ Die gegenseitigen nationalen wie die indivi-

---

[163]) Ebenda T. III, p. 621 und kürzer und bündiger, T. II, p. 455: „Les vivants sont sans cesse dirigés par les morts.“

[164]) „Cours de philos. posit.“, T. V, p. 19 ss.

[165]) Ebenda T. IV, p. 283 ss.

duellen Einwirkungen werden vollends zurücktreten[166]). Die stets gesuchte, nie erreichte Einheit wird Wirklichkeit, nicht am wenigsten auch in religiöser Hinsicht.

Es hätte keinen Sinn, Comte in den Schwärmereien seiner letzten (mystischen) Epoche im einzelnen weiter zu folgen. Mit seiner eigenen Bezeichnung „systématisation finale" sind sie nach Seiten ihrer abstrakt-konstruktiven Bestandteile am besten charakterisiert. Womit indessen nicht gesagt sein soll, daß ihnen nicht auch ein gewaltig großes Teil von Verwirklichungsmöglichkeit, ja-wahrscheinlichkeit innewohne. Comtes Schlußgemälde unterscheidet sich im Grunde nicht allzustark von dem Gobineauschen: eine Menschheit, in die keine Umwelt, keine Rasse, keine Nationalität, keine bedeutenden Individuen mehr Abstufung und Schattierung bringen, nur daß die Beleuchtung, in der beide Denker es sehen, eine grell entgegengesetzte ist. Aber auch wer der Meinung ist, daß Comte, wie er der Rasse mit den Individuen die Krone abgebrochen, so der Menschheit mit der Rasse ihren besten Lebensnerv geraubt habe, wird ihm nicht bestreiten können, daß er den Erdenweg *seiner* Menschheit, als sozialen Organismus, dessen unausbleiblichem Ende sogar er mit echt philosophischer Ruhe entgegensieht, in würdigster Weise durchgeführt habe.

Die Reihe unserer großen deutschen philosophischen Denker eröffnen wir mit *Leibniz*. Zwar kommt dieser, einer der gewaltigsten Universalisten aller Zeiten, gerade in seiner Eigenschaft als Philosoph am wenigsten für uns in Betracht. Seine Monadenlehre behauptet ihre Bedeutung für die Fachwissenschaft, seine Theodizee, seine Wertlehre von der besten aller denkbaren Welten, kann nach der konsequent geradlinigen Entwicklung, welche die deutsche Philosophie in ihren größten Denkern nach der entgegengesetzten Seite genommen hat, nur noch historisch gewertet werden. Neben der tragischen Trilogie, die uns Kant, Schopenhauer und Hartmann beschert haben[167]), erscheint seine Philosophie des Optimismus fast wie das heitere Satyrspiel, das eine wunderliche Fügung nur in diesem Falle einmal dem Hauptdrama hat vorangehen lassen. Nur mit einem Teile seiner Lehre ragt Leibniz, wenigstens mittelbar, auch in unsere Wissenschaft hinein, nämlich als Schöpfer des Gesetzes der geschichtlichen Entwicklung, der in der Geschichte sich auswirkenden Kontinuität, kraft dessen die Gegenwart nur aus der Vergangenheit verstanden werden kann, und die Zukunft als ein Erzeugnis beider, der Vergangenheit und der Gegenwart, erscheint[168]). Die optimistische Ausdeutung und Verwertung dieses Gesetzes, der ihm entnommene Fortschrittsglaube ist für Leibniz bezeichnend

---

[166]) „Système de polit. posit.", T. II, p. 461 ss.

[167]) Daß nicht Schopenhauer, sondern Kant der Vater des modernen Pessimismus ist, hat *Hartmann* unwiderleglich dargetan. („Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus", 2. Aufl. Leipzig 1891. S. 64—137.)

[168]) „Théodicée", p. 3, § 360: „C'est une des règles de mon système de l'harmonie générale, que le présent est gros de l'avenir." „Nouveaux essais", avantpropos: „Le présent est plein de l'avenir et chargé du passé."

und steht in engstem Zusammenhange mit der beispiellosen Energie, mit der er sein ganzes Leben rastlos bemüht gewesen ist, seine These vom Fortschritt der Menschheit wahr zu machen, mochte es sich ihm darum handeln, durch Aufgreifen der Idee der mittelalterlichen Hierarchie, einer wahren christlichen Gemeinschaft, auf Wiedervereinigung der getrennten Kirchen, oder inmitten der konfessionellen, territorialen und dynastischen Zerrissenheit, die eben in seinem Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte, auf Einigung, Kräftigung und Hebung deutscher Nation und deutscher Macht hinzuwirken[169]). Den Hauptschwerpunkt legt er bei letzteren Bestrebungen auf die Sprache, und von dieser Disziplin aus hat er denn auch erst auf das Gebiet der Völkerkunde, und von diesem dann weiter auf das der Anthropologie erhellende Strahlen seines Geistes in wahrer Fülle geworfen. Wir durften an einer früheren Stelle unseres Werkes (Bd. II, S. 268) Leibniz als den großen Zusammenfasser aller der Erkenntnisse bezeichnen, welche ein Jahrhundert vor ihm dem germanistischen Zweige unseres Humanismus aufgegangen waren. Diesem Satze läßt sich jetzt der andere zur Seite stellen, daß er ebenso der Ahnherr des ganzen Geschlechtes von Linguisten geworden ist, das ein Jahrhundert nach ihm mit seinen gewaltigen Entdeckungen die Völker- und Rassenkunde so reich befruchten sollte. Kaum einer der leitenden Grundgedanken, die diese Schule bewegen, der nicht in ihm schon vorgeklungen wäre, kaum eine der entscheidenden Wahrheiten, welche heute von der Sprachforschung im engsten Bunde mit Geschichte und Vorgeschichte zutage gefördert werden, die diesem ahnungsreichen Geiste nicht schon gedämmert hätte. Wir versuchen dies im folgenden durch einige der wichtigsten Beispiele zu belegen, müssen aber den Leser darüber hinaus vor allem auf die hierher gehörige Hauptschrift „De originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum“ selbst verweisen[170]).

Während man früher den Ursprung und die Verwandtschaft der Völker nur aus geschichtlichen Quellen glaubte erschließen zu können, wollte Leibniz weder alte noch mittelalterliche Annalisten als Erkenntnisquellen dieser Untersuchungen gelten lassen, sondern sie durch Sprachlehrer und Lexikonschreiber ersetzt sehen. Mit Feuereifer setzte er alles in Bewegung, was zur Erweiterung, Verbreitung und Vertiefung der Sprachenkunde dienen konnte. In einem Briefe an Peter den Großen vom 26. Oktober 1713 drang er auf Herbeischaffung nicht bloß von Wörterverzeichnissen, auch von Sprachproben, „um durch Vergleichung zur Erkenntnis des Ursprunges der skythischen Völker zu gelangen“, und die „linguarum harmonia“ als Grundlage ethnogenistischer und historischer Fragen kehrt des öfteren bei ihm wieder. Selbst an Sprachenkarten dachte er schon. An Hiob Ludolf schrieb er: „Certe in linguae Theotiscae profundiore cognitione

[169]) Diese Seite von Leibniz' Wirken wird begeistert gefeiert von Konstantin Frantz in seiner „Naturlehre des Staates“, Buch 5, Kap. 4.

[170]) Sie findet sich in der Ausgabe der Werke Leibnizens von Dutens im zweiten Teile des vierten Bandes p. 186 ss.

magna latet pars historiae et velut basis antiquitatum"[171]), und in ihrem ganzen Umfange legt er die Bedeutung der Sprachen nach dieser Seite dar im Eingang der vorerwähnten Abhandlung[172]). In wenigen Sätzen hat Leibniz hier allen Nachfolgern die bedeutsamsten methodologischen Winke gegeben, namentlich in dem Hinweis, daß alle jetzigen Eigennamen einst Gattungsnamen gewesen seien, und daß unverständlich gewordene Fluß- oder Bergnamen auf eine Sprachänderung, und damit auf einen Wechsel der Bewohner deuten. Leibniz selbst hat hieraus unter anderem geschlossen, daß die Urbevölkerung Skandinaviens Finnen gewesen, die germanischen Völker aber dort eingewandert sein müssen.

Das ganze indogermanische Sprachengebäude hat, wenn auch wie ein fernes Traumbild, schon vor dem geistigen Auge dieses Mannes gestanden. Wir müssen unbedingt die ganze Stelle geben[173]): „Illud notatu dignissimum est, per magnam continentis nostri partem linguae cujusdam antiquae latissime fusae vestigia in linguis praesentibus superesse, cum multa sint vocabula quae inde ab Oceano Britannico ad usque Japanicum protenduntur . . . Quoties igitur vox eadem aut nonnihil transformata Britonibus, Germanis, Latinis, Graecis, Sarmatis, Finnis, Tartaris, Arabibus, communis reperitur (quod non adeo rarum est), vestigium praebet linguae antiquae communis. Ut vel dicendum sit aliquando Europae Asiaeque potiora sub uno magno imperio fuisse, ubi communis quaedam lingua dominata sit (ut serius latina per Europam, graeca et arabica serius per Asiam Africamque), vel potius ceteras gentes unius gentis aut stirpis emissaria coloniasque fuisse, quamquam in remotioribus paullatim detrita vestigia sint cognationis." Wir sehen also: es schwebt ihm zunächst eine allgemeine Ursprache vor — entsprechend etwa der auch nach ihm noch von manchen Gelehrten vertretenen gemeinsamen Grundsprache von Semiten und Indogermanen —, die einst über die Hauptteile Europas und Asiens geherrscht habe. Von dieser leitet er dann aber weiter zwei Klassen, „species", ab, deren eine die aramäischen, die andere die „japetischen" Sprachen umfaßt. Jene füllen den Süden, diese den Norden, welchem ganz Europa zugezählt wird. Neben der dem altsemitischen Sprachgebrauch entnommenen Bezeichnung der letzteren als japhetitisch führt Leibniz auch selbständig die als keltoskythisch ein: „Quidquid linguis septentrionalibus commune est, Japeticum appellare possis, soleo et Celto-Scythicum vocare. Huc ergo refero quae Germanis Graecisque communia sunt, sed ab antiquo, nam quae serius per commercia literasque Gallorum et Romanorum, intervenientibus studiis et sacris, a Graecis ad Germanos pervenere, non sunt hujus loci." Und wie er so unsere Zusammengehörigkeit mit den klassischen Völkern erkannte, so nicht minder die mit den Persern, ja,

171) Opera. T. VI, 1, p. 90.

172) Ebenda T. IV, 2, p. 186.

173) Ebenda p. 187 ss.

die Verwandtschaft erschien schon ihm besonders eng, so eng, daß „Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat".

Eine Kardinalstelle für die wesenhafte Verschiedenheit des Romanentums und Germanentums ist die folgende[174]: „Sane lingua Danorum, Suedorum, Norwegorum manifeste ad Germanicam est referenda, non minus quam hodie Italorum, Gallorum, Hispanorum Latini generis censeri debet: quamquam hi populi non ob originem, sed imperium linguam Romanam receperint, quod secus est in Septentrionalium Germanismo." Hiermit ist im Keime schon das angedeutet, was später Fichte in seinen Reden vorschwebte, als er die Sprache als die germanischen Völker charakteristisch auszeichnenden blutlichen Urbesitz bezeichnete, und Gobineau, als er von einem Negativcharakter des Lateinertums sprach.

Wenn Leibniz im Verfolg seiner Studien sich auch an Einzelheiten der Herkunfts- und Wanderungsfragen der indogermanischen Völker wagte, so konnte es bei dem damaligen Stande der wissenschaftlichen Mittel nicht fehlen, daß er sich gelegentlich einmal gründlich vergriff. Das war z. B. der Fall bei seinen Untersuchungen über die Herkunft der Franken und anderer deutscher Stämme, was sich daraus erklärt, daß er damals die Bundesbildung, den großen Wandel der germanischen Völkergestaltung, noch nicht durchschaute[175]. Um so genialer ist seine Vorausschau in anderen entscheidenden Hauptfragen, wofür ich nur an seine Skizze des Blutslebens der Griechen und an seine Feststellung über die Rolle der Kelten in Italien zu erinnern brauche[176].

Auf die gesamten Arbeiten über den Ursprung der Völker im allgemeinen und der Germanen im besonderen, deren ältesten Kolonien, Wanderungen und Taten er mit besonderem Eifer nachging, war Leibniz ursprünglich von seinem großen Plane einer Welfischen Geschichte her verfallen. In dieser gedachte er bis in die vorhistorischen Zeiten zurückzugehen, ja er plante sogar, seinen Annalen eine Art physikalischer Vorhalle oder Einleitung zu geben, die den Titel „Protogäa" führen, und von der dann durch die urgeschichtlichen Untersuchungen zu den Annalen übergeleitet werden sollte. Zustandegekommen ist von dem ganzen Entwurf nur das wenigste, die Fortführung seiner Origines Guelficae mußte er Gehilfen wie Johann Georg Eckhart und anderen überlassen. Das gilt insbesondere auch für die genealogischen Teile. Doch hat er auch hier wieder die Richtlinien gegeben, die für die Späteren bahnbrechend wirken sollten: er hat Woltmann so gut wie Bopp und Wilhelm von Humboldt vorverkündigt. Er zuerst hat in der Frage

[174] A. a. O., p. 194.

[175] Die Abhandlung „De origine Francorum disquisitio" befindet sich in den Werken IV. 2, p. 149 ss. Wenn auch Leibnizens eigene Ansichten über die Herkunft der Franken keinen Bestand haben, so hat er dagegen diejenigen überpatriotischer französischer Widersacher, welche diesem Stamme überhaupt das germanische Blut absprechen und die Franken von ehemaligen keltischen nach Deutschland eingewanderten Kolonisten abstammen lassen wollten, siegreich widerlegt. (A. a. O., p. 149 ss. und 171 ss.).

[176] S. Band II, S. 62, 245.

der Herkunft des Adels, auch der romanischen Länder, den Spieß umgedreht und an einem Beispiele von prototypischer Bedeutung nachgewiesen, daß die ganze Herrlichkeit des heutigen Adels nicht aus den Phantasmen einer nicht mehr vorhandenen Römerwelt, sondern aus germanischen Wirklichkeiten entsprossen sei. Ein belgischer Edelmann hatte den Ursprung der Welfen und der Este auf die römischen Anicier und auf Caesar Augustus zurückführen wollen. Leibniz hatte dagegen schon im Jahre 1685 die Hypothese aufgestellt, daß beide Häuser deutschen Geblütes seien, und diesen Satz auf die Etymologie des Namens ihres gemeinschaftlichen Ahnherrn Azo, der soviel als Adelbert bedeute, begründet. 1689 nahm er dann seine genealogischen Forschungen wieder auf und fand sich in seinen Vermutungen über den Zusammenhang der Markgrafen von Este durch Zeugnisse der Urkunden und Schriftdenkmäler glänzend gerechtfertigt. Seit 1690 stand es ihm fest, daß das Haus Este auf den fränkischen Grafen Bonifazius, bekannt aus der Geschichte Ludwigs des Frommen, zurückzuführen sei. Wie Leibniz mit diesem Beispiel Schule gemacht, und wie im übrigen die Wahrheit über die Herkunft des italienischen Adels doch auch bei einigen hervorragenden Italienern Herberge gefunden hat, haben wir an früherer Stelle gesehen (Bd. II, S. 369 ff.).

Sehen wir so Leibniz, der uns vornehmlich in seiner Eigenschaft als Sprachforscher und Historiker wertvolle Dienste geleistet hat[177]), mit der Lösung einer Reihe der wichtigsten Einzelfragen der Rassenkunde beschäftigt, so führt uns nun der nächste große Philosoph, Kant, zu deren allgemeinen Grundproblemen, zu ihrem theoretischen Teile, wenn man so will, zurück.

Um ganz zu würdigen, was Kant für die Rasse — als erster in Deutschland, dürfen wir wohl sagen — geleistet hat, müssen wir uns in die Zeiten vor ihm zurückversetzen, da, mit der noch völlig unbekannten Bezeichnung, auch erst ein annähernder Begriff davon zu gewinnen war. Nur dann werden wir auch dem Eifer und der Gründlichkeit gerecht werden, mit welchen die theoretischen Vorfragen und die Probleme rein akademischer Natur, welche alsbald zu Streitfragen werden sollten und das seitdem immer geblieben sind, damals erörtert wurden. Daß heute, nachdem anderthalb Jahrhunderte regster Forschung dazwischen liegen, und wir von beiden Seiten wissenschaftlicher Betrachtung ins Innere der Rasse ganz anders eingedrungen sind, die ersteren — die Vorfragen — nicht entfernt mehr die Bedeutung haben, und hinsichtlich so mancher der letzteren sich inzwischen herausgestellt hat, daß sie doch nie zu lösen sind, darf uns in unserer Schätzung nicht beirren.

Ich stelle nun zunächst die Schriften Kants zusammen, welche er zur Rassenfrage geliefert hat, bzw. welche dafür in Betracht kommen[178]):

---

[177]) Vgl. hierzu Rud. v. Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie", S. 159 ff., Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland", S. 247 ff. Wegele, „Geschichte der deutschen Historiographie", S. 627 ff. Außerdem Guhrauer, „Leibniz". Breslau 1846.

[178]) Ich zitiere nach der Ausgabe der Sämtlichen Werke von Hartenstein, Leipzig 1867—68.

1. „Von den verschiedenen Rassen der Menschen." Zur Ankündigung der Vorlesungen der physischen Geographie im Sommerhalbjahr 1775. (Werke, Bd. II, S. 433—451.)
2. „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse." 1785. (Werke, Bd. IV, S. 215—231.)
3. „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie." 1788. (Ebenda, S. 475 ff.)
4. „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht." 1798. Teil II, C. „Der Charakter des Volkes." (Werke, Bd. VII, S. 635—644.)

Endlich noch einige gelegentliche Bemerkungen in der Besprechung von Herders Ideen (Bd. IV, S. 188 der Werke) und im zweiten Teile der Physischen Geographie (im achten Bande der Werke).

Wie ernst es Kant mit der Rasse genommen, welch wichtigen Platz er ihr angewiesen sehen wollte, dafür würden allein schon zwei Tatsachen zeugen, die da lehren, wie er mit denen, welche es umgekehrt hielten, verfuhr. Den offenbar auch damals schon aufgetauchten Satz, daß es keine Rasse gebe, tut er kurzerhand ironisch ab: „Das Wort steht gar nicht in einem System der Naturbeschreibung, vermutlich ist also auch das Ding selber überall nicht in der Natur[179])." Und nicht weit entfernt von dieser Stelle charakterisiert er die Versuche, die Bedeutung der Rasse, und insonderheit deren Ungleichheit, abzuschwächen, als „die gemeine seichte Vorstellungsart, alle Unterschiede unserer Gattung auf gleichen Fuß, nämlich den des Zufalls zu nehmen, und sie noch immer entstehen und vergehen zu lassen, wie äußere Umstände es fügen, welche alle Untersuchungen dieser Art (nämlich Kants und Forsters) sehr überflüssig, und hiermit selbst die Beharrlichkeit der Spezies in derselben zweckmäßigen Form für nichtig erklärt[180])".

Ungemeine Mühe gibt sich sodann Kant mit der Definition der Rasse. Mit welchem Glück, lasse ich dahingestellt. Aus der großen Zahl der auf die seinige gefolgten Definitionen[181]) haben wir vornehmlich das eine ersehen, welch ein mißliches Ding es um eine solche überhaupt ist, und daß eine vollbefriedigende nie wird erzielt werden können. Kant kommt zu einer Art Endabschluß nicht am wenigsten auf dem Wege einer Auseinandersetzung mit Forster, mit welchem er erst streitet, dann zu einer annähernden Einigung gelangt. Forster, der mehr reiner Naturforscher war, und dem daher empirische Besonnenheit über alles ging, stieß sich bei Kant an „dem raschen Übergang zu allgemeinen Prinzipien bei ganz unvollkommener Kenntnis der Tatsachen" — ein Urteil, das man nur allenfalls be-

[179]) Werke Bd. IV, S. 475. Kant hatte es damals nur erst mit Naturforschern zu tun. Heute würden wir diese seine Abfertigung mutatis mutandis von der Natur auf die Geschichte übertragen und gewissen Historikern antworten müssen: „Weil sich in Eurem Ranke nichts von Rasse findet, darum mag es auch in der Geschichte solche nicht geben."

[180]) Ebenda S. 480.

[181]) Die wichtigsten sind wiedergegeben von W. Scheidt in seiner „Allgemeinen Rassenkunde" Bd. I, S. 81 ff. und vom Verfasser im ersten Teile dieses Werkes S. 33 ff.

greift, wenn man es als ausschließlich auf die Schrift vom Jahre 1785 begründet erkennt[182]). Ein Überblick über alles von Kant über Rassen Geschriebene lehrt dagegen, wie so ganz auch er sich hier als Naturforscher gefühlt, wie gründlich er den „Tatsachen" nachgegangen ist. Nicht allzuviele dürften denn auch helleres Licht über die Rasse gerade als Erzeugnis der Natur verbreitet haben als er. Wir verzichten darauf, seine Definitionen alle im Wortlaute wiederzugeben[183]). Am knappsten gefaßt erscheint wohl die folgende: „Der Begriff einer Rasse enthält erstlich den Begriff eines gemeinsamen Stammes, zweitens notwendig erbliche Charaktere des klassischen Unterschieds der Abkömmlinge desselben voneinander[184])", oder auch: „Der Begriff einer Rasse ist der Klassenunterschied der Tiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist[185])." Zwischendurch macht sich Kant sehr viel zu schaffen mit dem versuchten Auseinanderhalten bzw. Präzisieren von Gattung, Art, Rasse, Klasse, Varietät, Spielart, Abartung, Ausartung — ein Beginnen, das uns heute reichlich überflüssig scheint. Ein anderes ist es um die Ausführungen, mit denen er auf die Feststellung eines „Familienschlages" neben dem „Menschenschlag" hinarbeitet, „wo sich etwas Charakteristisches endlich so tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daß es einer Spielart nahekommt und sich wie diese perpetuiert[186])". Offenbar schwebt ihm hier das gleiche vor, was Spätere als Unterrassen, Schläge, geographische Lokalformen oder wie sonst bezeichnet haben, und was dann in der freieren Anwendung als Rasse ganz allgemein — die Rasse im Kleinen, sozusagen — in den Sprachgebrauch der Franzosen übergegangen ist.

Sehr charakteristisch ist für Kant die Hervorhebung einer Einheit der zeugenden Kraft als des für die Einheit der Gattung Bestimmenden. Sie verbindet eine bestimmte Form tierischer Bildung durch die Zeugung zur inneren organischen Einheit. Sie ist unabhängig von jeder Veränderung der Form und kommt einer jeden in gleicher Weise zu. „Die Erklärung des Ursprungs ist dabei nur Nebenwerk, womit man es halten kann, wie man will," denn „der physische erste Ursprung organischer Wesen bleibt der Menschenvernunft unergründlich[187])." Gleichwohl ist Kant der Erör-

182) Gervinus, in seiner Biographie Forsters, in dessen „Sämtlichen Schriften", Bd. VII, S. 43. Der Aufsatz Forsters, „Etwas über die Menschenrassen", dessen wir schon früher mehrfach zu gedenken hatten, stammt aus dem „Deutschen Merkur" von 1786. Merkwürdig, daß zwei Männer schottischen Geblütes in diesem ihrem Widerstreit die Rasse zuerst bei uns heimisch gemacht haben — denn auch die Forsters, ursprünglich Foresters, entstammten einer alten schottischen Adelsfamilie, vgl. Gervinus a. a. O., S. 11 —: ein schönes Symbol der öfter hervorgehobenen engen Verwandtschaft des schottischen mit dem deutschen Volksgeiste.

183) Die Hauptstellen, die hier in Betracht kommen, finden sich Bd. II, S. 435/36. Bd. IV. S. 218, 225, 226, 475, 476.

184) Bd. IV, S. 225.

185) Ebenda S. 226.

186) Bd. II, S. 437. Vgl. auch Bd. VII, S. 645.

187) Bd. IV, S. 217, 481.

terung der Entstehung der Rassen durchaus nicht aus dem Wege gegangen, sondern kommt des öfteren darauf zurück[188]).

Er persönlich neigt offenbar der unitarischen Auffassung zu, aber mit einer außerordentlich bedeutsamen Einschränkung, die in glücklicher Weise eine Brücke zu den Pluralisten hinüberschlägt: er nimmt nämlich einen Urstamm an, der die Keime der mannigfaltigen Entwicklung, der Hineinbildung in alle möglichen Klimate besaß. Diese Keime sind die wahre Ursache, Sonne, Luft, Klima nur Gelegenheitsursachen der Rassenbildung. „Nur alsdann, wenn man annimmt, daß in den Keimen eines einzigen ersten Stammes die Anlagen zu aller klassischen Verschiedenheit notwendig haben liegen müssen, damit er zur allmählichen Bevölkerung der verschiedenen Weltstriche tauglich sei, läßt sich verstehen, warum, wenn diese Anlagen sich gelegentlich, und diesem gemäß auch verschiedentlich auswickelten, verschiedene Klassen von Menschen entstehen, die auch ihren bestimmten Charakter in der Folge notwendig in die Zeugung mit jeder anderen Klasse bringen mußten[189]).“ Mit der Annahme einer solchen — dabei zweckmäßigen — Entwicklung in allen scheinbar zufälligen Abwandlungen, die im Grunde den Streit der Monogenisten und der Polygenisten mehr oder minder überflüssig macht, gewinnt Kant unvermerkt auch die beste Überleitung zu der von ihm sehr stark vertretenen Lehre von der Persistenz der Rassen. Je einseitiger, charakteristisch ausgebildeter, fester die einzelnen Rassen in die ihnen bestimmten Erdstriche durch Anpassung hineinwachsen, desto mehr ist damit auch das Bleibende, Unveränderliche derselben gegeben. „Durch keine ferneren Einflüsse kann, wenn einmal sich eine Rasse gegründet hatte, diese in eine andere Rasse verwandelt werden. Denn nur die Stammbildung kann in eine Rasse ausarten; diese aber, wo sie einmal Wurzel gefaßt und die anderen Keime erstickt hat, widersteht aller Umformung eben darum, weil der Charakter der Rasse einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden[190]).

In seiner Einteilung der Hauptmenschenrassen nimmt Kant insofern eine ganz eigene Stellung ein, als er eine hindostanische Rasse als vierte neben Weiße, Schwarze und Gelbe stellt[191]). Allerdings ist er bei dieser Einteilung nicht immer geblieben, an anderer Stelle führt er Hochblonde (Nordeuropa), Kupferrote (Amerika), Schwarze (Senegambien) und Olivengelbe auf[192]), und noch wieder an einer dritten[193]) trennt er ebenfalls, abweichend von der ersten, die „kupferfarbigroten Amerikaner“ von den Gelben. Wir sehen, schon Kant gibt uns einen leisen Vorgeschmack von dem regellosen Gewirre, zu dem alles Einteilen in der Folge geführt hat. Auch

188) Hauptstellen Bd. II, S. 440, 442, 449/50. Bd. IV, S. 224/25. 476/77. 481.
189) Bd. IV, S. 224 ff.
190) Bd. II, S. 450. Belege für die Persistenz der Rassen brigt Kant Bd. IV, S. 230 ff. an Zigeunern und anderen Völkern.
191) Bd. II, S. 438, 445 ff.
192) Bd. II, S. 450.
193) Bd. IV, S. 219.

die Benennungen einzelner Rassen, die neben denen der Hauptrassen gelegentlich noch mit unterlaufen, erscheinen uns heute befremdlich. Doch ist ja dies ganze Kapitel nicht wesentlich.

Anders steht es mit der Anwendung der Rasse auf Völkerleben und Geschichte. Hier, wenn irgendwo, hat Kant wieder bahnbrechend gewirkt, und haben daher viele seiner Bemerkungen bleibende Bedeutung. Wie lichtvoll ist gleich zur Eröffnung des Abschnittes über den Charakter des Volkes die Definition dieses letzteren und seine Zerlegung in Nation und Pöbel[194]): „Unter dem Worte Volk (populus) versteht man die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, insofern sie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Teil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens); der Teil, der sich von diesen Gesetzen ausnimmt, die wilde Menge in diesem Volk, heißt Pöbel (vulgus)." Worte, wie geprägt für das deutsche Volk von heute, das ja einen geradezu krassen Beleg für ihre Wahrheit abgibt. Nachdem so die Nation als ein Rassenhaftes gekennzeichnet, werden auf den nächsten Seiten noch mehrfach „das Naturell, was sie (die Völker) jetzt wirklich haben", „die angestammten oder durch langen Gebrauch gleichsam zur Natur gewordenen Maximen, welche die Sinnesart eines Volkes ausdrücken", „die Varietäten im natürlichen Hange ganzer Völker" als das Ausschlaggebende in den Vordergrund gerückt, Regierungsart, Klima und Boden als Schlüssel für den Charakter eines Volkes ausdrücklich abgewiesen. „Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß sie ihren Charakter durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, sondern ihn diesen nur nach Umständen anpaßten, und doch dabei in Sprache, Gewerbeart, selbst in Kleidung, die Spuren ihrer Abstammung und hiermit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken lassen."

Es folgt eine Charakteristik der Hauptnationen Europas, welche eine Fülle tiefeindringender Beobachtungen enthält, bei einzelnen, wie Engländern und Spaniern, auch auf deren Blutsgeschichte eingeht. Nach dieser wird dann zusammenfassend noch „der angeborene, natürliche Charakter, der sozusagen in der Blutmischung der Menschen liegt", dem „erworbenen künstlichen (oder verkünstelten)" der Nationen gegenübergestellt, und das ganze Kapitel schließt mit den Worten — den letzten, die Kant in Sachen der Rasse gesprochen hat: „So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen, daß die Vermischung der Stämme (bei großen Eroberungen), welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei." Ein Wort dieses Erzvaters, das wie ein goldener Spruch über dem Eingangstore, wenn nicht unserer gesamten Rassenwissenschaft, jedenfalls ihres historisch-politischen Teiles, stehen möge.

Der vorstehende Abriß der Kantschen Rassenlehre stützt sich nur auf die von Kant selbst herausgegebenen Schriften und Abhandlungen. Wem es

194) Bd. VII, S. 635.

aber um absolute Vollständigkeit zu tun ist, der möge nicht versäumen, das Studium seiner „Physischen Geographie“ hinzuzunehmen, welche Fr. Th. Rink nach hinterlassenen Papieren Kants veröffentlicht hat (sie füllt in der Hartensteinschen Ausgabe den größten Teil des achten Bandes). Auch in ihr ist der eigentlichen Anthropologie ein reichlicher Raum angewiesen, insbesondere sind auch die Völkermischungen schon vielfach berücksichtigt, und Forster würde wohl, wenn er sie gekannt, sein obiges Urteil höchstwahrscheinlich revidiert haben.

Wir jedenfalls können nur sagen, daß der große Erheller des 18. Jahrhunderts auch auf diesem Gebiete schon aus tiefem Dunkel ein erstaunlich reiches und klares Licht vorausgeworfen hat. Kaum eines der Hauptprobleme der Rassenfrage, das Kant nicht schon ins Auge gefaßt und — in seiner Weise — gelöst hätte. Wie in seinen Betrachtungen über Familienschlag schon Darwins Auslesegedanke vorklingt, so hat er auch den Rassengedanken, wie ihn später Gobineau ausgeführt hat, in seinen Grundzügen diesem schon vorgedacht, nur daß ihm natürlich dessen Allereigenstes, das Ausmündenlassen und Umbiegen des Rassen- in den germanischen Gedanken, noch fernliegen mußte. Er steht so zu Gobineau in der Rassenfrage wie zu Laplace in der der Erdentstehung: in beiden Fällen haben diese großen Franzosen von der Vorgängerschaft des deutschen Denkers nicht gewußt, die aber wiederum an zwei bedeutsamen Beispielen lehrt, daß, wenn die Menschheit für große Wahrheiten reif geworden, diese dann öfters an mehreren Stellen zugleich oder nacheinander auftauchen[195]).

---

[195]) Aus der unermeßlichen Literatur über Kant kann ich nur auf einige wenige Erscheinungen hinweisen, in welchen die Rasse besondere Berücksichtigung gefunden hat. Da wäre denn zunächst zu nennen das von Kant selbst (Bd. VII, S. 645) lobend empfohlene Werk von Christoph Girtanner, „Über das Kantische Prinzip für Naturgeschichte“ (Göttingen 1796), das ganz den Rassenfragen gewidmet ist und diese im Kantischen Sinne näher ausführt. Aus dem Buche von G. Gerland „Immanuel Kant, seine geographischen und anthropologischen Arbeiten. Zwölf Vorlesungen.“ (Berlin 1906) kommt vornehmlich in Betracht die letzte Vorlesung „Kant als Anthropologe“ (S. 141—174). Bei stark kritischer Einstellung enthält sie viel Gutes. Nur zeigt auch dies Buch wieder einmal, wie schwer es die großen bahnbrechenden Genies haben, vor den engeren Fachmännern zu bestehen. „Unklar, unwissenschaftlich, unreif, kritiklos, verworren, nicht neu, oberflächlich, unsicher, unselbständig, schwach, ungenügende Aus- und Durchführung“ (S. 88 ff., 109, 111, 117, 120, 125, 133, 135—38, 151, 155): schlimmer ist auch Gobineau kaum je angefaßt worden, als es in dieser Blumenlese geschieht. Und doch scheint selbst durch sie Kants bleibende Bedeutung für die Rassenlehre noch genügend hindurch. Weit entschiedener tritt sie hervor in der Sonderschrift von Theodor Elsenhans „Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung“ (Leipzig 1904). In dieser kommt namentlich der Zusammenhang der Kantschen Lehre mit der Entwicklungstheorie und der Zweckgedanke in seinem Verhältnis zur Rassentheorie sehr klar zur Geltung. In den ersten Abschnitten werden auch noch Kants „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ und die „Anthropologie“ in weiterem Umfange herangezogen, um seine Betrachtungen über die Menschengattung in ihrem Verhältnis zu etwaigen fremden Planetenbewohnern und in ihrer allgemeinen Eigenschaft als einer „Rasse vernünftiger Weltwesen“ zur Darstellung zu bringen, wogegen die Fortführung der Rasse auf die Nationen (in der „Anthropologie“) merkwürdigerweise fehlt. End-

Wohl bei keinem unserer großen Allgemeindenker kommt die Rasse so kümmerlich weg wie bei Lessing, von dem man geradezu sagen muß, daß er an Völkern und Rassen, als lebenden Organismen, vorbeigelebt und -gewirkt habe. Dieser erste Kritiker Europas, wie ihn Macaulay genannt hat, erschöpfte sich, dieser Eigenschaft entsprechend, in der Betrachtung und mannigfachen Neubelebung ästhetischer, literarhistorischer und altertumskundlicher, theologischer und philosophischer Probleme. Das starke Überwiegen der kritischen Ader und der damit verbundene, wenn nicht zusammenfallende Mangel an Phantasie[196]) hielt ihn der Natur fern, und wenn er, als Allerweltsbesprecher seiner Jugendperiode, sich ihr einmal nahen muß, sehen wir ihn, jeder originalen Regung bar, in den landläufigsten zeitgenössischen Vorstellungen festgelegt. So in seiner Rezension des Werkes „L'Esprit des Nations" (im Haag 1752 erschienen) in der „Berlinischen privilegierten Zeitung" vom 2. Januar 1753, wo er, um zu beweisen, daß „man keine andere als physikalische Ursachen habe, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind", indem, „was man moralische Ursachen nennt, nichts als Folgen der physikalischen sei", glücklich bis zum Klima als Geisterzeuger vordringt. Und dabei ist er dann geblieben: noch aus seiner späteren Zeit stammt eine Äußerung, die wie ein zusammengezogener Montesquieu klingt: „Ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen." Deutlicher kann bei der Festsetzung einer naturgesetzlichen Bestimmung das Blut nicht ausgeschaltet werden. Danach werden wir uns dann auch nicht wundern, wenn wir Lessing in seiner Rezension von Rousseaus Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité so ganz in den Banden dieses Denkers finden, daß er nach dessen Vorgange die Ungleichheitslehren als „Vorurteile" und „Scheinwahrheiten", die Gleichheitslehre als die „Wahrheit" bezeichnet. („Berlinische privil. Zeitung", 10. Juli 1755.) Aus allen derartigen Kundgebungen gewinnen wir den Eindruck, wie wenig diese Fragen Lessing innerlich berührten. Manches klingt geradezu wie angelernt. Von der Rasse ist ihm nie die leiseste Ahnung aufgegangen, Völker und Rassen behandelt er in einer Weise als Abstrakta, als tote Massen, als begriffliche Gebilde, angesichts deren man sich fast ins Zeitalter der Scholastik zurückversetzt sehen möchte. Das extremste Beispiel hiervon bietet seine „Erziehung des Menschengeschlechtes", zu welcher dann Nathan der

---

lich sei noch Scheidts ausführliche Analyse erwähnt (in seiner „Allgemeinen Rassenkunde", S. 27—41), welche Kants Rassentheorie wesentlich aus seiner Zeit herauswachsen läßt und heraushebt, insbesondere den Streit mit Forster eingehend behandelt, eben dadurch aber ihren überragenden Wert auch von dieser Seite deutlich erkennen läßt.

[196]) Ich lasse hier die Frage außer Spiel, oder begnüge mich damit, auf sie hinzudeuten, inwieweit hierbei Lessings wendisches Blut mitspricht. Lagarde („Deutsche Schriften", Göttingen 1886) geht natürlich zu weit, wenn er ihn kurzerhand einen Slaven nennt.

Weise ein dichterisches Seitenstück abgibt. Hier haben wir ja, in der Hauptsache wenigstens, anstatt menschlicher Gestalten, mehr oder minder tendenzdurchtränkte Schemen vor uns, moralische Gebilde ohne rechte leibliche Unterlage. Bei der Hauptfigur wird nur höchstens einmal in einem Worte der Sittah gegen Saladin (Akt II, Szene 3):

„Daß selbst der Beste seines Volkes seinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann"

von fern an rassische Wirklichkeiten erinnert.

Bei der „Erziehung des Menschengeschlechtes", die mehr eine Philosophie der Offenbarung als eine Philosophie der Geschichte ist, kommt noch hinzu, daß Lessing, Bossuet fast noch übertrumpfend, seine auf die Offenbarung begründete Erziehung nur den auf ersterer fußenden, das heißt dem jüdischen und den christlichen Völkern, zudenkt, die nichtchristlichen, und vollends die kulturlosen Völkermassen dagegen ausschließt. Das ist denn freilich ein eigenartiges Menschengeschlecht, mit Rücksicht auf welches ein Flint von der Lessingschen Schrift sagen konnte, er sei damit unter die höherstehenden Kirchenväter, einen Justin, Clemens von Alexandrien, Origenes und Augustin herabgesunken[197]).

Und was vollends die ganze Personifizierung eines Menschengeschlechtes betrifft, dem vorher alles Blut abgezapft ist, so hat ein Mann weit bescheideneren geistigen Kalibers als Lessing, Moses Mendelssohn, diesen darüber in einleuchtender Weise zur Rede gesetzt[198]): „Ich für meinen Teil habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von ich weiß nicht welchem Geschichtsforscher der Menschheit hat einbilden lassen. Man stellt sich das kollektive Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor und glaubt, die Vorsehung habe sie hierher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Hier in der Wiege, saugt an der Brust oder lebt von Rahm und Milch, dort in männlicher Rüstung und verzehrt das Fleisch des Rindes, und an einem anderen Ort am Stabe und schon wieder ohne Zähne" — in welchen vortrefflichen Ausführungen nur das eine fehlt, daß den verschiedenen Altersstadien und den verschiedenen Weltgegenden die verschiedenen Menschengruppen entsprechen, welche die einen wie die anderen ausfüllen. Und derselbe Mendelssohn sagt an einer anderen Stelle[199]): „Nicht die Vervollkommnung des Menschengeschlechts ist die Absicht der Natur, nein, die Vervollkommnung des Menschen, des Individuums! Das menschliche Geschlecht ist als solches kein für sich bestehendes Wesen. Es besteht vielmehr

197) „Philosophy of history", Vol. I, p. 368/69.

198 „Jerusalem" (= Schriften, herausgeg. von Brasch, Band II), S. 425.

199) Einleitung zu Mendelssohns Schriften von Moritz Brasch. Bd. I, S. XXVIII/XXIX.

aus einzelnen Menschen, die sich wie das Wasser in einem Strome aufeinander folgen, keinen Augenblick dieselben bleiben und dem Strome gleichwohl einen selbständigen Namen geben. Diese Sukzession von Wesen ist auch an und für sich einer Verbesserung fähig, die aber nicht so wie die Verbesserung des einzelnen Menschen ins Unendliche fortgehen kann." Abermals eine urgesund-realistische Auffassung, der sich Lessing, dies eine Mal — im 93. Paragraphen seiner Schrift — wieder den Boden der Wirklichkeit betretend, wenigstens insoweit annähert, als er verlangt, daß „eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, jeder einzelne Mensch erst durchlaufen haben müsse". Von hier zu den Menschen g r u p p e n , den wirklichen Völkern, sich zu erheben, hat er freilich anderen überlassen, H e r d e r vor allen, dem er nur den Humanitätsbegriff, als die seinem eigenen Wesen angemessenste Frucht der Aufklärung, zubereitet und gereicht hat.

Ehe wir aber auf Herder näher zu sprechen kommen, hat es wohl W i e l a n d verdient, daß wir ihm einige Worte widmen, ihm, dessen von uns als Leitspruch unseres ganzen Werkes im ersten Teile verwendeter Ausspruch allein schon beweisen würde, wie lebhaft er für unsere Wissenschaft, die Menschenkunde, empfand, und wieviel davon denn auch schon ahnungsvoll von ihm erfaßt worden sein muß. Das war schon damit gegeben, daß ihm als langjährigem Herausgeber des „Deutschen Merkur" manche wertvolle Arbeiten aus diesem Gebiete — unter anderem die früher erwähnten K a n t s und F o r st e r s über die Rasse — durch die Hand gingen, und auch im freundschaftlichen Verkehr mit H e r d e r mag ihm die Fülle der Probleme, die dessen „Ideen" erschlossen, nahegebracht worden sein. Jedenfalls aber hat er dann alle diese Anregungen in seinem vielseitig beweglichen Geiste — er hörte sich nicht umsonst gerne mit Voltaire vergleichen — auch selbständig verarbeitet, und so verdanken wir ihm eine Reihe der wertvollsten Einblicke in das Allgemeinste wie in manches Besondere des Blutslebens der Völker. Schon die in unseren beiden ersten Teilen beigebrachten Stellen dürften dafür zeugen, daß er einer der Hellsichtigsten für diese Dinge gewesen ist, aber mehreres Bedeutsame ist diesen noch nachzutragen.

Hier wollen wir zunächst davon ausgehen, daß Wieland, als der kerngesunde Voltairianer, der er war, sich fast weniger als irgendein anderer der großen Denker des Aufklärungszeitalters von Rousseau angenommen hat. Schon im Jahre 1770 veröffentlicht er in einer Sammlung von Aufsätzen, die den Titel führte: „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen" die beiden gegen jenen gerichteten Abhandlungen: „Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen" und „Über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken." Er führt darin nicht nur seine ganze ungeheure Belesenheit, auch — namentlich in der zweiten Abhandlung — seinen ganzen Mutterwitz und seine plänkelnde Satire gegen Rousseau ins

Feld, und so vieles uns auch heute veraltet anmuten mag, anderes gehört doch noch immer zum Besten, was man gegen dessen Gewaltsamkeiten und Sophismen lesen kann.

Aus der bereits im Griechenkapitel unseres zweiten Teiles herangezogenen Abhandlung über die Verfassung von Athen[200]) möchten wir eine Stelle herausheben, wo es heißt, daß „die Macht und der Wohlstand oder die Schwäche und der Verfall der Staaten nicht sowohl von der Form ihrer Regierung als von der Beschaffenheit der Menschen, welche regieren, und derer, welche regiert werden, abhänge", und daraus der Schluß gezogen wird, daß „die Demokratie darum die schlechteste aller Regierungsarten sei, weil sie, um zweckmäßig bestehen zu können, sowohl bei denen, welche regieren, als welche regiert werden sollen, einen so hohen Grad von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und immerwährender Selbstverleugnung, kurz von Weisheit und Tugend voraussetzt, als man von den Menschen, wie sie sind und wahrscheinlich immer sein werden, nicht erwarten kann."

Eine ihm sonst nicht, oder doch seltener, eigene Tiefe entfaltet Wieland in der im „Deutschen Merkur" von 1777 erschienenen Schrift „Über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts". Ja, man kann geradezu sagen, er sei hier allen seinen großen Mitklassikern voran an Fülle wie an Mut der Erkenntnis. „Wir sind also leider nicht mehr", heißt es im fünften Abschnitt, „was unsere Vorväter waren. Fuimus Troes! Wir gewinnen im Kleinen und verlieren im Großen. Unsere Abnahme, unser Verfall ist schon seit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dies ist ausgemacht. Aber liegt die Ursache davon in der Natur selbst, die, wie Lucrez meint, als eine durch viele Geburten geschwächte Mutter nicht mehr Kräfte genug hat, so große Körper und gewaltige Tiere hervorzubringen wie vormals? Oder liegt sie in äußeren Ursachen und ist eine notwendige Folge des ewigen Wechsels der menschlichen Dinge? Erstreckt sie sich auf die Menschheit überhaupt, oder trifft sie nur besondere Völker und Zeiten? Gibt es irgendeinen Punkt, wo sie stillsteht? Einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurückbringt, wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale Abnahme keine Grenzen?" Man sieht, Wieland faßt das Problem gründlich und allseitig genug an. Das einzelne seiner Beantwortung dieser Fragen möge man nun bei ihm selber nachlesen. Hier kann nur das Endeswort des neunten Abschnittes wiedergegeben werden, das in seinem furchtbaren Ernst — Gobineau in Wielands Kleidern! — aus dem Munde dieses Mannes doppelte und dreifache Wucht und Wirkung gewinnt. Fest steht es Wieland vor allem, daß das Geschick der Degeneration sich nicht an der gesamten Menschheit, sondern an den einzelnen Völkern vollzieht, und daß zur Zeit wir an der Reihe sind (schon damals mußten ihm dabei die abendländischen Kulturvölker insgesamt vorschweben): „Die Römer, denen Horaz

---

200) Zuerst erschienen im „Neuen Deutschen Merkur" von 1794, dann unter die „Kleineren politischen Schriften" der Sämtlichen Werke aufgenommen.

so viel Böses weissagte, waren den Römern aus den Zeiten der Coriolanus, Curtius, Cincinnatus nicht unähnlicher, als wir heutigen Europäer unseren Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unserer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist, als wir, stößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich gewesen ist . . . Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen, die nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihresgleichen, mit eisernen Banden des Klimas gefesselt, ihr Dasein im starren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrorenen Menschen zukommt, hinträumen." Nicht einmal die Naturvölker lassen wir in Ruhe, sondern ziehen sie in unsere Degeneration mit hinein. „Und in dieser Ordnung der Natur wird sich die Menschheit vielleicht noch lange fortdrehen und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachsen, blühen, reifen, abnehmen, verderben, bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat und eine Begebenheit, die alle übrigen verschlingt, die Szene schließen wird."

Nach diesem erschütternden Bilde bringt dann der Schlußabschnitt noch eine Art Epilog, in welchem Wieland als Zuschauer der großen Wandeldekoration der Völker und Zeiten und als Sohn seiner Zeit in die Worte ausbricht, die *unserer* Zeit entstammen könnten: „Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unserer Zeit und den Vorteilen unserer Aufklärung, unserer Verfeinerung, unserer Weltbürgerei und so weiter klappern hört und doch nirgends sieht, daß es darum besser, wohl aber, daß es immer desto schlechter geht, daß ein solcher einmal des Klapperns überdrüssig wird." Und all diesem Gebaren stellt er nun das eigene schöne Bekenntnis gegenüber, daß es für ihn auf der ganzen Engelsleiter, auf welcher die Menschheit sich auf und ab bewege, nur zwei wahrhaft würdige Stufen gebe: „Die eine ist der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freie, edle, gute Menschen, und die besten unter ihnen an seiner Spitze hat, die andere der, wo es Künstler hat, die den Geist der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menschen, die nicht mehr sind, aus Marmor und Elfenbein zu schnitzen und den Göttern, an die man nicht mehr glaubt, schöne Tempel aufzubauen und die Taten der Helden, die niemand mehr tun kann oder, wenn er könnte, nicht tun darf, in schönen Schauspielen vorzustellen." Und auch von diesen zwei Stufenaltern wieder das Fazit, „daß ein Held mehr wert sei als ein Bild, eine große Tat mehr als ein Schauspiel oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit, kurz, daß die Zeit des Seins vor der Zeit des Nachahmens, die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst einen gewissen Vorzug habe".

Ich mußte Wert darauf legen, einen unserer bahnbrechenden Geister, der unserer Zeit so gut wie ganz entfallen ist, ihr in einer so bedeutsamen Kundgebung wieder nahezubringen. Und noch ein weiteres ist Wieland nachzurühmen. Wohl ist es richtig, daß er selbst jener Weltbürgerei, deren hohles Geklapper er bloßstellt, ebensogut wie die anderen großen Deutschen

von damals seinen Zoll gezahlt hat[201]). Aber wie bei ihnen allen, ist doch auch bei ihm die andere Seite zum mindesten mit vertreten gewesen. Es wollte schon etwas besagen, daß er die Bezeichnung des Mittelalters als eines barbarischen Zeitalters, die damals einer dem anderen nachsprach, als von ihnen allen „den Griechen nachgeplappert" erkannte und zugab[202]). Und je mehr sich dann die deutsche Geschichte seiner eigenen Zeit zubewegte, desto mehr ist sie ihm nahegekommen, wie allein schon die stattliche Reihe biographischer Skizzen hervorragender Deutscher aus dem 16. und 17. Jahrhundert beweisen würde[203]). Und jener Aufsatz „Über deutschen Patriotismus", der ja freilich nur zu sehr in die skeptische Frage ausmündet, wo denn der hätte herkommen sollen, lehrt doch zugleich, daß er das deutsche Elend tief empfand und richtig erklärte. Auch ist er sich wie nur einer darüber klar gewesen, daß die führenden Geister Deutschlands dem deutschen Nationalgeiste vorarbeiten, ja ihn schaffen müßten: in den schönen Ausführungen über „Den allgemeinen Mangel deutschen Gemeinsinns und Nationalgeistes", die er als Vorrede dem „Historischen Kalender" Schillers für 1792 vorausschickte, hat er die große Mission, die gerade dieser so glorreich erfüllen sollte, seherisch vorausgesagt. Er selbst tritt hier vor Schiller zurück, wie er früher vor Lessing und Herder zurückgetreten war: er war, außer bei den Griechen, auch bei den Franzosen zu stark in die Lehre gegangen, um sich, wie jene, für einen Führer zum Deutschtum zu eignen.

Lessing und Herder nun, auf die wir hiermit zurückkommen, sind gerade in dieser ihrer Eigenschaft grundverschiedene Wege gegangen. Lessing blieb immer der Büchergelehrte, der in seinen jungen Jahren in den Fluten von Literatur aller Zeiten und Länder fast versank, aber auch später noch vornehmlich ästhetisch und literarisch wirkte. Gewiß hat auch er — durch seine Minna — sein Teil an der Weckung eines deutschen Patriotismus, und insofern steht er auch seinem Volke nahe, aber im ganzen ist er doch mehr der Held der Gelehrten, und mehr und mehr der der Juden geworden. Herder schuf eine Wissenschaft des Volkstums. Früh schon waren ihm die Stimmen der Völker dichterisch erklungen, und in seinen reifsten Jahren hat er deren Wesen dann in seinen „Ideen" auch als Denker ergründet. Aus dem blütenreichen Kranz der Volkstümer hat er sich das deutsche immer inniger zu eigen gemacht. Zu „Deutscher Art und Kunst" kehrte er von seinen Weltwanderungen am liebsten zurück, und so war es der naturgemäßeste aller Vorgänge, daß er gegen den Bund der Weimarer Dioskuren, der zum guten Teile ein hellenischer war, eine Art Gegenbund mit dem Manne schloß, der damals deutsches Volkstum wie kein anderer in sich barg: Jean Paul. Und wie auf diesen, sind die machtvollen Einwirkungen Herders noch bis auf die Deutschdenker unserer Tage, einen Lagarde, einen Chamberlain festzustellen.

---

201) Man sehe die Blütenlese aus ihm, Herder, Goethe und Jean Paul bei Gervinus, „Geschichte der Deutschen Dichtung", Bd. 5, S. 376 ff.

202) Im vierten Abschnitt der Abhandlung „Über die vorgebliche Abnahme" usw.

203) Sie finden sich im 35. Bande der Hempelschen Ausgabe der Werke.

Damit wären wir denn nun schon ins Zentrum von Herders Wirken vorgedrungen, das wir nun aber in seinem Hauptwerke, den „Ideen", noch über eine sehr ausgedehnte Peripherie zu verfolgen haben. Um diesem Werke die rechte Wirkung in unserem Leserkreise zu sichern, bedarf es einiger Vorbetrachtungen teils formaler, teils materialer Art.

Herder war von Hause aus, und sogar von Beruf, Theologe, wollte aber gerade in den „Ideen" vornehmlich als Philosoph — Geschichtsphilosoph — wirken. Diese beiden Betätigungsgebiete auseinanderzuhalten ist ihm aber nicht in gleichem Maße gelungen wie nach ihm Schleiermacher, dem es gegeben war, auf beiden gleich Hervorragendes zu leisten.

Diese Zwiespältigkeit Herders ist es vor allem gewesen, die ihn in die Fehden mit Kant verwickelt und ihm dessen wie auch Schopenhauers überaus harte und scharfe Urteile zugezogen hat. Der Zwist mit Kant geht auch uns hier insofern an, als, wie wir sehen werden, auch die Rasse eine Rolle darin spielt. In nichts spitzt er sich für uns bezeichnender und lehrreicher zu, als in der Stellung der beiden Denker zu der Frage, wie und wo der Mensch zur höchsten Entfaltung seiner Naturanlagen gelange. Für Kant stand es fest, daß er nicht im Individuum, sondern nur in der Gattung seine Bestimmung erreiche. Herder bestritt diesen Satz hartnäckig, wiewohl er doch selbst später durch Betrachtungen wie diese: „Einzelne Geschlechter gingen unter, das unsterbliche Ganze aber überlebt die Schmerzen der verschwindenden Teile und lernt vom Übel selbst Gutes" ihm nahe genug gebracht wurde. Denn was anders kann dies „unsterbliche Ganze" sein, als eben die Gattung, in welcher der Mensch in seiner Ganzheit, wenn man so will in seiner Vollkommenheit, sich auswirkt? Höchstens könnten wir im Sinne unserer heutigen Erkenntnisse, und vielleicht sogar nicht ganz ohne Zustimmung Herders, dies dahin einschränken, daß die Höchstleistungen des Menschen nicht vom gesamten Geschlecht, sondern von dessen wertvollsten Gruppen, von den höchstbegabten Menschenrassen dargeboten werden.

Was Kant die Lektüre der „Ideen" verleidete, und was uns noch heute große Partien derselben schwer verträglich macht, ist nun aber vornehmlich auch deren Stil und Ausdrucksweise, die poetisierenden Anwandlungen, der Predigerton. Es ist diese ganze historische Theodizee, die für den ruhigen Betrachter von heute auf eine Kette von Schwärmereien und Sophismen hinausläuft. Derartige Lobpreisungen des Gottschöpfers gehören in die Kirche, nicht in die Wissenschaft. Auf ein Geschlecht, dem Darwin den Einblick in das unsägliche Elend und die furchtbaren Verwüstungen eröffnet hat, welche der Kampf ums Dasein hinter dem Vorhange des freien Naturlebens verbirgt[204]), dem ein mutiger französischer Historiker die Gemeinheit als die in der Geschichte an erster Stelle herrschende Macht erwiesen[205]), die drei großen deutschen philosophischen Tragiker den Grundzug der

[204]) O. Caspari, „Urgeschichte der Menschheit", Bd. II, S. 435 ff.

[205]) Renan, „Histoire du peuple d'Israël", T. III, p. 80. Daß Renan nicht zu viel gesagt, zeigt sich heute mehr denn je, wo die ganze alte Kulturwelt in Gemeinheit unterzugehen droht, ohne daß eine neue sich auch nur absehen ließe.

Menschheit und ihrer Geschichte als einen durch und durch tragischen offenbart haben, kann der Versuch, diese Wahrheiten durch Tedeumston zu übertäuben, nur wie eine Herausforderung wirken.

Die Zwiespältigkeit zwischen dem Theologen und dem Philosophen hat nun aber auf Herders gesamte Arbeitsweise und Beweisführung in den „Ideen" zurückgewirkt, die mannigfachsten Widersprüche hervorgerufen. Ja, man hat sie auf eine allgemeine Unausgeglichenheit in Herders Wesen, auf eine Kluft zwischen seinen Verstandes- und Gemütskräften zurückführen bzw. ausdehnen können[206]). Wir begnügen uns hier damit, diejenigen Erscheinungen hervorzuheben, welche unser Gebiet mittelbar oder unmittelbar berühren, welche aber übrigens auch die wichtigsten sind. Da ist denn zunächst festzustellen, daß bei der Betrachtung der allgemeinen Naturgesetze eine mehr mechanisch-naturalistische neben einer mehr rationalistischen, ja theologischen Erklärungsweise unvermittelt hergeht. Die Entwicklung der Menschheit insbesondere läßt Herder in stetem Schwanken bald nach rein physischen Gesetzen, bald nach einer göttlichen Weltleitung, einem Erziehungsplane sich vollziehen. Je mehr er sich sodann dem Kern seiner Ausführungen nähert, den für ihn so gut wie für uns, wenn auch ihm unbewußt, die Rasse bildet, desto mehr ringen zwei Prinzipien in ihm oder um ihn: angelernter Doktrinarismus, der ihm sinnfälligste Wahrheiten fernhält, und angeborene Intuition, die ihm alles ringsum noch Verschlossene enthüllt.

Wir werden dies jetzt näher zu belegen haben, dürfen aber zuvor keinen Zweifel darüber lassen, daß alle diese ungünstigen Voraussetzungen, welche bei der Beurteilung von Herders Schaffen zu berücksichtigen sind, alle Bedenken, welche sich gegen sein Werk vorbringen lassen, dessen ganz außerordentliche Bedeutung nicht nur nicht abschwächen, sondern sogar nur in ein um so erstaunlicheres Licht setzen können. Herder bleibt bei dem allen gerade auch für uns Rassenleute einer der großen Pfadfinder, seine „Ideen" ergänzen sich mit Gobineaus Essai zu dem unverweslichen Kanon, aus welchem alles Gedankenmaterial für eine geschichtsphilosophische Behandlung der Rassendinge zu holen ist. Was wollte es allein schon besagen, daß er überhaupt als erster auch die moralische Welt physiologischen Gesetzen unterstellte, die Weltgeschichte als Naturgeschichte, den Menschen als Naturprodukt faßte! Weitest ausgreifend läßt er alles geschichtliche Werden auf der Grundlage der gesamten Naturwelt sich aufbauen, einer Grundlage, die erst in den Gestirnen aufgezeigt, dann geologisch gewonnen wird. In ihrer klimatischen Vielheit bedingt die Erde die Mannigfaltigkeit der Völkerwelt. Die Menschengeschichte wird ihm so zu „einer reinen Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Art und Zeit". Die einzelnen Völker zeigen Verschiedenheiten in der Organisation, anatomische wie physiologische. Hier sehen wir die Rassen sozusagen aus dem System heraus auftauchen. Aber auch noch von einer anderen Seite schreitet er ihnen zu. Zu diesem System Herders gehört nämlich unter anderem der Entwicklungs-

---

[206]) So Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker", S. 36.

gedanke, dessen kühnster Vertreter er zu einer Zeit, da die meisten anderen noch damit hinterm Berge hielten, gewesen ist. Der Bedeutsamkeit dieser Tatsache tut es auch keinen Eintrag, daß er, dem Natur und Geschichte in so inniger Verbindung standen, daß er beiden die gleichen Gesetze zusprach, infolgedessen dem Wahne verfiel, das durchgehende Gesetz der Entwicklung in der Natur müsse zugleich ein durchgehendes Gesetz des Fortschritts in der Geschichte in sich schließen. Wie noch alle Prediger dieser fragwürdigsten aller geschichtsphilosophischen Thesen, ist selbst ein so großer Geist wie Herder an dieser Stelle der Versuchung, ins Phrasenhafte zu verfallen, nicht entgangen. Um so höher stehen seine sachlichen Darstellungen über die Reihe aufsteigender Formen in der Natur, über die Aufwärtsbewegung der niederen Kräfte zu höherer Bildung. Selbst die Frage von Affen und Menschen behandelt Herder im 18. Jahrhundert schon mit einer Seelenruhe, welche mancher Biologe des 19. noch nicht aufbrachte. Überhaupt verdient es Bewunderung, wie tief er, der Humanist, sich in die Natur eingelebt, wie viele Geheimnisse er ihr abgelockt hat. Die Abhängigkeit des Menschen und seiner Geschichte von den Naturbedingungen hat nach Hippokrates, außer Montesquieu, keiner wieder mit so weitem, umfassendem Blick betrachtet, nach dieser Seite bedeutet Herder einen Abschluß und einen Höhepunkt. Und wenn wir ihn dann (Buch XII, Kap. 6 der „Ideen") ausrufen hören: „Was ist das Hauptgesetz, das wir bei allen großen Erscheinungen der Geschichte bemerken? Mich dünkt, dieses, daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, teils nach Lage und Bedürfnis des Ortsteils nach Umständen und Gelegenheiten der Zeit, teils nach dem angeborenen oder sich erzeugenden Charakter der Völker. Setzt lebendige Menschenkräfte in bestimmte Verhältnisse ihres Ortes und Zeitmaßes auf der Erde, und es ereignen sich alle Veränderungen der Menschengeschichte," so sollte man meinen, nun sei der Zugang zur Rasse ganz unmittelbar gegeben. Aber zuvor ist noch das hinwegzuräumen, was wir den Herderschen Doktrinarismus nannten, und das ist nicht wenig.

Herder huldigte der Auffassung, daß alle Menschen *einer* Gattung angehörten, und damit einer Theorie, die ihn von vornherein für jede qualitative Unterscheidung der Rassen unzugänglich machte. Er leitete den Ursprung aller Menschen von *einem* Paare her, wollte daher auch die Varietäten rein klimatisch erklären. Gegen Kant, der eben damals mit seiner „Bestimmung des Begriffes einer Menschenrasse" diesen Begriff in die deutsche Wissenschaft eingeführt hatte, ging er so weit, sogar die Bezeichnung Rasse anzufechten: „ich sehe keine Ursache dieser Benennung" (Buch VIII, Kap. 1 gegen Schluß). Daß aber bei dieser Stellungnahme nicht nur biologische, sondern auch ethische Gesichtspunkte mitsprachen, dafür würde allein schon eine Wendung wie die von „dem unedlen Wort Menschenrasse" zeugen (Buch IV, Kap. 5). Diese nicht anders denn als Prüderie zu kennzeichnende Demonstration ist ganz offenbar ein Ausfluß jenes Humanitätsbegriffes, als dessen edelster und würdigster Vertreter Herder sozusagen den Schulkindern geläufig ist, und der ihn gerade bei seinem Haupt-

werke vor allem anderen beseelt hat. Es ist dies der Punkt, wo auch Herder dem Zeitalter der Aufklärung seinen Tribut gezahlt hat, eine Verdeutschung gewissermaßen der französischen Wahngebilde von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen. In der Tat liegt ja diese Vorstellung von der Humanität als der harmonischen Entwicklung der geistigen und sittlichen Anlagen des Einzelnen wie der Gesamtheit, als Ziel und Religion der Menschheit, im Grunde von den inspirierenden Idealen der französischen Revolutionsmänner und ihrer theoretischen Vorläufer nicht so unendlich weit ab. Beides gehört zu den Schaumblasen der Phantasie des Aufklärungsjahrhunderts. Was greifbar wirklich daran ist, fällt zusammen mit den besten Errungenschaften der neueren Zivilisation, die übrigens in dem Rittertum der edelsten Arier und in dem Milde- und Mitleidsgedanken des Christentums starke Vorarbeiter fand. Herder allerdings gibt ausdrücklich der gesamten Menschheit die Bildung zur Humanität als höchstes Ziel auf: „Die Natur ließ dies ihr großes Problem von allen Völkern aller Zeiten auflösen." Er geht dabei also von der Voraussetzung aus, daß das Menschengeschlecht von Haus aus schon mit allen psychischen Regungen und Anlagen ausgestattet sei, welche eine spätere Entwicklung dann zu höherer Blüte zeitigen konnte. Er spricht von „einer Kette der Kultur, die sich in sehr abspringenden Linien durch alle gebildeten Nationen zieht. In jeder derselben bezeichnet sie zu- und abnehmende Größen, und hat Maxima aller Art". So wenig in diesen Sätzen ein Zugeständnis an die Rasse zu verkennen ist, so leuchtet doch ein, daß im allgemeinen diese „Humanität" und ihr „Fortschritt", im Sinne einer einheitlichen, konvergierenden Gesamtbewegung der Menschheit, dem Individuellen, Rassenhaften derselben entgegensteht. So konnte nicht mit Unrecht gesagt werden, daß, indem Herder die ganze Mannigfaltigkeit der Entwicklung des menschlichen Geistes einem bestimmten gemeinsamen Ziele zustreben ließ, indem er in den Einzelwesen und Einzelvölkern nur das Abbild der Menschheit erkennen und allen Völkern der Erde die eine und gleiche Aufgabe der Darstellung des rein Menschlichen stellen wollte, er damit sein eigenes Schaffen im innersten Kerne, in dem ihm allereigenst Eigenen, hemmte und unterband: „So war dem Entdecker des Volkstümlichen das wahre Volkstum doch wieder unter den Händen entschwunden oder vielmehr nie zur vollen Gestaltung gelangt[207])." Und in der Tat ist es ja denn auch logischer Weise dahin gekommen, daß Herder von je viel zu ausschließlich als Verkünder der Humanität gefeiert worden ist, ja daß er vielfach zu den Verkündern des Rassengedankens, vor allem zu Gobineau, in einen übertriebenen Gegensatz gebracht werden konnte[208]). In Wahrheit behandeln beide das gleiche Thema, die gleichen Vorgänge, der eine mit dem Schwerpunkt auf das allen Menschen Verwandte und Gemeinsame, der andere mehr mit dem auf das sie

---

[207]) Ernst Curtius, „Altertum und Gegenwart", Bd. I, S. 294/95. Über Herders Humanitätsprinzip Gervinus, Bd. V, S. 325, 365 ff.

[208]) So schon von Pott, und seitdem öfter.

Trennende, und so haben sich denn die Stichworte der Humanität und der Ungleichheit als das sie charakteristisch Auszeichnende herausgebildet.

Und doch ist es nicht zu viel gesagt, daß Herder unbedingt zu denen gehört, welche den Zugang zur Rasse gebahnt haben, ja daß er den Rassenbegriff, wenigstens indirekt, als erster in die Geschichte eingeführt hat[209]). Es muß hier daran erinnert werden, daß die „Ideen" nicht auf einmal, sondern nacheinander, in vier Teilen, erschienen sind, und daß sich in den späteren Teilen eine immer stärkere Annäherung an Gobineau und seine Auffassung bemerken läßt. Unverkennbar ist ja überhaupt, neben stärksten Verschiedenheiten, ja Gegensätzlichkeiten, ein mindestens ebenso starkes Gemeinsames bei diesen beiden großen Bahnbrechern: den Fachwissenschaften denkbar freiest gegenüberstehend, haben sie sich von deren Vertretern die bittersten Dinge sagen lassen müssen, und dann doch wieder dem Reichtum intuitiver Ahnungen, über den sie verfügten, eine solche Fülle tiefer Einblicke in die gemeinsame Materie zu danken bekommen, daß diese nun wiederum zu fruchtbarsten Anregungen gerade auch für die verschiedensten Fachwissenschaften werden konnten. Kein Wunder, daß sie schließlich auch materiell, trotz verschiedenartigster Ausgangspunkte, in der Beurteilung sehr vieler geschichtlicher Haupterscheinungen zusammentrafen: es war das überall da, wo sie Theorien, Abstraktionen schweigen und nur Erfahrungen, Erlebtes reden, wo sie vor allem den ihnen gemeinsam eignenden germanischen Instinkt walten ließen.

Was Herder anbelangt, so ist mit gutem Grund darauf aufmerksam gemacht worden, wie bedeutsam für ihn Riga als Ausgangspunkt seiner Welt- und Menschenbeobachtung geworden ist. „Politisch gehörte das Land, in dem er jetzt lebte, zu Rußland. Seine früheren Herren, die nachwirkende Spur zurückgelassen hatten, waren abwechselnd Deutschritter, Polen und Schweden gewesen. Die eigentliche Bevölkerung des ganzen Ostseegebietes mit seinem wirbelnden Sprachengemisch bestand aus Urvolk: Letten und Esten. So wurde der Völkerstandpunkt Herders ihm gleichsam von seiner Umgebung entgegengebracht. Hier kam er mit einer solchen Menge von Rassen und Nationalitäten in Berührung, wie das an keiner zweiten Stelle möglich gewesen wäre[210])." Das hätte freilich nicht ausgereicht, um die Ergebnisse zu zeitigen, die wir Herder verdanken, wenn nicht in diesem eine starke Ader des Verständnisses auch für die Rasse gelebt hätte, eine Ader, die er allerdings erst im Kampfe mit gegnerischen Einflüssen zeitgeschichtlicher Art immer neu zu beleben hatte. Am interessantesten ist in dieser Beziehung das 7. Buch der „Ideen", in welchem er „den Zwist der Genesis und des Klima" (die alte Streitfrage über die Wechselwirkung von Klima und Rassencharakter) zu schlichten sucht. Wie markig lautet da allein schon die Überschrift des vierten Kapitels: „Die genetische Kraft ist die Mutter aller Bildungen auf der Erde, der das Klima feindlich oder freundlich nur zuwirkt." Und wenn er von dem, was er, einem damals verbreiteten

[209]) Woltmann in der „Polit. Anthropol. Revue", Bd. II, S. 122 ff.
[210]) Moeller van den Bruck, „Die Deutschen", Bd. 4, S. 154.

Brauche folgend, „die Lebenskraft“ nennt, sagt „Angeboren, organisch, genetisch ist dies Vermögen, es ist der Grund meiner Naturkräfte, der innere Genius meines Daseins“, so steckt auch darin wieder, ihm unbewußt, ein Bekenntnis zur Rasse. Denn nur deren Kräfte, nicht ein so vages Ding wie die Lebenskraft, kann sich im Völkerleben, von dem hier die Rede ist, bekunden. Wie ja denn auch Herder, der die Rasse aus Systemgründen bestreitet, sie in praxi anerkennt, ja sogar ihre Persistenz ausdrücklich ins Licht setzt: „Ebendaher (wegen des Vorwiegens der genetischen — das heißt: der rassenbildenden — Kraft) geht die Negergestalt auch örtlich über und kann nur genetisch zurückverändert werden. Setzt den Mohren nach Europa, er bleibt, was er ist.“ Im folgenden wird dann ausgeführt, daß einzig die Mischungen einen Wandel in das feste Gefüge der Rassen hineinzubringen vermögen, und diesem Vorgang hat Herder auch an vielen Stellen seiner geschichtsphilosophischen Einzelbetrachtungen, so bei den Hindu, den Iraniern und anderen, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Ein Musterbeispiel bietet das, was er über heilsame „Einimpfungen“ im Völkerleben aus Anlaß des Eintretens der Normannen in den britischen Volkskörper sagt (Buch XVIII, Kap. 4). Die Schilderung des europäischen Rassengemisches und seiner Folgen im sechsten Kapitel des 16. Buches erinnert durchaus an verwandte Gobineaus, und selbst für die entartenden Wirkungen der Rassenmischungen hat Herder schon kräftige Worte gefunden[211]). Für den rassischen Gesamtzug und gleichsam Hintergrund, der ob allem Völkerleben waltet, verrät er das unbedingteste Verständnis: „Nirgends vergesse man, aus welchem Klima ein Volk kam, welche Lebensart es mitbrachte, welches Land es vor sich fand, mit welchen Völkern es sich vermischte, welche Revolutionen es in seinem neuen Sitz durchlebt hat. Würde dieses untersuchende Kalkül durch die gewissen Jahrhunderte fortgesetzt, so ließen sich vielleicht auch Schlüsse auf jene älteren Völkerzüge machen, die wir nur aus Sagen alter Schriftsteller oder aus Übereinstimmungen der Mythologie und Sprache kennen; denn im Grunde sind alle oder doch die meisten Nationen der Erde früher oder später gewandert. Und so bekämen wir mit einigen Karten zur Anschauung eine physisch-geographische Geschichte der Abstammung und Verartung unseres Geschlechts nach Klimaten und Zeiten, die Schritt vor Schritt die wichtigsten Resultate gewähren müßte“ (Buch VII, Kap. 5).

Das eröffnet ein Programm für wesentlichste Teile der Rassenforschung. Gewiß, das, was heute ein Hauptobjekt dieser bildet, die rassische Zusammensetzung der Völker, hat Herder noch nicht beschäftigt. Er nahm die letzteren, wie er sie damals vorfand, bis an ihre ethnische Quelle hinaufzusteigen, hat er gar nicht versucht. Und doch hat er einen unermeßlichen Schritt auch nach dieser Seite dadurch getan, daß er uns das Volkstum, als den lebendigsten Niederschlag der Rasse, als das Fazit und die Summierung aller rassischen Kräfte der Vergangenheit, erschloß. Von allen

[211]) In den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“. Er mißt dort die durch die Vermischungen herbeigeführte Verfälschung unseres Nationalcharakters an dessen Reinheit in Taciteischer Zeit.

Geschichtsphilosophen ist Herder der erste gewesen, welcher das eigentliche Herz der Völker hat schlagen hören, ja welcher den Begriff der Volksseele, die wir uns doch heute nur noch auf rassischem Untergrunde vorstellen können, überhaupt entdeckt hat. Das empfindet man nie voller, als wenn man ihn nach jenen seinen Vorgängern, einem Bossuet oder Rousseau, aber auch einem Lessing, liest. Dann wird einem auch klar, daß und warum nur einem Deutschen gerade diese Mission zufallen konnte: nur ihm eignete die Gabe der Einfühlung in fremden Volksgeist in einem Maße, das ihn befähigte, die verborgenen Geistesschätze der Völker ans Licht zu ziehen und so schließlich in den Genius ihrer Rasse einzudringen. Diese Kongenialität gegenüber den Erzeugnissen fremden Geistes, diese selbstentäußernde Objektivität, welche beispielsweise dem noch so genialen Voltaire gänzlich fehlte, der den Franzosen des 18. Jahrhunderts nie ganz auszuziehen vermochte, war doch in erster Linie notwendig, wenn in Zukunft ein großes Gesamtbild der rassischen Unterlagen der geistigen Welt gewonnen werden sollte, und es ist nur natürlich, wenn der Verfasser des ersten Systemwerkes dieser Art, das wir in Deutschland besitzen, Vollgraff, der Gobineau noch nicht kannte, Herder als seinen wichtigsten Vorgänger bezeichnete.

Dessen nie genug zu rühmende Weitherzigkeit, die sich ja schon darin bekundet, daß er alle Volksindividualitäten wieder in einem großen Zusammenhange als Glieder einer fortlaufenden Kette fassen wollte, hat ihn allerdings nicht gehindert, bei der Schilderung derjenigen des eigenen Volkes mit seinem Herzen am wärmsten beteiligt zu sein, in der Entfaltung germanischer Art die vollsten Töne erklingen zu lassen. So wäre man auch fast versucht, das den Germanen gewidmete 18. Buch seines Werkes für dessen Höhepunkt zu erklären. Einzig hier ist ihm auch der Begriff der Rasse bereits in seiner ganzen zugleich historischen und überhistorischen Bedeutung aufgegangen: er faßt sie schon ganz im Sinne des Germanentums, wenn er, mit einem Blick auf die alte deutsche Kaiserhistorie, meint: „Im engeren Verstande ist die alte englische, dänische, schwedische und fränkische Geschichte noch immer die Historie unseres Volkes, wenn ich sie nicht historisch und politisch, sondern dichterisch behandle.“ Und die Darstellung der geschichtlichen Gesamtrolle der Germanen im dritten Kapitel des 16. Buches hätte Gobineau auch nicht anders geschrieben. Nur darin unterscheidet sich Herder von diesem, daß er in einer Anwandlung von Überobjektivität, vielleicht auch in einem Rückfalle in Bossuet-Lessingsche Vorstellungen, wie erschreckt vor der Wucht der eigenen Wahrheiten zurückzuckt und diese gewissermaßen widerruft: „Sie (die Germanen) aber deswegen für das erwählte Gottesvolk zu halten, dem seines angeborenen Adels wegen die Welt gehörte und dem dieses Vorzugs halber andere Völker zur Knechtschaft bestimmt wären, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren.“ (Gegen Schluß des 16. Buches.) Daß Herder selbst von diesem „unedlen Stolze“ nicht frei gewesen ist, davon zeugen unzählige Blätter seiner Werke, welche wahre Hymnen auf das Germanentum bergen. Denn es ist so, wie ihm Moeller nachrühmt, daß er, kosmopolitisch und national zugleich, eben darum das Heimische so

überragend zu vertreten vermochte, weil er es sich auf dem Durchgang durch die Fremde errungen hatte. „Kein Ästhetiker von allen hat der Entwicklung der Kunst so wie er den Weg nach Norden gezeigt und den Deutschen die führende Rolle im Schaffen der Zukunft zugewiesen ... Als erster ging Herder wieder den Weg zum Dom. Damit kam er in der Wirkung sogar weiter als Goethe und Schiller, die schließlich immer wieder den Weg zum Tempel zurückgingen[212].“ In diesem schönen Bilde muß der Ästhetiker mit für den Gesamtdenker Herder herhalten. Auch dessen bleibendste Verdienste liegen in dieser Richtung und werden noch hell auf Erden leuchten, wenn seine Humanität in dem lichten Äther, aus dem er sie geholt, verflattert sein wird[213].

Nach Herder Goethe. Weniger als bei irgendeinem anderen unserer großen Geistesführer kann bei diesem daran gedacht werden, etwas irgend Erschöpfendes zu bieten. Es bedürfte dafür eines eigenen Buches über Goethe und die Rasse, das wohl auch zweifellos in Bälde erstehen wird, da es meines Wissens bisher nicht existiert. Alles, was hier versucht werden kann, ist, in einer knappen Zusammenstellung prägnanter Beispiele zu zeigen, daß dieser universellste Geist der neueren Zeiten sich auch die Fragen der Rasse schon aus dem tiefsten Grunde und nach allen Seiten zu eigen gemacht hat. Einem jeden Leser ist es dann unbenommen, sich diese Auslese auf Grund seines eigenen Studiums zu ergänzen. Auf quantitative Häufung kommt es gerade hier nicht an, wenn wir uns nur die einzigartige qualitative Bedeutung Goethes gegenwärtig halten, die mir erlaubt sei in einem Bilde zu verdeutlichen. Wir alle kennen die Sitte, kraft welcher in Vereinen und Tagungen jeder Art dem Leiter derselben für Abstimmungsfälle als auszeichnendes Privileg zwei Stimmen zugebilligt werden. Als ein solcher oberster Leitender nun hat uns im Rate der Geister Goethe zu gelten, dessen Stimme in der Tat für die Entscheidung in zweifelhaften Fragen, und nicht für sie allein, gedoppelten Wert besitzt. Es wird dem Verfasser hoffentlich nicht als Überhebung ausgelegt werden, wenn er hier eigene Erfahrungen generalisiert zu sehen wünscht. Gern aber bekennt er, daß ihn, dem es von Hause aus nicht schwer fiel, sich die pluralistische Anschauung über die Entstehung des Menschen zu eigen zu machen, die wundervoll frank und freie, einleuchtende Art, in der Goethe diese Frage behandelt, zum doppelt überzeugten Polygenisten gemacht hat. Und so dürfte es noch manchem auch in anderen Punkten ergehen.

---

212) A. a. O., S. 149, 161.

213) Zur Literatur über Herder nur Weniges. Vor allem sei auf sein herrliches Hauptwerk selbst verwiesen, aus dem man, wenn man sich an Herders Eigenheiten gewöhnt hat, nie genug lernen kann. Eine gute Allgemeineinführung in der ausführlichen Einleitung Julian Schmidts im ersten Bande seiner Ausgabe der „Ideen“. (Leipzig 1869.) Kürzere Analyse bei Rocholl, Bd. I, S. 83—89. Über die Widersprüche in Herder, außer Vierkandt a. a. O., Gumplovicz, „Der Rassenkampf“, S. 8—9. Auf Gervinus wurde bereits wiederholt Bezug genommen. Moellers schöne Skizze im vierten Bande seiner „Deutschen“ bringt uns Herder vornehmlich als Germanen nahe.

Wir beginnen am passendsten mit jener tiefsinnigen Überschau über die Menschheitsentwicklung, in welcher Goethe, völlig schon Comte vorausnehmend — wen hätte dieser Mann nicht vorausgenommen?! —, die Hauptphasen der Geistesgeschichte auseinanderlegt[214]). Wir gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß ein derartiger allgemein weltanschaulicher Hintergrund für jede, also auch für die rassische Betrachtungsweise von Natur und Geschichte erst das letztaufhellende Licht gewähre. Goethe stellt nun also dort vier Geistesepochen auf, die der Poesie oder des Volksglaubens, die der Theologie oder ideellen Erhebung, die der Philosophie oder des aufklärenden Herabziehens, und endlich die der Prosa oder der Auflösung ins Alltägliche. Der ersten Phase weist er die Einbildungskraft, der zweiten die Vernunft, der dritten den Verstand, der vierten die Sinnlichkeit als Spiritus rector zu. Die erste charakterisiert er als tüchtig, die zweite als heilig, die dritte als klug, die vierte als gemein. Daß ihm unbewußt bei diesem Weltbilde die Rasse nicht ganz ferngelegen, lehrt das kurze Fazit, das er unter das Ganze setzt:

„Vermischung, Widerstreben, Auflösung." Man möge nun die einzelnen Epochen bei Goethe selbst nachlesen. Nur die Charakteristik der letzten, der unsrigen, gehört unbedingt hierher, weil Goethes Wesen und Weisheit gar zu oft ins rein Optimistische umgefälscht wird: „Anstatt verständig zu belehren und ruhig einzuwirken, streut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr gegeben, jeder einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt seine vollkommene Torheit für ein vollendetes Ganzes. Und so wird dann auch der Wert eines jeden Geheimnisses zerstört, der Volksglaube selbst entweiht; Eigenschaften, die sich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie streitende Elemente gegeneinander, und so ist das Tohuwabohu wieder da, aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte." Halten wir neben dieses entsetzliche geschichtsphilosophische Schlußwort noch das, was Goethe über die Entartung des Menschengeschlechts gegen Eckermann ausgesprochen hat[215]), und das ebenfalls darauf hinausläuft, wie gründlich die Menschheit abgewirtschaftet habe, so werden wir niemanden mehr das Recht zugestehen, über Gobineauschen Pessimismus zu jammern, der hier doch zum mindesten erreicht, wenn nicht überboten ist. Wie Gobineau, so hat aber auch Goethe dem sonst allzuschweren Druck des Materiellen dieser Erkenntnis das Gegengewicht der ideellen Wohltat alles Erkennens als solchen in reichem Maße sich verschafft; er selbst berichtet uns darüber, wie eifrig er insonderheit auch Rassenstudien obgelegen habe, wie er „in Vergleichung der Menschenrassen untereinander fleißig und aufmerksam gewesen sei und dadurch über die Naturgeschichte des Menschen ein heiteres Licht verbreitet

---

[214]) Sie findet sich in der ersten Cottaschen Gesamt-Ausgabe der Werke hinter den Sprüchen, unter „Ethisches" und mit der Überschrift „Geistes-Epochen".

[215]) 12. März und 23. Oktober 1828.

habe[216])". Wie überall, hat er auch hier jene hohe Besonnenheit, die ihn Zugängliches vom Unzugänglichen grundsätzlich unterscheiden ließ[217]), mit der Kühnheit gepaart, die ihn zugleich doch zum naturwissenschaftlichen Entdecker stempelte. Es braucht hier nur an das eine erinnert zu werden, daß Goethe unter den Wegbereitern der Deszendenzlehre mit in erster Reihe steht. Auch kann er es gelegentlich nicht vermeiden, die Schranken, die er sich selbst gezogen, durch eine Hypothese zu überspringen, wie z. B. den Verzicht auf die Ergründung irgendwelcher Ursprünge gerade im Falle derjenigen der Entstehung des Menschen, also im allerwichtigsten, aufzugeben: die Natur, überall so freigebig, könne hier am allerwenigsten kärglich zu Werke gegangen sein[218]). Die allgemeine Urkraft, welche wir uns zugleich als die rassenbildende zu denken haben, stand lebendig vor seiner Seele: „Große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam; ob nutzend oder schadend, das ist zufällig", heißt es in einem der Sprüche in Prosa, und auch darüber, daß der Einfluß der Umgebung neben dem Angeborenen der Rasse nur ein Sekundäres sei, hat er keinen Zweifel gelassen. „Individuen und Nationen kehren immer wieder zum Angeborenen zurück", lautet eine Stelle im Wilhelm Meister, und für das rassisch Charakteristische hat er stets einen offenen Blick gehabt, wie er denn z. B. (in der „Campagne in Frankreich") die Menschen in Schwarzbrot- und Weißbrotesser sondert — ein für die Rasseneinteilung sicher nicht unwichtiger Zug. Die Dauerbarkeit der Rasse klingt an in dem Satze: „Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält und, ehe man sichs versieht, eine altbekannte Volkserscheinung wieder auftritt[219])." Das Schicksalhafte, das über den Rassen und Völkern so gut wie über den Individuen schwebt, kennzeichnet die berühmte Strophe:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Dieses selbe Gesetz eines unerbittlichen Determinismus prägt sich in anderer Form aus als Erblichkeit, der ja Goethe ebenfalls dichterischen Aus-

[216]) In den Schriften zur Morphologie. („Über einen aufzustellenden Typus zur Erleichterung der vergleichenden Anatomie.")

[217]) Gegen Eckermann 11. April 1827.

[218]) Ebenda, 7. Oktober 1828. (Gegen Martius.)

[219]) In den „Noten und Anmerkungen zum Westöstlichen Divan". Ähnlich in den Anmerkungen zu den Orphischen Urworten unter „Tyche": Die auf der Erde verbreiteten Nationen sind als Individuen anzusehen . . . wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft."

druck verliehen hat in jenen hundertfältig zitierten Versen, in welchen er sich selbst so köstlich analysiert und gewissermaßen als ein Produkt ererbter Eigenschaften hinstellt. („Vom Vater hab ich die Statur" usw., jedermann kennt die Verse.) Für uns ist hier am wichtigsten der Schluß, auf den das Ganze hinausläuft:

„Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?",

wie auch die ironische Schlußfolgerung:

„Und endlich wird ihm offenbar,
Er sei nur, was ein andrer war."

Im übrigen ist von diesem Gedicht treffend bemerkt worden, daß es zugleich eine Diagnose für das deutsche Volk bedeute, das alle jene Eigenschaften, Statur und ernstes Führen, Frohnatur und Lust zum Fabulieren, Liebe zu dem Schönen, zu Schmuck und Gold ganz ebenso in sich vereinige, wie wir denn überhaupt in den großen Männern den „ethnischen Mikrokosmos der Völker" zu erblicken haben[220]).

Tief durchdrungen war Goethe von der Bedeutung der Genealogie und der menschlichen Rassenpflege. Anläßlich der jüdischen Patriarchengeschichte sagt er[221]): „Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtenteils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genötigt. So geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eigenen Betrachtungen Anlaß." Und in Nachahmung einer bekannten Stelle des Theognis spricht er in Hermann und Dorothea die folgende Mahnung aus:

„Denn ich habe wohl oft geseh'n, daß man Rinder und Pferde,
Sowie Schafe genau bei Tausch und Handel betrachtet,
Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein
Und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen."

Hiermit hängt auch seine Hochschätzung des Adels zusammen, der auch für ihn durchaus etwas Angeborenes ist:

„Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne[222])",

wie nicht minder seine Stellung zum Judentum, die sich theoretisch in der Darlegung der Wanderjahre, daß und warum die Juden einem — dort nur als typisch vorgeführten — deutschen Heiligtum fernzuhalten seien, praktisch in seiner schroff ablehnenden Haltung gegen die Ehen mit Juden bekundete.

---

220) Driesmans, „Rasse und Milieu", 2. Aufl., S. 103.

221) „Aus meinem Leben", Erster Teil.

222) In der Ballade vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen. An die berühmte Stelle der Iphigenie „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt", braucht hier kaum erinnert zu werden.

Nach dem allen begreift es sich, daß Goethe vielfach als Ewiger Deutscher, ja als Vertreter des Germanischen schlechthin, gefeiert worden ist[223]). Immerhin kann das nur mit gewissen Einschränkungen gelten. Es geht ein eigenartiger Dualismus durch sein Leben. In jungen Jahren empfand, dachte und dichtete er unbedingt germanisch. Im Faust hat er ein unerreichtes Gesamtbild, in Götz und Egmont besondere geschichtliche Typen des germanischen Menschen gezeichnet, in den Volksszenen des Egmont auch das Volkstum lebensvoll erfaßt. In der mittleren Periode seines Lebens sehen wir eine Wendung von der Begeisterung für die deutsche Vorzeit einschließlich der Kunst (Gotik!) zur Versenkung in die Antike, um nicht zu sagen zum Hellenenkultus. Wieder und wieder aber hat sich Goethe zum Heimischen zurückgefunden, ja er hat sich gewaltsam aus seinem Hellenenrausche aufgerüttelt, wie in jener Aufforderung in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung von Rameaus Neffen, „uns als Nordländer auf der Höhe unserer barbarischen Avantagen mit Mut zu erhalten, da wir die antiken Vorteile wohl niemals erreichen werden[224])", bis er endlich im zweiten Faust den wundervollen Ausgleich fand, in Anknüpfung an die Tatsache, daß die „goldgelockte frische Bubenschar" der Germanen, „die Schar, die Reich um Reich zerbrach", im Mittelalter auch einmal in Hellas sich niedergelassen, das Lehnswesen im Peloponnes Wurzel geschlagen hatte, seinen Faust der Helena, den germanischen dem hellenischen Geiste zu vermählen, was wir nach dem, was uns über den innersten Kern beider Völkergruppen heute bewußt ist, nun erst recht als eine echt nordische Tat preisen dürfen.

Daß Goethe zu verschiedenen Zeiten seines Lebens auch stark kosmopolitisierte, namentlich in seinen letzten Jahren sich gerne in der Phantasie einer Weltliteratur erging und sogar die Parole dafür ausgab, daß er nun stärker das „allgemein Menschliche" auch in den Geistesprodukten der Völker betonte und unter diesem Gesichtspunkte jeden Übersetzer für einen Propheten in seinem Volke erklärte[225]), das alles kann die für die Gesamtheit seines Lebens festzustellende Tatsache nicht beeinträchtigen, daß er, wie blutlich, so auch geistig, in seinem Volke, seiner Rasse wurzelte und sich dessen auch bewußt war, bewußt sein w o l l t e. Auch dafür endlich haben wir sein eigenes Zeugnis[226]): „Es ist ein entschieden anmutiges Gefühl, wenn sich eine Nation in den Eigentümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt; denn ja nur im besonderen erkennt man, daß man Verwandte hat, im allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her[227])."

223) „Cet écrivain qui, pendant tant d'années, a, sous bien des rapports, personnifié le génie des peuples germaniques", sagt Gobineau von ihm („Correspondant" vom 25. Febr. 1873, p. 660).

224) Bd. 23, S. 243 ff. der ersten Cottaschen Gesamtausgabe.

225) In der Besprechung von C a r l y l e s „German Romance".

226) In den Tag- und Jahreszeiten von 1817.

227) Man wird es begreifen, wenn ich gerade für Goethe auf Literaturangaben verzichte. Doch möchte ich wenigstens darauf hinweisen, daß neuerdings zwei der Rassenlehre nahestehende deutsche Schriftsteller ersten Ranges ihm ein eigenes Werk gewidmet haben: C h a m b e r l a i n in seinem „Goethe" und M o e l l e r im sechsten Bande seiner „Deutschen".

Wesentlich anderer Art als die Goethe verdankte ist die Ausbeute, welche wir aus Schiller für die Rasse gewinnen. Wir werden den Unterschied am einfachsten fassen, wenn wir uns des Wortes erinnern, mit welchem Goethe in seiner Abhandlung über die Einwirkung der neueren Philosophie sein Verhältnis zu Schiller bei Beginn ihres Freundschaftsbundes darstellt: „Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ Unverkennbar ist ja, daß Schiller, der selbst (im dritten seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“) den physischen Menschen für wirklich, den sittlichen nur für problematisch erklärt, doch mit Vorliebe sich an letzteren gehalten, daß er am liebsten in den höheren Regionen des Geistes geweilt hat, und das mußte sich dann auch in seiner Behandlung der anthropologischen Fragen widerspiegeln. Nicht als ob es auch bei ihm an Gegenregungen, an dem redlichen Bemühen gefehlt hätte, den Ansprüchen der Natur gerecht zu werden. Unter den „Aphorismen und Fragmenten“ seines Nachlasses finden wir sogar eine „Methode“ überschriebene Betrachtung, in welcher er, im Gegensatz zu dem gewohnten Verfahren der Philosophen, welche den Menschen gleich als vernünftig voraussetzen, was er „erst spät, wenn die Welt schon eingerichtet ist“, werde, die Forderung aufstellt, „aus der Natur des Menschen, der mächtig, gewaltsam, listig sei und geistreich sein könne, lange ehe er vernünftig wird, nicht also aus seiner vernünftigen, müsse das Naturrecht und die Politik deduziert werden, wenn durch sie das Leben erklärt werden und wenn sie einen wirksamen Einfluß aufs Leben haben sollen“. Das ist natürlich ein Wink von allerhöchster Bedeutung, auch für die Anthropologie, und wo überhaupt Schiller sich deren Problemen einmal ernstlich zuwendet, da fällt, wie es bei einem Geiste seines Ranges nicht anders denkbar, manch wertvollstes Stück Erkenntnis für uns ab. So in seiner berühmten akademischen Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“, aus der ich namentlich dreierlei hervorheben möchte. Erstlich stellt hier Schiller mit großer Bestimmtheit die bis dahin sehr umstrittene Bedeutsamkeit der Naturvölker fest. Er vertritt schon die der heutigen Ethnologie so geläufige Anschauung, daß „Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen und durch ihr Beispiel ihm in die Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist“. Zweitens leitet er die Beglaubigung zur Verkettung des Aggregates von Bruchstücken, als welches die Weltgeschichte zunächst vor uns liegt, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen aus „der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze“ her, „welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann“ und macht damit die Methode der Analogieschlüsse auch für die An-

thropologie nutzbar. Und endlich wirft er mitten in die Untersuchungen dieser Art das denkwürdige Wort hinein: „In seinen Göttern malt sich der Mensch“, in welchem mit einem Schlage das, was später die Wissenschaft tropfenweise gewinnen sollte, das Rassenhafte aller Religion, voll ergründet erscheint.

Ungemein früh, in der Jugendabhandlung „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ (§ 19), war sich Schiller bereits klar darüber, wieviel vom Nationalcharakter der Völker auf das Klima zurückgehe. Im ferneren Verlauf seines Lebens hat sich ihm dann naturgemäß mehr und mehr die Bedeutung des Blutes erschlossen. Schon in den historischen Schriften tritt das zutage. In der Geschichte des Abfalles der Niederlande hebt er mehrmals und nachdrücklich die Mitwirkung von Fremdblut an dem Aufbau des neueren Holland hervor, und in der Einleitung zu diesem Werke weist er auf die Blutseinheit als die Quelle der Verwandtschaft in den Erhebungen der Bataver gegen die Römer unter Claudius Civilis und der Niederländer gegen die Spanier unter Wilhelm von Oranien hin. In der Abhandlung „Übersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges“ gibt er gleich zu Anfang eine anschauliche Schilderung des „einförmigen Anblicks“, den der europäische Okzident im elften Jahrhundert gewähre, und führt diese große Gleichmäßigkeit in Verfassung und Sitten auf „das feste generische Gepräge“ zurück, das die germanischen Völker durch alle Stürme der Zeit und alle trennenden Schranken des Ortes in die verschiedensten Länder hineingetragen und dort festgehalten hätten. Er gibt damit ein Bild zugleich von der Einheitlichkeit wie von der Dauerhaftigkeit ihrer Rasse. Auch in den letzten Dramen Schillers macht dann das Blut immer vernehmlicher seine Stimme geltend. Oft ist in Büchern über die Rasse das Wort aus der Braut von Messina angeführt und als typisch für die Charakteristik des Verhältnisses von Erobererrassen und Unterworfenen gefeiert worden:

„Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“

Poëta-propheta, rief einst Ammon bei diesem Zitate aus, und manch einer hat ihm dies seitdem nachgesprochen[228]).

---

[228]) Ich kann indessen nicht umhin, hier ein Bedenken zu äußern, das ich nicht zu beschwichtigen weiß, wiewohl alle meine Vorgänger darüber hinweggegangen sind, und soviel ich sehe, nur ein unseren Studien ganz Fernstehender es öffentlich vorgebracht hat: Düntzer, in seinen Erläuterungen zur Braut von Messina, bemerkt nämlich mit Recht, daß man die Leibgarde der Ritter der beiden Brüder aus Normannen zusammengesetzt erwarte. Die Lage ist ja rassisch offenbar die: Der normannische „Ahnherr“ (Großvater der feindlichen Brüder) hat die Herrschaft in Messina an sich gerissen und damit den Schutz der Einheimischen, die wir uns als Nachkommen einerseits der hellenischen, anderseits der in römischer Zeit hinzugekommenen Elemente zu denken haben, gegen die Sarazenen übernommen. Es wäre nun gegen alle historische Analogie, sich diesen Ahnherrn gänzlich isoliert in der fremden Umgebung, ohne jede Anlehnung an das eigene Blut, vorstellen zu sollen. Vielmehr sind die Normannen, wo immer sie in Italien und Sizilien als Eroberer sich einfanden, stets truppweise aufgetreten. Schiller muß auch wohl selbst

Aus dem Tell hätten wir zunächst die beschwörenden Worte Attinghausens an den abtrünnigen Rudenz anzuführen: „O, lerne fühlen, welchen Stamms du bist!", demnächst und vor allem aber die große Ansprache Stauffachers im zweiten Aufzuge, in welcher er die Sage von einer einstigen Einwanderung nordländischer Scharen in die Urkantone ausführlich erzählt und diese einrahmt durch das Eingangswort

„Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts"

und das Schlußwort

„Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen."

Im Demetrius endlich würde die Blutsfrage, freilich auf die Einzelgestalt des Helden zusammengezogen, den Kern und Schlüsselpunkt der ganzen Tragödie gebildet haben. Es entspricht überhaupt in hohem Grade der Weltanschauung Schillers, daß er die großen Entscheidungen der ideellen wie der wirklichen Welt an einer kleinen Auslese hervorragender Individuen sich vollziehend denkt. Er war, nach einem bekannten Ausspruche Goethes, der größere Aristokrat von den beiden. Dafür haben wir eine ganze Reihe von Zeugnissen, von denen die hauptsächlichsten genügen mögen:

„Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort."

Und „Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

So scheut sich denn auch Schiller nicht, trotz Alexander von Humboldt, sich die Lehre des Aristoteles von der zweierlei Bestimmung des Menschen zu eigen zu machen:

„Es gibt nur einen Unterschied unter den Menschen — gehorchen oder herrschen", heißt es kurz und bündig im „Geisterseher".

---

so etwas vorgeschwebt haben: darauf deutet der Zug hin, daß er fast sämtlichen Rittern Namen aus der germanischen Welt beilegt (Berengar, Bohemund, Roger, Manfred, Tristan), während er unbegreiflicherweise gerade die Namen des doch zweifellos normännischen Fürstenhauses ausnahmslos der romanischen Welt entnimmt. Auch die Weise, wie Don Manuel seine Ritter im Punkte seiner Liebe ins Vertrauen zieht, reimt sich nicht mit einem bloßen Dienerverhältnis. Aber gleichviel: es leidet keinen Zweifel, daß Schiller sich die beiden Ritterchöre, und zwar ausschließlich, aus Eingeborenen gebildet denkt (von dem Senat, den „Ältesten von Messina", gar nicht zu reden). Darauf lassen nicht nur die schier überdeutlichen Reden der Mutter an die Brüder schließen, in denen sie jene als fremd, ja feindlich charakterisiert — sie könnten tendenziös gefärbt sein —, sondern fast mehr noch die der Ritter selbst, die wieder und wieder von dem „fremden Geschlecht" zu sagen wissen, „das an diesen Boden kein Recht habe", und „den gewaltigen Willen und die unzerbrechliche Kraft" der Normannen der eigenen zahmeren Art gegenüberstellen. Fügen wir endlich noch hinzu, daß auch in den Chorgesängen die pluralische Bezeichnung der „fremden Eroberer" überwiegt — selbst das „Geschlecht" kann am Ende doch kollektiv verstanden werden —, so hätten wir alles beisammen, um — ein ungelöstes und wohl auch unlösbares Rätsel zu beleuchten.

Cajetans Wort in der Braut von Messina „Denn nur von Edlem kann das Edle stammen“ zeigt, wie hoch er vom Adel dachte.

Und ebenso mußte die Erzielung des möglichst vollkommenen Menschen Schillern als eines seiner Ideale vor der Seele stehen:

„Kunst ist, aus dem Marmor meißeln Venus und Apoll,
Höh're Kunst, den Menschen bilden, wie er werden soll.“

Hier ist nun aber der Punkt, wo wir uns dessen erinnern müssen, was wir am Eingang dieser unserer Betrachtung über Schillers Weise, den Menschen vorwiegend von der sittlichen Seite anzufassen, gesagt haben. Dabei ist es als besonders charakteristisch für ihn zu bezeichnen, daß er die Sittlichkeit, wenn auch nicht ausschließlich, doch jedenfalls mit, im Ästhetischen gipfeln läßt[229]). So ist auch sein Aristokratismus stark mit einem ästhetisch-moralischen Element durchsetzt, das sich nicht nur auf dem rein philosophischen Gebiet nachweisen läßt, sondern auch in das unsrige, das anthropologisch-historische, hinübergreift. In einem Briefe an Goethe vom 26. Januar 1798 schreibt Schiller, daß „die belebende Kraft im Menschen nur in einem kleinen Teile der Welt (Europa) wirksam sei, und die anderen ungeheuren Völkermassen für die menschliche Perfektibilität ganz und gar nicht in Betracht kommen“. „Besonders merkwürdig ist es mir, daß es jenen Nationen (Syrern und Ägyptern) und überhaupt allen Nichteuropäern nicht sowohl an moralischen als an ästhetischen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realismus sowohl als auch der Idealismus zeigt sich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen.“ Damit werden die ästhetischen Fähigkeiten, welche dem Menschen als Höchstes erst die menschlich schöne Form eintragen, geradezu für ein ausschlaggebendes Unterscheidungsmerkmal der Rassen erklärt. Mit dieser Anschauung hängt es auch zusammen, daß Schiller fast noch mehr als Goethe sich der damals herrschenden Verherrlichung des Griechentums hingab. Bei ihm kann man zeitweilig fast von einer Hellenomanie reden. Und wie er hier einer Zeitströmung verfiel, so nicht minder, und fast leidiger noch, einer anderen: der der Aufklärung zu verdankenden Verkennung der Germanen. Wie mutet es uns heute an, wenn er, nach einer drastischen, übrigens stark übertriebenen Schilderung des niedrigen Standes der Naturvölker[230]), fortfährt: „So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Caesar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren“, oder wenn er gar, in der Abhandlung „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“, von „der traurigen Zeitstrecke vom 4. bis zum 16. Jahrhundert“ spricht, und das, wiewohl es ihm doch (ebendort) aufgegangen war, daß „das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne

[229]) Die lange Reihe der philosophischen Schriften, die dies vornehmlich belegen, können wir hier außer Betracht lassen.

[230]) Achelis („Völkerkunde“, S. 67) hat hier die nötigen Berichtigungen vorgenommen. Rhetorische Übertreibungen sind Schiller des öfteren mit untergelaufen — wie ja auch in seinen historischen Werken gelegentlich der Dichter dem Geschichtsschreiber den Griffel aus der Hand nimmt —: man denke z. B. an seine Charakteristik des jüdischen Volkes in der „Sendung Mosis“, die er deshalb so kraß gestaltet, um dessen Erretter um so höher dadurch zu heben.

Schonung durch den Okzident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam, die Schöpfer unseres jetzigen Glükkes seien".

So ist es denn Schillern auch nie möglich gewesen, wozu sich doch Herder durchgerungen hatte, bewußt gemein-germanisch zu denken und zu empfinden. Nur unbewußt, instinktiv spricht auch zu ihm und aus ihm einzelne Male der germanische Geist, wie wenn er bekennt, von keiner anderen Staatsaktion so begeistert worden zu sein, wie von der niederländischen Erhebung, und dann uns zuruft: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist auch unter uns nicht verschwunden", oder in seiner so warmen und schönen Charakteristik Gustav Adolfs in der „Geschichte des 30jährigen Krieges". In die Tiefen des Deutschtums dagegen ist Schiller hinabgestiegen wie keiner. Er, der doch in einer vielgenannten Stelle der Ästhetischen Briefe es bestritt, daß der einzelne Neuere, trotz aller Kulturfortschritte, mit dem einzelnen Athenienser Mann gegen Mann um den Preis der Menschheit ringen könne, ja, der (ebenda: man sehe zumal den fünften Brief) seiner Zeitgenossenschaft Wahrheiten sagte, daß sie tiefer nicht herabgewürdigt werden konnte, der sich vollkommen darüber klar war, daß das alte Nestorwort „wie heute die Sterblichen sind" auch für uns zu gelten habe, daß „die Zeiten der großen Taten vorbei, die Menschen, die sie vollbrachten, nicht mehr seien, daß wir jetzt mit niedergeschlagener Bewunderung diese Riesenbilder anstaunen wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend[231])", er wagte es doch noch wenige Jahre vor seinem Tode, Traumbilder deutscher Größe von unerhörter Kühnheit auszudenken[232]). Die Ewigkeitsbestimmung unseres Volkes ist wohl nie ergreifender dargestellt worden. „Ihm ist das Höchste bestimmt," heißt es da vom Deutschen, „und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt, daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt, alles, was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ärnte der ganzen Zeit —

Wenn der Zeiten Kreis sich füllt,
Und des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn die Schatten sich vereinen
In der Menschheit schönes Bild."

---

[231]) „Geschichte des Abfalls der Niederlande", Einleitung.

[232]) „Deutsche Größe. Ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von B. Suphan." Weimar 1902.

Nur mit blutigen Tränen kann heute, nicht viel mehr als ein Jahrhundert später, ein wahrer Deutscher dieses ehrwürdige Fragment lesen, nachdem im Weltkrieg die Austilgung des Deutschtums bis dicht ans Mark gedrungen, und was dann folgte, uns mit ewiger Schande bedeckt hat.

Von unseren Popularphilosophen ist wohl nicht leicht wieder einer der Rasse aus eingeborenem Verständnis so nahe gekommen wie Lichtenberg. Zwar hat er sich zu unseren Fragen, nach seiner Weise, nur aphoristisch geäußert, aber Lichtenbergsche Aphorismen wiegen ja oft genug ganze Abhandlungen auf. So gewinnt denn z. B. sein wohl in bewußter Auflehnung gegen Herders Verwahrung vor der „unedlen" Bezeichnung gesprochenes Wort: „Vom schönsten Griechen bis zum Neger ist alles Menschenrasse[233])" im Hinblick auf die später erfolgten Behandlungen der Rassenfragen eine fast programmatische Bedeutung. Daß dieser Mann die Gleichheitslehren bekämpfen mußte, versteht sich ebenso von selbst, wie, daß er der Vervollkommnungshypothese ablehnend gegenüberstand. In ersterer Beziehung äußert er sich namentlich gegen Helvetius[234]): „Das System des Helvetius, daß die Menschen an Anlagen alle einander gleich wären, stößt alle Physiognomik über den Haufen. Woher kommt es doch, daß man bei ähnlichen Gesichtern so oft ähnliche Gesinnungen findet?" Zum Punkte der Vervollkommnung stellt er vor allem das Zurückbleiben des Menschen innerhalb der übrigen organischen Welt fest: „Mit dem Fortschreiten zu größerer Vollkommenheit sieht es traurig aus, wenn man die Analogie alles dessen, was lebt, zu Rate zieht[235])." Endlich und vor allem aber ist noch die Stellungnahme dieses urgesunden und scharfen Denkers und Beobachters zur Rassenhygiene zu erwähnen. Erklärte er sich doch schon damals gegen die Verirrungen der Medizin, sagte sich vom Medikamentenwahn los und war unter anderem, wenn nicht der Erfinder, jedenfalls einer der ersten Befürworter des Lichtluftbades[236]).

Von den Brüdern Schlegel kann uns der ältere, August Wilhelm, darum hier nur kürzer beschäftigen, weil er ja die Rassenfragen immer nur im Vorbeigehen, meist im Verlauf literargeschichtlicher oder sonstiger Besprechungen, streift. Er ist aber viel zu bedeutend, als daß man ihn übergehen dürfte und nicht lieber auch solche gelegentliche Meinungsäußerungen, die zumeist doch nach irgendeiner Seite klärend in die Wagschale fallen, berücksichtigen sollte. Ich möchte daher wenigstens auf das hauptsächlichste hierher Entfallende aufmerksam machen, beschränke mich aber dabei aus Raumgründen mehr oder minder auf Stichworte. (Das meiste findet sich im 12. Bande der Gesamtausgabe der Werke von

---

[233]) „Vermischte Schriften", Bd. I, neue Ausg. Göttingen 1867. S. 107.

[234]) Ebenda, S. 206. Auch Lichtenbergs Abhandlung über Physiognomik im vierten Bande der Vermischten Schriften ist übrigens sehr lesenswert. Manches in Betreff der Rückschlüsse auf das Seelische zur Vorsicht mahnende Wort könnte ebensogut als an die Rassenpsychologen von heute gerichtet gelten.

[235]) Ebenda, S. 108.

[236]) Ebenda, Bd. VI, S. 61 ff. 68.

Ed. Böcking.) Allgemeine Fragen (Abstammung, Entstehung, Ungleichheit, Autochthonie und Wanderungen, Urkultur, Sprache) finden in den Besprechungen von Niebuhrs Römischer Geschichte und Alexander von Humboldts Vues des Cordillères bedeutsame Erörterung[237]). (Auf die ungemein einleuchtende Begründung der pluralistischen Anschauung, Seite 519, sei besonders hingewiesen.) Ungewöhnlich fruchtbar an Aufklärungen wie an Anregungen ist die umfangreiche Abhandlung über Niebuhr[238]). Über die Art, wie römische Geschichte gemacht wurde[239]), kann man sich nicht leicht besser unterrichten. In das etruskische Dunkel hat Schlegel mit am ersten und hellsten hineingeleuchtet. Aber nochmals: dies sind nur die Hauptbeispiele. Nicht leicht ist ein auch kürzeres Wort von ihm verloren, wie etwa, was er zum Wesen der Germanen in der ersten seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur verlauten läßt[240]).

Ungleich intensiver und unmittelbarer hat sich der jüngere Bruder Friedrich Schlegel mit den Rassenfragen befaßt in seinen beiden Werken: „Philosophie der Geschichte" und „Über die Sprache und Weisheit der Indier". Wohl hatte zuerst auch er, fast mehr noch als Herder, eine gewisse Scheu zu überwinden, das Ding beim Namen zu nennen. Der Ausdruck Rasse, auf den Menschen angewandt, schien ihm immer „etwas für den höher gerichteten Geist Abstoßendes und für seine innere, angeborene Würde sehr Demütigendes" zu enthalten[241]), ganz abgesehen davon, daß er auch durch die Aufstellung menschlicher Varietäten die von ihm als Dogma festgehaltene Einheit der Abstammung nicht angetastet sehen wollte. Doch kann er nicht umhin, sich für seine Betrachtung der Philosopie der Geschichte ausdrücklich zur ethnographischen Methode zu bekennen[242]), wenn man auch alsbald ersieht, wie sehr er dabei den Schwerpunkt auf das Geistige legt. Ja, im Grunde werden durch seine katholisch-christliche Betrachtungsweise, die sich immer stärker bei ihm ausgebildet hatte, alle anderen Gesichtspunkte niedergedrückt: Ziel und leitender Grundsatz bleibt ihm der echt theologische „der Wiederherstellung des verlorenen göttlichen Ebenbildes im Menschen in Anwendung auf das ganze Menschengeschlecht[243])". Immerhin wird man anerkennen müssen, daß ihm auch die Weise einer rein sachlichen Untersuchung der Völkerwelt nicht fern geblieben ist, und daß er dieser eine Reihe für damals sehr bemerkenswerter Aufschlüsse zu verdanken bekommen hat. Richtig erkennt er in der durch die ganze Weltgeschichte fortgehenden beständigen Völkerbewegung und Völkervermischung ein Moment, durch welches „die Frage der Abstammung und Verwandtschaft der Völkerstämme wesentliche Modifikationen

[237]) „Sämtliche Werke", Bd. 12, S. 458 ff., 517 ff.

[238]) Ebenda, S. 444—512. (Zur römischen Blutsfrage S. 478 ff., 497 ff., 502. Etruskischer Panegyrikus, S. 506—512.)

[239]) Ebenda, S. 447 ff., 485 ff., 503 ff.

[240]) Ebenda, Bd. 5, S. 14 ff.

[241]) „Philosophie der Geschichte", Band I. Wien 1829, S. 45.

[242]) Ebenda, S. 68.

[243]) Ebenda, S. III. Man vergleiche namentlich auch die Schlußvorlesung.

erleidet und nicht mehr so leicht und einfach entschieden werden kann". Als Beleg dafür führt er einerseits die Fälle an, in welchen ein Stamm eine andere Sprache annimmt, ohne darum in der Vermischung unterzugehen oder völlig verschmolzen zu werden, so daß fortan Sprache und Abstammung sich nicht mehr decken, anderseits diejenigen, in welchen „ein minder zahlreicher Stamm einem ganzen Volke im sittlichen Gepräge oder in der geistigen Richtung desselben seinen Stammescharakter aufdrückt". „Die Abstammung der Völker läßt sich überhaupt nur da einfach verfolgen und sondern, wo der Stamm rein bewahrt wird und die Heiraten und alle Vermischung mit anderen Völkern streng ausgeschlossen wird. Dies ist aber nur bei einigen Völkern der Fall gewesen." Besonders lehrreich ist sodann in Friedrich Schlegels „Über die Sprache und Weisheit der Indier" das unserem Gegenstande gewidmete Kapitel „Von den ältesten Wanderungen der Völker[244])," in welchem nicht nur alle Hauptprobleme der Rassenfrage ahnungsvoll anklingen, in welchem sogar einzelnes schon bemerkenswert klar herausgearbeitet wird. Da heißt es unter anderem: „Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, solange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach bloß mechanischen Gesetzen, betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehrere kleine Teile und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehreren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigentümlich gezeichnet und geartet ist. Nur durch eine solche g e n e t i s c h e A n s i c h t kommt Licht in das Chaos von Tatsachen und Überlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir Alte Geschichte nennen... Ein anderer für die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers fast noch wichtigerer Gegenstand ist die M i s c h u n g d e r V ö l k e r." Und diese eben gibt dann Schlegel Anlaß zu der Forderung, man müsse die Völkerschaften nach dem Kennzeichen des höheren oder geringeren Alters sondern, so wie der Naturforscher die Lagen der verschiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des festen Landes, der Natur aufmerksam folgend, ordne. „In diesen Völkerschichten sehen wir, wie der Naturforscher im inneren Bau der Gebirge, einen Teil der verlorenen Urgeschichte gleichsam in einem Grundriß vor Augen, der uns hier und da mit der überraschendsten Klarheit anspricht, an anderen Stellen aber unverständlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zusammenhang des Ganzen zu vermuten und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle des einzelnen zu erraten vermögen." Nehmen wir endlich noch hinzu, wie treffend Schlegel in dem genannten Kapitel den Völkerwandel insbesondere in Asien infolge Verschlungenwerdens älterer und Entstehens bzw. Zusammenwachsens neuer Völker charakterisiert hat, so werden wir kein Bedenken tragen, ihm einen Platz unter den Fackelträgern unserer Wissenschaft einzuräumen.

---

[244]) S. 165—173.

Dem, was uns die Gruppe der großen nachkantischen Systemphilosophen zu bieten hat, werden wir am besten beikommen, wenn wir zunächst bei jedem derselben einen Blick auf seine ganze Geistesart, auf die allgemeine Weise seines Philosophierens werfen. Beginnen wir mit Fichte.

Fichte war einer unserer leidenschaftlichsten und rücksichtslosesten Denker, ja, man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, er sei ein Charakter- und Willensmensch noch vor dem Denker gewesen. Ein Hang zum Überfliegen, zur Überspannung war ihm eigen, den er nirgend verleugnete oder auch nur einschränkte, unbekümmert um irgendwelche Folgen. Die Natur, unter Umständen sogar die Wirklichkeit, war ihm nichts, die Idee alles. Wenn er diese auf dem enger philosophischen Gebiete handhabte, wie in seiner „Wissenschaftslehre", mußte ihn das alles für jeden Nichtzunftphilosophen völlig ungenießbar machen, während ihm da, wo er mit seinen Ideen praktische Weltanschauung verband und mit der Beschränkung auf und der Anrede an das eigene Volk in den Weltlauf klärend und sittigend eingriff, weithin die ungeheuersten Wirkungen möglich wurden[245]). Fichte selbst hat den Hauptwert in seinem Wesen auf seine Konsequenz gelegt, und doch hat auch er, wiewohl er die oben geschilderten Eigenschaften, den Zug ins Extreme, die Vorliebe für Hyperbeln, bis zuletzt bewahrte, sich selber unbewußt, starke, ja erstaunliche Wandlungen durchgemacht, von denen die für uns hier wichtigste die vom Kosmopolitismus zum Nationalismus war.

Er begann als vollkommener Wolkenwandler. Ein Verbrüderer des 20. Jahrhunderts hätte nicht toller phantasieren können als Fichte in seiner „Bestimmung des Menschen". Eine ganz kleine Blütenlese wird genügen[246]). „Wenn erst die vorhandene Bildung jedes Zeitalters über den ganzen bewohnten Erdball verteilt sein wird, . . . dann wird ununterbrochen, ohne Stillstand und Rückgang, mit gemeinschaftlicher Kraft und mit einem Schritte die Menschheit zu einer Bildung sich erheben, für welche es uns an Begriffen mangelt." Es folgen die Utopien von „dem einigen wahren Staat, der festen Begründung des innerlichen Friedens, wodurch zugleich der auswärtige Krieg seiner Möglichkeit nach abgeschnitten ist . . ." „In diesem einzig wahren Staate wird überhaupt alle Versuchung zum Bösen . . . rein abgeschnitten sein." So redet nur ein Mann, der Welt und Menschen nicht kennt. Die französische Revolution und alles, was ihr folgte bis zur Schlacht von Jena, hat ihm dann freilich über vieles die Augen geöffnet. In seinen „Beiträgen zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution[247]) begegnen wir Proben eines

245) Arndt (im Schlußabschnitt seiner „Erinnerungen aus dem äußeren Leben") gibt eine schöne Charakteristik dieses „Großmeisters der sittlichen Ansicht und Würdigung aller Dinge", in welcher er es geradezu als „tragisch" bezeichnet, daß er „selbst in die gemeinsten und gewöhnlichsten Verhältnisse und Entwicklungen des Lebens und Staates immer mit den Sonnenstrahlen seines Olymps hineinschauen und sie nach dieser Beleuchtung nicht allein beurteilen, sondern auch ordnen wollte . . ."

246) „Werke", Bd. II, S. 272—79.

247) Erschienen 1793. „Sämtliche Werke", Bd. 6.

wahrhaft erstaunlichen Tiefblicks. Keiner wohl hat beispielsweise das Wesen des Judentums in der Hinsicht, daß die Juden einen Staat im Staate bilden, der dem letzteren eine tödliche Gefahr bedeute, schärfer ergründet und schonungsloser bei Namen genannt als Fichte in dieser Schrift[248]). Im allgemeinen zwar beherrscht unseren Denker auch weiterhin der Hang zur Abstraktion, zur Verallgemeinerung. So namentlich in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters". Es stand ihm jetzt fest, daß er in einem Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit lebe, das er denn auch nicht säumt mit der ihm eigenen Deutlichkeit zu brandmarken. Indem er jetzt seine ganze Geschichtsphilosophie auf diesen Grundgedanken einer allgemeinen Verdorbenheit zuschneidet, verfällt er für die Vergangenheit unter anderem auf die Hypothese eines „Normalvolkes", das „als reiner Abdruck der Vernunft durch sein bloßes Dasein existiert" (so!) und, in vorgeschichtlicher Zeit gebildet, in geschichtlicher dann, „durch die Länder zerstreut, den Wilden daselbst die Kultur gebracht habe[249])". An den Hauptländern der damaligen Welt, Asien, Griechenland, Italien wird dies verdeutlicht. Im ganzen steht nun dieses Normalvolk, an das in echt Fichtescher Weise allerlei Phantasien angeknüpft werden, wie eine Art Wunder vor uns. Aber doch läßt sich nicht verkennen, daß Fichte mit den höherstehenden Kulturbringern, welche mit den wilden und rohen Stämmen die beiden Grundingredienzien unseres Menschengeschlechtes bilden sollen, und welche er sich bald als einzelne Familien, bald als Geschlechter, bald als ganze Stämme von Kolonisten denkt, etwas sehr Richtiges vorschwebt. Es ist annähernd dasselbe, was später, ganz anders einleuchtend und gründlich wissenschaftlich belegt, Klemm mit seinen „aktiven und passiven Rassen" ausgeführt hat. Daß Fichte hier tatsächlich von ferne etwas wie Rasse aufgedämmert hat, tritt am deutlichsten in dem über Rom Gesagten zutage[250]): „Soviel ist klar, daß in Rom von Anbeginn zwei Hauptklassen der Einwohner waren: die Patrizier oder die Abkömmlinge aristokratischer Kolonistenstämme, und das Volk, oder die Abkömmlinge der Urbewohner Italiens."

Je mehr nun die grellen Blitze höchsten nationalen Unglücks ihm den Abgrund beleuchteten, an dem sein Volk wandelte, je mehr so die einstigen Phantasien von gemeinsamen Hochzielen der Menschheit und von deren Gesamtkultivierung zerstoben, je mehr er sich gedrungen fühlte, den Begriff der Nation in den Mittelpunkt seiner gesamten Denkarbeit zu rücken, desto klarer, desto geschärfter wird jetzt Fichtes Blick für alles das, was wir heute unter dem Gesichtspunkt der Rasse fassen, und was er damals eben unter dem der Nation faßte. Daß beides so gut wie zusammenfällt, lehren zahlreiche Stellen der „Reden an die deutsche Nation", in welchen uns Fichte als ein völlig Verwandelter, nämlich nunmehr als der bewußte Prophet seines Volkes, entgegentritt. Gleich die Wendung der vierten Rede:

248) A. a. O., S. 149 ff.
249) „Sämtliche Werke", Bd. 7, S. 172 ff.
250) A. a. O., S. 178 ff. Auch in der Zusammenfassung der geschichtlichen Rolle Roms, S. 183 ff., findet sich viel Treffendes.

„Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche einheimisch, und die Volkseigentümlichkeit, weit entfernt durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht vielmehr diesen und verändert ihn nach sich" enthält das unzweideutigste Bekenntnis zur Bedeutung und Persistenz der Rasse. Und der volle Begriff, das lebendige Bewußtsein dieser letzteren hat sich ihm eben am eigenen Blute erschlossen. Dafür lassen sich sogar Belege aus den älteren Werken erbringen. Wie klar steht schon in der Revolutionsschrift der Wandel und Wechsel der germanischen Völkerschaften, stehen ihre Trennungen, Mischungen und Neuzusammensetzungen, die im Laufe der Jahrhunderte erfolgt sind, vor seinem Auge! Wie es ihm ja auch schon damals nicht entging, daß nicht nur die meisten und mächtigsten Völker Europas von den germanischen Völkerschaften entsprungen seien, sondern daß auch die übrigen Reiche, die nicht unmittelbar germanischen Ursprungs, doch im höheren Sinne ihr Dasein jenen Völkern verdankten („wechselsweise von ihnen beherrscht, belehrt, gebildet, fast erschaffen worden seien[251])"). In den „Reden" nun aber vertiefen sich diese Anschauungen, wie sie zugleich ihre Ausgestaltung bis ins einzelne erfahren. Eine der anthropologisch-historischen Grundtatsachen, die auf Blutseinheit beruhende Verwandtschaft der europäischen Völker, wird jetzt in ihrer ganzen, so wohl bisher noch keinem aufgegangenen Bedeutsamkeit dargelegt. Weder die Natureinflüsse noch die Verschiedenheit der Mischungen, welche die Germanen in den verschiedenen Ländern eingingen, noch selbst die andersartige Gestaltung der Verfassungen — hier Staatenbund unter einem beschränkten Oberhaupte, dort mehr Monarchie in römischer Weise — vermochte gegenüber der Tatsache aufzukommen, daß Germanen und Romanen, „beide Teile der gemeinsamen Nation", ihrem innersten Blutskerne nach eins blieben, daß sie „nur in der Trennung und Einheit zugleich ein Pfropfreis auf dem Stamme der altertümlichen Bildung" bedeuten konnten. Allerdings hat dann der ausländisch gewordene Teil der frischen Nation durch seine Annahme der Sprache des Altertums eine weit größere Verwandtschaft zu diesem erhalten, er ist gewissermaßen abhängiger von ihm geworden, während das Mutterland die ihm gleichfalls von jenem überkommenen Aufgaben in freierer Weise erfaßte, die antiken Elemente seiner Natur anpaßte, als Bestandteil seinem Eigenleben einverleibte. Von der zweiten Bestimmung der Germanen, „die in Europa errichtete gesellschaftliche Neuordnung mit der im alten Asien aufbewahrten wahren Religion zu vereinigen", fiel den Deutschen der Hauptteil zu: hat doch auch „insbesondere durch Vertiefung der Religion, ja des Katholizismus selbst, Deutschland immer auf das übrige Europa zurückgewirkt".

Die Verschiedenheit der Deutschen von den anderen Völkern germanischer Abkunft erkennt Fichte so gut wie ausschließlich darin, daß „der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet, die übrigen germanischen Stämme eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber tote Sprache". „Allein in diesen Umstand,

[251]) „Sämtliche Werke", Bd. 6, S. 196 ff., 199.

in die Lebendigkeit und in den Tod setzen wir den Unterschied." Auf dieses mit echt Fichtescher Wuchtigkeit und — Übertreibung vertretene Argument begründet unser Denker vornehmlich die Auszeichnung seines Volkes als eines „Urvolkes, das das Recht habe, *sich das Volk schlechtweg*, im Gegensatze mit anderen von ihm abgerissenen Stämmen zu nennen", was ja das Wort deutsch schon besagt. Und diese Vorstellung nun wieder bildet ihm die Brücke von den obigen sachlichen Ausführungen, welche in der Hauptsache die vierte und fünfte Rede füllen, zu den in immer volleren panegyrischen Tönen erklingenden der letzten Reden. Da heißt es jetzt von den Germanen: „Ihrem beharrlichen Widerstande (gegen Rom) verdankt es die ganze neuere Welt, daß sie da ist," „ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, *in ihnen unsere Brüder*, ihr Dasein", wir aber, die Deutschen, „die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt". Und daraus erwachsen dann die Mahnungen der letzten Rede: „Die gesamte neuere Menschheit rechnet auf euch. Ein großer Teil derselben stammt von uns ab, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten" und die berühmte Schlußapostrophe an die Deutschen, in welcher diesen zu Gemüte geführt wird, daß, wenn sie in ihrer Wesenheit zu Grunde gehen, diesmal keine erneuernden Germanen mehr in Reserve stehen. „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Die tragische Tiefe, die erschütternde Gewalt dieser Schlußrede hat von jeher ihre Wirkung getan. Wenn Fichtes Pathos da, wo er ins Blaue phantasiert, leicht etwas Trockenes, fast Erkältendes hat, so hat er sich hier, da er sich dazu versteht, seine ausschweifendsten Pläne und Hoffnungen an das feste Ankerseil seines heimischen Volkstums zu ketten, einen Schwung und eine Begeisterung errungen, die jeden mit fortreißen muß, auch diejenigen, welche sich nachher in ruhigerer Stunde gedrungen fühlen, diesen oder jenen Abzug zu machen[252]). Was die Fichteschen Reden, insbesondere die von uns herangezogenen, gerade auch für unsere Wissenschaft wert sind, darüber bedarf es wohl keiner Bemerkung mehr: seine Worte verdienen in jeden Katechismus der Rassenkunde so gut wie in jedes vaterländische Brevier mit goldenen Lettern eingetragen zu werden.

Noch aber sind wir mit Fichte nicht zu Ende. Die Träume seiner Jugend ließen diesem Manne keine Ruhe, und nach dem hellsten Aufleuchten seiner

---

[252]) Als ihr Wortführer ist zuerst der deutscheste der damaligen Deutschen, *Jean Paul*, gegen Fichte aufgetreten in seiner Rezension der Reden (wieder abgedruckt in seiner „Kleinen Bücherschau, Gesammelte Vorreden und Rezensionen"). Er feiert dort *Herder* als den weitaus berufeneren „Gesichtsmaler der Völker und Landschaftsmaler der Zeiten", schränkt die Überschätzung der lebendigen und Unterschätzung der angeblich toten Sprachen auf ihr richtiges Maß ein und beanstandet endlich auch die den Deutschen zugewiesene geschichtliche Monopolstellung. „Es wäre ebenso schlimm für die Erde, wenn es lauter Deutsche, als wenn es keine gäbe, und kein Volk ersetzt das andere."

Lebens- und Geistessonne in den „Reden" trat er noch wieder in deren Nebel hinaus. Was ihm in der „Bestimmung des Menschengeschlechts" von dessen dereinstiger Vereinigung zu einem einzigen und einheitlich ausgebildeten Körper vorgeschwebt hatte, kehrt in einer seiner letzten Schriften, der „Staatslehre", als „Aufgabe für die praktische Freiheit" wieder. „Von Ungleichheit zu Gleichheit" lautet jetzt wiederum seine Devise, und so konnte denn am Ende gar sein kurz vor seinem Tode geschriebenes „Vermächtniß" in die Verheißung ausklingen, wonach „von den Deutschen aus erst werde dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit . . . gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt." Wir haben es erlebt, dieses Reich, und wir erleben es täglich. Ein grausamer Hohn hat es gewollt, daß Fichte in den beiden Lagern, in welche Deutschland zerspalten ist, gleichermaßen heimisch werden sollte. Begeisterte und bewußte Deutsche haben in einer „Fichte-Gesellschaft" deutschen Sinn und deutsche Art gepflegt, indes auf der anderen Seite ein Mann, der soeben an der Zerstörung des alten, auf die historischen Gegebenheiten des Blutes begründeten Deutschland mitgewirkt hatte, Fichte als Geistespaten eines auf der physiognomielosen Masse aufzubauenden neuen begrüßen durfte.

Eine Gestalt ganz anderer Art tritt mit Schelling auf den Plan. Eine „Gestalt", sage ich, die freilich — als der sicher beweglichste und vielleicht geistvollste aller Philosophen — sich mannigfach gewandelt, ein Denker, der der Welt ein System nach dem anderen beschert hat. Von dem, was ihn von Fichte trennte, ist hier für uns das wichtigste seine Stellung zur Natur, die bei ihm ganz anders zur Geltung kommt. Allerdings blickt er in sie nicht mit dem Auge des unbefangenen, voraussetzungslosen Forschers, sondern als der mit Ideen schwerbeladene Weltweise, der ihr ihre Geheimnisse mit den Mitteln seiner berühmten „intellektuellen Anschauung" — welche den Empiriker Schopenhauer so abstieß — entlocken wollte. Die geistige Flugkraft, die er dabei entfaltete, ist von je nach Gebühr bewundert worden, ohne daß doch irgendwer hätte verkennen können, daß es bei Schelling hier, wie zumeist, bei noch so gewaltigen Anläufen geblieben ist, da seine Gedanken, wiewohl im einzelnen oft schwindelnd tief, doch zugleich zu luftig waren, um einen dauerbaren Gesamtaufbau daraus aufzuführen. Kaum anders sieht es mit seiner Geschichtsphilosophie aus, bei welcher ihm selbst sogar die Unzulänglichkeit des eigenen Beginnens derart klar geworden ist, daß er mit einem förmlichen Verzicht geendet hat[253]). Der Gefahr des Konstruierens, die über aller Geschichtsphilosophie schwebt, ist dieser geniale Mann am allerwenigsten entgangen. Oder was sollen wir mit den drei von ihm aufgestellten Geschichtsperioden anfangen, der ersten, „in welcher das Herrschende nur noch als Schicksal, das heißt als völlig

[253]) „Werke", Abt. II, Bd. 1, S. 232. „In einem solchen Unbeschlossenen, Unbeendeten (wie es die Geschichte ist) kann sich die Vernunft nicht erkennen. Demnach sind wir bis jetzt von nichts entfernter, als von einer wahren Philosophie der Geschichte. Es fehlt am Besten, nämlich am Anfang."

blinde Macht, kalt und bewußtlos auch das Größte und Herrlichste zerstört", der zweiten, von der Ausbreitung der römischen Republik beginnenden, in welcher, was in der ersten als Schicksal erschien, als Natur sich offenbart, der dritten (zukünftigen), in welcher, was in den früheren als Schicksal und Natur erschien, sich als Vorsehung entwickeln wird[254]). Schon hier klingt leise ein Motiv an, das je länger je mehr über Schelling Gewalt gewinnen sollte: seine Bindung an die religiösen Vorstellungen des Christentums, dessen „Offenbarungen", einschließlich derjenigen des Alten Testamentes, seinen philosophischen Spekulationen dann immer entschiedener zugrunde gelegt wurden. Alles, und so auch das, was er über unsere Themen bringt, hat davon mittelbar oder unmittelbar etwas mitbekommen[255]). Hören wir nur gleich, wie überirdisch er sich den Menschen in seinem letzten Grunde verwurzelt denkt: „Die wahre Heimat des Menschen ist im Himmel, in der Ideenwelt, wo er auch wieder hingelangen und seine bleibende Stätte finden soll." Und zwar ist dort der Mensch zugleich in seiner Einheit und seiner Vielheit vorgesehen. Denn „Unterschiede wie die von Kaffer, Abessinier, Ägypter gehen bis in die Ideenwelt zurück". Bei der Erörterung des Problems des Auseinandertretens in Rassen und Völker lehnt sich Schelling, wie er ausdrücklich betont, an „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, die mosaischen Schriften" an und bringt daher auch seinerseits Völkerentstehung, Sprachverwirrung und Polytheismus in zeitlichen und ursächlichen Zusammenhang. Die Zersprengung des bis dahin einheitlichen Gottesbewußtseins und die Zersplitterung der Sprachen faßt er als eine Art geistiger Krisis, entsprechend dem „Gericht" des Historikers der Genesis. In den weiteren Untersuchungen über Völkerentstehung und Rassenunterschiede[256]) geht er dann allerdings auch einmal in schlichterer, für uns brauchbarer Weise den realen Vorgängen zu Leibe: „Wie entstanden Völker? Man könnte versuchen, zu behaupten, Völker entstehen von selbst, sie entstehen schon infolge der fortwährenden Vermehrung in den Geschlechtern, wodurch nicht nur überhaupt ein größerer Raum der Erde bevölkert wird, sondern auch die Linien der Abstammung immer weiter auseinandergehen. Dies führte jedoch nur auf Stämme, nicht auf Völker. In dem Verhältnis indes, als mächtig anwachsende Stämme genötigt sind, sich zu zerteilen und voneinander entfernte Wohnsitze aufzusuchen, werden sie sich gegenseitig entfremdet, aber auch dadurch nicht bis zu verschiedenen Völkern." Für deren Bildung bedarf es eines Geistigen, das Schelling in der Sprache, und noch mehr in der Religion erkennt. Damit ist er nun wieder bei seiner „Krisis", also der Rassenscheidung, angelangt, mit welcher er aber die seltsamsten Vorstellungen verbindet, und aus welcher er noch

---

[254]) Im „System des Transzendentalen Idealismus" („Werke", Abt. I, Bd. 3, S. 603 ff.).

[255]) Das meiste davon findet sich in der „Philosophie der Mythologie". („Werke", Abt. II, Bd. 1.)

[256]) „Einleitung in die Philosophie der Mythologie", 5. Vorlesung. („Werke", Abt. II, Bd. 1, S. 94—118.)

seltsamere Folgerungen zieht. Da ihm, wie noch vor nicht allzulanger Zeit den Meisten, als „Rassen" nur die Farbigen vorschweben, so mußte eine Unterscheidung grundsätzlicher Art von den Europäern ausgefunden werden, wie sie eben jene „Krisis" an die Hand gab. Nur letztere gingen aus dieser als Völker hervor, während erstere zu Rassen durch sie degradiert wurden. „Aus jener Krisis hat die übrige Menschheit (die Völker) den Grund alles menschlichen Bewußtseins gerettet, während dieser Grund jenen Massen, die, obwohl physisch homogen, doch ohne alle moralische und geistige Einheit unter sich geblieben sind, völlig verloren ging." Als Beispiel werden hierfür „gewisse in einem Zustande von absoluter Gesetzlosigkeit und Entmenschung dahinlebende Massen Südamerikas" angeführt. „Ohne zum Volk zu werden, gingen sie in eben der Krisis unter, welche den Völkern das Dasein gab." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Es ist eine bis jetzt bloß angenommene, aber nicht bewiesene Vorstellung, daß der Prozeß, durch welchen die Rassenunterschiede entstanden sind, nur in einem Teil der Menschheit stattgefunden habe, dem, welchen wir jetzt wirklich zu Rassen degradiert sehen (denn die europäische Menschheit sollte man eigentlich keine Rasse nennen), während es ebensowohl als möglich anzusehen ist, daß dieser Prozeß durch die ganze Menschheit gegangen ist, und der edlere Teil der Menschheit nicht derjenige ist, der ganz von ihm freigeblieben, sondern nur derjenige, der ihn überwunden und sich eben damit zu höherer Geistigkeit aufgeschwungen hat, die wirklich existierenden Rassen dagegen nur der Teil sind, der dem Prozeß erlegen ist, und in dem eine der Richtungen einer abweichenden physischen Entwicklung sich fixiert hat und zum bleibenden Charakter geworden ist."

Aus solchen Ausführungen spricht alles andere eher als ein Verständnis für das Wesen der Rassen im anthropologischen Sinne, und nicht minder wären vom Standpunkt der Völkerkunde gewichtige Einwendungen dagegen zu machen. Chinesen und Japaner, Peruaner und Mexikaner dürften sich füglich dagegen verwahren, von den Völkern ausgeschlossen und unter die Degradierten verwiesen zu werden. Und vollends vergreift sich Schelling in Einzelheiten rassischer Betrachtungen, wie in der schiefen Gegenüberstellung von Indern und Ägyptern[257]): „Sind die Inder das Beispiel eines Volkes, unter dem eine dem Rassenunterschied nahe kommende physische Verschiedenheit nur eine Abteilung in Kasten mit sich gebracht, aber nicht die Einheit des Volkes selbst aufgehoben hat, so sind die Ägypter vielleicht das Beispiel eines Volkes, in welchem der Rassenunterschied überwunden worden. Oder wohin soll jene negerartige Rasse verschwunden sein, die Herodot noch in Ägypten sah?" Es braucht hierauf kaum erwidert zu werden, daß irgendeine grundsätzliche Verschiedenheit in den Rassenverhältnissen Indiens und Ägyptens nicht existiert. Die Blutstrennung bestand in beiden Ländern unvermindert fort, Kasten gab es in Ägypten so gut wie in Indien, nur daß sie nicht so genannt wurden, sondern als Stände figu-

[257]) A. a. O., S. 99.

rierten, mit welchen die verschiedenen Rassenbestandteile zusammenfielen, den „negerartigen" nicht ausgenommen, der nichts weniger als verschwunden ist.

Können wir nach diesem allen Schellings eigene Leistungen für unsere Wissenschaft nicht eben hoch anschlagen, so dürfen wir ihn doch nicht verlassen, ohne nachzutragen, daß er sich in Gestalt seines edelsten und besten Jüngers, Heinrich Steffens, als wahrhaft fruchtbar für dieselbe erwiesen hat. In dessen „Anthropologie" haben die Ideen der Schellingschen Naturphilosophie ihre klarste und überzeugendste Ausprägung gefunden, sie ist das wertvollste Erzeugnis der von Schelling begründeten spekulativen Richtung der Naturforschung. Mag darin auch manches sich anders ausnehmen, als wir es heute ansehen, das, was sich immer gleichbleibt, ist von Steffens aus wahrhaft idealistischem Geiste und mit ganz anders wissenschaftlicher Beherrschung, als sie seinem Meister möglich war, in einer Weise zur Darstellung gebracht worden, die das Urteil des Verfassers, der in jenem einen der Väter der neueren Anthropologie sieht[258]), vollauf rechtfertigen dürfte. Das freilich müssen wir auch bei ihm in den Kauf nehmen, daß Ideen reichlich so sehr wie die Wirklichkeiten der Rassen und Völker in seiner Darstellung auf uns einströmen, aber dafür kam er eben von Schelling, der nun einmal durch seinen kühnen Gedankenflug vorwiegend doch immer im Reiche der Ideen festgehalten wurde, so daß wir ihn, trotzdem er aufs lebhafteste sich im Sinne der für die Rassenkunde so wichtigen Grundeinheit von Natur und Geist aussprach[259]), doch nur sehr von ferne als Schutzpatron dafür in Anspruch zu nehmen gut tun werden. Gleichwohl hätte er im dritten Kapitel unseres ersten Bandes, wo diese Lehre erörtert wird, unter deren Kronzeugen nicht fehlen sollen.

Das Unwirklich-Luftige in der Spekulation dieser Nachkantianer erscheint auf die Spitze getrieben in Hegel. An sich zwar wäre dieser weit eher unser Mann als Schelling. Von dem Romantisch-Phantastischen, das in diesem so stark überwog, hatte er nichts. Er war der Denker schlechthin und wollte mit dem Denkprozeß alles zwingen. Nur tat er mit diesem der Wirklichkeit der Dinge in unerhörter Weise Gewalt an. Er war, darin haben seine Bewunderer recht, unser größter Systematiker, aber er war dies in einem Maße, daß über dem Bemühen, der Wahrheit in ihrer Ganzheit und uneingeschränkt beizukommen, unzählige Einzelwahrheiten erdrückt wurden. Hegel war ein geistiger Gewaltmensch, wie nur je einer da war, dem man aber alles verzieh, weil er — selbst in der „vollendeten Barbarei", mit welcher er unsere Sprache handhabte (W. Scherer) — in der Verherrlichung der Triumphe des Geistes selbst die größten Triumphe

[258]) Bd. I dieses Werkes, S. 60. Eine Reihe weiterer Stellen aus Steffens, welche der Band bringt, mögen als Beleg für das oben Gesagte dienen.

[259]) In den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" von 1797. „Denn wir wollen nicht, daß die Natur mit den Gesetzen unseres Geistes zufällig, etwa durch Vermittlung eines dritten, zusammentreffe, sondern daß sie selbst notwendig und ursprünglich die Gesetze unseres Geistes nicht nur ausdrücke, sondern selbst realisiere." „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein."

feierte. So hat dieser Abgott der philosophischen Welt, der Beherrscher fast der gesamten Geisteswelt, des damaligen Deutschland zeitweise eine Machtfülle besessen, wie sie nicht leicht einem Denker wieder zur Verfügung gestanden hat, der aber dann, nachdem sich Gegnerschaften teilweise leidenschaftlichster Art ausgebildet und wie zu einem Wetter zusammengezogen hatten, ein Sturz folgte, der gleichfalls ohne Beispiel sein dürfte. Seitdem im Jahrhundertjahre Hegels (1870) sein letzter bedeutender Jünger, Rosenkranz, ihn zum „deutschen Nationalphilosophen" ausgerufen, ist er im wesentlichen eine abgetane Größe gewesen, dem erst neuerdings in Fachkreisen wieder Belebungsversuche zugewandt werden.

Für Hegel ist alle Wirklichkeit in der Idee beschlossen. Die Logik ist ihm zugleich Seinslehre, der Geist das Prius, das in der Natur wie in der Geschichte allem voransteht und -geht. Die Weltgeschichte bedeutet für ihn letzten Endes ein Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes. Dieser Geist hat nach Hegel eine Reihe von Stufen, welche Befreiungstaten darstellen, zu durchlaufen. Zuerst ist er Seele oder Naturgeist, und als solcher Gegenstand der Anthropologie im engeren Sinne. Als dieser Naturgeist lebt er das allgemeine planetarische Leben mit. Demnächst ist er dann der Natur seines geographischen Weltteils und damit der Rassenverschiedenheit unterworfen. Und weiterhin trägt er einen Nationaltypus. Staaten und Volksgeister münden in den Strom der Weltgeschichte. Der Übergang des Weltgeistes von einem Volke zum anderen ist der Inhalt dieser letzteren. Ihre Entwicklung ist in der Regel an ein herrschendes Volk gebunden, das Träger des Weltgeistes in seiner derzeitigen Entwicklungsstufe ist. „So stehen die Völkergeister um den Thron des absoluten Geistes, als Vollbringer seiner Verwirklichung, als Zeugen und Zieraten seiner Herrlichkeit."

Es ist bemerkenswert, daß die extreme Geistigkeit Hegels, wie überhaupt, so insbesondere den uns beschäftigenden Fragen gegenüber in den früheren Werken weniger schroff hervortritt als in den späteren. So heißt es noch in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (1817)[260]: „Die Philosophie der Geschichte hat zu ihrem Gegenstande die weltgeschichtliche Bedeutung der Völker, die höchste Entwicklung, zu welcher die ursprüngliche Disposition des Nationalcharakters gelangt, die geistigste Form, zu welcher der in den Nationen wohnende Naturgeist sich erhebt." Das klingt gewiß für Hegel relativ gemäßigt. Im selben Werke behandelt er dann die Rassenverschiedenheit der Menschen[261]). Die Frage der Abstammung (Unitarismus — Pluralismus), die doch Schelling ernstlich berücksichtigt hatte, verweist er merkwürdigerweise außerhalb der Philosophie. Man habe ihr eine übertriebene Wichtigkeit beigelegt. Aus der Annahme einer Abstammung von mehreren Paaren dürfe aber in keinem Falle eine geistige Überlegenheit gewisser Rassen in dem Sinne gefolgert werden, daß Berechtigung oder Nichtberechtigung der Menschen zur Freiheit und zur Herrschaft daraus

260) „Werke", Bd. VII, 2, S. 73.
261) Ebenda, S. 64—72.

hervorginge. „Der Mensch ist an sich vernünftig (umgekehrt, wie wir oben sahen, Schiller); darin liegt die Möglichkeit der Gleichheit des Rechtes aller Menschen.“

Es folgt eine Schilderung der leiblichen, dann der geistigen unterscheidenden Züge der drei großen Hauptrassen, die es sich freilich gefallen lassen müssen, in etwa in das Hegelsche System hineingezwängt zu werden: „Die Negerrasse repräsentiert den rein natürlichen Geist; in der asiatischen Rasse beginnt der Geist schon zu erwachen, sich von der Natürlichkeit zu trennen; diese Trennung ist aber noch keine scharfe, der Geist erfaßt sich noch nicht in seiner absoluten Freiheit, er trennt sich einerseits von der Natur und fällt anderseits doch wieder in die Natürlichkeit zurück.“ „Erst in der kaukasischen Rasse kommt der Geist zur absoluten Einheit mit sich selber, erst hier tritt er in vollkommenen Gegensatz gegen die Natürlichkeit, erfaßt er sich in seiner absoluten Selbständigkeit, gelangt zur Selbstbestimmung, zur Entwicklung seiner selbst und bringt dadurch die Weltgeschichte hervor.“ Eine kurze Charakteristik der Hauptnationen Europas beschließt diesen Abschnitt[262]). Wie als habe Hegel geahnt, daß hinter diesen Rassenkräfte sich verbergen, stellt er den bedeutsamen Satz auf, daß der Nationalunterschied ein ebenso fester sei wie die Rassenverschiedenheit der Menschen.

In der „Philosophie der Geschichte“, die den zwanziger Jahren der Berliner Zeit Hegels entstammt, tritt das Diktatorische seines Wesens ungleich stärker hervor. Nach dem Schema „Die Weltgeschichte ist nichts als die Entwicklung des Begriffes der Freiheit[263])“ wird den verschiedenen Epochen und Völkern ihre Portion Freiheitsmission zugewiesen. „Der Orient wußte und weiß nur, daß E i n e r frei ist, die griechische und römische Welt, daß E i n i g e frei seien, die germanische Welt, daß A l l e frei sind[264]).“ Letzterer Lieblingsgedanke wird von Hegel noch mannigfach variiert: „Die reine Innigkeit der germanischen Nation war der eigentliche Boden für die Befreiung des Geistes.“ „Das Germanische ist das Moment der Versöhnung, das Wissen der Wahrhaftigkeit des Geistes,“ insbesondere die dritte, mit der Reformation eröffnete Periode der germanischen Ära ist die „des Geistes, der sich als freier weiß, indem er das Wahrhafte, Ewige, an und für sich Allgemeine will,“ und so öfter[265]).

Es war nun aber klar, daß Hegel, um seinen Satz, daß die Bestimmung des Menschen vor allem den Trieb zur Perfektibilität in sich schließe, zu beweisen und die Ergebnisse dieses Triebes im Stufenbau der Völkergeschichte aufzuzeigen, die einzelnen Völkergruppen noch etwas spezieller (um nicht zu sagen konkreter, denn abstrakt genug ist er immer noch geblieben) charakterisieren mußte als lediglich nach der Kategorie der Freiheit. So müssen denn die vier Hauptwelten oder -epochen, die orientalische, griechische, römische und germanische, vor allem, entsprechend der geographischen Lage

---

262) Ebenda, S. 73—81.
263) „Werke“, Bd. 9, S. 446.
264) Ebenda, S. 102.
265) Ebenda, S. 416.

und dem, was daraus folgt, die Formen und geschichtlichen Grundlagen der sozialen Struktur der Völker und deren geistiger Auswirkungen liefern. Dem Orient wird dabei „eine substantielle Gediegenheit und eine patriarchalische Einheit“, freilich auch „die größte Einförmigkeit in den Familien, in den Stämmen“ zugeschrieben[266]). Im besonderen zeigt sich in China „die Substanzialität des Sittlichen“, während in Indien „die Einheit der Subjektivität und des Seins, oder der Idealismus des Daseins“ hervorgebracht wird. China wie Indien aber bleiben nur „dumpfe Ausbrütung des Geistes“. Erst mit Persien treten wir in den Zusammenhang der Geschichte. Während China und Indien statarisch bleiben, ist Persien großen Entwicklungen und Umwälzungen unterworfen. Der einzelne unterscheidet sich hier vom allgemeinen, der Geist vom Natürlichen. Die Einheit im Unterschied vom Natürlichen kommt als das Licht zur Darstellung, welches im Kampf gegen die Finsternis gedacht ist. Babylonier und Syrer sehen wir in das Sinnliche versenkt. Bei den Phöniziern beginnt (im Adonisdienst) das Bewußtsein des konkreten Geistes, bei den Juden tritt zuerst der reine und abstrakte Gedanke auf. In Ägypten löst sich der menschliche Geist, wie bei der Sphinx das Menschenhaupt, aus der Natürlichkeit los. Es entsteht ein Streit zwischen der Versenkung des Geistes in die Natur (Tierdienst) und dem Trieb zu seiner Befreiung.

In Griechenland hat die mannigfache Vermischung, der Zusammenfluß der verschiedensten Stämme, die Bedingungen zur Lebendigkeit und Regsamkeit gegeben. Es ist „die Substanz, welche zugleich individuell ist“, es repräsentiert die Stufe der freien Individualität. Die Bildung des Volkes geht schon von selbständigen Individualitäten aus. Rom dagegen, etwas von Hause aus Gemachtes, Gewaltsames, nicht Ursprüngliches, wird zum Fatum der Völker, indem es das individuelle Leben in Bande schlägt. Im abstrakten Staat versinkt alle Individualität. Logisch endet Rom im Kaisertum, als der „zur Unendlichkeit gesteigerten Endlichkeit“. Jetzt wird Christus geboren, „die Unendlichkeit in der Endlichkeit“. Der Geist als der Dreieinige ist die Angel, um welche sich die Weltgeschichte dreht. Nachdem das jüdische Volk das Elend als Sünde aufgewiesen, wird die Versöhnung Gottes und der Subjektivität eine innere Notwendigkeit, die sich im Christentum vollzieht. „Die Natur Gottes, reiner Geist zu sein, wird dem Menschen offenbar.“ „Die Religion erscheint als menschliche Vernunft.“ Dies geschieht in der germanischen Welt.

Der Germanen bei Hegel hatten wir bereits früher zu gedenken. Daß die Gesamtheit der europäischen Völker ihnen ihre Bildung verdanke, nicht am wenigsten die romanischen, betont auch er[267]), wie er auch richtig den dualistischen Zug erkannt hat, der durch die letzteren geht, und wie er, ebenso treffend, die Slaven für „ein Mittelwesen zwischen europäischem und asiatischem Geist“ erklärt und daher ihren Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geistes, ihrer politischen Größe ungeachtet, nicht für wichtig

266) Ebenda, S. 234 ff.

267) „Geschichte der Philosophie“, Bd. I, S. 119.

genug hält, um Gegenstand seiner philosophischen Betrachtungen zu sein[268]), während er in unserem Volke die Spitze des menschlichen Geschlechts und „den zum Bewußtsein gebrachten und Tat gewordenen Geist“ sehen wollte.

Nehmen wir endlich noch hinzu, daß Hegel, wie er im allgemeinen den Völkern bestimmte Rollen zuschreibt, so auch insbesondere die Künste nach einem im voraus festgesetzten Schema unter ihnen verteilt (in seiner „Ästhetik“), indem er die Architektur dem Orient, die Skulptur der griechischen, Malerei, Musik und Poesie endlich der christlichen Welt überweist, und daß er die Völker, die nicht in die Entwicklung des Kulturstaates aktiv eingegriffen haben, von seiner Behandlung ausschließt, die kulturlosen Völker einfach für ihn nicht vorhanden sind, so haben wir so ziemlich alles beisammen, was für eine so knappe Skizze von Hegels Geschichtsphilosophie, wie sie sich hier einzig ermöglicht, erforderlich ist[269]). Schon aus dieser, bei welcher übrigens die stärksten, abschreckendsten, aber eben spezifisch Hegelschen Wendungen ausgelassen sind, wird man ersehen, wie hier in einem seltsamen Gemenge, in welchem eine wahre Willkürherrschaft des Gedankens obwaltet, auch das Gesunde an Ahnungen und Beobachtungen von vagen Abstraktionen und Allgemeinheiten überwuchert wird. Wenn je ein Geistesbild, trägt dieses seine Kritik in sich selber. Sie ist denn auch reichlich, ja überreichlich erfolgt[270]). Sie richtet sich ganz unmittelbar gegen den Kern des Ganzen, gegen die Voraussetzungen, auf denen Hegel alles aufbaut, und denen man doch nicht beistimmen kann. So vor allem gegen die Grundhypothese, welche dem Weltlauf eine Vernunft zudiktiert, von der noch niemand sich hatte träumen lassen, und über welche Hegel selbst uns die Aufklärung schuldig bleibt, demnächst gegen das unbedingte Nacheinander der Völkerreihen, demgegenüber das gleichzeitige Nebeneinander kultureller Entwicklung namentlich im Orient ebensogut sich behauptet. Aber Hegel brauchte dieses Nacheinander um des Grundgedankens seines Systemes willen, und dieses gab ihm auch die Ideen ein, welche verwirklicht werden sollten, und für welche dann Völker erst gefunden werden mußten[271]).

[268]) Ebenda, S. 360. Wogegen Fallmerayer („Fragmente aus dem Orient“, Bd. II, S. 369 ff.) unter Zurückweisung des Hegelschen Standpunktes die Slaven als „einen der beiden Hauptfaktoren oder, wenn man lieber will, den Schatten des großen Lichtbildes der europäischen Menschheit“ bezeichnete.

[269]) Eine ausführlichere gibt Rocholl, Bd. I, S. 125—134, an welche sich auch die obigen Ausführungen teilweise anlehnen. Ich möchte überhaupt nicht versäumen, auf die Analysen der Geschichtsphilosophien der Nachkantianer von Rocholl empfehlend hinzuweisen. Wer sichs übrigens nicht verdrießen läßt, durch alle Regungen innerer Ablehnung hindurch Hegel selbst zu lesen, wird in seinen Vorlesungen, wie es nicht anders sein kann, auch auf eine Menge tiefer, ja glänzender Gedanken treffen, da der Geist, den er so gepriesen, doch auch in ihm reichlich Wohnung genommen hatte.

[270]) Mit die beste (freilich auch schärfste) ist wiederum die von Rocholl, S. 131—135. Der Engländer Flint nennt Hegels Geschichtsphilosophie geradezu ein „Nest von Absurditäten“.

[271]) Flint, „The philosophy of history“, Vol. I, p. 192 ss. verspottet dies zunächst an Hegels Jünger V. Cousin, aber es paßt ebensogut auf den Meister selbst.

Mindestens ebenso hart wie von philosophischer Seite sind die Urteile von seiten der meisten exakten Denker ausgefallen. Der allgemein geistige Einfluß Hegels mußte überhaupt in dem Maße abnehmen, als die Ansprüche der einzelnen Disziplinen an wissenschaftliche Gründlichkeit zunahmen. Der Historiker, und noch mehr der Völkerkundige, legten Verwahrung ein gegen die Identifizierung von Staat und Volksgeist, gegen die Ausschließung Afrikas, Amerikas und Australiens vom Schauplatz der Weltgeschichte, überhaupt gegen die Vergewaltigung des Stoffes einer philosophischen Idee zuliebe[272]). Dem Soziologen vollends mußte diese Art von Geschichtsphilosophie als die „reine Phantasmagorie" erscheinen[273]), und dem Forscher schlechthin widerstrebt der Ausschluß des Suchens und der Wahn, alles schon gefunden zu haben[274]).

Wir können uns ihnen allen vom Standpunkte unserer Wissenschaft nur anschließen. Es ist Hegel gar nicht auch nur beigekommen, seine geschichtsphilosophischen Thesen irgendwie anthropologisch zu stützen oder gar zu begründen. Ohne jede Rücksicht auf die biologischen Gegebenheiten werden den Völkern ihre Ideen oder Bestimmungen wie Mäntel übergehängt. In manchen Fällen wird — fast möchte man sagen: wie zufällig — das Richtige getroffen. In anderen erscheint die völlige Vernachlässigung der Blutsverhältnisse schier unbegreiflich, so bei den Ägyptern, bei denen sich so gut wie alles nur aus ihnen erklären läßt. Wie wenig sich Hegel in Betreff der Kongruenz seiner Ideen mit dem Rassenbestand der Völker Skrupel gemacht hat, lehrt an einem letzten Beispiel Amerika, in welchem er prophetisch seiner aus dem Abendlande entweichenden Vernunft eine Heimstätte zu bereiten dachte, und wo doch seitdem mehr und mehr Dinge vorgehen, auf welche Goethes Wort wie gemünzt erscheint: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage."

Und so müssen wir denn mit dem Bekenntnis schließen, daß von dem in mancher Beziehung gewiß einzigartigen Geist dieses eigenwilligen Schwaben im Grunde doch recht wenig für uns abgefallen ist.

Hegel wurde abgelöst durch seinen geistigen Antipoden und wissenschaftlichen Todfeind Schopenhauer, der wohl auch das meiste zu seinem Sturze beigetragen und sich dann erstaunlich lange, ja im Grunde bis heute, als der meistgelesene deutsche Philosoph behauptet hat. In ihm haben wir zuerst wieder einen echten Wirklichkeitsphilosophen vor uns, der nicht müde wurde, seine drei Vorgänger als geistige Luftakrobaten zu verhöhnen, wie er selbst denn auch dem Recht der einzelnen Wissenschaften und ihrer Grundtatsachen, vor allem aber den Rechten der Natur ganz anders Rechnung getragen hat. Diese, die für Fichte nicht vorhanden, für Schel-

[272]) Bernheim, S. 645 ff. Achelis, S. 61, 302, 455. („In diesem dialektischen Schmelztiegel hat das exakte Material gar zu sehr gelitten." „Fehlen der empirischen Basis", „Tyrannisierung der Erfahrung" usf.)

[273]) Gumplovicz, „Der Rassenkampf", S. 10 ff.

[274]) Julian Schmidt in seiner Einleitung zu Herders „Ideen" redet von einer „beleidigenden Sattheit" Hegels im Gegensatz zu dem unendlichen Ringen und Suchen Herders.

ling ein Tummelplatz für Ideen, für Hegel eine mangelhafte Vorstufe seines Geistes, ein Reich der Willkür, Zufälligkeit und Ordnungslosigkeit war, Schopenhauern bedeutet sie eine Geistes- und Seelenheimat, daher denn auch seine Naturphilosophie für nicht wenige intime Kenner geradezu den anziehendsten Teil seiner Lehre ausmacht. Nicht viel anders aber steht es um die Gegensätze, die in der Auffassung der Geschichte obwalten, und kurz, man darf ruhig sagen, daß der Antagonismus gegen das Dreiblatt Fichte-Schelling-Hegel an der Entstehung wie am Ausbau der Philosophie Schopenhauers seinen redlichen Anteil gehabt hat, daß insbesondere die Opposition gegen Hegel ihn in mehrfacher Beziehung in entgegengesetzte Extreme getrieben hat, wie in der Zuteilung eines so kümmerlichen Anteils von Vernunft an den Weltlauf, in der gesteigert pessimistischen Deutung der Welt und in seiner Verfallslehre gegenüber dem in Vernunft schwelgenden, von Optimismus und Perfektibilität triefenden Hegel.

Die Rassenlehre nun, das steht fest, ist hierbei nicht schlecht gefahren. Seit Kant hat kein anderer Philosoph ihr in dem Maße vorgearbeitet wie Schopenhauer[275]). Zunächst und vor allem ist er der Rasse als Naturforscher nähergetreten. An der Erörterung der Vorfragen (Entstehung, Bildung usw.) hat er sich lebhaft beteiligt[276]). Seiner äußerst lebendigen Verfechtung des Polygenismus legt er eine ähnliche Begründung wie Goethe (die durchgängige Splendidität der Natur) unter. Seine Hypothesen über die Örtlichkeit der Entstehung der Hauptrassen sind nicht besser und nicht schlechter, freilich auch nicht fruchtbarer, als die meisten anderen, und dasselbe gilt von seinem Eingreifen in den Streit über den etwaigen Stammvater des Menschen aus der Affenwelt, in welchem er sich für den Schimpansen als Urerzeuger erklärt. Im Punkte der Rangordnung der Rassen und der dementsprechend ihnen zugefallenen Rolle vertritt auch er die Auffassung, daß nur die Weißen im höheren Sinne Kulturbringer seien, wie er auch die hellere Färbung der herrschenden Kasten oder Stämme, z. B. bei Brahmanen, Inkas und den Herrschern der Südseeinseln, treffend auf Rassenverschiedenheit, und zwar auf Einwanderung, zurückführt. Tief durchdrungen ist Schopenhauer von der allmählichen Degradation des Menschengeschlechtes[277]), wie ihm übrigens auch (gleich Wilh. von Humboldt) die Wilden als Verwilderte gelten.

Ganz anders bedeutsam als alles Bisherige aber erscheint Schopenhauers Verhältnis zur Entwicklungslehre. Seine naturwissenschaftlichen Studien

275) So groß die Versuchung wäre, gerade von Schopenhauer eine größere Zahl ausführlicher Zitate zu bringen, muß ich ihr doch aus Raumgründen widerstehen und mich auf ganz wenige wörtliche Anführungen beschränken. Bei der ungemeinen Verbreitung Schopenhauers glaube ich dies verantworten zu können. Im übrigen stehen dem Leser in Frauenstädts „Schopenhauer-Lexikon“ und in W. L. Hertslets „Schopenhauer-Register“ zwei ausgezeichnete Hilfsmittel zur Orientierung zur Verfügung.

276) Hauptstellen „Parerga“ II, Kap. 6, § 94 (Br.), 92 (Recl.). „Welt als Wille“, Bd. II, Kap. 24, S. 354 ff. (Br.), 366 ff. (Recl.).

277) Hauptstellen „W. u. W.“, II, 178 (Br.), 187 (Recl.), Nachlaß 387 (Br.), IV, 127 (Recl.).

hatten ihn mehrfach in diese Richtung geführt, wie er denn z. B. ganz aus eigenem Antrieb auf die Hypothese der sprungweisen Entstehung neuer Arten durch generatio aequivoca in utero heterogeneo, lange vor Kölliker, verfallen ist[278]). Aber mehr als das will es besagen, daß ihm unbewußt seine ganze philosophische Weltanschauung auf die Entwicklungslehre hindrängte. Wem die Wesensidentität alles animalischen Lebens in dem Grade wie Schopenhauer eine metaphysische Wahrheit bedeutete, der konnte am wenigsten der logischen Folgerung wehren, daß jene Wahrheit zugleich auch rein naturwissenschaftlich in dem Sinne gelte, daß jenes All-Eine der animalischen Welt, das er im Raume um sich ausgebreitet sah, sich auch in der Zeit in eine unendliche Folge von Sukzessionen auseinandergezogen denken lassen müsse. Und so konnte denn geradezu von Schopenhauer gesagt werden, er habe „durch Aufstellung des Willens (das heißt, des Kampfes ums Dasein) als des großen treibenden und gestaltenden Prinzips in den organischen Formen, als Schlüssels zur Erkenntnis des inneren Wesens der gesamten Natur, den Grundgedanken der Entwicklungslehre durch eine divinatorische Intuition bis in seine Tiefen ausgedacht[279])." Allerdings stand Schopenhauer sowohl Lamarck mit seinem Prinzip der funktionellen Anpassung als Darwin insofern ablehnend gegenüber, als er jenen seinen Willen, und damit die „Konstruktion der Wesen" sich als vor- und überzeitlich dachte[280]). Wie eng er aber gleichwohl in anderer Hinsicht namentlich zu diesem letzteren gehörte, hat niemand lebhafter empfunden und deutlicher bekundet als Darwin selbst, der[281]) seine eingehendere Behandlung der geschlechtlichen Zuchtwahl beim Menschen ausdrücklich mit Schopenhauers Worten von der Zusammensetzung der nächsten Generation motivierte.

Schopenhauer war nämlich schon dem Problem der Vererbung sehr ernstlich nachgegangen[282]) und hatte dafür die Hypothese aufgestellt, daß der Charakter in der Regel vom Vater, der Intellekt von der Mutter forterbe — eine Hypothese, die sich in der Folgezeit in dieser Unbedingtheit nicht hat aufrechterhalten lassen. Von einschneidendster Bedeutung und bleibend in Geltung war und ist dagegen, was er im Verfolg des Erblichkeitsgedankens ausgefunden hatte, daß nämlich aller Geschlechtsliebe und ihrem Treiben unbewußt die Sorge um die Zusammensetzung der kommenden Generation zugrunde liege. In diesem so berühmt gewordenen Kapitel über „Die Metaphysik der Geschlechtsliebe" findet sich unter anderem die vorerwähnte von Darwin angeführte Stelle und eine ähnliche, die das gleiche besagt: „Die sämtlichen Liebeshändel der gegenwärtigen Generation zusammengenommen sind demnach des ganzen Menschengeschlechts ernstliche meditatio compositionis generationis futurae, e qua iterum pendent innumerae generationes . . . Kein Thema kann es an Interesse diesem gleichtun, als

278) „Parerga", Bd. II, § 91 (93).
279) L. Noiré, „Der monistische Gedanke", Leipzig 1875. S. XII.
280) „Wille in der Natur", Kapitel „Vergleichende Anatomie" (gegen Lamarck).
281) „Die Abstammung des Menschen", Kap. 20 zu Anfang.
282) „Welt als Wille", Bd. II, Kap. 43.

welches, indem es das Wohl und Wehe der Gattung betrifft, zu allen übrigen, die nur das Wohl des einzelnen betreffen, sich verhält wie Körper zu Fläche."

Von dieser nach allen Seiten von Schopenhauer verarbeiteten Entdeckung war dann nur ein Schritt zu der noch weittragenderen Erkenntnis, welche den Grundgedanken aller neueren Rassenhygiene vorwegnimmt, daß „eine wirkliche und gründliche Veredlung des Menschengeschlechts nicht sowohl von außen als von innen, also nicht sowohl durch Lehre und Bildung als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein möchte". Wohl als erster hat Schopenhauer die physiologischen Bedingungen des Genies zu erforschen gesucht und Vorschläge für dessen Züchtung unterbreitet, die darum nicht weniger wertvoll sind, weil sie nach seinem eigenen Geständnis utopisch sein dürften. „Könnte man," ruft er aus, „alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem beigeben und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer, verschaffen, so würde bald eine Generation entstehen, die ein mehr als Perikleisches Zeitalter darstellte." Im tiefsten Ernst aber ist er dann dafür eingetreten, daß man „durch Kastration ganze Stammbäume von Schurken der Welt erlassen solle, um so mehr, als bekanntlich die meisten Verbrechen schon in dem Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren begangen würden", wie er es auch befürwortet, „die bei gewissen Gelegenheiten üblichen öffentlichen Aussteuern nicht, wie jetzt üblich, den angeblich tugendhaftesten, sondern den verständigsten und geistreichsten Mädchen zuzuerkennen[283]). Der erstere Vorschlag ist bekanntlich von der Rassenhygiene später energisch aufgegriffen worden und in einzelnen Ländern schon zur Verwirklichung gelangt. Auch sonst ist Schopenhauer gelegentlich recht spartanisch aufgetreten, wie er es denn z. B. ziemlich deutlich durchblicken läßt, daß ihm die Rettung so vieler Schwächlinge durch die Kuhpockenimpfung als eine zweifelhafte Wohltat erscheine, da solche „in früheren Zeiten auf dem Probierstein der wahren Pocken erlagen und Raum ließen für die Starken, welche leben und zeugen sollten[284])".

Geschichtsphilosophisch scheint Schopenhauer zunächst der Rasse ferner zu stehen. Indem er sowohl objektiv nur dem Leben des Individuums, nicht der Weltgeschichte, Plan und Ganzheit, wie subjektiv nur dem einzelnen Menschen, nicht dem gesamten Menschengeschlecht, eine wirkliche, unmittelbare Einheit des Bewußseins zugesteht, tritt er damit in scharfen Gegensatz zu den meisten Geschtsphilosophen, insbesondere auch wiederum zu Hegel[285]). An das mittlere zwischen Menschheit und Individuum, die

---

[283]) In dem Kapitel „Erblichkeit der Eigenschaften" („Welt als Wille", Bd. II). Über die Bedeutung Schopenhauers für die Erblichkeitslehre vgl. besonders auch Ribot, p. 383 ss.

[284]) „Nachlaß", Bd. II, S. 146 (Reclam).

[285]) Es empfiehlt sich, im „Schopenhauer-Lexikon" einmal alle die Stellen zu vergleichen, welche Frauenstädt unter „Geschichte" und „Geschichtsphilosophie" zusammengetragen hat. Man wird dann, was nebenbei bemerkt sei, erkennen, daß

Rasse, hat er nicht gedacht und konnte er damals nicht denken, da er Gobineau noch nicht kannte, der ja dann kaum weniger bestrebt war, den Rassen, als er selbst, den Individuen zum Selbstbewußtsein zu verhelfen. Gerade das Individuum, wie es Schopenhauer faßte, bildet nun aber für ihn wie für uns die Brücke zur Rasse. Wie hat sich Schopenhauer den Kopf darüber zerbrochen, wie tief dessen Wurzeln hinabreichten! Er hat diese Frage freilich, seiner ganzen Art nach, auch wieder vorwiegend metaphysisch, als Unsterblichkeitsfrage, gefaßt. Aber auch biologisch muß sie doch gelöst werden, und da hätte sich dann herausgestellt, daß nach den Lehren der Genealogie, die mit der Rassenlehre aufs innigste verquickt sind, der Mensch durch die irdischen Generationen, als Glied einer unendlichen Kette, in einen überindividuellen Zusammenhang gerückt wird, durch welchen er zugleich einer, wenn auch nicht persönlichen, Art von Unsterblichkeit teilhaftig wird. Der springende Punkt ist, daß er in beiden Formen in die Ewigkeit hineinragt.

Der Zusammenhang und Zusammenklang Schopenhauers mit Gobineau erhellt aber auch noch aus einer anderen Betrachtungsweise. Ist ihnen doch das Blut gemeinsam, ethnologisch genommen als Substrat der Rasse, philosophisch genommen als Substrat des Willens. Individuen wie Völker sind je nachdem Willens- oder Rassenerscheinungen. Der Parallelismus tritt ganz besonders schlagend da hervor, wo Schopenhauer die These der Unabänderlichkeit des Charakters, Gobineau die der Persistenz der Rasse mit der gleichen Zähigkeit und Unabdinglichkeit, in fast aneinander erinnernden Wendungen, durchkämpfen, wobei sie zugleich beides dem schroffsten Determinismus unterstellen[286]. An einer Stelle in Euripides' Hekuba (V. 592 bis 599), wo gesagt wird, daß, anders als beim Gelände, das zu Zeiten auch, wenn schlecht, gute, und wenn gut, schlechte Früchte bringe, die Menschennatur, gleichviel ob edel oder böse, immer sich gleich bleibe, läßt sich die Frage des Schlußverses „ἆρ' οἱ τεκόντες διαφέρουσιν ἢ τροφαί?" (d. h.: ist es die Art der Eltern oder sind es Einflüsse der Unterweisung, was hier den Unterschied bedingt?) sowohl auf Schopenhauers wie auf Gobineaus obige Thesen anwenden.

---

die Geringschätzung Schopenhauers für die Geschichte, die mit Recht vielfach unter seinen Einseitigkeiten aufgeführt wird, doch zum mindesten keine unbedingte war, sondern zu Zeiten von einer, wie wir wohl sagen dürfen, besseren Einsicht durchbrochen wurde. Verlegt er doch den wahren Wert der Geschichte in ihre Bestimmung, „als die Vernunft oder das besonnene Bewußtsein des menschlichen Geschlechts", und läßt sie so an die Stelle eines dem ganzen Geschlechte fehlenden Selbstbewußtseins treten.

[286]) Auf die Konstanz des Charakters bei Individuen und Völkern und den daraus erwachsenden Parallelismus macht auch Büchner bei v. Hellwald Bd. I⁴, S. 103 ff. aufmerksam. — Mindestens erwähnen möchte ich, daß ich in einer Abhandlung, deren Urheber ich zurzeit nicht mehr feststellen kann, den Passus fand: „In Schopenhauers Wiederaufnahme und Umformung der platonischen Ideen zu metaphysischen Urtypen gattungsmäßiger Willensäußerungen lag gewissermaßen eine philosophische Rechtfertigung der Rassentheorie latent enthalten." Wer sich mit Schopenhauers Willenslehre vertraut gemacht hat, wird das Berechtigte, das auch dieser Satz enthält, nicht verkennen.

In seinen letzten Jahren, als seine Lehre in allen wesentlichen Stücken ausgebildet war, hat Schopenhauer Gobineaus Hauptwerk noch kennengelernt. Nur flüchtig, wie es scheint. Jedenfalls beschränkt er sich darauf, eine ihm in sein System besonders passende Stelle („l'homme est l'animal méchant par excellence“) für seine „Parerga“ herauszugreifen. Offenbar aber hat er nicht geahnt, was das Werk alles enthalte und bedeute, auch für seine eigene Lehre hätte bedeuten können. Sonst hätte er wohl schwerlich die schlechte Sitte der Verunglimpfung des Mittelalters, das auch ihm „ein Millennium der Roheit und Unwissenheit“ war, mitgemacht oder gar — er, der leidenschaftlichste Gegner des Judentums aus geistigen Gründen! — die Mischehen mit den Juden begünstigt sehen wollen. Und wie hätte er den aristokratischen Gedanken, der auch ihn beseelte, aus Gobineau noch vertiefen, was hätte er vor allem für sein Lieblingskapitel, das indische, noch hinzulernen können! Davon gar nicht zu reden, daß seine schließlich doch übertriebene und allzu einseitige Vorliebe namentlich für den Buddhismus dann vielleicht etwas mehr in der Richtung der Iranier, und vor allem der Germanen Ablenkung gefunden hätte, die er nun seinem Nachfolger Hartmann überlassen mußte.

Immerhin, des Verwandten, dessen man sich freuen kann, bleibt auch so noch genug; und wäre es nur das eine, auf das, als eine seiner allerbedeutsamsten Leistungen, wir zum Schluß dieser Betrachtung Schopenhauers die Hand legen wollen, es würde genügen, um diese beiden großen Denker für immer als engverbunden nebeneinander zu stellen.

Wenn wir nämlich oben sagten, Schopenhauer sei theoretisch, auf dem Wege der Spekulation, nicht bis zum Rassenbewußtsein durchgedrungen, so müssen wir nunmehr hinzufügen, daß er persönlich solches besessen und instinktiv geübt hat wie nur einer. Er ist der eigentliche Führer in dem Geisteskampfe der Arier gegen die semitische Umklammerung, vor allem gegen die jüdische Invasion ins Abendland. Er hat sein ganzes ungeheures Temperament in diesen Kampf gelegt und dadurch Wirkungen erzielt, die selbst Hartmann, der, weil grundverschiedenen Naturells, sonst wenig Hinneigung zu ihm verspürt und ihn unzulänglich beurteilt hat, warm anerkennen mußte. Ihren Gipfel erreichte diese Scheidungsarbeit — denn darauf läuft sein Wirken nach dieser Seite im wesentlichen hinaus — Schopenhauers auf dem religiösen Gebiet. Er wird nicht müde, die jüdische Religion mit ihrer Schöpfungsgeschichte, ihren Vorstellungen von Werden und Vergehen, ihrem Fehlen alles Unsterblichkeitsglaubens und daraus folgenden Ausschluß jeden Ewigkeitsbewußtseins aus der Menschenseele, als die niedrigste aller Religionen, unendlich tief insbesondere unter den arischen stehend, zu erweisen. Der alttestamentarisch-jüdische Theismus hat nach ihm theoretisch die Geister verdorben, praktisch die Intoleranz, die Glaubenskämpfe und Religionsverfolgungen in die Welt gebracht, wobei ihm natürlich vor allem auch seine christlichen und mohamedanischen Einkleidungen vorschweben. Auf den verschiedensten Gebieten spürt er die vergiftenden Wirkungen des jüdischen Geistes, des „Foetor judaicus“, auf,

mag es sich — in der Metaphysik — um die Austilgung des Wiedergeburtsgedankens, oder — in der Politik — um die Hegelsche Staatsvergötterung, oder — in der Ethik — um die Stellung zu den im Alten Testament als Sachen behandelten Tieren, oder endlich — in der Ästhetik — um die „poetische Gerechtigkeit" handeln: die gemeinsame Quelle aller dieser Verirrungen ist immer der niedrige Gottesbegriff und die daraus resultierende, der tieferen arischen widerstrebende Weltanschauung. Mit den Bezeichnungen Theismus und Pantheismus, Optimismus und Pessimismus sind die hier obwaltenden Gegensätze wenigstens annähernd umschrieben. Das Endziel seines Ringens hat Schopenhauer einmal[287]) in die Worte gefaßt: „Wir dürfen hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimat wieder erhalten werden: denn sie sind, nach langer Verirrung, für dieselben wieder reif geworden." Im gleichen Sinne haben später Gobineau, Hartmann und Chamberlain weitergewirkt. Im letzten Grunde sind diese Bestrebungen auch dem echten Christentum zugute gekommen, wie denn Schopenhauers Jünger von Doß seinen Meister als „allerchristlichsten Philosophen" und Reformator des Christentums feiern[288]) und an seinen Mitjünger J. A. Becker schreiben konnte: „Schopenhauer ist der unübertroffene Scheidekünstler." (Es war vorher von dem Auseinanderhalten der Fundamentalsätze des Judentums, Christentums und okzidentalischen Heidentums die Rede.) „Durch die wunderbare Art seiner Analyse, wozu sich als positiver Besitz seine ungemeine Divinationsgabe gesellt, gewann er, wie vor ihm kein anderer, den Silberblick des Christentums[289])."

So haben wir in Schopenhauer nach den verschiedensten Seiten einen der großen Bahnbrecher auch für die Rasse zu erkennen. Sehen wir jetzt zu, was uns seine unmittelbaren Nachfolger für diese weiter gebracht haben.

Zunächst müssen wir dem schöpferisch bedeutendsten seiner Jünger, Julius Bahnsen, ein Wort gönnen. Diesen finden wir denn nun unserer heutigen Rassenwissenschaft und ihren Grundsätzen und Methoden schon um ein bedeutendes Stück nähergerückt als Schopenhauer selbst. Der zweite Band seiner sehr wertvollen „Beiträge zur Charakterologie" (Leipzig 1867) enthält als zweiten Anhang „Aphorismen zur Völkerpsychologie"[290]), in deren erstem Abschnitt bezeichnende Leitsätze aufgestellt werden wie „Die vergleichende Anthropologie hat sich neuerdings klar gemacht, daß es in den Gestaltungsprozessen der Geschichte nicht bloß Gesetze der Statik und Mechanik zu erforschen gibt, vielmehr auch eine Chemie sozusagen der Nationalitäten und Rassen als Aufgabe zu stellen ist", oder „da es so wenig auch nur einigermaßen rein erhaltene Urnationalitäten unter den historisch gewor-

---

287) „Parerga", Bd. II, § 116 (Br.), 115 (Recl.).
288) S. meine „Schopenhauer-Briefe" (Leipzig 1893), S. 281 ff.
289) Ebenda, S. 507. Man findet die Hauptstellen über Juden und Judentum im Schopenhauer-Lexikon.
290) S. 328—351.

denen Völkern gibt, so ist die Frage nach den Folgen der Stammesmischungen eine der wichtigsten und vordersten für die Ethnologie." In den drei folgenden Abschnitten behandelt dann Bahnsen 1. die Mischungen auf der Westhemisphäre, 2. diverse Völker Europas, namentlich romanische, 3. die germanischen Völker und Stämme, alles mit einer Fülle treffender charakterologischer Beobachtungen auf anthropologischer Basis. Auch andere Stellen des Werkes, an denen sich Bahnsen den Gesichtspunkten der Biologie zugänglich zeigt[291]), vermitteln den Übergang von Schopenhauer zu Gobineau. Sehr im Gegensatze zu seinem mehr kosmopolitischen Meister fühlt sich Bahnsen als Urgermane, wovon namentlich der von Rudolf Louis erschlossene Nachlaß schönes Zeugnis ablegt[292]).

Der letzte große deutsche Systemphilosoph, Eduard von Hartmann, ist im allgemeinen viel zu wenig zu seinem Recht, geschweige zu verdientem Ruhm und Ansehen bei uns gekommen. Nach dem glänzenden, ja stürmischen Ersterfolge seiner „Philosophie des Unbewußten" hat man ihn mehr und mehr beiseite geschoben und vernachlässigt, und was ihm die deutsche Geisteswelt, mehr noch als im Leben, im Tode angetan, gehört zum Schmählichsten, was sich je ein Volk einem seiner Großen gegenüber hat zuschulden kommen lassen. Dagegen verblassen selbst die an Schopenhauer begangenen Versündigungen, die wenigstens später reichlich wieder gutgemacht worden sind, was bei Hartmann bis heute noch nicht geschehen ist[293]). Es ist klar, daß hier ungewöhnlich tiefgreifende Ursachen gewirkt haben müssen, deren hauptsächlichste ich hier aufzudecken suchen will, da es mir Pflicht scheint, gerade auch vom Standpunkte der Rassenwissenschaft dazu mitzuhelfen, daß diesem gewaltigen Denker die Bahn freigemacht werde.

Erstens. Es ist eine weitverbreitete Anschauung, daß Hartmanns Philosophie nur ein aus der Weisheit anderer zusammengestoppeltes Amalgam sei. Mit zuerst hat diese Nietzsche aufgebracht, der zum Unheil des deutschen Geisteslebens Hartmann verdrängt, übrigens aber höchstwahrscheinlich ihn nur flüchtig gelesen hat. Mit Recht haben nun zwar Hartmanns Jünger geltend gemacht, daß bei den meisten neueren philosophischen Sy-

---

291) Vgl. namentlich a. a. O., S. 253 ff., wo er unter anderem auch den Ausspruch seines Meisters, der diesen jenen Gesichtspunkten einmal recht fern zeigt, daß „in der Geschichte nur die Individuen als reale Mächte gelten, und die Völker ihre Existenz nur in der Abstraktion hätten", zurückweist.

292) Ich darf nicht unterlassen, auf dieses Denkmal echter Pietät, aus welchem das Heroische des Pessimismus weit stärker als aus Schopenhauer hervorleuchtet, nachdrücklich hinzuweisen. („Wie ich wurde, was ich ward von Julius Bahnsen. Nebst anderen Stücken aus dem Nachlaß des Philosophen herausgegeben von Rudolf Louis." München und Leipzig 1905.) Vgl. bes. S. 2, 3, 14, 54 ff., 132, 169 ff.

293) Hartmann hat dafür wenigstens das Glück gehabt, in Arthur Drews und Wilhelm von Schnehen — beide niedersächsischen Geblüts, wie wohl auch er selber, was für die Beurteilung seiner Philosophie wesentlich mit ins Gewicht fällt — zwei ausgezeichnete Dolmetscher zu finden. Ist des ersteren „E. v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß" (Heidelberg 1902) mehr streng wissenschaftlich, so wendet sich Schnehen („Eduard von Hartmann", Stuttgart 1929) zugleich an weitere Kreise.

stemen Ähnliches vorliege, insofern deren Schöpfer Stellung zu Vorgängern nehmen, vieles von ihnen aufgreifen und dem eigenen Ganzen einverleiben mußten. Hartmann ist aber — das lag in seiner Sendung als Spätling — von dieser Fron besonders stark betroffen worden. Es kam eine gewisse Übergründlichkeit, auch eine Lust an der Kritik hinzu, die ihn eine Reihe von Vorgängern erst abschlachten ließ, um nach ihrer Bewältigung sich dann seine Bausteine unter andauernden Auseinandersetzungen und Widerlegungen aus dem Gesamtgebiete der Geschichte der Philosophie zusammenzusuchen. Dadurch ist es gekommen, daß der Hartmannschen Philosophie — mehr scheinbar als wirklich — etwas Kompliziertes, Ermitteltes, Bedingtes anhaftet, die Fülle des Unmittelbar-Originalen, das doch auch seine Gedankenwelt enthält, wenigstens zunächst nicht gebührend zur Geltung kommt.

Zweitens. Eben diese Philosophie mündet nun aber in Gedankengänge aus, die auf nur zu viele abschreckend, im Sinne von Paradoxien, um nicht zu sagen Unmöglichkeiten, gewirkt haben. Der sonst bis zum Nüchternen wirklichkeitsfreudige Hartmann, der unter anderem den Hegelschen Vernunftgedanken durch gesunde Abdämpfung der Annehmbarkeit nähergebracht hat, läßt da mit einem Male alle Wirklichkeit, ja alle Möglichkeit in einem Grade hinter sich, daß man ihn nicht wiedererkennt und seine Schlußlösung mit Recht als einen Salto mortale bezeichnet hat, was sie auch dann nicht aufhört zu sein, wenn man sie, wie sichs gebührt, symbolisch faßt. Der Mann, dem der ganze Weltlauf einen riesigen Entwicklungsprozeß bedeutet, der daher der Welt auch so starke vernünftige Fundamente zubilligt, will dann doch diese selbe Welt um ihrer vielen Übel willen dahin steuern lassen, daß sie sich selbst aufheben müsse, und erhebt die Mitwirkung an diesem Selbstaufhebungsprozesse zur allgemeinsamen Aufgabe der Menschheit, während Schopenhauer die Bewältigung dieses schwersten aller Konflikte, und damit die Überwindung der Welt oder Loslösung von ihr, doch wenigstens der Einzelseele überwiesen hatte.

Drittens. Hartmann hat das Christentum einschneidender bekämpft als irgendeiner seiner Vorgänger. Er selbst hat dies zwar bestritten, man wird von dem Satze aber kaum ablassen können, wenn man bedenkt, daß er nicht nur einen persönlichen Gott unmöglicher als unmöglich gemacht, daß er auch von der Gestalt und Lehre Christi zu vieles — vor allem den dem Christen unentbehrlichen persönlichen Unsterblichkeitsglauben — getilgt, daß er, mit einem Worte, allen Christgläubigen zu viel genommen hat, ohne daß die meisten imstande wären, das unergründlich Viele und Tiefe, das er dafür bietet, zu würdigen und in sich aufzunehmen.

Damit kommen wir zum vierten und mißlichsten Grunde für Hartmanns Nichthochkommen: daß ein so gesunkenes Zeitalter wie das unsrige überhaupt einem so hochfliegenden Geiste wie diesem nicht mehr zu folgen vermag, da immer nur ganz wenige sich finden werden, die ernst und tief genug sind, um da mitzukommen. Davon gar nicht zu reden, daß er auch schon durch den Umfang seiner Schriften ganz ungewöhnliche Anforderungen an seine

Leser stellt. Uns aber liegt es um so mehr als eine Ehrenpflicht ob, die Führung im Kampfe für Hartmann zu übernehmen, als er, der in das Zeitalter der Hochblüte der Biologie gerade auch in ihrem rassenkundlichen Zweige noch voll hineinragte, uns eben dadurch näher als alle anderen Philosophen gerückt erscheint, uns mit seiner Lehre entsprechend viel zu bieten hat und sich in Lebensfragen unserer Wissenschaft eng mit uns berührt.

Hartmann hat von sich selbst gesagt, das Studium der Naturerscheinungen sei ihm von je fast ebenso Herzenssache gewesen wie das Nachdenken über die hierbei sich ergebenden philosophischen Probleme, und es hätte vielleicht nur einer etwas anderen Verkettung seiner Lebensschicksale bedurft, um ihn, anstatt zu einem Philosophen mit naturwissenschaftlichen Liebhabereien zu einem Naturforscher mit philosophischen Neigungen zu machen. Von dieser Tatsache zeugt sein wissenschaftliches Lebenswerk zur Genüge, von welchem ja ein nicht geringer Teil der Naturwissenschaft angehört. Am bedeutsamsten tritt sie in seiner Stellung zur Entwicklungslehre zutage. Diese hat er geradezu in sein System aufgenommen, nicht ohne an ihren Hauptvertretern in eigenen Schriften Kritik zu üben, eine Kritik so überlegen-produktiver Art, daß er von berufener Seite als „der hervorragendste Kritiker des Darwinismus für alle Zeiten" bezeichnet werden konnte[294]). Er fand Darwins Theorie der natürlichen Zuchtwahl darum unzulänglich, weil sie das Entstehen neuer Artformen rein mechanisch, aus bloß äußeren Einwirkungen erklären wollte, während er, wie für alle Lebensvorgänge, so auch für diese eine Eigengesetzlichkeit, und damit innere, zweckmäßig wirkende Kräfte verlangte. An die Stelle einer mechanischen sollte eine organische Entwicklungslehre treten. In dieser nimmt auch bei Hartmann die heterogene Zeugung als Quelle neuer Arten ihre sehr bestimmte Stelle ein. Die „unbewußte Zweckmäßigkeit der Natur", welche allen diesen Vorgängen zugrunde liegt, zeigt den Grundgedanken der Hartmannschen Philosophie, das Unbewußte, auf einem seiner Höhepunkte. Darwins Abstammungslehre begrüßt Hartmann nicht zum mindesten auch in dem Sinne, daß ein Aufstieg in der Vergangenheit wie der in der Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren sich kundgebende den Glauben an einen weiteren Aufstieg auch in der Zukunft rechtfertige[295]). „Die Abstammungslehre ist das wichtigste Bollwerk des Glaubens an die Zukunft der Menschheit." Der Aufstieg der äußeren Körperformen, der beim Menschen aufhört, muß sich auf geistigem Gebiete als Kulturgeschichte fortsetzen. Hiermit führt Hartmann das zu Ende, was so viele große Denker seit Leibniz angebahnt hatten, den Entwicklungsgedanken, geistig gewandt. Eines muß dabei in einer Zeit, die im Auf und Ab der wissenschaftlichen Strömungen einmal wieder mit Lamarck so gründlich aufgeräumt haben will, noch besonders hervorgehoben werden, daß er,

---

294) Ad. Wagner, „Geschichte des Lamarckismus", S. 76. J. Reinke bei Drews a. a. O., S. VII.

295) Die Hauptschrift Hartmanns über diese Fragen ist „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus". (1875.)

trotz Weismann und seiner Schule, dabei bleibt, es müsse zum mindesten in manchen Fällen eine Erblichkeit auch für erworbene Eigenschaften bestehen, da sonst der geistige Fortschritt der Menschheit im Laufe ihrer Geschichte völlig unerklärlich wäre.

In der Ergründung des tieferen Wesens der Geschlechtsliebe schloß sich Hartmann an Schopenhauer an, dessen Lehre er weiterentwickelte. Sie paßte sich ganz von selbst seinem Systeme an, indem es ja klar war, daß es sich bei der geschlechtlichen Auswahl auch beim Menschen nicht um bewußte, sondern um unbewußte geistige Faktoren handle. In der Erkenntnis, daß Liebe und Ehe nicht um des lebenden Geschlechtes willen, sondern um der noch Ungeborenen willen da sind, hat Hartmann, erschreckt durch die schon damals hervortretenden Zeichen einer umgekehrten Auslese, gegen diese seine Stimme erhoben und namentlich an das weibliche Geschlecht Mahnungen gerichtet wie die folgenden: „Die ganze Zukunft der Menschheit beruht darauf, daß auch das weibliche Geschlecht gerade der Kulturvölker und ihrer kulturtragenden Minderheiten seine Pflicht tut, anstatt der eigenen Bequemlichkeit, dem Behagen und der Scheu vor Schmerzen und Lasten zu frönen . . . In der Gebärwilligkeit ihrer Frauen liegt die Lebenskraft der Völker und ihre Leistungsfähigkeit im Kulturkampf der Menschheit; mit ihr erlischt auch sie[296])." Man wird solche Worte erst dann voll würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie einer Ethik von hoher Kraft und großer Tiefe entsteigen, indem ja die Hartmannsche wie kaum eine zweite auf die Hingabe an die Allgemeinheit und auf Verzicht auf alles Eigenwohl um ihretwillen hinzielt und insofern wie geschaffen scheint, als Richtschnur für die Rassenhygiene und den Rassenidealismus zu dienen, mit deren Lehren sie daher gelegentlich fast wörtlich übereinstimmt[297]).

Wir erfahren, daß Hartmann noch eine Philosophie der Geschichte schreiben wollte, über diesem Plane aber dahingestorben ist. Wie sie ausgefallen wäre, kann man sich nach seiner sonstigen Philosophie annähernd ausmalen. Gewiß ist jedenfalls so viel, daß dieser Mann, dessen Auge nicht leicht etwas unbeachtet ließ, im Zeitalter der Rasse sich dieselbe auch von dieser Seite nicht hätte entgehen lassen[298]). Wie für alles als Idee Auszugestaltende — als Höchstes die Gottheit —, bietet der Gedanke des Unbewußten auch für die Rasse unverhältnismäßig günstigere schöpferische Möglichkeiten als die Vorstellung des Bewußtseins. Ein Unbewußtes lebt in und spricht aus der Rasse als Gesamtheit, und nur das Individuum bringt es zu einem Bewußtsein, zum Selbstbewußtsein nicht nur als Individuum, sondern auch als Glied der Rasse.

---

[296]) „System der Philosophie im Grundriß", Bd. 6, S. 179 ff.

[297]) Man vergleiche zum Belege dessen etwa die Worte, mit denen der Schriftleiter der „Sonne" deren 7. Jahrgang eröffnet (S. 3/4).

[298]) Nach einer gütigen Mitteilung von Herrn Professor Drews hat Hartmann noch in den letzten Monaten seines Lebens Gobineau in der deutschen Ausgabe eingehend gelesen und mit zahlreichen Strichen am Rande versehen.

Dies Bewußtsein ist offenbar auch in Hartmann selbst sehr lebendig gewesen, wie aus vielen Stellen seiner Werke ersichtlich. Wie alle Denker seines Ranges, dachte und empfand er aristokratisch. Daher, wie sich von selbst versteht, unbedingte Ablehnung des Gleichheitswahnes. Rassen, Völker, Berufe und Geschlechter bedingen und bergen die Ungleichheit. Dieser hat in Ordnung, Sitte und Recht alles Rechnung zu tragen[299]). Wie er einerseits die Rassengleichheit den Erweckern von Zuneigung und Liebe zuzählt[300]), so erkennt er anderseits in der Verschiedenheit der Rassen einen der ewigen Kampferreger. Er weiß, daß das Weltgeschehen seinem konkreten Gehalte nach wesentlich ein Rassenkampf ist, den er daher auch bei seiner Vorausschau in die Zukunft kräftig mit einstellt[301]). Schon in seinem Erstlingswerke betont Hartmann das Hand-in-Hand-Gehen und die Wechselwirkung der Fortschritte des geistigen Besitzes der Menschheit mit der anthropologischen Entwicklung der Rasse, erkennt aber auch deren Zweischneidigkeit im Hinblick auf „die Konkurrenz der Rassen und Nationen im Kampf ums Dasein, welcher sich unter den Menschen nach ebenso unerbittlichen Naturgesetzen vollzieht wie unter Tieren und Pflanzen". Und daraufhin weissagt er schon damals der Menschheit das, was sich dann im Weltkrieg so grausig zu erfüllen begonnen hat, daß nach Ausrottung oder Unschädlichmachung der Naturvölker das Schauspiel der Absorption der niederen Rasse durch die höhere sich innerhalb der letzteren unter den Stämmen und Völkern wiederholen werde, und zwar in weit großartigeren Dimensionen und weit furchtbarer, erbitterter, anhaltender und opferreicher, weil der Kampf mit ebenbürtigeren Kräften geführt wird. Man wird gut tun, sich dieser Schilderungen zu entsinnen, wenn man den erschütternden Schlußausblick des Hartmannschen Werkes begreifen will, der sich mit dem des Gobineauschen Essai, wiewohl in etwas anderen Farben gehalten, vollkommen deckt.

Alles andere überragend, will uns scheinen, ist die Bedeutung Hartmanns für die Religionsgeschichte nach der rassischen Seite. Kein Rassendenker sollte sein gewaltiges Werk „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" ungelesen lassen[302]). Auch hier wieder tritt er in Schopenhauers Spuren, nur daß er mit ruhiger Besonnenheit und kraftvoller Klarheit das methodisch ausführt, was bei Schopenhauer in einer Folge genialer Inspirationen wie aus dem Dunkel aufgetaucht war. Mit der ihm eigenen unermüdlichen Gründlichkeit leuchtet er in die Seelen der Völker hinein, um in der Beschaffenheit ihrer Götter ihre Geschichte sich spiegeln zu lassen und selbst den geistigen und sittlichen Gehalt ihrer Religionen als Reflex ihres Stammescharakters zu erweisen. Unermeßlich ist der Gewinn, den gerade auch der Ethnologe diesem Buche, in welchem die Bestandteile der

---

299) „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", S. 321 ff., 390 ff., 406 ff.
300) Ebenda, S. 236 ff.
301) „Philosophie des Unbewußten", 6. Aufl., S. 331 ff.
302) Wer das Ganze nicht durcharbeiten kann, halte sich wenigstens an der gerade hier besonders eingehenden und klaren Skizze von D r e w s (S. 460—545) schadlos.

Religionen ethnisch geprüft und je nachdem auseinandergenommen werden, entnehmen kann, wenn er sich nicht dadurch beirren läßt, daß vieles in die besonderen Ausdrucksweisen der Hartmannschen Systemphilosophie eingekleidet ist, und daß dabei eine Fremdwörterei wuchert, die, schon bei Schopenhauer manchmal schlimm, bei Hartmann fast unausstehlich wird.

Diesem historischen Teil seiner Religionsphilosophie hat Hartmann, von der Überzeugung geleitet, daß „das Abendland unweigerlich zugrunde gehen und in Barbarei hinabsinken müsse, wenn es sich nicht seines inneren Sterbens bewußt werde und zu einer religiösen Neuschöpfung aufraffe", in seiner „Religion des Geistes" eine systematische Fortsetzung gegeben, in welcher das bleibend Wertvolle der indischen und der jüdisch-christlichen Religion in einer höheren Einheit zusammengefaßt wird und zugleich iranischer wie germanischer Geist widertönt[303]). Schon in früheren Schriften, insbesondere im „Christentum des Neuen Testamentes", war Hartmann als Vorkämpfer des Germanentums aufgetreten, hatte die Überlegenheit der germanischen gegenüber der frühchristlichen Welt auch in ethischer Beziehung verfochten, dann im „Religiösen Bewußtsein" die ganz andere Tiefe der germanischen gegenüber der jüdischen — dem Christentum untergelegten — Religionsvorstellungen dargetan. In der „Religion des Geistes", und fast mehr noch in der Sonderschrift „Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft" räumt er sodann mit vielem im Christentum, wie oben schon angedeutet, in einer Weise auf, die Albert Schweitzer in richtiger Erkenntnis ihrer Motive dahin gedeutet hat, „es sei der offene Kampf des germanischen Geistes mit Jesus"[304]). Wenn er dann fortfährt: „In diesem Kampfe wird allein das Große siegen", so wäre zu diesem delphischen Orakelspruch allerdings zu bemerken, daß ein Sieg eines der beiden, überhaupt eine Entscheidung in diesem schon Jahrhunderte alten Ringen, kaum zu erwarten, daß vielmehr eine unabsehbare Dauer, ein chronischer Waffenstillstand, wenn nicht gar ein beiderseitiges Verbluten, als das weit Wahrscheinlichere erscheint.

Noch in einen anderen Kampf, der, aber nicht nur auf dem geistigen, zugleich auf dem Felde des Tageslebens, seine Zeit durchtobte, hat Hartmann mit eingegriffen: in den gegen das Judentum, und zwar wiederum in einer besonderen Schrift[305]). Wenn in dem zuvor bezeichneten sein hochfliegender Idealismus, so kam in diesem die andere Seite seines geistigen Menschen, sein klarer und scharfer Blick, sein Sinn für das Wirkliche, zur Verwertung. Die Abschnitte „Rasse" und „Stammesgefühl und Nationalgefühl" lehren, wie richtig er die Blutsseite, alle übrigen, wie nicht minder richtig er die politischen und sozialen Gesichtspunkte der Judenfrage durchschaute. Aber seltsam — dies eine Mal hat Hartmann nicht tief genug geblickt. Sein Drang nach wissenschaftlicher Objektivität, sein Wunsch, Versöhnung zu stiften, gibt ihm einen ihm sonst vollkommen fremden Optimismus,

[303]) Von Schneben a. a. O., S. 321—349.
[304]) „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung", S. 352.
[305]) „Das Judentum in Vergangenheit und Gegenwart", 2. Aufl. 1885.

ja Sanguinismus ein, der ihn die vom Judentum drohenden Gefahren, trotz klarster Erkenntnis des jüdischen Wesens, wenn nicht ganz verkennen, doch stark unterschätzen läßt. Seine Annahme, daß die schlimmen Eigenschaften der Juden wesentlich erworbene seien, ist ebenso unbegründet wie die Hoffnung, daß eine völlige Verschmelzung mit ihnen, die er durch den elementaren Ausbruch der Volksleidenschaft gehemmt sieht, heilsam hätte werden können. Wie mit Vorbedacht stürzt er sich in Illusionen, ja in Träume, deren Unmöglichkeit seitdem durch den Verlauf der Dinge aufs grausamste dargetan worden ist. So kann man heute nur mit Kopfschütteln den Schluß der Schrift lesen, in welchem an die Judenschaft sieben Forderungen gerichtet werden, die nichts anderes bedeuten, als keine Juden mehr zu sein. Wir haben es erlebt, welche Antwort sie darauf gegeben haben, geben mußten. Allerdings muß man bemerken, daß Hartmann dies alles noch von der Höhe deutscher Größe aus schrieb, wie sie eben damals Bismarck geschaffen, und daß er in die Perspektiven der Zukunft schon in dieser Schrift eine kräftige Ausdehnung des Germanentums, insbesondere eine energische Germanisierung der ehemals polnischen preußischen Provinzen einschloß. Noch mehr klingen diese Töne an in den ein Jahr darauf erschienenen „Modernen Problemen“, wo namentlich in dem Abschnitt über den Rückgang des Deutschtums vieles den Kerngermanen in Hartmann offenbart[306]). Wenn wir überhaupt das Gesamtwirken des Mannes überschauen, werden wir die Worte seines führenden Jüngers in ihrer ganzen Berechtigung begreifen, daß wir „in seiner Weltanschauung, die, aus den Tiefen des germanischen Geistes heraus geboren, in vieler Hinsicht die Erfüllung seiner letzten und geheimsten Sehnsucht darstelle, ein Bollwerk gegen alles unserem Wesen Fremde und Feindliche zu erblicken haben“[307]).

Des letztgenannten bedeutenden und charaktervollen Denkers, der die Zurücksetzung seines philosophischen Meisters allzu lange hat teilen müssen, Arthur Drews, haben wir zwar in unseren früheren Bänden schon wiederholt und eingehender gedacht, insbesondere auch seine bahnbrechenden Leistungen für die Religionsgeschichte gebührend ins Licht gesetzt, er muß aber bei einem Rückblick auf Hartmann unbedingt nochmals in dem Sinne herangezogen werden, daß er dessen Lehre nicht nur meisterhaft und tiefeindringend erläutert, sondern auch ganz selbständig ausgebaut und erweitert hat in seinem Hauptwerke: „Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes.“ Dieses großartige Buch ist für immer den arisch-germanischen Kernwerken beizuzählen. Der Gegensatz zwischen semitischer und arischer Religions- und Weltanschauung wird bis in seine Tiefen aufgedeckt, der germanische Gedanke, der nicht einen Gottmenschen, sondern eine ganze Gottmenschheit, und nicht einen draußenstehenden Gesetzgeber, sondern einen im Inneren des Menschen lebenden Gott und eine von diesem ausgehende Eigengesetzgebung verlangt, mit siegreicher Kraft durchgeführt. Ihren Gipfel erreicht diese in dem Nachweis, daß Hartmann mit seinen Gedanken

306) S. 85—113.
307) Drews, S. XII.

einer negativen Welterlösung letzten Endes doch auch nur auf den Spuren unserer germanischen Vorfahren gewandelt sei, welche „durch den Glauben an die Götterdämmerung sich nicht abhalten ließen, sich tapfer in den Kampf des Lebens hineinzustürzen", in welchen „die Aussicht, durch sittliche Tüchtigkeit und opferfreudige Hingabe an die Pflicht sich zu einem Mitkämpfer der Götter in der letzten großen Entscheidungsschlacht vorzubereiten, jene todesmutige Stimmung, jenes stolze Kraftbewußtsein, jene Unwiderstehlichkeit, jene Beharrlichkeit, Festigkeit und Treue gegen sich selbst und ihre Führer hervorgebracht hat, wodurch die Germanen sich ebenso die Bewunderung wie die Furcht der entarteten lateinischen Völker zugezogen haben". Drews zieht daraus den Schluß, daß „wir Epigonen wahrlich keinen Grund haben, den Glauben an das negative Weltende als entnervend und eines tatkräftigen Geschlechtes unwürdig abzuweisen"[308]).

Wir haben die Hauptreihe unserer großen philosophischen Denker hinter uns, und damit denn auch den Höhepunkt jener Entwicklung der Weltweisheit erreicht, in welcher mit so vielem anderen die Rasse sich spiegelt. Es bleiben uns aber für eine wenn auch kürzere Betrachtung noch eine ganze Anzahl Philosophen, welche zum Teil auch nicht unwichtig und für unser Thema nach irgendeiner Seite ergiebig sind.

Am geeignetsten seien hier zunächst einige wenige Worte über Feuerbach angeschlossen, weil dessen Hauptwerk, „Das Wesen des Christentums", sich mit der soeben besprochenen Religionsphilosophie Hartmanns eng berührt, ja gewissermaßen ein Gegenstück dazu bildet. Freilich steht Feuerbach neben Hartmann wie der Realist — der sogar in späteren Schriften in den Materialisten umschlug — neben dem Idealisten. Aber mit seiner Lehre, die mit seltener Rücksichtslosigkeit die Verwandlung und Auflösung aller Theologie in Anthropologie verlangt, ja durchführt, ist er darum doch von bahnbrechender Bedeutung, wie für die Weltanschauungsfragen überhaupt, so nicht am wenigsten für die unsrige, geworden. Es ist zwar auffallend, wie wenig Feuerbach die Blutsfragen in seinen fast ausschließlich spekulativen Darlegungen berücksichtigt, — ein Zeichen, wie wenig man sich damals, zur Zeit der Hochblüte der Hegelei, um die Rasse kümmerte — und so wüßten wir, absehend von der mehr mittelbar sich kundgebenden Allgemeinbedeutung des Werkes, als unmittelbar für uns in Betracht kommend nur das zwölfte Kapitel „Die Bedeutung der Kreation im Judentum" anzuführen, das allerdings nie ausgelassen werden darf, wo dieser Teil der religiösen Anthropologie zur Erörterung steht, da es, neben den betreffenden Partien Schopenhauers und diese ergänzend,

308) S. 503 ff. Es scheint mir rätlich, meine Leser auf die vom Gesichtspunkte der „religiösen Anthropologie" (Ausdruck Drews' selbst, S. 383, der sich ersichtlich bei der Abfassung seines Buches in deren Dienst gefühlt hat) wichtigsten Stellen aufmerksam zu machen: Allgemein Rassenhaftes, insbesondere zum arisch-semitischen Gegensatz, S. 114 ff., 128 ff., 134, 314 ff., 451 ff. Religion der Naturvölker, S. 68 ff., 380, 451—52. Religiöse Charakteristik der Hauptkulturvölker, S. 76, 98 ff. Germanenproblem, S. VI/VII, 358—362, 417—421, 467 ff., 491 ff., 501 bis 504, 506.

wohl das Beste und Durchschlagendste enthält, was über die jüdische Schöpfungslehre und den jüdischen Theismus noch gesagt worden.

Was sich bei Herbart und Krause etwa auftreiben ließe, lohnt der Mühe nicht, hier verzeichnet zu werden. So viel ich mir ein Bild von diesen beiden habe machen können, war der eine ein zu abstrakter, der andere ein zu phantastischer Denker, um den Sinn auf Rassendinge zu richten.

Ganz anders Lotze. In des Verfassers älterem Werke[309]) ist ausführlicher und mit Belegen dargetan, wie stark dieser wertvolle und edle Geist, der leider auch ein Opfer des Nietzsche-Kultus werden sollte, von Gobineau beeinflußt und dadurch veranlaßt worden ist, in seinem Hauptwerke, dem „Mikrokosmus", die Rasse in einer für damals — er erschien kurz nach dem „Essai" — ganz ungewöhnlichen Weise in den Vordergrund zu rücken.

Auch Dühring, der ja ein gut Teil jünger war, hat der Rassenfrage seine ernste Aufmerksamkeit zugewandt. Schon vor einem Menschenalter, als ich mit der Hinausgabe des ersten Bandes Gobineau den großen Feldzug für die Rasse eröffnete, konnte ich einen Ausspruch von ihm als Werbemotto dafür benutzen[310]), dessen Kernsatz lautete: „An Stelle der bloß eingebildeten Eigenschaften und unwahren Konventionen erwägt man das wirkliche Naturell der Rassen und Völker," und der ganz besonders auch „der natürlichen Ungleichheiten und ihrer Kulturfolgen" Erwähnung tat. Dühring selbst hat dann Erwägungen dieser Art angestellt in seinem Hauptwerke[311]), wo er im Ausblick auf die Zukunft betont, daß eine solche den Völkern nur durch ihre Eigenbeschaffenheit, das heißt durch ihre rassischen Qualitäten, gewährleistet, durch keinerlei theoretische Lehre zu beschaffen sei. „Reformatorisches Streben hat keinen Sinn, wo nicht etwas vorhanden ist, das die Anlage zur Umgestaltung in sich trägt." Dieses Etwas aber darf nicht sich selbst überlassen, es muß durch eine Art Systematik in der Fortpflanzung gepflegt werden. „Gemeinsame Eigenschaften, die auf Abstammung beruhen und sich geschlechtlich fortpflanzen, ergeben die Rassen, National- und Stammesgebilde. Sie verkörpern sich überdies in gesellschaftlichen, staatlichen und religiösen Organisationen. Wie unvollkommen müssen sich nun aber nicht diese Natur- und Kulturgebilde mit ihren Unwillkürlichkeiten und Zufälligkeiten ausnehmen, sobald man sie mit dem vergleicht, was durch bewußte Charakterauswahl und Charakterfortpflanzung geschaffen werden kann." (Vorher hieß es: „Man muß die guten moralischen Eigenschaften grundsätzlich miteinander paaren und so für eine dauernde Wiederverkörperung derselben sorgen.") Die besseren Nationen bergen nach Dühring noch viel an Material in sich, was zu einer Neuschaffung oder Rekonstruktion der Zustände tauglich ist. „Ohne dies ließe sich auch kaum absehen, wie von dem modernen Völkergemisch auch nur der Verfall vermieden und ein anderer Gang der Geschichte eingeleitet werden sollte, als ihn

309) „Gobineaus Rassenwerk", S. 150—155.
310) Er findet sich in der deutschen Ausgabe, Bd. I, S. VIII/IX.
311) „Gesamtkursus der Philosophie", Teil 2. Leipzig (1875), S. 207 ff., 211 ff.

uns das Schicksal der besten antiken Nationen vor Augen gelegt hat. Im Mittelalter traten überdies noch frische Völker in Tätigkeit — ein Vorgang, von dem man nicht absieht, woher er sich in Zukunft wiederholen sollte. Wenigstens ist eine frische Nationalität nirgends in Sicht, und schon aus diesem Grunde wächst die Wahrscheinlichkeit, daß die modernen Völker sämtlich verkommen oder aber die Mittel des sittlichen Wiederauflebens der Menschheit in ihrem eigenen Schoße tragen müssen." Ähnlich hat Dühring dann auch in seiner populärsten Schrift, dem „Wert des Lebens"[312]), in dem 5. Kapitel, „Liebe und Geschlechtsleben" unter dem Gesichtspunkte der Rasse betrachtet und dann im nächsten Kapitel aus diesen Gedankenreihen heraus den völligen Parallelismus zwischen dem Leben und Tod der Völker und dem der Individuen dargetan.

In seinem „Ersatz der Religion durch Vollkommeneres"[313]) geht Dühring von der Annahme höherer und niederer Völkertypen aus, um aus dem Nachweis, daß die ersteren durch die letzteren — die er unter dem Begriffe des „Asiatismus" zusammenfaßt — namentlich in ihren religiösen Vorstellungen, dementsprechend aber auch in ihrer Moral, depraviert worden seien, die Notwendigkeit einer „moralischen Rassentheorie" herzuleiten. Der neuere Völkergeist, den er in erster Linie im eigenen Volke verkörpert sieht, ist durch die religiösen Giftquellen verderblicher Rassen beeinträchtigt, durch den orientalischen Knechtssinn herabgewürdigt worden. Freiheit ist der erste Grundzug in der vollkommeneren Anlage dieses neueren Völkergeistes, Vertrauen der zweite — in markiertester Gestalt im deutschen Charakter —, demnächst Gerechtigkeit und Treue. Die sittlichen Eigenschaften im Charakter des Weltfundaments sind stärker hervorzukehren, mit der besseren Menschenmoral wird auch die Initiative zur besseren Geistesführung gegeben sein.

Man sieht, wie stark bei diesem Manne, dessen kernige Kraft und leidenschaftlicher Wirkensdrang leider, zum Teil wohl infolge persönlicher Erlebnisse, in seinen späteren Werken einem bis zur Wüstheit gehenden Radikalismus verfiel, der sittliche Gesichtspunkt überwog. Aber von diesem aus hat er dann mit dem ganzen scharfen, ja überscharfen Blick, der ihm eignete, das ganze Weltgetriebe überschaut und beurteilt. Schon in dem soeben besprochenen Werke trat der Gegensatz aller Gegensätze im heutigen Völkerleben hervor, den dann Dühring nochmals konzentiert und wuchtig zum Austrag gebracht hat in seiner Schrift: „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort"[314]). Nur wenige Jahre vor der Hartmanns über das gleiche Thema erschienen, fordert sie unwillkürlich zu einem Vergleich mit dieser heraus. Und da muß denn gesagt werden, daß Dühring, der im übrigen Hartmann verkannt und in die Mißurteile seiner Verbitterung mit hineingezogen hat, ihn in diesem Falle doch ganz unvergleichlich an Tiefe hinter sich läßt. Zwar um das, was

[312]) 3. Auflage. 1881.
[313]) 3. Auflage. Leipzig 1906.
[314]) Zweite Auflage. Karlsruhe und Leipzig 1881.

Hartmann nicht weit genug geht, geht Dühring vielleicht zu weit. Von einzelnen Übertreibungen dürfte er nicht freizusprechen sein[315]). Aber gerade hier kommt es nicht auf die Beurteilung des einzelnen, sondern auf die Erkenntnis der Tragweite des ganzen an, und da eben steht Dühring turmhoch über Hartmann. Er blickt in die Tiefen des Abgrundes, den dieser in seinen zum Teil wahrhaft oberflächlichen Betrachtungen leichten Sinnes überbrücken zu können wähnt. Durch dreierlei läßt sich die Überlegenheit Dührings, die den Unzulänglichkeiten Hartmanns gegenüber wahrhaft befreiend wirkt, erweisen: erstlich durch die ganz anders kraftvolle Weise, in der er unser Nordentum dem Judentum gegenüber zur Geltung bringt, sodann in der diametral entgegengesetzten Auffassung der Mischehenfrage[316]), die ihm Veranlassung gibt, in flammenden Worten an die Rassenehre der modernen Völker zu appellieren und ihnen zuzurufen: „Mehr als Eisen und Blut entscheidet Fleisch und Blut über die Schicksale der Völker und der einzelnen, und die Ziehung oder Zucht zu einer edleren Menschlichkeit und Sittlichkeit hängt vor allem von der Züchtung des besseren Typus ab."; endlich und vor allem in der Entfaltung der tragischen Grundperspektive, die er in die Schlußworte faßt: „Die Judenfrage ist nicht mit den Mitteln eines einzelnen Jahrhunderts, sondern nur mit denen aller Jahrhunderte zu lösen. Hierauf beruht ihre weltgeschichtliche Beantwortung.... Die Juden sind, das wird für den Kenner dieser Rasse immer der Schluß sein, ein inneres Karthago, dessen Macht die modernen Völker brechen müssen, um nicht selbst von ihnen eine Zerstörung ihrer sittlichen und materiellen Grundlagen zu erleiden."

Das halbe Jahrhundert, das seit dem Erscheinen der Dühringschen Schrift verflossen, hat gelehrt, wie furchtbar wahr dieser geschaut, und in welch verhängnisvollem Grade die Völker dem letzteren Endziele der ihnen gestellten Alternative zugeschritten sind.

Bei kaum einem zweiten Denker wird es so schwer, das Fazit seines Wirkens, das Maß seines Wertes festzustellen wie bei Nietzsche. Er hat Wandlungen durchgemacht, Selbstkassierungen vollzogen, die es fast unmöglich machen, auf den wahren Grund seines Wesens vorzudringen, und die selbst dann noch in schreienden Widersprüchen und klaffenden Rätseln weiterwirkten, als er anscheinend zu festeren, einheitlicheren Anschauungen gediehen war. Ja, die Lust am Paradoxen, die Mitwirkung der Tendenz, selbst der Laune hat in dieser letzten Periode eher noch zugenommen, davon gar nicht zu reden, daß über die allerletzten Kundgebungen schon die Schatten des Wahnsinns sich ausbreiten. Von dem wilden Umsichschlagen, unter dem dieses Philosophieren, zuletzt einigermaßen mit dem Hammer, vor sich

[315]) Mehr noch als von der Hauptschrift gilt dies von ihrer Seitenschrift, richtiger ihrem Ableger: „Die Überschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden", in welcher der Grundgedanke zwar richtig, aber viel zu stark aufgetragen ist. Namentlich ist die Hypothese, daß Lessing selber Judenblut in sich getragen, wohl sicher unhaltbar. Richtiger ist Lagardes Annahme wendischen Blutes. Nach Pott, „Die Personennamen", S. 54, deutet schon der Name auf slavische Herkunft.

[316]) S. 142—144.

ging, haben gerade die unsere Anliegen berührenden Schriften — und es sind die meisten und wichtigsten — ein gut Teil mitbekommen. Aber in ihnen lebt dafür auch das beste Teil von Nietzsches ungeheurem Wollen, waltet ein tiefer Instinkt und ein redliches Bemühen um wahres Völkerwohl, ein Hinstreben zu einer höheren Menschheit und Menschlichkeit[317]).

Der Grundgedanke des späteren Nietzsche ist, daß den Starken die Bahn im Weltlaufe freizumachen sei: daher weg mit den Schwachen! Diesem Gesichtspunkte, den er dem Endziele einer zu schaffenden höheren Kultur entnimmt, sind alle anderen unterzuordnen. Daher seine Umwälzung der Moralbegriffe — Herrenmoral für die Starken, Sklavenmoral für die Schwachen —, seine Bekämpfung Schopenhauers und des Christentums, als welche den Willen zum schwachen Wollen predigen, seine Sympathie für die vornehmen Rassen, für „das Raubtier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie, römischer, arabischer, germanischer, japanischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger[318]), aber auch seine Vorliebe für die Juden, in denen er den Willen zur Macht, das starke Wollen, in der modernen Welt am rücksichtslosesten verkörpert sieht. Für die Verwirklichung seines Ideales bedürfte er freilich eines ganz anderen Geschlechtes, und das eben bringt ihn auf den Züchtungs-, den Auslesegedanken, gibt ihm seine von prophetischer Begeisterung durchglühten Aphorismen über Liebe, Ehe und Familie ein[319]). Wie tief hat er die Bedeutung der letzteren erschaut und dargelegt in den Worten, daß der Herrschaftstrieb, welcher ihr zugrunde liegt, sie erst zu größeren kulturellen Aufgaben fähig mache, weil „er Kinder und Erben braucht, um ein erreichtes Maß von Macht, Einfluß, Reichtum auch physiologisch festzuhalten, um lange Aufgaben, um Instinkt-Solidarität zwischen Jahrhunderten vorzubereiten".

Die Lehre, die Nietzsche bei seinen Zukunftsphantasien sozusagen am Wege lag, war die D a r w i n s. Sie brauchte nur im Sinne seines Gedankens fortgeführt zu werden. Der Mensch hat die Möglichkeiten seiner Entwicklung noch nicht erschöpft, er verändert sich noch, ist noch im Werden. Und daraus ergibt sich unserem großen Menschheitszüchter mit der Möglichkeit auch die Notwendigkeit einer Höherzüchtung. „Der Mensch muß ein anderer, größerer, vollkommenerer, er muß zum Übermenschen werden. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß." Aus der jetzt lebenden Menschenart soll eine neue Art, eine Überart sich herausentwickeln. „Auf-

[317]) Wie bei Schopenhauer, verzichte ich auch bei Nietzsche aus Raumgründen und mit Rücksicht auf seine außergewöhnliche Verbreitung fast ganz auf längere wörtliche Anführungen. Die wichtigsten Stellen zu unserem Thema finden sich übrigens, sehr übersichtlich geordnet, in dem Werke von A. D r e w s, „Nietzsches Philosophie", Heidelberg 1904 (bes. S. 249 ff., 316, 339 ff., 370 ff., 384, 418, 438 ff.. 442 ff.), und bei E. K r e t z e r, „Friedrich Nietzsche nach persönlichen Erinnerungen und aus seinen Schriften", Leipzig und Frankfurt a. M. 1895. S. 29 ff. Eine hervorragende Würdigung Nietzsches gibt M o e l l e r v a n d e n B r u c k in seinen „Deutschen", Bd. II, S. 212 ff.

[318]) „Zur Genealogie der Moral", S. 21 ff.

[319]) „Morgenröte", Aphorismen, 150, 151 u. ö. Vor allem auch im „Zarathustra".

wärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur Überart." Dafür eben hat Nietzsche von Darwin die Auslese gelernt. Durch die Auswahl der besten Individuen und die Vererbung der vortrefflichsten Eigenschaften sollen immer neue und höher geartete Menschen hervorgebracht werden. „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf!" ruft er seinem Auslesemenschen zu. Die Scheidung aber derer, welche eine solche Vergrößerung ihres Wesens ermöglichen, sich einem höheren Dasein anzupassen vermögen, der Großen, Starken, Gesunden und Glücklichen, von den Elenden, Schwachen, Mißratenen, welche dahinter zurückbleiben, diese neue Art der Auslese, vollzieht sich im Zeichen der „ewigen Wiederkehr", der Wiederbringung aller Dinge. Den ersteren ist das Leben in ihrer Schätzung so wertvoll, daß sie eine Wiederkehr desselben wünschen, während die anderen unter der Wucht eines solchen Gedankens zusammenbrechen und aussterben. Nur jene bleiben daher übrig zur Erhöhung der Menschheit, wie in der Natur nur das Lebenskräftige zur Förderung der Entwicklung übrig bleibt[320]).

Es geht nicht an, wie Moeller van den Bruck gewollt hat[321]), aus einem so überfliegenden Gedankenwerke wie dem hier geschilderten etwas wie eine Philosophie des Darwinismus herauszulesen. So weit eine solche möglich war, hat sie in ernster wissenschaftlicher Form Hartmann geschaffen, er auch den Darwinismus aus der Sphäre der reinen Biologie heraus- und in die der Teleologie gehoben. Ungleich richtiger ist es, wenn der genannte Denker in Nietzsches Übermenschentum ein Symbol, den Ausdruck eines Entwicklungsgleichnisses sehen will, und vollends wird man ihm darin beistimmen, daß jener im Ausbau seines Übermenschengedankens bei dessen individualistischer Fassung stehen geblieben ist, sich nicht zu einer kollektivistischen erhoben hat. Seine ganze Schwärmerei vom Übermenschen ist im Grunde doch nur eine verzerrte Steigerung des Heroengedankens, wie ihn Carlyle, Emerson und Gobineau gepflegt hatten. Mit der Rasse, der er doch auch huldigte, hat er gar nicht versucht, ihn in nähere Verbindung zu bringen[322]).

Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig er in diesem Punkte zur Klarheit gekommen ist. Nach allgemeiner und berechtigter Annahme hat er in der Rassenfrage in engstem Jüngerverhältnis zu Gobineau gestanden[323]), und vieles in seiner Lehre, unter anderem seine vielberufene Herren- und Sklavenmoral, hat er zweifellos auf Gobineausche Anschauungen aufgebaut, wie er denn überhaupt diesem Denker in seiner aristokratischen Grundstimmung tief verwandt war. Aber nicht nur in deren Nutzanwendungen, vor allem in seiner Stellung zum Germanentum, wich er bis zum

[320]) Die Hauptbrutstätte des Übermenschen ist „Also sprach Zarathustra".
[321]) A. a. O., S. 234 ff.
[322]) A. a. O., S. 248 ff.
[323]) Hierüber E. Kretzer in seiner Studie „Gobineau, Nietzsche, Chamberlain" (Frankfurter Zeitung 1902, S. 201, und in seinem Buche „J. A. Graf von Gobineau", Leipzig 1902, S. 149 ff.), dann abschließend E. Seillière, „Apollon ou Dionysos", Paris 1905, p. 313—332.

Antipodischen von seinem Lehrmeister ab, auch das Wesen der Rasse überhaupt hat er, wenn es ihm im Gobineauschen Sinne je aufgegangen war, alsbald in dem seiner eigenen Ansichten und Absichten gründlich verkehrt, fast umgekehrt. Die reine Rasse, die Gobineau an den Anfang stellt, versetzt er ans Ende, mittelst eines Reinigungsprozesses: „Es gibt wahrscheinlich keine reinen, sondern nur reingewordene Rassen, und diese in großer Seltenheit.... Die Reinheit ist das letzte Resultat von zahllosen Anpassungen, Einsaugungen und Ausscheidungen[324]).“ Als Muster einer „reingewordenen“ Rasse werden im folgenden die Griechen angeführt, woraus vollends ersichtlich wird, daß Nietzsche bei der „Reinheit“ die Ausgeglichenheit vorschwebt. Schier unglaublich aber klingt es, wenn sodann den Griechen eine zu züchtende „europäische Rasse“ der Zukunft als Seitenstück solcher Reinheit beigesellt wird, also das Ideal aller Rassengegner von heute, der Mischmasch, die reine Unrasse! Und doch ist es Nietzsche mit dieser europäischen Rasse heiliger Ernst, er kommt wieder und wieder darauf zurück. „Hinter alle den moralischen und politischen Vordergründen vollzieht sich ein ungeheurer physiologischer Prozeß, der immer mehr in Fluß gerät, der Prozeß einer Anähnlichung der Europäer . . . Europa will eins werden“[325]). Die Hauptrolle bei der dafür nötigen Verschmelzung der Nationen, der Herausbildung des „guten Europäers“, hat er den Deutschen und den Juden zugedacht. Er verhehlt sich nicht, daß die Demokratisierung Europas, vermittelst deren jenes Ziel sich zu verwirklichen im Begriffe ist, „auf die Erzeugung eines zur Sklaverei im feinsten Sinne vorbereiteten Typus hinausläuft“, mit anderen Worten, daß der Zukunftseuropäer weit mehr die ihm von Gobineau geweissagten als die Züge des Nietzscheschen Menschen, geschweige Übermenschen tragen wird, aber er tröstet sich damit, daß dafür der starke Mensch desto stärker geraten könne, indem jene Demokratisierung „zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen sei, das Wort in jedem Sinne verstanden, auch im geistigsten“.

Das wären im wesentlichen die Hauptgrundzüge von Nietzsches Rassenphilosophie. Wir kennen die ungeheuren Wirkungen, die sie hervorgerufen hat, auch bei besonders hochstehenden und edlen, vorwiegend jugendlichen Menschen hervorgerufen hat[326]). Kein Wunder! Nietzsche schmettert seine prophetischen Orakelsprüche in glänzenden Aphorismen hinaus, deren berauschender Kraft sich wohl noch niemand entzogen hat. Aber, wenn der Rausch verflogen, was bleibt übrig? Von Gesundem das, was andere, Schopenhauer, Hartmann, Dühring, schmuckloser, aber nicht weniger eindringlich ausgesprochen haben — nur das rücksichtslosere Betonen der Notwendigkeit einer Bevorzugung der Starken ist Nietzsche besonders zu

[324]) „Morgenröte“, S. 233 ff. Vgl. zum Kapitel des reinen Blutes, der Züchtung von Rasse und Art, auch „Götzendämmerung“, S. 53 ff.

[325]) „Jenseits von Gut und Böse“, S. 198 ff., 220 ff.

[326]) Man sehe etwa die hymnischen Schlußbetrachtungen der vorerwähnten Skizze Moellers.

eigen —; dann aber das Ungesunde, die krampfhaften Übersteigerungen, die wohl nicht am letzten daraus zu erklären sind, daß sie einem allerinnersten Gefühl nicht der Sicherheit, sondern der Unsicherheit entspringen. Manche Stellen seiner Schriften deuten darauf hin, daß Nietzsche im Innersten empfand, wie sehr Gobineau mit seiner Feststellung eines unheilbaren Niederganges recht gesehen. Es konnte ihm ja so wenig wie jenem verborgen bleiben, wie bedenklich unter den Starken von heute die Kulturschöpfer und Kulturbereicherer in der Minderheit, die Kulturzerstörer in der Mehrheit seien. Weil er den Niedermenschen so stark im Anmarsche fühlte, peitschte er sich auf, den Übermenschen zu ersinnen. Ganz ein anderes wäre es nun gewesen, wenn Nietzsche auf ein Geschlecht getroffen wäre, in welchem er große Gaben und Strebungen zur Bewältigung seiner hochfliegenden Kulturaufgaben hätte freimachen können. Dann hätte er sich auch natürlicherer Klänge, gemäßigterer Akzente bedienen können. Statt dessen fanden seine exaltierten Anrufungen vorwiegend doch bei solchen ein Echo, wo sie den Egoismus, die Konfusion, die Zerfahrenheit, den Größenwahn nährten, und so ließ sich unschwer voraussehen, daß auch sein Höchstaufschwung im „Zarathustra" mit all seinen aristokratisierenden Hymnen am Ende nur ein Ikarosflug bleiben werde.

Noch eines kam hinzu, um Nietzsches Einwirkung auf das deutsche Leben alles in allem doch mehr unheilvoll als heilsam zu gestalten: seine Fremdblütigkeit, der wohl der durch sein Wesen gehende, ihm selbst am verhängnisvollsten gewordene Riß in erster Linie zuzuschreiben ist[327]). Die von väterlicher Seite ihm überkommene Beimischung polnischen Blutes hat ihm verwehrt, im deutschen, voll nur von der Mutterseite vertretenen, Volkstume je wahrhaft aufzugehen, ja ihn diesem auf die Dauer traurig entfremdet. Sein Wettern über die Deutschen würde an sich nichts besagen — auch andere Große unseres Volkes haben dies getan —, wenn ihm auf der anderen Seite die rechte Freude am Deutschtum gegenüberstünde. Aber die blieb Nietzsche eben versagt, aus dem genannten Grunde, und so lädt er die Unerquicklichkeiten des Haderns mit sich selbst auf seine Landsleute ab, verunglimpft sie auf Kosten bald der Griechen, bald der Franzosen, bald der Juden oder Slaven und dient so jener Ausländerei, von der wir ohnehin genug und übergenug haben.

Das letzte Wort über Nietzsche wird so dahin lauten müssen, daß er mit der einen Hand das wieder nimmt, was er mit der anderen gibt, und mit Recht ist es beklagt worden, daß er gesundere und deutschere Denker, die mit ihm gleichzeitig wirkten, verdrängt hat. Daß er der Rassenhygiene im engeren Sinne mächtige Impulse gegeben hat, soll darum nicht geleugnet werden, und es begreift sich daher, daß er gerade bei manchen von deren Vertretern in besonderem Ansehen steht. Wie denn überhaupt die gewaltigen Anregungen, namentlich auf allgemeingeistigem Gebiete, Nietzsche am allerwenigsten abzusprechen sind, wenn sie sich auch vielfach im negativen

[327]) Über diesen Blutzwiespalt Drews, S. 515 ff. Nietzsche selbst über seine polnische Abstammung. Briefe, Bd. III, 1, S. 225, 299.

Sinne ausgewirkt haben. Die Einzelwissenschaften freilich, und so auch die Rassenkunde, sind dabei zu kurz gekommen, da er sie bei seinem kühnen Flug durch die Luft geringschätzig hinter sich ließ.

Es schien an der Zeit, sich dies alles klar zu machen, da im nächsten Jahre, mit dem Freiwerden Nietzsches, seine Weisheit sich in neuen und immer stärkeren Fluten über die Lande ergießen dürfte. Das viele Große, Gute und Edle, das namentlich der ältere Nietzsche birgt, hat sich der besonnene höherstehende Teil unseres Volkes längst zu eigen gemacht. Auf die entfesselten Massen der heutigen Demokratie aber wird sein Gesamtwerk mit seinen verwirrenden Gegensätzlichkeiten immer nur im Sinne einer Seuche wirken können, da zu befürchten steht, daß sie sich vorwiegend an das Ungesunde in ihm halten werden.

Der fieberhaften Unruhe, die von Nietzsche ausströmt, tritt in der Gestalt Friedrich Albert Langes eine ruhige Abgeklärtheit gegenüber, wie sie sich in so wohltuender Weise auch bei Philosophen nur selten findet. Seine „Geschichte des Materialismus" zählt mit Recht zu den geschätztesten philosophischen Büchern, sie ist ein Muster von Objektivität und eine Schule der Gerechtigkeit. Wir alle können in der Pflege dieser Tugenden von Lange lernen. Er ist ein echter Deutscher vor allem darin, daß er, wiewohl von Hause aus dem Materialismus nahestehend, den er ja recht eigentlich zu Ehren gebracht hat, doch zugleich voll idealen Sinnes ist, was das ganze Buch, am glänzendsten gegen den Schluß hin, verrät. Der zweite Abschnitt des zweiten Buches behandelt anthropologische Fragen — Anthropologie freilich hier noch in dem älteren Sinne verstanden, wo sie vornehmlich Psychologie bedeutet, jedoch so, daß sich auch unsere neuere anthropologische Wissenschaft schon deutlich aus der älteren herauslöst und in ihren Hauptproblemen vernehmlich zum Worte meldet. Ja, es fallen, wiewohl ihre Hauptzweige damals noch in den Anfängen standen, schon wertvolle Lichter auf diese ihre Erstentwicklung und ihre darin zutage tretende Bestimmung einer Verbindung von Natur und Geist[328]). Von der Frage des Alters des Menschengeschlechts ausgehend, die ihn zu einem summarischen Überblick über das vom vorgeschichtlichen Menschen Wißbare veranlaßt, wendet sich Lange weiteren zu, um an die Erörterung derselben, als echter Philosoph, aber völlig ungezwungen, gute Lehren, Regeln, um nicht zu sagen Regulative zu knüpfen. Den Darwinisten gibt er zu verstehen, wie vergeblich es sei, bei dem Ausbau der Abstammungslehre zu sehr ins Detail zu gehen, da das Gebiet doch der Erfahrung gar zu fern liege. Nicht minder warnt er vor der vorzeitigen Aufstellung von angeblichen „Gesetzen", die man dem Lauf der Geschichte entnommen haben will, und zumal den Fanatikern des Fortschritts setzt er einen gründlichen Dämpfer auf. Hinter den stellenweise erbitterten Kämpfen um die Arteinheit des Menschengeschlechtes weist er den Kämpfenden unbewußte Motive nach, welche ganz

[328]) Dies alles tritt besonders hervor in der letzten noch von Lange selbst besorgten Auflage (1875), wo er auch schon zu einigen Hauptvertretern der neuen Wissenschaft Stellung nimmt.

anderen Gebieten entstammen: „In Beziehung auf die Hauptsache ist durch all diesen Fleiß," mit welchem von beiden Seiten Argumente herbeigeschleppt werden, „nichts entschieden, als etwa dies, daß die innerste Triebfeder dieser Erörterungen nicht in einem rein wissenschaftlichen Interesse liegt, sondern in mächtigen Parteifragen", die sich um das Alte Testament bewegen. Denn „diese Frage der Arteinheit ist eine bloße Umbildung der Frage der Abstammung von einem Paare, wie Cuviers Theorie der Erdrevolutionen eine Umbildung der Sage von den Schöpfungstagen war, und wie die Lehre von der Unveränderlichkeit der Arten sich auf die Arche Noah zurückführen läßt". Ganz im Sinne des Materialismus spricht sich auch Lange gegen jede Beeinflussung durch Autorität und Dogma in solchen Fragen aus. Wohl aber müssen sittliche Gesichtspunkte für sie herrschend bleiben, nur ist er der Ansicht, „daß der Gedanke einer werdenden Einheit in sittlicher Beziehung fruchtbarer und bedeutender werden könne, als der einer gewesenen und nur in verzerrten Zügen noch erkennbaren Einheit". Er hat damals noch den Eindruck, daß für diese ursprüngliche Einheit die respektabelsten Empfindungen, die tätigsten sittlichen Bestrebungen, und zwar nicht nur von den Kanzeln aus, weit mehr sich einsetzten. Er hat die gewaltige unitarische Zukunftsbewegung nicht mehr erlebt, welche heute durch die Welt — auch die wissenschaftliche — geht, und welcher sich zu erwehren die verschiedenen Nationalismen — wie lange noch? — mit verzweifelter Energie bestrebt sind.

Lange bietet ein Musterbeispiel wie überhaupt für das Zusammenwirken von Philosophie und Naturwissenschaft, so insbesondere dafür, wie segensvoll die Philosophie als Beraterin auf unsere Wissenschaft einwirken kann, und man kann es nur beklagen, daß eine solche Einwirkung von ihm selbst aus nicht in reicherem Maße erfolgt ist, da der Tod ihn viel zu früh der Wissenschaft entrissen hat.

In anderer Weise, nämlich vorwiegend methodologisch, haben uns noch zwei philosophische Denker Richtlinien gegeben, mit welchen wir diese unsere Heerschau beschließen wollen, Wilhelm Dilthey und Wilhelm Wundt.

In seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften"[329]) gibt Dilthey einen Abriß der Entwicklung unserer Wissenschaft, die jedem einzelnen als Wegweiser dafür dienen kann, wie er in sie hineinzuwachsen habe. Er zeigt, wie, in Anlehnung an die Anthropologie des Einzelmenschen, der Überblick des Historikers dem bisherigen Verlauf der Menschheitsgeschichte Gesichtspunkte für eine Ethnologie oder vergleichende Anthropologie entnimmt, Gleichartigkeiten entdeckt, durch welche Gruppen innerhalb der Gesamtheit sich abgrenzen. Diese Wissenschaft erforscht, wie auf der Grundlage des Familienverbandes und der Verwandtschaft, in durch den Grad der Abstammung gebildeten konzentrischen Kreisen, das Menschengeschlecht natürlich gegliedert ist, wie in jedem engeren Kreise auf Grund näherer Verwandtschaft neue gemeinsame Merkmale auftreten. Von der Frage nach

[329]) Bd. I, S. 50 ff.

der Einheit der Abstammung und Art, nach dem ältesten Wohnsitze, dem Alter und den gemeinsamen Merkmalen des Menschengeschlechts wendet sie sich zur Abgrenzung der einzelnen Rassen und der Bestimmung ihrer Merkmale, zu den Gruppen, welche jede dieser Rassen in sich faßt. Auf der Grundlage der Geographie entwickelt sich die Verteilung des geistigen Lebens und seiner Unterschiede auf der Oberfläche der Erde, man sieht den Strom der Bevölkerung sich verbreiten. Mit der genealogischen Gliederung verweben sich alsdann geschichtliche Tat und geschichtliches Schicksal, und so bilden sich die Völker, lebendige und relativ selbständige Zentren der Kultur in dem gesellschaftlichen Zusammenhange einer Zeit, Träger der geschichtlichen Bewegung. Wohl hat das Volk in dem genealogischen Naturzusammenhang seine Grundlage, die sich auch leiblich zu erkennen gibt. Aber während verwandte Völker eine Verwandtschaft des körperlichen Typus zeigen, der sich mit wunderbarer Festigkeit erhält, gestaltet sich ihre geschichtliche geistige Physiognomie zu immer feiner verzweigten Unterschieden auf allen verschiedenen Gebieten des Volkslebens. Diese individuelle Lebenseinheit eines Volkes, die sich in der Verwandtschaft aller seiner Lebensäußerungen untereinander kundgibt, hat man mystisch durch Begriffe wie Volksseele, Volksgeist, Nation, Organismus ausgedrückt. Aber auf den Grund kommen kann man dem hiermit Bezeichneten nur, indem man eben jenen Lebensäußerungen, Recht, Glaube, Sprache, Kunst, im einzelnen nachgeht, um sich aus ihnen die Einheit zu gewinnen.

Mit dieser fast ausschließlich nach Diltheys eigenen Worten zusammengestellten Skizze scheint mir ein meisterlicher Kanon unserer Forschungsaufgaben aufgestellt. Umfassender noch sind die Ausführungen des bedeutendsten Methodikers neuerer Zeit, W. Wundt, welche ein sprechendes Zeugnis dafür ablegen, zu welcher Klarheit unsere Wissenschaft bei all ihrer reichen Gliederung sich durchgerungen hat. Auch Wundt[330]) geht davon aus, daß die Ethnologie sich auf der Basis der physischen Anthropologie erhebe, alsbald aber darin von ihr abweiche, daß sie historische und soziale Tatsachen eingehend berücksichtigen müsse. Ihre beiden Hauptprobleme sind das der Abstammung und der Verwandtschaftsbeziehungen der einzelnen Völker und das der Veränderung des ethnologischen Charakters durch Natureinflüsse und Kulturbedingungen. Bei Behandlung des genealogischen Problems können historische und philologische Hilfsmittel nicht entbehrt werden. Neben den physischen Eigenschaften bildet die Sprache das hauptsächlichste Zeugnis gemeinsamer Abstammung, außer ihr können noch Gemeinsamkeit der Kunsterzeugnisse, der Sage und Sitte sowie die historische Tradition in Betracht kommen. Unzulänglich und irreführend ist die ausschließliche Verwertung einer Gruppe dieser Merkmale. Nur aus ihrem Verein können sichere Schlüsse gezogen werden, wobei man allenfalls die Sprache bevorzugen darf. Scharf kritisiert Wundt[331]) die landläufige Ge-

[330]) „Methodenlehre“ (= „Logik“, Bd. II), S. 573 ff.

[331]) A. a. O., 545 ff. Die betreffenden Stellen sind im Wortlaut abgedruckt in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 496 ff.

schichtsphilosophie, welche irrigerweise ganz andere als die ihr gesteckten Ziele — die Ergründung des Ursprungs und der historischen Bedeutung der geistigen Eigenschaften der Völker und die Darlegung der Ideen, welche die einzelnen Perioden der Geschichte beherrschen — verfolge, indem sie sich teils mit der Zukunft des Menschengeschlechts, teils mit den jenseits aller Erfahrung liegenden Zwecken der historischen Entwicklung beschäftige. „Jene Frage überläßt die philosophische Geschichtsbetrachtung der Ethik, diese dem religiösen Glauben". Die letztere Abirrung ist, seit Hegels entsprechender Versuch immer schärfere Ablehnung gefunden, mehr und mehr vermieden worden. Den Ausblick in die Zukunft dagegen haben sich nach wie vor die wenigsten versagt, und es scheint in der Tat, als wenn in diesem Falle die doch nun einmal als erstes gegebene Frage des Woher die des Wohin als letztes mit unwiderstehlicher Gewalt hinter sich herzöge.

Wundt, als der vielseitigste der Fachphilosophen des letzten Halbjahrhunderts, hat sich übrigens nicht damit begnügt, theoretische Anweisungen zu geben, sondern in seiner „Völkerpsychologie" eine Reihe von Problemen aus unserem Gebiete selbst in Angriff genommen und mustergültig behandelt. Ich verweise hier namentlich auf seine Darlegung des Einflusses der Rassenmischungen auf die Sprachen[332]).

Dafür, daß und wie die Anschauungen und Lehren der Rassenkunde auch in die Popularphilosophie bei uns eindrangen, bietet ein erfreuliches Beispiel das Buch Reichs „Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie", Berlin 1872[333]). Im Charakter derartiger Werke ist freilich eine gewisse Unübersichtlichkeit, ein zu Vielerlei gegeben, aber als ganzes wirken sie doch vortrefflich. Auch aus der wirren Fülle der zwölf Bände von Webers „Demokritos" mit seinem reichen Mutterwitz könnte, wer sich noch heute die Zeit dafür nähme, schon gar manches lernen, was ihn in jenen Anschauungen förderte, wie nicht minder aus den Schriften von Bogumil Goltz, auf die wir später noch besonders kommen. Unverkennbar ist es, daß unsere Art, uns bewegende Ideen am liebsten in fortwährender theoretischer Erörterung, auf dem Wege wissenschaftlicher oder populärer Betrachtung anzueignen, gerade auch bei der der Rasse sich besonders bewährt hat. Wir treten damit in einen entschiedenen Gegensatz zu den Engländern. Lange hat in seiner Geschichte des Materialismus am Beispiele der Philosophie vortrefflich dargetan, wie bei diesen eine Wissenschaft abgedankt wird, wenn sie dem Publikum genügend Dienste geleistet hat, um ihre Grundgedanken in die Praxis des Lebens umgesetzt weiterwirken zu lassen. Beim Rassengedanken hätte es dessen gar nicht bedurft, die Engländer, die ihn, wie nur ein Volk, gelebt haben, haben sich theoretisch bis ins vorige Jahrhundert hinein so gut wie gar nicht um ihn gekümmert. So fällt denn auch die Ernte auf den verschiedenen Feldern

[332]) Bd. I, 1, S. 384 ff., 400 ff. Vgl. auch Bd. I, 2, S. 612—614 über Wesen, Entstehung und Vererbung der Sprachen.

[333]) Vgl. besonders S. 47 ff. Abkunft und Stellung des Menschen. 56 ff. Vielheit des Menschengeschlechts. 75 ff. Über die Rassen. 252 ff. Vererbung.

der Wissenschaft entsprechend mager aus, und wir können sie daher verhältnismäßig kurz abtun.

Dem vielleicht einflußreichsten englischen Philosophen des 17. Jahrhunderts, Hobbes, lagen unsere Gesichtspunkte denkbar fern. Im Punkte der Entstehung des Menschengeschlechtes und verwandter Fragen schwört er auf die Autorität Mosis[334]). Gemeinwesen, Staat und Gesellschaft sind ihm nicht etwas Natürliches, sondern etwas durchaus Künstliches. Von Menschen und Völkern redet er durchweg wie von Abstrakta, von geistigen Einheiten. Voraussetzung ist ihm dabei die unbedingte Gleichheit der Menschen, die er in wahrhaft lapidarer Weise proklamiert[335]). Nicht einmal bei seiner Erörterung der Entstehung und des Wesens des Verhältnisses von Herren und Sklaven findet sich irgendwelcher Anklang an Rassenverhältnisse[336]).

Da Locke überhaupt nicht für uns in Betracht kommt, gehen wir gleich zu Hume über. Da ist es denn nun merkwürdig zu sehen, wie dieser der Rasse zwar weit näher kommt, es aber doch vermeidet, sie bei Namen zu nennen, vielmehr sozusagen um sie herumgeht. Auch er bleibt immer bemüht, unser Thema möglichst abstrakt zu fassen[337]). Wiewohl entschiedener Gegner der Milieutheorie, wenigstens insofern physische Einflüsse dabei in Betracht kommen, führt er doch die von ihm voll erkannte Verwandtschaft des Grundwesens einer Nation auf eine Art von Sympathie oder Ansteckung, anstatt auf natürliche Anlagen, zurück. („If we run over the whole globe, or revolve all the annals of history, we shall discover every where signs of a sympathy or contagion of manners, none of the influence of air or climate"), und des weiteren will er die allgemeine Assimilierung unter den Individuen einer Gesellschaft aus dem Geselligkeitstrieb erklären. Treffend fügt er dann hinzu, daß im Anfang, in der Kindheit einer Gesellschaft, gewisse Anlagen reichlicher vertreten seien und daher in deren Zusammensetzung derart überwögen, daß sie dem Nationalcharakter die Färbung verliehen — eine Bemerkung, die gewiß dem Wesen der Rasse sehr nahe kommt, die Hume freilich noch stark geistig begreift. Im folgenden werden dann auch die Probleme der Persistenz der Rasse sowie der Mischungen mindestens gestreift. Aufs entschiedenste endlich vertritt schon Hume, was damals ganz etwas anderes bedeutete als heute, die Ungleichheit der Rassen und die ausschließliche kulturschaffende Kraft der Weißen, und hier endlich gibt er auch einmal der Natur die Ehre: „Such a uniform and constant difference could not happen, if nature had not made an original distinction between these breeds of men[338])."

[334]) „Elementa philosophiae" Sect. II. De homine. Cap. 1 (= Opera Latina vol. II, p. 2).

[335]) „English Works", Vol. I, p. 8, Vol. II, p. 6/7.

[336]) Ebenda, Vol. II, p. 108 ss.

[337]) „Essays and treatises" Vol. I, London 1770. Essay 20, p. 247 ss. „of national characters".

[338]) Ebenda, Note M, p. 329.

Eine andere Abhandlung Humes aus derselben Sammlung[339]) behandelt die Bevölkerungsverhältnisse der alten Welt und bringt daher naturgemäß viel bedeutsames Material für diesen Gegenstand, ohne freilich die Folgerungen daraus zu ziehen, die uns heute naheliegen würden. Überhaupt stimmt die skeptische Grundanlage Humes ihn auch da, wo er zum Historiker wird[340]), und vollends allem Vor- und Urgeschichtlichen gegenüber, zur äußersten Vorsicht. So gibt er alle jene Umwälzungen des Völker- und Rassenlebens, welche den Boden für eine englische Geschichte erst geschaffen haben, in striktester Anlehnung an die alte Überlieferung, fast ohne irgendwo einmal selbst hervorzutreten. Ja, er bringt zu der Frage nach der Herkunft und den ältesten Sitzen der Pikten und Skoten eine längere Anmerkung, in der er, unter spöttischen Seitenblicken auf die irischen und schottischen Altertumsforscher, diese — und also alle ähnlichen Fragen — als „so uninteresting a subject", als „a frivolous question" abtut[341])! Immerhin müssen wir es ihm danken, daß er uns mit seiner philosophischen Ruhe und hohen Gerechtigkeit treffliche Schilderungen aller der Zustände und Vorgänge, in denen die Rasse durchschimmert, geliefert hat. Diese daraus herauszulesen hat er freilich seinen Lesern und Beurteilern in einem Grade überlassen, daß der erste kräftige Wortführer der Rasse unter den Historikern, Augustin Thierry[342]), ihm nachsagen konnte, er habe den Kampf Haralds und Wilhelms des Eroberers, der die Grenzscheide zweier Rassen- und Gesellschaftszeitalter bilde, wie einen simplen Streit zweier Tronprätendenten mit nachfolgendem Regierungswechsel abgetan. Nur insoweit gibt er, bei seiner sonstigen Beschränkung auf das Tatsächliche, auch dem Blute sein Recht, als er in seinem ersten Bande die verschiedenen Germanenstämme, welche die englische Geschichte geliefert haben, und ebenso durchgehends die der Iren, charakteristisch vor uns hinstellt. Auch hätte er kein Brite sein müssen, wenn er nicht für den freiheitlichen Grundzug der neueren, germanischen Geschichte im Gegensatz zum römischen Despotismus ein tiefes und dankbares Gefühl, für Germanenwert und -größe das volle Bewußtsein besessen hätte[343]).

Das vorige Jahrhundert zeigt England philosophisch fast ausschließlich bestimmt durch den Comteschen Positivismus einerseits und den Darwinismus anderseits. Hauptvertreter sind in ersterer Beziehung Buckle und John Stuart Mill, in letzterer Herbert Spencer. Unter dem Mangel an metaphysischer Basis und idealem Gehalt, den die erstere Strömung weit mehr noch als in ihrem Heimatlande Frankreich in England mit sich brachte, hat die Schätzung der Rasse nicht am wenigsten zu leiden gehabt. Wohin diese letztere, die ja in etwa immer etwas Geistiges, Ideelles bleibt, von den rein praktisch-utilitaristischen englischen Jüngern

---

[339]) „Essays and treatises", Vol. II, p. 168 ss.
[340]) In seiner „History of England". New Edit. London 1778.
[341]) A. a. O., Vol. I, p. 12, 471.
[342]) „Oeuvres", T. V. (= „Lettres sur l'histoire de France") p. 62.
[343]) „History of England", Vol. I, p. 197.

Comtes nach der Herabdrückung der idealen Werte endlich verwiesen werden mußte, lehrt ein Ausspruch Mills[344]), der ja den ganzen Charakter des Menschen aus äußeren, hauptsächlich sozialen Einflüssen herleiten wollte, wonach „von allen Arten gemeiner Ausflüchte, womit man sich der Betrachtung entziehe, welche Wirkung soziale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, die gemeinste (the most vulgar) die sei, welche die Verschiedenheiten in Betragen und Charakter angeborenen natürlichen Unterschieden zuschreibe". Darf man sich da wundern, wenn zur Zeit der Hochblüte solcher Anschauungen Tocqueville (im Juli 1856) seinem Jünger Gobineau riet, sich auf die Aussichtslosigkeit seines Rassengedankens in einem solchen Lande gefaßt zu machen?

Dies ist nun freilich der extremste Punkt. Etwas weniger fern steht Spencer, der von Darwin kam, ganz naturgemäß der Rasse, ja man darf ihn im Grunde den ernstlichen Förderern des Rassengedankens zurechnen. Wenn Wundt den Streit darüber, ob die Soziologie als eigene Wissenschaft zu betrachten sei, dahin geschlichtet hat, daß wir in der Ethnologie die eigentliche, universale Soziologie zu erblicken hätten[345]), so hat Spencer diesen Satz wie kein Zweiter bestätigt und belegt. In seinem großen Sammelwerke hat er anthropologisches Material in größter Fülle zusammengetragen und übersichtlich geordnet. Der ganze erste Teil seiner Soziologie ist sozusagen eine völkerkundliche Vordarstellung derselben, mit dem Endergebnis, daß und in welchem Grade die Gesellschaften auf der Rasse beruhen. Da es Spencer darum geht, die Grundgedanken Darwins von der Natur auf die Gesellschaft zu übertragen, so spielen in seinem System zu allererst Entwicklung, Abwandlung, Differenzierung, Anpassung ihre Rolle[346]). Die sozialen Erscheinungen, deren hauptsächlichste eben die Veränderung ist, beruhen teils auf äußeren (Klima, Boden, Konfiguration der Oberfläche, Flora, Fauna), teils auf inneren (der Mensch) Faktoren. Zu beiden treten in dem Maße, als die Gesellschaften wachsen und sich verändern, neue Ursachen der Umwandlung hinzu, von denen die wichtigste wohl die Einwirkung fremder Gesellschaften, sei es durch kriegerischen Zusammenstoß, sei es durch industriellen und Handelsverkehr, ist[347]). Außerdem

---

[344]) „Principles of political economy", Vol. I, p. 390.

[345]) In seiner „Methodenlehre", S. 569 ff.

[346]) Man vergleiche die Stellen bei Otto Gaupp, „Herbert Spencer". 3. Aufl. Stuttgart 1906. S. 66, 107, 119, 124. Die letztgenannte zeigt übrigens, daß Spencer auch die Vererbung durch funktionelle Anpassung erworbener Eigenschaften (im Sinne Lamarcks) sich angeeignet hat. Es ist ein eigenes Ding um die Lehre Lamarcks. Immer wieder wird sie bekämpft, noch unlängst hat ein Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Vererbungsforschung in Tübingen sie für endgültig abgetan erklärt, und doch muß sie ein Teil Wahrheit enthalten, das nur, wie L. Plate sagt, nicht experimentell bewiesen, aber auch nicht experimentell widerlegt werden kann. (In der Mailänder Zeitschrift „Scientia", Juli 1929, Seite 20 des Sonderabdrucks.) Hierzu auch Lange, „Gesch. des Materialismus", Reclamsche Ausg. Bd. II, S. 325.

[347]) „Prinzipien der Soziologie." Deutsche Ausgabe von B. Vetter. Band I, Stuttgart 1877. S. 17 ff.

haben wir andauernde Auswanderungs- und Einwanderungswellen anzunehmen, welche Veränderungen in der Funktion und Struktur der die Gesellschaften bildenden Rassen hervorrufen. Noch mehr gilt letzteres von der als Regel vorauszusetzenden Überwältigung der Schwächeren, ungenügend Angepaßten, durch die Stärkeren, besser Angepaßten, wodurch eine Vertreibung der niedrigeren Varietäten in unwirtlichere Gegenden, und gelegentlich auch eine völlige Vertilgung solcher stattgefunden hat. Alle diese eine unaufhörliche Differenzierung der Rassen bewirkenden Vorgänge haben wir uns als bis in die fernste Vor- und Urzeit zurückreichend vorzustellen[348]).

Sehr beachtenswert ist es, daß Spencer, im Gegensatz zu den rationalistischen Aufklärern des 18. Jahrhunderts, auch die Entstehung des Staates zum guten Teile auf rassische Verhältnisse zurückführt. „Der Typus der staatlichen Organisation ist nicht etwa eine Sache der freien Wahl. Die Verhältnisse, und nicht die Absichten, geben bei der Entstehung von zusammengesetzten nicht minder wie von einfachen Regierungen den Ausschlag[349])." Im folgenden zeigt sich dann allerdings, daß Spencer diese Verhältnisse nach englischer Weise sich sehr stark milieumäßig gefärbt denkt, aber er ist doch weit entfernt, der Rasse derart ins Gesicht zu schlagen wie seine Vorgänger aus der Schule Comtes, indem er den Gegensatz und Zusammenstoß kriegerischer und friedlicher Rassen beim Ursprung der Staaten ausdrücklich mitwirken läßt. Ja, er will diese Rassengegensätze, späterer Forschung sinnvoll vorgreifend, sogar für das Verständnis der religiösen Entwicklung fruchtbar machen durch den Nachweis, daß die Helden der überlegenen erobernden Rasse das Urbild für Götter und Heroen abgeben, und ihr Ursprungsland als Sitz der Gottheiten aufgefaßt wird.

Wie allen nicht ganz oberflächlichen Denkern, ist es auch Spencer aufgegangen, daß etwas wie „Fortschritt" nur sporadisch im Völkerleben auftritt, daß im ganzen die Entwicklung der Kulturmenschheit, rassisch genommen, einen Niedergang, ein Abwärts bedeutet. So betont er aufs entschiedenste[350]), daß nicht nur bei den zurückgedrängten und vertriebenen Rassen „Rückbildungen" stattgefunden haben, die eben aus solchem Geschick sich ergaben, daß auch im allgemeinen Übervölkerung, Zerstreuung der Stämme, Kampf mit anderen Stämmen ihr Spiel getrieben, und daß „stets, wo die Entwicklung nicht von außen gestört wurde, wenigstens im Inneren Zerfall und Auflösung erfolgt sind". Er zählt eine ganze Reihe von großen, hochentwickelten Kulturen (Gesellschaften) auf, welche entweder ganz verschwanden oder barbarischen Horden unterlagen oder auch im Laufe langer Zeiträume durch allmähliches Siechtum zugrunde gingen.

---

348) Ebenda, S. 20, 46, 48. Die Eigenschaften des primitiven Menschen werden in drei Kapiteln (physisch, moralisch, intellektuell) in ihrem Gegensatz zu denen des sozialen Menschen dargelegt und sodann S. 65 ff., 91 ff., 114 ff., nochmals S. 520 ff., zusammengefaßt.

349) Ebenda, Bd. III, S. 464 ff.

350) Ebenda, Bd. I, S. 120 ff.

Wenn nach alledem Spencer nicht anders kann, als den düsteren Ausblick aller ernsteren Rassendenker auch in die Zukunft teilen, so hat es fast etwas Rührendes, zu sehen, wie er sich — ähnlich wie Nietzsche, nur weniger phantastisch — in das Traumgebilde einer späteren besseren Menschheit rettet[351]). Es ist das offenbar ein Gemütszug des Mannes, der mit seinem Gedankengebäude nicht zusammenhängt. Verwandte menschliche Seiten klingen an in den Betrachtungen über die von seinen Landsleuten an den Farbigen begangenen Sünden, welche seine Ethik in Völkerfragen aufs günstigste beleuchten[352]).

Ehe wir uns auf das dem bisher betrachteten Gebiet engstverwandte der Staats-, Rechts- und Sozialwissenschaften hinüberbegeben, müssen wir anhangsweise einen kurzen Blick auf die religiösen Denker werfen. Es versteht sich, daß wir hier nur ganz wenige einzelne herausgreifen können, an welchen sich das Grundsätzliche in der Stellung dieses Teiles der Geisteswissenschaften — wenn man die Theologie überhaupt zu diesen rechnen darf — zu unseren Fragen besonders einleuchtend dartun läßt. Im allgemeinen wird man ja annehmen dürfen, daß die religiösen Denker das Verhältnis des Einzelmenschen zu seinem Gott in einem Grade in den Vordergrund rücken, der für die Gesamtheiten der Völker und Rassen in ihren Betrachtungen keinen Raum läßt. Ein Beispiel möge uns — da wir doch wieder mit den Franzosen anfangen — Pascal liefern, dessen „Pensées“ wie seine „Lettres à un Provincial“ man von Anfang bis zu Ende durchblättern kann, ohne auch nur die mindeste Handhabe für eine Hereinziehung in unsere Gedankenkreise zu gewinnen. Aber es gibt doch auch Ausnahmen, in welchen, seien es Männer der Kirche, seien es freiere christliche Denker, in die Allgemeinheit hinaustreten und die Menschheit und ihre Gruppen in die ihnen eigene Beleuchtung rücken. Diese wird dann allerdings so ausfallen, daß sie der unsrigen grell widerspricht. Wir haben diese im fünften Kapitel unseres ersten Bandes in dem Sinne gegeben, daß alle Religion rassisch bedingt sei und dort[353]) auch in Gestalt Emile Burnoufs einen Denker herangezogen, der in seiner „Science des religions“ diese Anschauung mustergültig formuliert und begründet hat. Jetzt müssen wir auch von der Gegenanschauung eine Probe bringen, und wir wählen als deren rücksichtslosesten Vertreter Bossuet in seinem „Discours sur l’histoire universelle“, einem Werke, das an monumentaler Einseitigkeit alle ähnlichen überragt und daher als Typus dieser ganzen Gattung zu gelten vor anderen berufen ist[354]).

Die hohe Würde, die Gewalt des Wortes, die diesem Kirchenfürsten eigen war, und die namentlich aus seinen mit Recht berühmten Grabreden

---

[351]) Gaupp a. a. O., S. 176, 180.

[352]) Die Hauptstellen bei Godard, „Racial supremacy“. p. 204 ss., 226.

[353]) S. 167 ff.

[354]) Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ wäre hier vielleicht auszunehmen, deren Rückständigkeit insofern noch auffallender wirkt, als sie um ein Jahrhundert später fällt als Bossuets „Discours“.

auf die Großen seiner Zeit ausstrahlt, ist viel gefeiert worden, von keinem vielleicht begeisterter als von Chateaubriand in einem eigenen Kapitel des zweiten Bandes seines „Génie du christianisme“. Da ist es denn nun doppelt bezeichnend, daß dieser selbe Chateaubriand[355]), mag er auch Bossuet noch im „Discours“ die gleiche „unvergleichliche Majestät“ seines geistigen Wesens zubilligen, doch das Ganze für einen „imposanten Irrtum“ erklärt, indem das Menschengeschlecht hier ohne alle eigene Regung und Regsamkeit wie in einem Faßreifen eingeschlossen erscheine. „Tout se trouve emprisonné dans un christianisme inflexible.“ Noch schärfer äußert sich Gobineau, der als Rassendenker an das Werk herantritt[356]): „An der allgemeinen Menschheitsbewegung, welche die Völker einander zu- und entgegentreibt, ging er blöden Auges vorüber und baute seine Universalgeschichte, das kläglichste der Bücher, auf der engen Grundlage des Judenvolkes auf, aus dem er dann seine Christenheit („sa petite bande chrétienne“) hervorgehen ließ, um in die Krönung der Jahrhunderte, die Monarchie Ludwigs XIV., auszumünden. Bossuet . . . hat der modernen Welt das bedenkliche Beispiel gegeben, die Geschichte zum Mundstück seiner eigenen Anschauungen zu machen.“ In diesem der letzten Zeit unseres Denkers entstammenden Urteil erkennen wir die ganze Unversöhnbarkeit freier Forschung mit kirchlichem Absolutismus und dogmatischer Starrheit. Man weiß in der Tat kaum, was herausfordernder wirkt, die wahrhaft antidiluvianische Weise, in der die größten Gestalten und die umwälzendsten Begebenheiten der allgemeinen Geschichte in den Rahmen derjenigen des Judenvolkes eingegliedert, im Grunde sogar dieser unterstellt werden, oder die völlig im Mittelalter stecken gebliebene Auffassung Roms, das nach dem Beispiel der Kirchenväter schon in seiner heidnischen Vorstufe gefeiert wird, um dann in seiner christlichen Glorie um so heller aufzuleuchten. Geradezu kindlich wirkt die Darstellung des ältesten Rom, wo Patrizier und Plebejer gewissermaßen auf dem Verwaltungswege vor unseren Augen entstehen. Gründlicher kann man sich in der Tat vor den Wirklichkeiten des Blutslebens nicht verschließen. Einzig gegen Schluß dieses Kapitels (III, 7), bei der Schilderung des letzten Roms und seiner Allmischung, durchbricht einmal ein Anflug von rassischer Betrachtung das fromme Gebäude. Im übrigen aber bleibt, wie schon Chateaubriand andeutete, der Mensch und die Menschheit völlig unbeseelt, ein göttliches Werkzeug. Für die Darstellung ihrer Geschicke hat der Prophet Daniel das äußere Gerüst, Augustin das geistige Vorbild geliefert.

Wer ganz begreifen will, wie tief die Wurzeln der „Heiligen Allianz“ des 20. Jahrhunderts, des Bundes zwischen Juda und Rom hinabreichen, der lese Bossuets „Discours“. Judentum und römische Weltherrschaft in christlichem Gewande, die heute im Begriffe sind, die letzten Reste arisch-germanischen Gegengeistes abzuwürgen, haben sich längst die Hand ge-

[355]) „Etudes“, Paris 1845, p. 108/9.

[356]) In dem nachgelassenen Fragment „Vues sur l’histoire générale“, von welchem in der Biographie Gobineaus, Bd. II, S. 526 ff., eine Analyse gegeben ist.

reicht. Nicht bei allen späteren wissenschaftlichen und literarischen Vertretern Roms klafft die geistige Öde in dem Maße wie bei Bossuet. Der germanische Geist hat sich nicht so schnell gefangen gegeben; im eigensten Reviere Roms hat gar mancher die Binde, welche dieses seinen Dienern um die Augen legt, zu lockern gewagt und vermocht. Selbst ein orthodox-theologisch so gebundener Denker wie Joseph de Maistre, wieviel Tiefsinniges und Großgedachtes hat er doch in einer freilich unmöglichen Mischung in den vorgeschriebenen Kanon seiner Kirche hinzugebracht! Und nun gar die Freieren aller Schattierungen, bis zu den Lamennais und Lacordaire, den Döllinger und Krauß! Ganz haben die Binde freilich nur die abgerissen, denen das Los von Rom Lebensbedingung war, allen voran der Mann von Wittenberg.

Oft genug ist bemerkt worden, daß Luther unendlich viel mehr, und vor allem ganz anderes, angestrebt als erreicht habe. Aber ganz erklären läßt sich dies, läßt sich überhaupt seine geschichtliche Rolle nur unter dem Blutsgesichtspunkte. Der thüringische Bauernsohn, der auf seine Abkunft stolz war, der in einer seiner Tischreden sagte: „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest", war eben als solcher zum germanischen Helden prädestiniert. Die Gegensätze zwischen den eindringenden Germanen und den absterbenden Römern des fünften Jahrhunderts können nicht schärfer aufeinander geprallt sein als die zwischen dem Augustinermönch und den Renaissanceitalienern des sechzehnten. Und eben aus dieser Gegensätzlichkeit heraus sind die uraltgermanischen Instinkte so gewaltig in Luther geweckt worden, welche ihn zur Auflehnung gegen den Papst trieben und ihm dabei den Horizont in einer Weise erweiterten, daß der Reformation ursprünglich ein ungleich allgemeinerer Inhalt geweissagt schien, als nachher durch sie verwirklicht worden ist. Man braucht sich nur gewisse Stellen des Sendschreibens an den christlichen Adel deutscher Nation zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, welche weltgeschichtlichen Probleme damit aufgerollt werden. „Wir haben des Reiches Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele, und alles, was wir haben." „Wir haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst. So frißt der Papst den Kern, und wir spielen mit den ledigen Schalen." „Rühmen sich die Römer, sie haben uns ein Kaisertum zugewendet, wohlan, so sei es also, und es soll wahr sein: so gebe der Papst her Rom und alles, was er hat vom Kaisertum, lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe zurück unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele und lasse es ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebührt." Aus diesen Worten spricht der Genius des Germanentums. Sie besagen nichts anderes, als, daß die Weltgeschichte einen falschen Gang genommen habe, daß die Befreiertat Hermanns auf deren Gesamtgebiete zu wiederholen sei, und sie mußten ihn einem Hutten und Sickingen eng zur Seite führen. In dem Maße aber, wie Christus und Christentum, zeitweise mit stark theologischem Einschlag, sich Luthers immer ausschließlicher

bemächtigen, hat er diese wie es ihm schien weltliche Fährte nicht weiter verfolgt. Die Wende brachte der Bauernkrieg. Da standen noch einmal lebenswichtige germanische Belange auf dem Spiel, die gleiche Regung trieb die Bauern gegen Rom und sein Recht wie Luther gegen Rom und seinen Glauben. Aber der heroisch-germanische Instinkt hatte in diesem einem christlichen Bewußtwerden Platz gemacht, germanisches Heldentum trat zurück vor einem doch nur angeblich, mindestens nur zum Teil, deutschen Christentum. Der Mann, der durch Neubelebung des Geistes der Gemeinde, durch Erhöhung der hörigen Laienschaft zum stimmfähigen Volke eine urgermanische Tat vollbracht hatte, er hätte den berechtigten Drang des deutschen Bauerntums nach Freiheit und Rechtsgleichheit in die gleiche Linie stellen und als zu seinem Werke gehörig aufgreifen müssen. Statt dessen ließ er sich nach anfänglichem Zuwink durch das Wesen der Sache nicht berührende zeitweilige Auswüchse bestimmen, sich von der ganzen Bewegung abzuwenden. Ihn schreckte das rote Gespenst, das die Dämme der Gesellschaft bedrohte, und scheuchte ihn in die Reihen der Gegenrevolution hinüber, was zur Folge gehabt hat, daß die ungermanischen und undeutschen Elemente in unserem Staatsleben immer stärker in die Vorhand gerieten, nachdem der eigentliche Kern unseres Volkes durch eine rücksichtslose Reaktion um seine berechtigte Stellung gebracht, um seine Zukunft betrogen war.

Was als Rassenkampf begonnen hatte, schrumpfte fortan mehr und mehr zum konfessionellen Kampfe ein. Und ähnlich ist der zweite Rassenkampf ins Stocken geraten, den Luther geführt hat: der gegen Juda. Auch hier von Hause aus ein glühender Instinkt, eine manchmal an Wutanfälle gemahnende Leidenschaft in der Abwehr dieses Fremdstammes, den er als ein Verhängnis für sein Volk erkannte. Die gesamte antijüdische Literatur des vorigen Jahrhunderts ist in dem, was sie Haltbares in dieser Hinsicht zutage gefördert, nicht über das hinausgekommen, was Luther in seinen Schriften, Briefen und Tischreden gegen die Juden geäußert hat. In dem einen Wort „judenzen“ (nach dem griechischen „ἰουδαΐζειν“, sich jüdisch benehmen), das er geschaffen, glauben wir den ganzen Luther vor uns zu sehen. Auch darin trug er noch seinem angeborenen Rasseninstinkt volle Rechnung, daß, als die Schwarmgeister unter Karlstadt darangehen wollten, jüdische Einrichtungen des sozialen Lebens blindlings auf unser Volksleben zu übertragen, und er von Herzog Johann Friedrich um ein Gutachten hierüber angegangen wurde, er das verhinderte durch den Nachweis, daß die bürgerlichen Ordnungen der Völker mit einer göttlichen Gesamtoffenbarung nichts gemein hätten, sondern nach deren besonderer Art und geschichtlichen Entwicklung zu regeln seien. Nur den letzten Schritt hat er auch hier nicht zu tun vermocht: uns auch geistig, auf dem Wege über die Religion, vom Judentum zu befreien. Er klammerte sich derart an die Schrift — einschließlich des Alten Testamentes — als einzige Heilsquelle, wollte, in starrer Nachfolge Paulus' und Augustins, so ausschließlich alles auf den Glauben stellen, daß er darüber am Ende die Fühlung mit dem Volke und seiner Tradition verlor und sich im Aufgreifen und in der Verwertung altheimischer

Bräuche wie mythischer Gestalten, welche die katholische Kirche, je nachdem in entsprechender Umdeutung, so sinnvoll ihren Riten und ihrem Kultus einzuverleiben wußte, von Rom überflügeln ließ. So ist auch nach dieser Seite sein Werk immer weniger germanisch ausgefallen[357]).

Und doch ist in Wittenberg die päpstliche Bannbulle nicht vergeblich verbrannt, ist in Worms Kaiser und Reich nicht vergeblich getrotzt worden. Das Fanal geistiger Befreiung von Rom hat von dort weitergeleuchtet bis tief, tief in die katholische Welt hinein. Und daß Luther wenigstens in diesem Betracht der volle Sieg zugefallen, dafür liefert als höchstes Symbol den Beweis unsere Schriftsprache, die, als ein protestantischer Dialekt beginnend, den sich Luther erst schaffen mußte, allgemach zu dem der blutlichen Einheit aller Deutschen entsprechenden einheitlichen Sprachtypus sich auswuchs. Kein Zweifel, daß der Gegensatz von Deutschtum und Romanismus die deutschsprachliche Bewegung beschleunigt, daß Luther mit der Muttersprache das Papsttum und die der Volkssprache überall feindlichen Papisten besiegt hat und dadurch zum größten Vorkämpfer des Deutschtums, das hier, wenn irgendwo, als der Kern des Germanentums sich erwies, geworden ist[358]). Hier durfte denn also Luther als der höhere Einiger wirken, nachdem er anderwärts nach leidiger Bestimmung zum Entzweier hatte werden müssen.

Wie lange auch auf dem befreiten Boden der Wissenschaft in der abendländischen Völkerwelt Wahn und Vorurteil weitergewirkt, die alten Fesseln ihren Druck noch geübt haben, haben wir an vielen Stellen unseres Buches ins Licht setzen müssen. Besonders da, wo religiöse Denker spekulativ werden wollten, hat ihnen der jüdische Theismus den Blick auf die Völkerwelt in unglaublicher Weise getrübt. Ein besonders sprechendes Beispiel hierfür liefert etwa Bunsens „Gott in der Geschichte"[359]), welches im übrigen durchaus verunglückte Buch wir dennoch hier darum einer kurzen Betrachtung unterziehen müssen, weil sein Verfasser sich darin gefällt, das ethnographische Moment in den Vordergrund zu rücken, ja geradezu seinen Grundgedanken von der Entwicklung des Gottesbewußtseins auf rassischer Basis durchzuführen. Diese Entwicklung der letzten fünf Jahrtausende bildet nach Bunsen „eine zusammenhängende, und zwar eine in Stämmen und durch Persönlichkeiten fortschreitende Kirche". Die Menschheit soll „im Fortgang der Geschlechter den Gedanken der ewigen Liebe und Vernunft nach Stämmen und Völkern verwirklichen". Neben der Menschheitsidee der Hebräer, verwirklicht in Abraham, Moses, Elias, Jeremias, geht die iranische her, welche in den Hellenen Fleisch und Blut gewinnt. „Die Träger der

[357]) Hierüber ist in unserem ersten Teil, S. 175 ff. und im zweiten, S. 223 ff., 357 ff., ausführlicher gehandelt worden.

[358]) Diese Wahrheiten zu belegen, hat sich das schöne Buch Fr. Kluges „Von Luther bis Lessing" zum Ziel gesetzt, der das Germanische der protestantischen Bewegung namentlich auch durch das Vorwiegen altgermanischer Vornamen in ihren Kreisen dartut. (S. 148, 151 der vierten Aufl.).

[359]) 3 Bde. Leipzig 1857—58. Schopenhauer persiflierte dies Werk seines Jugendfreundes durch Umtaufung des Titels in „Bunsen in der Geschichte".

menschheitbildenden Weltanschauung sind die beiden innerlich und äußerlich verwandten Stämme der Semiten und Japhetiten, deren Vermählung Christus bewußt vollzog, Paulus gläubig befestigte, christliche Griechen und Römer, und am lebenskräftigsten die Germanen besiegelten." Aus der richtig erkannten Tatsache, daß die bildungsfähigsten, kräftigsten Völker aus einer Verbindung oder Verschmelzung verschiedener Elemente hervorgehen, will Bunsen[360]) den allgemeinen Schluß ziehen, daß „das Ziel der Weltordnung überhaupt die allmähliche Mischung der Stämme sei". Diese „Weltordnung" aber ist Bunsen durch und durch jüdisch durchtränkt. Denn „Jesus von Nazareth ausgenommen, hat kein geschichtlicher Mensch weiter und tiefer auf das geistige Leben der Menschheit eingewirkt als Abraham. .... Was wäre die Welt ohne Abraham und Mose?[361])" Aus dieser Welt ist denn auch der Gottesbegriff Bunsens entlehnt, und mit ihm jene Fingergottesmethode, die schon Gobineau in seinem Jugendwerk gezeichnet hat. Denn natürlich konnte auch einem Bunsen das Sinken der Menschheit nicht entgehen, ja, er sieht, wie so viele andere, eine Katastrophe für diese voraus, die er sich nun aber nicht anders denn als katastrophenartiges Eingreifen seines persönlichen Machtgottes, in Form eines Gerichtes, vorstellen kann.

Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß ein solcher Zwitter von Theologie und Hegelismus, Rassenlehre und moralisierendem Pragmatismus, im letzten Grunde ohne jeden wissenschaftlichen Wert ist. Aber er mußte mit herangezogen werden, wäre es auch nur, um zu zeigen, wie „die Rasse in den Geisteswissenschaften", wenn von den unrechten Händen angefaßt, gelegentlich gefahren ist.

Ganz ein anderes ist es, wenn Theologen, wenn insbesondere unsere Kirchenhistoriker sich innerhalb der Grenzen rein geschichtlicher Darstellung halten. Da ist dann viel gediegenes Wissen auch für unsere Fragen bei ihnen zu holen, wie wir selbst dies in unseren früheren Bänden belegt zu haben denken. Insbesondere möchten wir hier noch einmal auf Richard Rothe[362]) verweisen, dem das Verdienst gebührt, zuerst methodisch die Bedeutung der Nationalität — heute würden wir sagen: der Rasse — für den inneren Prozeß der Kirchengeschichte geltend gemacht und durchgeführt zu haben[363]).

---

360) Bd. I, S. XII, 58 ff., 66 ff., 339. Bd. III, S. 342 ff.
361) Bd. I, S. 103 ff., 107.
362) „Vorlesungen über Kirchengeschichte." Herausgeg. von Weingarten. 2 Bde. Heidelberg 1875.
363) Vgl. Bd. II, S. 202, 210, 216 dieses Werkes.

Viertes Kapitel

Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftler.

Man ist sich längst darüber klar, daß mit dem großen Machiavelli sowohl für die Geschichts- wie für die Staatswissenschaften ein neues Zeitalter begonnen hat. Aber auch für die historische Anthropologie, insbesondere für deren Kernstück, das Germanenproblem, ist er von entschiedener Bedeutung, wie im folgenden gezeigt werden soll.

Gewiß steht für Macchiavelli das Staatsleben in einem Maße im Vordergrunde, daß selbst die Völker für ihn vor allem nur als Substrat des Staates und der Gesellschaft in Betracht kommen[364]), wie er sich ja denn auch von seinem größten Kritiker, Friedrich dem Großen, hat nachsagen lassen müssen, daß er in seinem „Fürsten" zu abstrakt an sein Thema herangetreten sei, zu ausschließlich die Verfassungen der Staaten, zu wenig die natürlichen Verschiedenheiten ihrer Bürger berücksichtigt habe[365]). Indessen kann er doch namentlich in seiner Florentinischen Geschichte nicht umhin, darzustellen, wie inmitten der Verheerungen und Umstürze, welche die Jahrhunderte um das Ende des Römischen Reiches brachten, Städte zwar untergingen, aber auch Städte entstanden, wie sich mit der Mischung der Völker die Sprache und die Benennung von Menschen, von Städten und Landen, von Flüssen und Bergen veränderten, wie neue Religionsideen mit den alten um die Herrschaft stritten, und dergleichen mehr. Kurzum, mochte auch die eigentlich treibende Kraft seines geistigen Schaffens staatspolitischer Art, der beseelende Grundzug seines Wesens ein glühender italienischer Patriotismus sein, mochte daher auch bei allen seinen Rückblicken in die Vergangenheit die Entzifferung der Zukunft ihm als letztes Ziel vorschweben, daher er sich z. B. alle Ursprungsfragen grundsätzlich vom Halse hielt, — ehe er sichs versah, war er doch mitten im Völkerleben drinnen, und da konnte dann ein Geist seines Ranges gar nicht anders, als sich seine eigene Methode schaffen, was soviel hieß wie eine völlige Umwälzung gegen das bisher Übliche vollziehen. Wie diese vor allem die Abwendung vom Christentum bedeutete, das nur dulden lehre, die Welt geschwächt und zur Beute der Bösewichter gemacht habe, so mußte auch die ganze Betrachtung der bisherigen Geschichte in einem anderen Lichte erfolgen, mußte alle historische Einteilung auf eine neue Grundlage gestellt werden. Die Periodisierung nach den Danielischen Weltmonarchien, welche die Kirche bis dahin

[364]) Man vgl. hierüber die Darlegungen Villaris in seinem „Niccolo Macchiavelli e i suoi tempi" Vol. 3. Firenze 1882. Bes. S. 214—217, 373 ss. Auch Bluntschli im zweiten Kapitel der „Geschichte der neueren Staatswissenschaften".

[365]) „Antimacchiavell", Kap. 4. Vgl. auch das im Kap. 12 über die Ungleichheit Gesagte. Bezeichnend für die damalige Zeit ist es, daß diese Verschiedenheiten noch ganz auf Milieueinflüsse zurückgeführt werden.

restlos durchgesetzt hatte, flog über Bord, eine weltliche, sachgemäßere trat an die Stelle. Machiavelli hat als erster die Wichtigkeit der Periode erkannt, die wir mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegen, und zwar — hierin liegt seine entscheidende Neuerung — leitet er die Veränderungen der römischen Monarchie nicht aus Weissagungen und nicht aus einem überirdischen Willensakte, sondern aus den Übervölkerungsverhältnissen her, welche jenseits des Rheins und der Donau periodisch einzutreten pflegten. Im Anschluß an Paulus Diakonus gibt er zu Anfang des ersten Buches seiner Florentinischen Geschichte eine genaue Darstellung des Auszugs der Goten. Damit war ein anthropologisches Moment in die Geschichtsbetrachtung geworfen, das sich dann von selbst weiterentwickeln mußte. Wenn mit der Völkerwanderung ein Aufstieg der Entwicklung begann, wenn mit der Eroberung des Römischen Reiches durch die Germanen die Grundlage der neueren Geschichte Italiens gegeben war, so ergab sich daraus, daß in einer ersten eingehend sachlichen Darstellung der wirklichen mittelalterlichen Geschichte die „Barbaren" nicht mehr bloß als die großen Zerstörer erscheinen, sondern — wie etwa in der Charakteristik Theoderichs[366]), in der Betrachtung über die romanischen Sprachen und sonst —, wenn auch bei weitem noch nicht in gebührendem Maße, nach Seiten ihrer positiven Leistungen für die Begründung eben jener Geschichte zur Geltung kommen. Freilich, von der Umgestaltung des Volksleibes der Italiener, von der Bluterneuerung durch die Germanen hat Machiavelli kaum eine Ahnung, und so konnte er ihnen auch in ihrer Bedeutung als schöpferische Neubegründer seines Vaterlandes nicht voll gerecht werden. Um so bewundernswerter ist sein Scharfblick, welcher ihn ihre Zukunftsrolle richtig erschauen ließ. Im Prooemium zum zweiten Buche seiner „Discorsi sopra la prima deca di Livio" hat er es unumwunden ausgesprochen, daß, nachdem die romanischen Völker zum Verderben der Welt (corruttela del mundo) geworden, und nur die germanischen noch ursprünglich, daher noch gesund seien, der Zeiger der Weltgeschichte auf Deutschland hinweise, als wo nunmehr jene Kraft (virtù) wohne, welche von jeher die Nationen zur Größe geleitet habe. Eine gründliche Wiedergeburt der Völker erwartet Machiavelli nur von einer kirchlichen Reform, und diese traut er nur den germanischen Völkern noch zu. Ein neuer Tacitus, blickt er mit neidischem Wohlwollen auf die deutschen Stämme hin, deren sittlicher Überlegenheit, kriegerischer und gewerblicher Tüchtigkeit er die Zukunft verheißt.

Erst im 19. Jahrhundert hat Machiavelli eine ebenbürtige Wiederaufnahme und Ergänzung seines Gedankenwerkes gefunden in den Schriften Vincenzo G i o b e r t i s — eine Ergänzung, die freilich in manchen Stücken auf eine starke Gegensätzlichkeit hinauslief. Gioberti war Machiavelli darin verwandt, daß auch ihm der Ruhm und der Glanz Italiens über alles ging. Während aber Machiavelli die Päpste verabscheute und sich eine Einigung Italiens nur durch Fürstenmacht vollziehbar dachte, will Gioberti dessen

---

[366]) Das Lob Theoderichs findet sich deutsch wiedergegeben bei W o l t m a n n, „Die Germanen und die Renaissance in Italien", S. 63.

Größe, Freiheit und Unabhängigkeit durch das Papsttum wiederhergestellt sehen, unter dessen moralischer Hegemonie die einzelnen Staaten des Landes in konstitutionelle Monarchien verwandelt werden sollten. Die Führung sollte Piemont übernehmen[367]).

Eine weit größere Rolle als bei Machiavelli spielt bei Gioberti die Rasse. Wie das meiste bei ihm, ist auch sie tiefsinnig philosophisch verbrämt. Er denkt sich die Rassen als Bruchstücke einer ursprünglichen Einheit. Der zentripetale Zug der aufopfernden Liebe und der zentrifugale der selbstsüchtigen Begierde wirken gegeneinander. Aus letzterem erklärt sich die Entstehung der Rassen. Das sind Gedankengänge, die, vom Christentume eingegeben, von ferne zugleich an Indisches erinnern. Nach der kulturellen Seite spiegeln sich die Rassen am bedeutsamsten in den Religionen. Die Art, wie Gioberti diese unter die großen Rassen, und noch mehr die, wie er die Gedankenarbeit unter die Völker verteilt, erinnert stark an Hegel und fordert mannigfachen Widerspruch heraus. Allgemein gewürdigt wird dagegen, als nicht gewöhnlicher Art, seine Stellungnahme zur Fortschrittsfrage, die sich kurz in die berühmte Formel, daß „das Leben eine Synthese von Progreß und Regreß sei", zusammenfassen läßt[368]).

Wir konnten es uns im allgemeinen in diesem Buche nur zur Richtschnur setzen, die Höhenpunkte der geistigen Entwicklung heranzuziehen und kenntlich zu machen. Die Kette, zu welcher der Rassengedanke im Laufe der Jahrhunderte sich ausgestaltet hat, ganz vollständig bloßzulegen, wird für immer unmöglich sein. Zwischen jenen Höhenpunkten werden aber immer einzelne Erscheinungen auftauchen, welche lehren, in wie vielen er ganz oder teilweise schon aufgeleuchtet ist, ohne daß diese bislang ins Gesichtsfeld der Forschung geraten wären. Das dürfte auch für Italien gelten[369]), wenn auch im allgemeinen von seiten der Staatswissenschaft wie von allen anderen wieder festzustellen ist, daß nach dem Erlöschen der gewaltigen im Renaissancezeitalter entbundenen Kräfte die Führung von Italien auf Frankreich überging.

Hier tritt uns zunächst Jean B o d i n (Bodinus) entgegen (1530—1596), „der gediegenere Vorgänger von Montesquieu", wie Bluntschli mit Recht

[367]) „Del primato civile e morale degl'Italiani", Paris 1843. Es ist bezeichnend, daß Gioberti diesem Buche als Motto den in unserem zweiten Bande abgedruckten Hymnus des Plinius auf das a l t e R o m mitgibt, wie er ja auch davon durchdrungen ist, daß „la sua ammirabile stirpe, madre di eroi, e per virtù di mano e d'ingegno conquistatrice degli uomini e del cielo" auch dem heutigen Italien noch zu eigen sei. (Ausgabe Venezia 1849, p. 35.) In einer späteren Schrift „Del innovamento civile d'Italia" (Libr. II, cap. 3: „Della nuova Roma") hat er mit hinreißender Beredsamkeit ein Zukunftsbild des neuen Italien geschildert, das sich wenigstens nach gewissen Seiten heute zu verwirklichen beginnt.

[368]) Genaueres hierüber bei R o c h o l l, Bd. I, S. 203 ff. Die Ausführungen über die Rassen finden sich im vierten Bande der von Massari herausgegebenen Werke Giobertis.

[369]) So wird im Augustheft 1907 der „Süddeutschen Monatshefte" auf eine Äußerung des heute wohl nur noch in Fachkreisen bekannten Nationalökonomen Abbé G a l i a n i (1728—1787) aufmerksam gemacht, wonach Vervollkommnungsfähigkeit nicht dem gesamten Menschengeschlecht, sondern nur der einzelnen Rasse, vor allem der weißen, gegeben sei. „D i e R a s s e i s t a l l e s."

sagt. Manches von dem, was gemeiniglich dem letzteren zugeschrieben wird, gebührt von Rechts wegen ihm, nicht am wenigsten in unseren Dingen. Für uns kommen hauptsächlich zwei seiner Werke in Betracht: „De la République“, 1576 (später von ihm selbst ins Lateinische übersetzt) und „Methodus ad facilem historiarum cognitionem“. Wir beginnen mit dem letzteren.

Bodin teilt die Geschichte, die nach ihm „das Abbild der Wahrheit und das genaue Gemälde der Tatsachen“ (veritatis imago et rerum gestarum veluti tabula) sein soll, in einen menschlichen, einen natürlichen und einen göttlichen Teil. Die beiden letzteren werden den Philosophen bzw. Theologen überwiesen, für den ersteren, der das Tun der Menschen und was es lehrt, umfaßt, wird das vergleichende Studium von Natur und Geschichte, die Ethnologie als Grundlage aufgestellt. Bodin will in den Schicksalen der Völker das zu ergründen suchen, was auf unveränderliche natürliche Ursachen zurückzuführen ist (quae non ab hominum institutis sed a natura ducuntur), den Menschen also als Naturprodukt betrachten. In der Weise des Herodot und Hippokrates unternimmt er eine Psychologie der Völker; er weist den nördlichen und südlichen, östlichen und westlichen bestimmte Eigenschaften, Aufgabenkreise und Leistungen zu. Auch die Einflüsse der Bodenbeschaffenheit und des Klimas bleiben natürlich nicht unberücksichtigt, und hier eben ist es, wo er Montesquieu viel vorweggenommen hat. Aber er verwahrt sich ausdrücklich gegen jeden geographischen und klimatischen Fatalismus oder Determinismus, wie er ihn speziell Polybius und Galen zuschreibt. Von der Wandlung und Beeinflussung der Völker sagt er, sie erfolge nicht sowohl durch Einwirkungen der äußeren Natur als durch Willen, Studium und Zucht („Non est id positum in naturalibus causis, sed in voluntate, studio, disciplina“). Er betont umgekehrt die Zähigkeit des angeborenen Naturells: wenn die Gesetze, denen die Hauptbildungskraft für die Völker innewohnt, nicht streng aufrechterhalten werden, kehren letztere leicht in jenes zurück („nisi summa cura ac diligentia magistratuum mores ac leges retineantur, facile populus ad naturam recurret“). Klar hat Bodin ferner erkannt, was die Berührung und Vermischung eines Volkes mit einem anderen, auf dem Wege der Kolonien z. B., für die Entwicklung der Nationen bedeutet. Das ganze fünfte Kapitel der Methodus enthält dann eine Reihe völkerkundlicher Ausführungen, auf Grund deren man Bodin vielleicht als den ersten eigentlichen Rassendenker neuerer Zeit bezeichnen darf, wenn er auch den Blutsgesichtspunkt noch nicht in der Weise wie wir handhabt. Wenn er die entsprechenden Leistungen der Alten für ungenügend erklärt, weil ihnen noch nicht die genügenden Kenntnisse zur Verfügung gestanden hätten, so muß freilich gesagt werden, daß er ihren Hauptfehler, ins Abstrakte, Verallgemeinernde zu verfallen, namentlich bei seinen Völkercharakteristiken selbst nicht vermieden hat. Es ist, als hätte gleich dieser erste Bahnbrecher der Rasse das Bedingte, unter Umständen Gefährliche, das sozusagen Glitschrige, immer à peu près Artige aller Rassenurteile bekunden sollen. Dazu kam noch ein Weiteres, das ihn

sogar hinter die Alten zurückversetzt, nämlich seine unbedingte Abhängigkeit von der Mosaischen Tradition. Ein Beispiel: er bekämpft den Begriff der Autochthonie, der, bei den Alten noch verzeihlich, bei den Neueren dagegen, die doch Moses' Lehre kännten, einen gewaltigen Irrtum, wenn nicht gar ein Verbrechen (scelus) bedeute, da er das Band der menschlichen Gemeinschaft zerreiße. Seien wir doch, nach eben jener Lehre, alle Blutsbrüder (consanguinei), und schon so anstößige Bezeichnungen wie Barbaren, Wälsche und ähnliche liefen auf eine Loslösung von jener Gemeinschaft hinaus. In solchen Rückständigkeiten zeigt sich Bodin zeitgebunden, während er im Hauptteil seiner Lehre seiner Zeit erstaunlich weit voraus ist. Zu dieser gehört endlich noch seine Verwerfung der Überlieferung vom sogenannten goldenen Zeitalter und vom fortgesetzten Herabsinken der Völker, die vielmehr nach seiner Ansicht sich aus Roheit und Verderbtheit emporgearbeitet haben, und — ganz besonders bedeutsam — seine Wertung der Familie, in der er die wahren Elemente des Staates erkennt, und die er, als Vorbild der höheren Staatsgemeinschaft, in altrömischer Weise wiederhergestellt sehen will[370]).

Montesquieu, der anderthalb Jahrhunderte später in Bodins Fußstapfen trat, hat zwar zu seiner Zeit eine unverhältnismäßig viel größere Wirkung ausgeübt, sich dann aber auch später eine ebenso unverhältnismäßig viel härtere Kritik gefallen lassen müssen. Glänzend, aber oberflächlich, ungenau, irreführend, ja gefährlich ist er von Denkern dreier Länder genannt worden. Als „génie généralisateur“ hat ihn sein warmer Bewunderer Albert Sorel, der ihm eine eigene Schrift[371]) gewidmet hat, charakterisiert und darin seine Größe wie seine Schwäche gesehen. Dies hängt mit der besonderen Mission Montesquieus im Geistesleben zusammen: wie alle großen Denker, die eine neue Idee in dieses einführen, konzentriert er auf diese alle seine Kräfte und wird darüber einseitig und bis zu einem gewissen Grade unachtsam, soweit sie nicht ins Spiel kommt. Die Beachtung natürlicher Voraussetzungen für die Völkerentwicklung als Gegengewicht gegen die Annahme übernatürlicher Einwirkungen, wie sie in extremer Schroffheit Bossuet vertrat, die Einführung natürlicher Bedingnisse des Völkerlebens, die allseitige Begründung des Milieus als Vorstadiums und Mutterbodens der Rasse ist sein bleibendes Hauptverdienst. In diesem Sinne steht sein Name neben denen des Hippokrates vor ihm und Herders nach ihm[372]). Zwar hat er die treibenden Kräfte des geschichtlichen

---

[370]) Für das im Text Ausgeführte kommt vornehmlich das 5. Kapitel der Methodus in Betracht, demnächst das 7. (gegen die Degenerationstheorie) und das 9. (über die Ursprünge der Völker). Aus der Schrift „De republica“ (mir hat nur die lateinische 4. Ausgabe — Ursellis 1601 — vorgelegen) das erste Kapitel des 5. Buches, bes. p. 772 ss., 810 ss., endlich Buch I, Kap. 2 („De jure familiari, et quid inter familiam ac Rempublicam intersit“). Ausführliche Analyse Bodins bei Bluntschli, das uns Angehende S. 49—53.

[371]) „Montesquieu“, 2me Edit. Paris 1889.

[372]) „Esprit des lois“, Buch 14 und folgende.

Lebens fast am allerweitesten gefaßt[373]), aber was ihm davon besonders eigen ist, was seinen Namen durch die Jahrhunderte trägt, ist doch das Recht, sind die Gesetze, die Verfassungen. Wie die Gesetze aus der naturbedingten Art der Menschen herauswachsen, wie sie alle Stadien ihrer Geschichte widerspiegeln, das ist das große Hauptthema, um das er sich bewegt. Und von hier aus ist dann Montesquieu auch der Rasse nahegekommen und hat an zweien der großen geschichtlichen Völker Untersuchungen vorgenommen, die von folgenreichster Wirkung gewesen sind.

Zunächst gilt dies im Betreff der Römer. Im „Esprit des lois" herrscht zwar vielfach noch die moralische, ja moralisierende Betrachtung der Völkergeschicke und die entsprechende Deutung sozialer Erscheinungen, und auch in dem Sonderwerke „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" sind im allgemeinen die Versuche, die Ethnologie in diese Art Geschichtsbetrachtung hineinzutragen, schwach, fast kindlich zu nennen. Und doch hat Montesquieu mit der Ahnung des Genies, und vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, in letzterem Werke die Rassengeschichte Roms in einem treffsicheren Überblick meisterlich gezeichnet[374]). Die Hauptmomente des Bevölkerungswandels — der Ersatz der in den beständigen Kriegen verlorenen Elemente durch solche aus den Nachbarstaaten und aus den Reihen der besiegten Völker, der Wandel in der Ehegesetzgebung, die Sklavenwirtschaft, das Wuchern der Freigelassenen, das Söldnertum, das die alten Bürgerheere ablöste, die Aderlässe der Kolonialgründungen, das Zusammenströmen aus den Provinzen und schließlich aus aller Welt in der Hauptstadt — waren wohl noch nie in dieser Weise ins Auge gefaßt worden. In einzelnen Kernsprüchen gelang es Montesquieu, ganze Epochen des Römertums zusammenzufassen, so die letzte mit ihrer so fragwürdigen Gestaltung des Begriffes „Römer" („C'était une circulation des hommes de tout l'univers; Rome les recevait esclaves et les renvoyait Romains"), und schließlich gar das Gesamtgeschick und die geschichtliche Rolle Roms in den denkwürdigen Worten: „Les Romains en détruisant tous les peuples se détruisaient eux-mêmes[375])."

Weit mehr aber noch hat Montesquieu aus dem Geist der Rasse und hat die Rasse aus ihm gesprochen, wenn er — in den Hauptpartien des „Esprit des lois" — auf die germanischen Dinge kommt. Hier ist er erst mit voller Lust und Liebe bei seiner Aufgabe (die letzten Bücher des Werkes sind ganz den germanischen Reichen gewidmet). Er versenkt sich in die alten Urkunden, um die Ursprünge des neueren Frankreich, insbesondere seiner Gesetze, daraus herauszulesen. Die Feudalgesetzgebung, eine crux für so manchen seiner Landsleute, ist ihm eine Erbauung. Über Landteilung, Leibeigenschaft, Abgaben usw. bringt er wertvolle Aufschlüsse. Was aber die

[373]) Er selbst zählt sie auf im 4. Kapitel des 19. Buches: „Le climat, la religion, les lois, les maximes du gouvernement, les exemples des choses passées, les moeurs, les manières."

[374]) P. 143 ss., 202 ss. der Ausgabe von Amsterdam 1761.

[375]) „Esprit des lois", livre 23, chap. 20.

Hauptsache, er wurde über dem allen selbst wieder zum Germanen, er fühlt sich als solcher (er entstammte einem glänzenden alten Adelsgeschlechte Südfrankreichs: „il se piquait de descendre de ces Goths qui conquérant l'empire romain, fondèrent partout la monarchie et la liberté[376]).“ Er wagte den kühnen Satz, daß die Freiheit, welche als Grundzug die ihm als Muster vorschwebende und seinen Landsleuten als solches empfohlene englische Verfassung beseele, in den germanischen Wäldern gewachsen sei, ein Satz, der über Voltaires Spott hinweg später von der ernsten deutschen und englischen Forschung in seiner tiefen Wahrheit aufgenommen und ausgeführt worden ist[377]). Es geht nicht an, wie Sorel, dem der Rassengedanke nicht lag, es will, die tiefe Verwurzelung im Germanenbewußtsein, die aus Montesquieus immer wiederkehrendem „Nos pères, les Germains, guerriers et libres“ und ähnlichen Wendungen spricht, rein subjektiv, als lediglich persönlichen Zug zu deuten. Sie besagt vielmehr auch objektiv und allgemeingültig, daß jenes Germanenbewußtsein jetzt auch in der Wissenschaft hell erwacht, daß ihm ein mächtiger Wortführer erstanden war, der den schöpferischen Vorrang des germanischen Blutsbestandteiles zunächst aus den Gesetzen erwiesen, damit aber einer Strömung im Geistesleben seiner Nation Daseinsberechtigung und Wirkungsmöglichkeiten errungen hat, die stetig erweitert, auch durch kein späteres Renegatentum je ganz wieder hat beseitigt werden können.

Der nächste Meister der Staatswissenschaft, Alexis de Tocqueville, wohl einer der größten politischen Denker aller Zeiten, war zwar der Lehrer und Mentor Gobineaus, der sich aber *gegen* ihn zum Rassendenker emporgearbeitet und ausgebildet hat. Tocqueville selbst war, bei aller Abneigung gegen irgend etwas wie Geschichtsphilosophie, doch ein ganz und ausschließlich spekulativer Denker: ihm ging es nur um die in Geschichte und Politik wirksamen Ideen, und wenn er auch, wie in seinem Werke über die Demokratie, für deren Herausarbeitung ein unermeßliches Tatsachenmaterial aufsammelte, so schloß er doch dabei gerade das Anthropologische, das seinen Jünger vorwiegend beschäftigte, und das er sich geflissentlich vom Halse hielt, vollständig aus und überließ es jenem, das große Problem auch von dieser Seite zu beleuchten[378]). In der monumentalen Einseitigkeit, mit welcher er sich auf das Staatsleben konzentriert, erinnert Tocqueville an Machiavelli. Beide sinnen und sinnen, und sind dabei doch ständig in Gefahr, an ihrem Gegenstande vorbeizusinnen, weil nun einmal, wie Bodin richtiger erkannt hatte, Natur und Geschichte sich nur gemeinsam ergründen lassen, die Vernachlässigung der ersteren sich daher immer rächen muß und wird. Ohne die Rasse geht es auch im Staatsleben und in der

---

[376]) *Sorel*, a. a. O., p. 103.

[377]) Hierüber *Bluntschli*, S. 311 und *Sorel*, p. 104.

[378]) Es wirkt fast grotesk, wie Tocqueville im vierten Kapitel seines „Ancien régime“ unter fortwährenden Ausflüchten und Entschuldigungen es vermeidet, den wahren (Bluts-)Grund des gemeinsamen Ursprungs der europäischen Aristokratie bei Namen zu nennen.

Staatslehre nicht, keiner liefert dafür einen schlagenderen Beweis als Tocqueville, der in jahrelangem Kampfspiel mit Gobineau dessen Gesichtspunkte bis zum Eigensinn ablehnte und dann doch unter der Hand sich zu einem Zugeständnis nach dem anderen an jenen genötigt sah, ja auf diese Weise in seinen Schriften unfreiwillig eine Reihe wertvoller Beiträge zur Aufhellung einzelner Punkte der Rassenlehre geliefert hat[379]). Fallen diese natürlich nur symptomatisch ins Gewicht, so ist dagegen Tocqueville insofern von höchster Bedeutung für unsere ganze Bewegung geworden, als er Gobineau, indem er ihn zwang, sich mit ihm zu messen, Gelegenheit gab, im Ringen mit einem der tiefsten Geister der Epoche den eigenen Geist zu vertiefen und zu stählen und damit seine Lehre entsprechend zu klären und zu festigen.

Nach einem der glänzendsten Namen des neueren Frankreich einer der verborgensten, und doch einer, der verdiente, in der Geschichte des Rassengedankens mit an erster Stelle aufgeführt zu werden: Courtet de l'Isle mit seiner „Science politique fondée sur la science de l'homme", im Jahre 1838 zu Paris erschienen. Kein Mensch kennt ihn, insonderheit in der französischen Literatur fehlen alle Spuren ernstlicher Beachtung[380]). Ein Topinard schweigt sich über ihn aus. Selbst zu Gobineau muß er nicht gedrungen sein, denn es erscheint so gut wie ausgeschlossen, daß er ihn gekannt habe. So walten Willkür und Zufall in der Geisteswelt kaum weniger als in der realen. Der Zeitpunkt — nach den glänzenden Aufschwüngen der Restaurationsjahre ein allmähliches Nachlassen der Geister unter dem Julikönigtum —, die anscheinend alles andere eher als vordringliche Persönlichkeit des Autors, endlich ein obskurer Verleger, das alles mag zusammengewirkt haben, um dieses Rätsel zu erklären. Es muß aber um so mehr heute ausgesprochen werden, daß, wenn einer der vor Gobineau Aufgetretenen auf die später diesem zugefallene und zugesprochene Rolle Anspruch gehabt hätte, dies Courtet wäre. Nur fehlte ihm offenbar die gewaltige Persönlichkeit, deren es bedurfte, um an die Spitze einer solchen Geistesbewegung zu treten. Wohl besaß er gelegentlich schon etwas von Gobineaus Beredsamkeit im Dienste einer Sache, die ihm kaum weniger am Herzen lag, er wirft Benjamin Constant, der die Ungleichheitslehre bedenklich fand und aus der Politik ausgeschlossen sehen wollte, vor, daß er damit deren Bekennern ein sacrificium intellectus zumute, und nicht minder rügt er Tocquevilles Zurückweichen vor den Rassenphänomenen. Nur ist er im allgemeinen enger, einfacher als Gobineau, er war ein klarer und

379) Sie finden sich aufgezählt und beleuchtet in des Verf. „Gobineaus Rassenwerk", S. 37—39. Der Briefwechsel Tocquevilles mit Gobineau („Correspondance entre Alexis de Tocqueville et Arthur de Gobineau 1843—1859 publ. par L. Schemann") erschien in Paris 1908. Die auf die Rasse bezüglichen Stellen sind zusammengestellt in dem vorgenannten Werke, S. 17—37. Nachweise zur allgemeinen Literatur über Tocqueville in des Verf. Vortrag „Alexis de Tocqueville". Stuttgart 1911. S. 33 ff.

380) Nur bei R. v. Mohl, „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", Bd. 3, S. 361 findet sich etwas über ihn.

fester, nicht eigentlich ein großer Geist. Wie unbedingt er aber Gobineau an die Seite zu setzen ist, würde schon allein der Nebentitel seines Werkes „Etude des races humaines sous le rapport philosophique, historique et social“ bezeugen. Die eine Grundtatsache, daß die Völker nach ihrer anthropologischen Zusammensetzung verschieden, und dementsprechend verschieden wertvoll, und daß aus dieser Grundwahrheit für die Politik wie für die Wissenschaft entscheidende Schlüsse zu ziehen seien, hat Courtet voll erkannt und mutvoll selbst jene Schlüsse zunächst für sein Vaterland zu ziehen unternommen. So ist sein Buch immerhin eine bedeutsame Tat, wenn sie auch völlig unbeachtet geblieben ist. Die Endperspektive einer neuen Art von Völkerwanderung, welche insonderheit auch Frankreich durch Auffrischung des von Courtet zuhöchst gestellten germanischen Elementes eine Erneuerung bringen sollte, entbehrt nicht einer gewissen Großartigkeit und seherischen Kraft, ist freilich durch den geschichtlichen Verlauf des seitdem vergangenen Jahrhunderts grausam zunichte geworden.

Alles in allem: Die Weisheit Courtets ist zwar für eine Allgemeinheit verklungen, oder ihr nie recht erklungen. Für den Eingeweihten aber wird sein Buch sowohl in seinem ersten, historischen wie in seinem zweiten, systematischen Teile — namentlich in seinen Darlegungen über das Kastenwesen und verwandte Gruppierungen der Gesellschaft — immer eine wertvolle Quelle der Belehrung bleiben[381]).

Wenn die bisher in diesem Kapitel vorgeführten Gestalten uns das Ringen um, die Wegebahnung für die Rasse beleuchteten, so bleiben uns zum Beschluß dieser Gruppe noch zwei Männer, die in neuester Zeit die Früchte der erfolgreichen Rassenforschung zweier Menschenalter miternten und mit vollen Händen weitergeben konnten. Der erste, Alfred Fouillée, war zwar von Hause aus Philosoph, hat aber als solcher vornehmlich auch die Gesellschaftswissenschaft gepflegt und dürfte wohl von dieser aus auf die Rasse gekommen sein. Fouillée bietet ein lehrreiches und erfreuliches Beispiel des Bekehrten. In einem Aufsatze der „Revue des deux Mondes“ von 1895 hatte er sich noch nicht nur über die Rund- und Langkopf-Theorie mit feinem Spotte lustig gemacht, sondern sogar die „angeblichen Rassen“ für lediglich psychologische Typen erklärt, ja er war so weit gegangen, zu sagen: „Dès lors, ces produits dits naturels sont surtout des produits sociaux“, und ferner: „Les races sont des sentiments et des pensées incarnés; la lutte des races est devenue une lutte d'idées, compliquée d'une lutte de passions et d'intérêts[382]).“ Von diesen Sätzen enthält nur die Schlußwendung ein gutes Teil Wahrheit, das Frühere erschien um so anfechtbarer. Das muß dann auch dem Verfasser selbst durch inzwischen gewonnene nähere Fühlung mit den anthropologischen Kreisen Frankreichs

---

[381]) Dementsprechend ist auf Courtet in unseren beiden früheren Bänden — insbesondere zur Rassengeschichte Englands und Frankreichs — des öfteren hingewiesen worden.

[382]) A. a. O., T. 128, p. 396 in dem Aufsatz: „La psychologie des peuples et l'anthropologie.“

klar geworden sein, denn er hat sich dann ganz mit deren Lehren erfüllt und sie als echter Wahrheitsfreund auch in seinen ferneren Schriften bekannt[383]). Aus den späteren Artikeln der Revue des deux Mondes ist in der Hauptsache das Buch erwachsen, das seinen Namen am bekanntesten gemacht hat, die „Psychologie du peuple français". Aus deren Eingangspartien ersehen wir, als ein wie überaus schwieriges, ja heikles Ding es unserem Autor immer noch erscheint, die Psychologie eines Volkes aus dessen rassischer Grundlage herauszudestillieren, zugleich aber auch, wie glücklich er die Aufgabe dank hoher Besonnenheit und Gründlichkeit gelöst hat. Das Bild, das er uns von seinem Volke auf jener Grundlage gezeichnet, dürfte heute unwidersprochen dastehen und als ein Muster gelten. Fügen wir noch hinzu, daß Fouillée auch die Degeneration als Charakteristikum der heutigen Völkerwelt mit am tiefsten erkannt und am schärfsten aus ihren Ursachen erklärt hat. Der Ausdruck „crépuscule de peuple" rührt von ihm her: er hat ihn nur für sein eigenes Volk geprägt, unser Ammon ihn dann mit seiner „Arierdämmerung" auf die ganze arische Welt erweitert.

Unmittelbarer noch als Fouillée veranschaulicht uns Charles Letourneau den Zusammenhang, um nicht zu sagen das Zusammenfallen von Anthropologie und Soziologie. In seinen beiden Hauptwerken „La sociologie d'après l'ethnographie" und „Psychologie ethnique" bringt er den Beleg dafür durch ein gewaltiges Tatsachenmaterial, das er in besonnener und doch nichts weniger als trockener Weise beleuchtet[384]). Wieviel des Belehrenden ihnen zu entnehmen, dafür glauben wir durch die reichliche Benutzung in unseren früheren Bänden ein Beispiel gegeben zu haben.

Den Übergang zu uns Deutschen muß uns ein Niederländer vermitteln: Hugo Grotius (de Groot), einer jener großen Universalisten, wie sie sein Zeitalter (das 17. Jahrhundert) so ungleich leichter ermöglichte als das unsrige. In seinem Hauptwerke „De jure belli ac pacis" finden sich[385]) denkwürdige Ausführungen über Bestehen und Vergehen der Völker. Er bringt die Zeugnisse des Isokrates und Julianus Apostata — denen sein Herausgeber Barbeyrac noch Stellen aus Livius und Tacitus hinzufügt — für deren Unsterblichkeit: wie sie auch aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt seien, decke sie doch ein Name, sie hätten, nach Plutarch, eine Konstitution, nach dem Rechtslehrer Paulus einen Geist. Jetzt setzt Grotius ihre Beweisführung fort. Er greift das Gleichnis des Aristoteles auf, der ein Volk einem Flusse verglichen hatte, dessen Wasser, nicht aber

[383]) Wir nennen davon vornehmlich: „Dégénérescence" (R. d. d. M. T. 131, 1895) und „Les races latines" (ebenda, T. 156, 1899). Reichliche Zitate aus Fouillée bringen unsere früheren Bände.

[384]) Ausdrücklich muß bemerkt werden, daß der von Historikerseite (Xénopol, „Les principes fondamentaux de l'histoire" p. 228 ss.) gegen ein früheres Werk Letourneaus erhobene Vorwurf, daß er nach Soziologenweise der Geschichte zu willkürlich allgemeine Gesetze abnötigen wolle, für die späteren nicht mehr zutreffen würde. Letourneau selbst wendet sich in der Vorrede der „Soziologie" gegen die „Systemsoziologen", von denen sich jenes behaupten ließe.

[385]) Lib. II, cap. 9, § 3—11.

sein Name, wechsle. So gelte auch ein Volk nach hundert Jahren noch für das gleiche, auch wenn nicht einer von der früheren Generation mehr lebe. So werde bei Tacitus während der Kämpfe zwischen Vitellius und Vespasian die dritte Legion bei der Ehre gepackt auf Grund von Siegen, die sie Menschenalter früher unter Antonius und unter Corbulo erfochten. Immerhin will Grotius die Möglichkeit des Unterganges eines ganzen Volkes nicht bestreiten, wenn es auch sicher sei, daß ein Teilwandel desselben seinen Gesamtbestand nicht verändern könne („non efficit ut populus esse desinat qui fuit"). Insonderheit hält er diesen Satz für das römische Volk aufrecht, das immer, auch im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, und durch alle Zumischungen hindurch („quamquam extraneorum accessione admixtum"), das von ehedem geblieben, wie ihm ja auch die Herrschaft verblieben sei („et imperium penes eum mansisse tamquam penes corpus, in quo esset ac viveret"). Fast noch schroffer tritt er dem Piso bei Tacitus entgegen, der bestritten hatte, daß die Athener seiner Zeit noch Athener seien, da diese durch die vielen blutigen Schlachten ausgetilgt, und daher nur noch eine angeschwemmte Völkermasse („illuvies nationum") übrig sei. Grotius erwidert ihm, jene auswärtige Zumischung möge wohl den Wert des Volkes einigermaßen herabgemindert haben, das Volk selbst sei dadurch kein anderes geworden („populum alium non fecerat"). Kein zweiter vielleicht hat so die Idee, das εἶδος eines Volkes auf Kosten seiner anthropologischen Realitäten betont. Und auch dadurch scheint Grotius die Rasse auszuschließen, daß er bei seinem Staatsbegriff in der Regel nur die einzelnen Menschen vor Augen hat, aus deren Vereinigung er den Staat ableitet. Von einer Einheit, die in der Natur selbst als Anlage gegeben ist, weiß er nichts.

Nun aber das Merkwürdige: das Übersehen, ja Bestreiten der Rasse in ihren offensichtlichen Einwirkungen finden wir bei Grotius nur da, wo er sie als Theoretiker, in abstracto, behandelt. In ihren konkreten Ausgestaltungen im Völkerleben hat er ihr ein offenes Auge und die lebhafteste Teilnahme zugewendet. Dieser selbe Grotius hat uns nicht weniger als drei völkerkundliche Schriften hinterlassen, in welchen er zu einigen Hauptfragen dieser Wissenschaft Stellung nimmt. Die wichtigste sind wohl seine „Prolegomena ad historiam Gothorum, Vandalorum et Langobardorum", wertvoll besonders durch die Aufzählung zahlreicher Zeugnisse von Spaniern, Deutschen, Italienern, selbst Russen, dafür, daß jene Völker in Skandinavien gesessen[386]). In seinen „Annales et historiae de rebus Belgicis" (Amsterdam 1657) tritt er in der Blutsfrage der Belgier für deren germanische Abstammung ein. Endlich hat er wohl als der erste die seitdem öfter aufgenommene Hypothese einer skandinavischen Einwanderung in Amerika aufgestellt[387]).

Da wir Leibniz an anderer Stelle behandelt haben, die beiden größten deutschen Staatsdenker der nächsten Zeit, Pufendorf und Thomasius, das Staatsleben völlig unethnisch betrachteten, haben wir jetzt sogleich mit

[386]) In der Ausgabe Amsterdam 1655, p. 13 ss., 17/18.
[387]) „De origine gentium Americanarum dissertatio." Paris 1643.

einem großen Sprung in das vergangene Jahrhundert einzutreten. Das achtzehnte hatte die Menschheit neben so vielem anderen auch mit einem Naturrecht beglückt, das, zwar im Westen ersonnen, doch bei uns ein starkes Echo fand. Christian Wolf namentlich hatte gelehrt, daß die angeborenen Menschenrechte und angeborenen Menschenpflichten für alle Menschen die gleichen seien, weil sie aus der menschlichen Natur folgen, die in allen dieselbe sei. Gegen diese an Rousseau anklingende Lehre mußte bei uns so gut wie in Frankreich gegen diesen eine Auflehnung erfolgen, als deren vornehmster Führer Savigny zu bezeichnen ist.

Knapp und klar hat dieser große Regenerator der Rechtswissenschaft, wie er mit Recht genannt worden ist, seine eigene Anschauung jener anderen ebenso überheblichen wie gedankenlosen gegenübergestellt in seiner Programmschrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“[388]), dann findet sie sich breiter ausgeführt im ersten Bande seines „Systems des heutigen römischen Rechts“[389]). Wir versuchen sie in einige wenige kurze Sätze zusammenzuziehen.

Unter Verwerfung der naturrechtlichen Abstraktionen, welche sich anmaßten, bei völliger Vernachlässigung aller historischen Eigentümlichkeiten für alle Völker und Zeiten gleich Brauchbares zu liefern und damit das Recht mechanisieren wollten, spricht Savigny diesem einen organischen Zusammenhang mit dem Wesen und Charakter des Volkes zu. Es ist dem Volke ebenso eigentümlich, ebensogut eine Schöpfung des Volksgeistes wie Sprache, Sitte, Verfassung. Es ist „unsichtbar entstanden, unabhängig von Zufall und freier Wahl der Einzelnen, erzeugt aus der Tätigkeit des in allen Einzelnen gemeinsam wirkenden Volksgeistes“ (ahnungsvolle Schilderung des rassenhaften Charakters des Rechts!). Es ist wesentlich Gewohnheitsrecht, das heißt, „erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers“: am freiesten und kräftigsten erscheint diese Äußerung des Volksgeistes in der Jugendzeit der Völker, in welcher der Nationalzusammenhang noch inniger, das Bewußtsein desselben allgemeiner verbreitet ist, später wird die Rechtserzeugung schwieriger, fällt daher eigenen Organen der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft anheim. Das Wesentliche bleibt immer, daß das Recht „einem unsichtbaren Naturganzen“, der „geistigen Gemeinschaft zusammenlebender Menschen“ entstammt. Der organische Zusammenhang des Rechts mit dem Wesen und Charakter des Volkes bewährt sich auch im Fortgang der Zeiten, es wächst mit dem Volke fort, bildet sich mit ihm aus und stirbt mit ihm ab, wenn das Volk seine Eigentümlichkeiten verliert. Wie es aus der Geschichte des Volkes hervorgegangen, so spiegelt es diese wider.

---

[388]) Neudruck Freiburg i. B. 1892. S. 3, 5—9. Zum deutschen Recht insonderheit S. 23, 25 ff., 72.

[389]) Bd. I, 1840. S. 14 ff., 17 ff. Savignys „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter“ ist in unseren früheren Bänden für die Aufhellung dieser Periode mehrfach herangezogen worden.

Die Grenzen der Völkerindividuen — in welchen „der allgemeine Menschengeist sich auf individuelle Weise offenbart“ — sind allerdings unbestimmt und schwankend, es kann bei verwandten Volksstämmen ungewiß erscheinen, ob sie als ein Volk oder als mehrere gelten sollen, und bei Verzweigung desselben Volkes in viele Stämme muß bald dasselbe Recht mehreren gemein sein, bald in verschiedenen, neben gleichen Grundzügen, eine Mannigfaltigkeit einzelner Bestimmungen gelten. Immer aber haben wir uns die natürliche Einheit eines Volkes als durch die einander ablösenden Geschlechter hindurchgehend, mittelst der Tradition die Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft verbindend vorzustellen.

Man sieht, ohne daß die Rasse noch bei Namen genannt wird, lebt sie in Savignys Darstellung des Werdegangs des Rechts sinnfällig vor uns auf. Er spricht aus ihrem Geiste, der in ihm, dem Emigrantensproß, Wohnung genommen hatte. Konnte doch der Geschichtsschreiber der Réfugiés von ihm sagen: „Il s'élève souvent jusqu'à l'éloquence et laisse éclater alors le sentiment de l'indépendance avec l'énergie fière et forte d'un Germain de Tacite[390].“

Ihm tritt nun Ihering[391]) entgegen mit einer Lehre, die zwischen derjenigen der historischen Schule und der der Naturrechtler gleichsam vermittelt. Bei dem Recht, das durch die gesamte Vergangenheit einer Nation gegeben, aus dem innersten Wesen einer Nation und ihrer Geschichte hervorgegangen ist, dürfen wir nicht stehen bleiben. Von einer Geschichte der Rechte haben wir uns zu einer Geschichte des Rechtes zu erheben. Universalität muß das Ziel sein. Das Leben der Völker ist ein Geben und Nehmen, ein Entlehnen und Mitteilen, ein großartiges Austauschgeschäft. „Rezeption und Assimilation sind die beiden Fundamentalfunktionen, römisches und kanonisches Recht die beiden gewaltigen Zentralpunkte, welche die Praxis und die Wissenschaft der verschiedensten Nationen zur Gemeinsamkeit der Aktion vereinigen.“

Mit dieser Auffassung Iherings[392]) hängt es auch zusammen, daß er die aus einer Mischung verschiedener nationaler Elemente entstandenen Völker, vor allem die beiden mächtigsten, sich durch nachhaltige Kraft auszeichnenden, das römische und das englische, zur Kultur des Rechts vor anderen berufen glaubte. Er erklärt dies daraus, daß er in jenem Bildungsprozeß der Verschmelzung, welche die Völker zur Einheit verbindet, eine Feuerprobe sieht, welche von ihnen nur das Feste, Kernige, Eiserne übrig läßt. „Das Feuer, das dem Metall unschädlich ist, verbrennt und vernichtet das Holz. Was von den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Nationalitäten diese Feuerprobe nicht bestehen kann, geht unter; was sich gehalten hat und in der neugebildeten Nationalität fortdauert, hat damit seine feuerfeste Natur bewährt.“ Auch der Frage, ob es sich feststellen lasse, was von den Ele-

[390]) Ch. Weiß, „Histoire des réfugiés protestants.“ Paris 1853. T. I, p. 211 ss.

[391]) „Geist des römischen Rechts“, Bd. I², S. 3 ff., 9 ff.

[392]) Ebenda, Bd. I², S. 312 ff.

menten ihrer sittlichen Welt die Römer von den verschiedenen Volksstämmen, aus denen sie zusammengewachsen, überkommen hätten, ist Ihering nicht aus dem Wege gegangen[393]. Er erkennt durchaus an, daß das religiöse, das militärische, das patriarchalische Element so jedes seine besondere Herkunft haben könne. So ist ja denn auch das römische Recht vielfach auf eine Mischung zurückgeführt, und ist versucht worden, es in seine ethnischen Urbestandteile zu zerlegen. Aber schon an der Zusammenstellung der Versuche, die verschiedenen Eheformen der Römer ethnisch zu erklären, erweist Ihering, wie unvereinbar hier die Ansichten auseinandergehen und wenn gar ein Kritiker seines Werkes die von ihm entwickelten Gegensätze von jus und fas ethnisch verteilen will, entlockt solch „heilloser Unfug" ihm nur Spott. Es ist dies das bekannte „Bis hierher und nicht weiter", das wir als Warnungstafel auf den meisten unserer Rassenwege aufgerichtet sehen.

Von den mannigfachen Aufhellungen, die Ihering über die römische Welt verbreitet hat, sind nicht wenige über diese hinaus der indogermanischen Urzeit zugute gekommen. Ein Beispiel bietet vor anderen das Buch D a r r é s über das Bauerntum, der seine in so vielen Punkten neue Lichter eröffnende Darstellung des indogermanischen Bauernwesens in erster Linie auf die Aufschlüsse Iherings über das Recht der römischen Patrizier aufgebaut hat. Ihering selbst hat sich in seinen letzten Jahren, und zwar nicht mehr nur vom Gesichtspunkte des Rechts, der Erforschung des indogermanischen Altertums zugewandt. Seine „Vorgeschichte der Indoeuropäer", die erst nach seinem Tode (1894) erschien, ist allerdings an Wert und Bedeutung seinem Hauptwerke nicht an die Seite zu setzen. Vor allem hat die Weise, wie er, darin fast noch hinter Montesquieu zurückgehend, die Entstehung der Volksart unter ausdrücklichem Ausschluß angeborener Eigenart ganz aus äußeren Einflüssen erklären will[394] — „der Boden ist die Volksart", „die Heimat ist das Volk", „die Völker in ihrer Wiege vertauscht, und aus den Semiten wären die Arier, aus den Ariern die Semiten geworden" — ebenso entschiedene Ablehnung erfahren wie deren Begründung, weil nämlich nur Individuen, nicht Völker, geboren werden, letztere nur „werden" könnten, daher denn auch ihre Volksart nur das Werk der Geschichte, nicht der Natur sein könne — ein Satz, der sich ganz einfach dadurch widerlegen läßt, daß zwar nicht Völker als Komposita, wohl aber die Rassen, aus denen sie erwachsen, geboren werden können, ja müssen[395]. Wertvoller ist, was Ihering über die Bedeutung der Wanderungen der Indoeuropäer vorbringt, die er als eine Art Selektion in den Händen der Geschichte auffaßt: „Von den Besten die Besten zur Nachzucht verwandt, und mit jeder neuen Auswanderung wiederholt sich derselbe Vorgang wie bei der ersten[396]." Bemerkt sei schließlich noch, daß doch auch er zugeben muß, daß

---

[393]) Ebenda, S. 309 ff. — [394]) S. 93 ff., 100, 269, 283.

[395]) Richard S c h m i d t, „Allgemeine Staatslehre", Bd. II, S. 35 ff., bekämpft Ihering, unter anderem mit der treffenden Bemerkung, seine Aufstellung breche unrettbar zusammen mit dem Wechsel der Anschauung über die Heimat der Indoeuropäer.

[396]) S. 5, 460.

der Prozeß der ersten Bildung der Volksart für das ganze Leben der Völker der entscheidende ist, ja er sagt geradezu[397]): „Die ursprüngliche Bildung der Volksart steht für die Völker auf einer Linie mit dem angeborenen Charakter bei den Individuen,“ so daß man die Klügelei, die ihn den ersteren den Mutterschoß der Natur verweigern läßt, um sie ausschließlich der Geschichte zu überweisen, kaum begreift, oder doch allenfalls nur daraus begreift, daß eben Ihering in das eigentliche Zeitalter der Rasse nicht mehr hineingewachsen ist.

Ganz eingetaucht in die neue Lehre von der Rasse sind dagegen die Schriften von Ludwig Kuhlenbeck: „Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik“ (Eisenach und Leipzig o. J.) und „Entwicklungsgeschichte des Römischen Rechts“ (München 1910). Von ihnen scheint uns die erstere weitaus den Vorzug zu verdienen. Sie setzt sich zum Ziele, die Bedeutung der Deszendenztheorie für das Verständnis von Recht und Politik der Völker darzulegen. So werden im ersten Teile die biologischen Gesetze der Vererbung und Anpassung, der Auslese und der Variation erörtert, im zweiten deren Anwendungen auf Staat und Gesellschaft aufgewiesen. In sechs Kapiteln werden zuerst die Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft und die des Staates im allgemeinen, dann der Geschlechterstaat, der Stände- und Kastenstaat, die Fortentwicklung des Ständestaates, die Berufsgliederung, der Rassenwert des Volkes als Faktor seiner innerpolitischen Entwicklung, Tradition und Anpassung, endlich die Bedeutung der entwickelten Grundgesetze für einzelne Rechtsgebiete behandelt. Die Fragen der sicheren Rassenverschlechterung durch den Industrialismus und der möglichen Rassenverbesserung durch soziale Hygiene tönen vernehmlich mit hinein, und nicht am wenigsten in diesen gediegenen Ausführungen enthält das Buch viel Gutes. In der „Entwicklungsgeschichte des Römischen Rechts“ wird dies Thema unter mannigfachem Widerspruch gegen Ihering, und gelegentlich auch gegen Mommsen, durchgeführt. Es ist ja klar, wie manche Lücken und Unklarheiten deren Darstellungen der römischen Geschichte gelassen hatten, die nur aus den Gesichtspunkten der Rasse ausgefüllt und berichtigt werden konnten, nicht minder aber auch, daß der Ausgleich zwischen kühnem Neuern und besonnenem Verarbeiten des Althergebrachten hier kein ganz einfaches Ding war. Der Verfasser selbst hat sich dies durchaus nicht verhehlt, aber man wird ihm auch die Berechtigung seines Standpunktes nicht bestreiten können, daß „selbst Irrwege, auf die man bei der Verfolgung neuer Ziele gerät, der Wahrheit förderlicher sind, als das phlegmatische Beharren auf einem als unzulänglich und unzeitgemäß erkannten Standpunkte“.

Für die hohe Berechtigung dieser neuen Ziele gerade auch im Gebiete der Rechtswissenschaft hatte übrigens schon zwei Menschenalter früher ein bedeutender deutscher Rechtslehrer ein glänzendes Zeugnis abgelegt: Ernst Theodor Gaupp in seinen „Germanischen Ansiedlungen und Landteilungen in den Provinzen des Römischen Westreiches“ (Breslau 1844). Es

397) S. 287 ff.

ist ein entschiedenes Verdienst Woltmanns[398]), diesen bedeutendsten Vorgänger, dessen Werk in der Fachwissenschaft zu verklingen drohte, aus seiner Unbeachtung hervorgezogen und nach seiner vollen Tragweite für die Rassenwissenschaft gewürdigt zu haben. Erschöpft sich doch der Wert des Gauppschen Buches durchaus nicht etwa darin, daß er uns im Deutschen Recht ein Palladium aufgewiesen hat, kraft dessen es in der germanischen Welt eine ähnliche Stellung einnimmt, wie das römische in der römischen, nämlich als das Wesen und Art des Germanen am ersten und ursprünglichsten widerspiegelnde Element, es ist überhaupt das wichtigste und beste über die Lebensfrage „Germanen und Romanen" bis auf den heutigen Tag Gesagte und vielleicht je zu Sagende[399]). In der Vorrede zumal, die wie mit Glockenton ein neues Zeitalter unserer Wissenschaft einzuläuten scheint, wird dies Problem einmal nach seinen weitesten Horizonten, ganz ohne politische Tendenz oder philosophischen Systembeiklang, rein nach wissenschaftlichen und menschlichen Gesichtspunkten entrollt. Daß der Verfasser dabei einzelnen Illusionen verfiel, wie der, daß die zwischen beiden Teilen vorhandene Blutsverwandtschaft auch in den politischen Wechselbeziehungen der europäischen Staaten immer größeren Einfluß gewinnen werde, beeinträchtigt den Wert wie das Ergebnis seiner Untersuchungen nicht. Um so unbestreitbarer sind seine Aufstellungen über die Vergangenheit, wie denn auch deren Nutzanwendung auf das wissenschaftliche Leben („das immer festere und innigere Band" in den beiderseitigen geschichtlichen Studien) schon vollste Bestätigung gefunden hatte, ehe der Weltkrieg die Völker wieder auseinanderriß.

Der deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichten von Waitz, Eichhorn, Brunner und Schröder braucht hier als ergiebiger Quellen um so mehr nur summarisch Erwähnung getan zu werden, als sie sich uns in genügend vielen einzelnen Fällen als solche erwiesen haben. Mehr und mehr sind jene Anschauungen, die einem Gaupp in Fleisch und Blut übergegangen waren, auch in ihnen wiederzufinden. Daß sie auch in weitere Kreise dringen, dafür sorgt neuerdings Walter Merk („Vom Werden und Wesen des deutschen Rechts"). Auch Arnold Wagemanns muß hier gedacht werden, wenn auch, als in einem wissenschaftlichen Werke, insofern nicht ohne ein gewisses Bedenken, als dieser die Grenze zwischen einem Glaubensartikel und einer wissenschaftlichen Tatsache nicht immer fest genug zieht. In seinen Schriften „Vom Rechte, das mit uns geboren ward" und „Arische Weltanschauung im Kampf mit dem Fremdtum" zeigt er sich aber jedenfalls als ein Mann von echtem germanischen Rassebewußtsein, der aus dem innersten Gefühl dessen heraus, was uns unser Blut bedeutet und auferlegt, vom Zentrum des Rechtes aus alle Gebiete auch des Seelenlebens, insbesondere die religiösen, Unterrichts- und Erziehungsfragen in seine peripherischen Betrachtungen mit hineinzieht. In der zweiten der genannten Schriften ist

[398]) „Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 3, S. 26.

[399]) Reichliche Belege hierfür liefern unsere früheren Bände. Ich verweise besonders auf das Bd. II, S. 236/37, Gesagte.

besonders bemerkenswert, wie er seine geschichtlichen Darlegungen aus der Vor- und Urgeschichte herauswachsen läßt, sodann im zweiten Teile der Nachweis, daß wir auch rechtlich weit früher, nämlich schon durch Karl d. Gr., verrömert seien als gewöhnlich angenommen wird.

Das Recht wirkt sich vor allem, wenn nicht ausschließlich, im Staate aus, und so finden wir Rechts- und Staatslehre vielfach vereinigt, oder die erstere in die letztere stillschweigend mit eingeflochten. Wir verzichten in dem folgenden Rundblick auf subtile Unterscheidungen, die sich doch nicht streng würden durchführen lassen.

Beginnen wir mit F. J. Stahls „Rechts- und Staatslehre", so finden wir bei ihm schon eine sehr bestimmte und klar formulierte Vorstellung von der Rasse als der naturgemäßen Grundlage des Volkes und von dem Volke als der naturgemäßen Grundlage des Staates[400]). Das Volk entsteht nach ihm dadurch, daß eine starke Individualität, ein Stammvater, eine große Zahl von Nachkommen hat, die diese Individualität an sich tragen und zugleich durch ihre Zahl imstande sind, sich abzuschließen und zu einem Ganzen untereinander zu einigen. (Ersichtlich ein Nachhall der mythisch-genealogischen Herleitung der Völker, insonderheit derjenigen der mosaischen Völkertafel, die Stahl als Juden besonders nahelag.) Die Einheit der Abstammung und dadurch das Gepräge einer Persönlichkeit ist der Urbegriff des Volkes. Mit ihr ist die Einheit des Geistes, der Sitte, der Sprache gegeben. Mit den Mischungen wird dieser Begriff des Volkes nicht aufgehoben, denn die Mischung setzt eben schon reine Völker voraus. Sie beruht auf der massenweisen Verehelichung (connubium), in deren Folge dann bei der späteren Generation wieder Einheit des Blutes, wenn auch aus doppelter Quelle, sich findet. Das Mischungsprodukt kann gerade das höhere sein, wie wir es bei den Römern, den Engländern und Franzosen sehen. Für den Staat kommt es vor allem auf die Einheit des Naturells, des Geistes, der Sitte, der Sprache an, deren Basis freilich immer die Einheit des Blutes bleibt, wie das Volk die Basis des Staates. Ein gesunder, lebensvoller Staat setzt ein solches in sich einheitliches Volk notwendig voraus, daher bei neuen Länderverteilungen, soweit nicht bestehende Rechte es hindern, der natürliche oder historische Volksverband leitende Rücksicht sein sollte. Ein Grundsatz, dem bei der neuesten Massenverteilung durch den europäischen Areopag systematisch ins Gesicht geschlagen worden ist.

Von zwei genialen Außenseitern, Friedrich Rohmer und Konstantin Frantz, hat uns der ältere, Rohmer, vornehmlich mit seinem Werke: „Die Lehre von den politischen Parteien" (Teil I, Zürich und Frauenfeld 1844) zu beschäftigen. Auch er tritt als Philosoph an die Geschichte heran, ohne aber diese zu überfliegen, wie Schelling, oder zu vergewaltigen, wie Hegel. Vielmehr zieht er seine Wahrheiten aus gewissenhaftester Versenkung in ihre Realitäten. Von dem dabei entfalteten Tiefblick haben wir schon in unserem ersten Bande ausführliche Proben gegeben. Der Rasse ist dieser

[400]) Philosophie des Rechts II, 2. 5. Aufl. Tübingen und Leipzig 1878, S. 163 ff., 166.

in einem Maße zugute gekommen, daß Woltmann ihn als einen der frühesten deutschen Anthropologen bezeichnen konnte. Wir müssen uns naturgemäß auf die Wiedergabe der Hauptgedanken beschränken[401]).

Die Würde des Einzelnen bestimmt sich nicht ausschließlich nach seiner individuellen Organisation, sondern zugleich nach einer anderen Wertung, der der Rasse. Jeder Mensch erhält mit seiner Volksrasse Vorzüge und Fehler, woran sein Individuum schuldlos ist, welche trotzdem als Moment in die Wagschale fallen, und von welchen absehen zu wollen gegen die Natur wäre. Diese Rasse beschränkt sich aber nicht nur auf die Nationalität, sie dehnt sich auf den Provinzial-, auf den Stammes-, auf den Familiengeist aus. Stamm und Familie sind, obgleich in niederem Grade als die Nation, doch in ihrer Art wieder besondere Wesenheiten. Jedes ihrer Glieder wird mehr oder minder Erbe ihrer guten und schlimmen Eigenschaften, und es ist daher naturgemäß, daß, wenn ein Geschlecht durch Adel der Organisation sich über andere emporhebt, jedes Glied desselben die Vorzüge der Rasse genießt, sofern es diese Rasse besitzt. Der Entstehungsgrund des Erbadels und der Erbmonarchie wird hiermit begreiflich. „Die Rasse ist unzertrennlich von der Person. Sie bildet die Vorfrage bei der Beurteilung jedes Menschen, sie ist die Hülle, welche sein eigentliches Wesen umgibt, der Vorgrund, aus welchem sich die charakteristische Wesenheit des Individuums erhebt."

Dieser Gedankengang, daß die soziale Gliederung und historische Bestimmung der Menschen nicht sowohl ein individualistischer als ein physiologischen Naturgesetzen unterworfener genealogischer Vorgang sei, hat Rohmer besonders am Herzen gelegen. Auf den Begriff des organisch Ererbten kommt er wieder und wieder zurück. Besonders anschaulich führt er ihn am Beispiele eines Berner Patriziers vor, der als Rassencharaktere seine Familienrasse, seine Geschlechtsrasse, patrizische Rasse, Berner Stadtrasse, Bernerrasse überhaupt, Schweizerrasse, deutsche Rasse, germanische Rasse, europäische Rasse, die Rasse des Zeitgeistes, in dem er geboren, des germanischen, des schweizerischen Zeitgeistes u. s. f. in sich vereinigt.

Dem Staate erwächst die Aufgabe, die beiden Maßstäbe der Individualität und der Rasse in das richtige Verhältnis zu setzen: Die Rasse als Unterlage, das Individuum als Eigenschaft. Die Einheit der Nation beruht auf der Rasse, sie ist die lebendige Tradition, als solche freilich nur mittelbar bewußt, im Gegensatz zur Individualität, deren sich der Mensch, als der lebendigen Idee, unmittelbar bewußt ist. Der Liberalismus wertet die organischen Potenzen des Menschen mit vorwiegender Würdigung des organisch Eigentümlichen, der Konservatismus mit Hervorhebung des organisch Ererbten. Mit unverwüstlicher Zähigkeit hängt er an den einzelnen Lokal- und provinzialen Zügen, in denen sich die Rasse ausprägt. Der Reichtum an solchen, die Fülle und die Berechtigung des Einzellebens bis in die

---

[401]) Die wichtigsten Stellen finden sich S. 159 ff., 228 ff., 246 ff., 326, 330 ff. Eine warme Würdigung Rohmers bringt Bluntschli, „Geschichte der neueren Staatswissenschaften", S. 750 ff. und in dem betreffenden Artikel seines Staatswörterbuches.

Gemeinde hinein ist bezeichnend für alle konservativen Länder. Der rassenhafteste Zug ist und bleibt aber das Vorwiegen der Geschlechter. Rohmer redet im Hinblick hierauf kurzerhand von „Rasseſtaaten". Die meisten Freistädte und Fürstentümer des Deutschen Reiches, die Hauptkantone der Schweiz, Venedig, waren Rasseſtaaten. Nur der Radikalismus ist dreist genug, die Rasse als einwirkendes Prinzip im Staate zu verwerfen. „Wenn es aber dem Radikalismus jemals gelänge, die deutschen Throne zu entwurzeln, würden rohe Emporkömmlinge an die Stelle der großen Geschlechter treten. Nur wer die neuere Geschichte der Schweiz kennt[402]), kann den Inbegriff der Schmach fassen, der damit über unser Vaterland käme. Es wäre uns besser, unterzugehen, als auf diese Weise zu enden." Unsere heutige Lage!

Weit weniger leicht als bei Rohmer, der hauptsächlich in einem Werke höchst konzentriert alles das verarbeitet hat, was die Rasse berührt oder sich um sie bewegt, ist es bei Konstantin Frantz, ihn entsprechend wiederzugeben. Er hat eine wahre Flut von Schriften hinausgesandt, keine unbedeutend, vielfach zum Widerspruch herausfordernd, aber eben dadurch immer fruchtbar, und jedenfalls immer eine Quelle reichster Belehrung für Geschichte, Staats- und Gesellschaftswissenschaft wie Politik, nicht am wenigsten auch unter unseren Gesichtspunkten. Jahrzehntelang unbeachtet, ja vergessen, findet er neuerdings wieder immer steigende Würdigung — ein Zeichen des ihm innewohnenden Dauerwertes als schöpferischer und seherischer Denker[403]). Es war sein Unglück gewesen, daß er, dessen Sinn durchweg auf das Bleibende, das Beständige, ja das Ewige gerichtet war, dies doch immer wieder auf die Tagespolitik in ihrem vergänglichen Lauf anzuwenden sich versucht fühlte. Er erinnert in dieser Beziehung an Machiavelli und an Tocqueville, nur daß ihn von diesen beiden ein ideologischer Zug schied, den sein neuester und eifrigster Wiedererwecker richtig bezeichnet, wenn er Frantzens Wesensart charakterisiert als „eine originelle Mischung von realpolitischer Schärfe der Kritik und warmherziger Begeisterung für ideale Fernziele[404])". Nehmen wir hinzu, daß Frantz auch noch im Banne nicht nur der Bibel, auch — was damit zusammenhängt — der Schellingschen „Positiven Philosophie" stand, so müssen wir um so mehr staunen, wieviel des Ersprießlichen seine seltene Geistesschärfe auf dem Gesamtgebiete, das er bearbeitet, zutage gefördert hat[405]).

[402]) Dieser zeitgeschichtliche Anklang erklärt sich daraus, daß die Schrift während eines Aufenthaltes Rohmers in der Schweiz geschrieben wurde.

[403]) Als die wichtigsten seiner Schriften seien hier genannt: „Vorschule zur Physiologie der Staaten", Berlin 1857; „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht", ebenda, 1859; „Die Wiederherstellung Deutschlands", ebenda, 1865; „Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft", Leipzig und Heidelberg 1870; „Der Föderalismus", Mainz 1879; „Die Weltpolitik", Chemnitz 1882/83.

[404]) Eugen Stamm, „Konstantin Frantz 1857—1866", Stuttgart, Berlin und Leipzig 1930, S. 42.

[405]) Zum folgenden besonders zu vergleichen „Vorschule", Kap. 2, 3, 11. „Naturlehre des Staates", Buch I, Kap. 1, 8. Buch II, Kap. 11.

Frantz ist aufs tiefste davon durchdrungen, daß alle spekulativen Staatstheorien nur auf Irrwege geführt haben. Am schlimmsten wirkt hier das Beispiel Hegels, dessen Philosophie ihm nur „potenzierte Scholastik“ bedeutet. Statt von dem wirklichen Staate, gehen jene Theorien von irgendeinem allgemeinen Prinzip aus und übersehen darüber die eine Grundtatsache, daß die Staaten Individuen sind, Individuen, denen man nur auf den Wegen und mit den Mitteln der Physiologie beikommen kann. Damit stehen wir mitten in den Rassenfragen, die Frantz besonders gründlich von der vorgeschichtlichen Seite angefaßt hat. Er entwirft eine Skizze der Urstaaten, die des Treffenden die Fülle birgt, auch wenn man das abrechnet, worin die Bibelweisheit seines Meisters Schelling durchblickt, die ja wohl wahr sein k a n n, aber nicht m u ß. Dahin gehört vor allem sein ursprünglicher Einheitsglaube, der auch für ihn, wie für so manches fromme Gemüt, als notwendiges Korrelat den Gedanken einer wiederzuerringenden Endeseinheit mit sich führt. Im übrigen aber, welch urgesunde Vorstellungsweise, welch einleuchtende Grundgedanken, aus denen er sich wie aus Quadern seine Urzeit zusammensetzt! Das gilt selbst für die Weise, wie er seine Ureinheit verarbeitet. Diese zerriß, wie bei Schelling, es entstand die Verschiedenheit der Völker, Katastrophen betrafen die Menschen- wie die Erdenwelt, und beide werden nicht nur in Parallele, auch in Zusammenhang gebracht. Das Durcheinandergerütteltwerden der Menschen infolge gewaltiger Revolutionen auf vorgeschichtlichem Hintergrund charakterisiert sich durch die Allerweltswanderungen, infolge deren verschiedene Stämme zusammentreffen. Durch deren Zusammenwachsen, also durch Rassenvermischung, entstehen die Urstaaten, und zwar aus innerer Notwendigkeit. Diese Entstehung ist als eine Stiftung zu denken, wie es viele Sagen der Völker bezeugen: der allgemeinen Zentrifugalität, welche vor der Staatengründung herrschte, trat die mächtige Konzentrationskraft der Staatengründer entgegen. Die Staatengründung ist der letzte Abschnitt in dem großen Entwicklungsprozeß des vorgeschichtlichen (mythischen) Zeitalters, dessen ganzen Inhalt sie einerseits in sich konzentriert, wie sie anderseits in die geschichtliche Zeit hinüberleitet. Sie geht in der Regel aus von der überlegenen Rasse — denn es ist anzunehmen, daß höhere und niedere Rassen aufeinandertrafen. Erstere wurden mit Naturnotwendigkeit die herrschenden, denn Herrschaft — ersichtlich das Grundprinzip aller Staatenlenkung — kann nur durch ein reales Übergewicht der Herrschenden ausgeübt werden, das heißt durch Ungleichheit, die in manchen Staaten des Ostens sich primitiver und unumwundener in der Form des Kastenstaates kundgibt, in denen des Abendlandes aber darum nicht weniger sich auswirkt. Soweit die „Vorschule“. Aus der „Naturlehre des Staates“ wäre dann noch hinzuzunehmen der ganze Abschnitt „Der Staat als Naturprodukt“, in welchem zunächst ein geschichtlicher Überblick über das gegeben wird, was an physiologischen Betrachtungen des Staatslebens — von Aristoteles und Montesquieu, bis zu einem gewissen Grade auch von Machiavelli, Burke und Haller — bisher geleistet worden. Betrachtungen über die Aufgaben

und Methoden der „politischen Naturlehre" schließen sich in späteren Kapiteln an. Als besonders bedeutsam möchten wir noch hervorheben das über die Individualität der Staaten, in welchem diese aus den drei Elementen des Landes, der Volksart und der Geschichte erklärt wird, und vor allem das über die Nationalitäten, mit welchem schon der Übergang von dem physiologisch-materiellen zu dem ethisch- und kulturell-ideellen Teile des Frantzschen Gedankengebäudes vollzogen ist. Hier noch mehr als in dem ersteren tritt die tiefe Verwandtschaft der Frantzschen Anschauungen mit denen Gobineaus zutage. Auch für ihn konzentriert sich Sinn und Bedeutung der neueren Geschichte, verkörpern sich die höchsten Aufgaben der Menschheit im Germanentum. Auch für ihn bedeutet dessen Glanzperiode, das Hochmittelalter, einen Höhepunkt menschheitlicher Entwicklung, für das Heilige Römische Reich von damals, dessen weiteste ethische wie geistige Perspektiven er mit beredter Begeisterung darlegt, empfindet er eine wahre Ehrfurcht. Mit dem Wiederdurchschlagen antiker Staatsideen und Bildungselemente ist etwas Fremdartiges in unser ganzes Leben gedrungen — schon den Namen „Renaissance" beanstandet Frantz: „gerade als ob das Mittelalter nur eine erstorbene Welt gewesen wäre!" —, das volkstümliche Recht erstarb, wie die volkstümliche Dichtung und Kunst, um einer nur auf gelehrten und ästhetischen Studien beruhenden Bildung Platz zu machen. Und doch gewährt nur die weitmöglichste Behauptung und Wiederaufrichtung des Germanismus Aussichten für die höheren Anliegen der Menschheit. Eingekeilt zwischen die Riesenmächte des Ostens und des Westens — die Frantz vielleicht früher als irgendein anderer, Gobineau wiederum ausgenommen, in ihrer vollen Wucht sich herausentwickeln sehen und in seiner „Weltpolitik" geschildert hat —, wird er sich solche Möglichkeiten nur wahren können, wenn er sich auf seine Urkraft besinnt. Diese liegen nach Frantz in der ewig lebendigen Eigenart unserer Stämme und in deren Drang nach produktivem Zusammenschluß. Bünde haben immer das Rückgrat unserer Kraft nach außen wie im Inneren gebildet, der „Föderalismus" (der sich auf einen hohen Grad mit dem genossenschaftlichen Prinzip begegnet, welches im deutschen Leben eine so große Rolle spielt) muß daher auch in Zukunft unsere Losung sein, in seinem Zeichen haben wir die letzte Aufgabe des Germanentums, die Zusammenfassung aller ihm zugehörigen oder seinem Einflusse zu unterstellenden Elemente in einem mitteleuropäischen Bunde, zu vollziehen.

Man wird schon nach dieser knappen Analyse begreifen, wie „zeitgemäß" Frantz seit den Umwälzungen der letzten Jahrzehnte, in der Ära der Weltreiche, wieder geworden ist, und man kann in der Tat nur wünschen, daß mindestens seine Hauptwerke, trotz des vielen Überholten, das sie bergen mögen, wieder ernstliche Leser finden[406]), wäre es auch nur um der ethi-

406) Einige wenige Winke seien hierfür noch gegeben. Hauptstellen über den Germanismus „Untersuchungen" usw., S. 319—322. Über das Mittelalter „Vorschule", S. 38 ff., 110 ff., 281 ff. „Naturlehre d. St.", S. 398 ff. „Die Wiederherstellung Deutschlands", S. 450—456. Über die deutschen Stämme

schen Erhebung willen, die sie reichlich so sehr wie geistige Anfrischung bringen.

An der Spitze der bestallten Lehrer der Staatswissenschaften finden wir Karl Salomo Zachariä mit seinem Werke „Vierzig Bücher vom Staate" (2. Auflage, Heidelberg 1839—1843). Er hat zuerst und gründlich mit der Einführung der politischen Naturlehre in die Staatswissenschaften Ernst gemacht, indem er versucht, die Ursachen des Daseins, der Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten, der Schicksale der Staaten in den allgemeinen Gesetzen der Natur (Buch 7), in der Beschaffenheit des Schauplatzes (Buch 8—10: Physische Geographie, Politische Klimatologie, Politische Naturgeschichte) und in der körperlichen und geistigen Beschaffenheit des Menschen (Buch 11, 12: Politische Anthropologie) nachzuweisen.

Es ist Zachariä von verschiedenen Seiten vorgeworfen worden (so von Frantz, auch Bluntschli läßt es durchblicken), daß er sich infolge seines Ausgehens von den Rousseau-Kantschen Naturrechtslehren in Widersprüche verwickelt habe und dadurch unter anderem auch verhindert worden sei, eine einheitliche politische Naturlehre auf realem Grunde zustande zu bringen. Bedenken dieser Art können vielleicht seiner Staatslehre im engeren Sinne gegenüber Berechtigung haben. Diese entfällt nicht in unser Gebiet. Wir können nur sagen: gerade wenn Zachariä von Hause aus durch Fesseln so abstrakt-unwirklicher Art gebunden war, ist es um so mehr anzuerkennen, wie er sie abzuwerfen verstanden hat. Einige Kardinalsätze aus seiner Politischen Anthropologie mögen dies belegen. „Die Verschiedenheit der Menschenrassen — die an einer früheren Stelle als ‚unausbleiblich erblich' bezeichnet wird — ist eine von den Ursachen, auf welchen die Verschiedenheit des inneren Zustandes der Staaten beruht." „Das Schicksal der Staaten hängt weit weniger von ihren politischen Einrichtungen als von den Eigentümlichkeiten der Nation oder der Nationen ab, über welche der Staat gebietet. Man sollte daher in der Geschichte des menschlichen Geschlechts die Geschichte der Nationen zur Hauptaufgabe oder zur Haupteinteilung machen, der Staatengeschichte aber nur die zweite Stelle anweisen[407])." Jene Nationen nun aber faßt Zachariä auch wieder durchaus rassenhaft: „Was die Menschenrassen im Großen sind, das sind die Nationen im Kleinen . . . Eine Nation ist der Inbegriff derjenigen Menschen, welche zufolge der ihnen gemeinschaftlichen Denk- und Sinnesart, wenn auch nicht erweislich, einer und derselben Abkunft sind, von denselben Voreltern stammen. Ein Stamm und eine Nation unterscheiden sich nur in Beziehung auf die Zahl ihrer Genossen. Die Verschiedenheit der Menschen nach Nationen besteht in der Verschiedenheit ihrer Denk- und Sinnesart. Aber beruht sie auf diesem Grunde? . . . Die Einteilung der Menschengattung nach Nationen dürfte, wie die nach den Rassen, ihren letzten Grund in

„Untersuchungen", S. 244—248. „Föderalismus", S. 224 ff. („Ein Volk von Völkern"). Über den föderativen Gedanken „Wiederherstellung Deutschlands", S. 458 ff. „Weltpolitik", Abt. III, S. 206.

407) Bd. II, S. 146, 154, 162.

der Erblichkeit einer gewissen Körperlichkeit haben . . . Der Begriff einer Nation gehört in die Naturlehre, der eines Volkes in die Rechtslehre. Doch werden beide Werte nicht selten miteinander verwechselt[408]).“

Dem damaligen Stande der Anthropologie entsprechend sind Zachariäs Ausführungen über das Einzelne der rassischen Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten noch einigermaßen primitiv, er operiert einfach noch mit den Rassen Blumenbachs ganz im allgemeinen[409]); in das Gefüge der weißen Rasse zumal ist er noch nicht tiefer eingedrungen, zum mindesten nicht methodisch, denn an einzelnen Lichtblitzen fehlt es auch hier durchaus nicht, wie wenn er z. B. die Scheu der Kelten vor der See feststellt und in Gegensatz zur Meeresfreudigkeit der Germanen rückt[410]). Was aber die Hauptsache, die von der Rassenerkenntnis unabtrennliche aristokratische Anschauung war ihm in hohem Grade zu eigen, und er hat sie auch in seiner eigentlichen Staatslehre unumwunden und charaktervoll bekannt. Der Rückgang des aristokratischen Elementes ist ihm freilich so wenig verborgen geblieben wie die allmähliche Wandlung der Völker vom Nationalismus zum Kosmopolitismus[411]) — zwei Erscheinungen des Völkerlebens, die rassisch im wesentlichen auf eine und dieselbe Wurzel zurückgehen.

In allen den letztgenannten Beziehungen geht nun Karl V o l l g r a f f, der Marburger Fachgenosse des Heidelbergers Zachariä, einen beträchtlichen Schritt über diesen hinaus. Eine ausführlichere Charakteristik dieses wundersamen Denkers hier zu geben darf ich mich wohl für überhoben erachten, nicht nur, weil dies bereits früher an verschiedenen Stellen geschehen[412]), mehr noch, weil ich nach wie vor daran verzweifeln muß, ihn einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen. Um so mehr muß wieder und wieder betont werden, daß kein eigentlicher Rassenf o r s c h e r, keiner, der unser Gebiet ganz beherrschen will, an ihm vorbeigehen dürfte. Es ist nicht auszusagen, was bei diesem Manne, wenn man ihn recht zu lesen versteht, an Belehrung zu holen ist. Mit Bienenfleiß und unermeßlicher Gelehrsamkeit verbindet er Helle des Blickes und große Energie des Charakters. Kein anderer Denker, auch Courtet nicht, fordert in gleichem Maße die Parallele mit G o b i n e a u heraus. Mindestens ebenso rücksichtslos wie dieser die Geschichte, stellt er die Staatslehre — schon im Titel seines Hauptwerkes — auf die Rassenkunde. Völlig gleichzeitig reifte in zwei Denkern von diesseits und jenseits des Rheines, die keine Ahnung voneinander hatten, eine in ihrem Kern wie in hundert Einzelheiten verwandte Lehre heran. In manchem hat Vollgraff entschieden schon klarer und tiefer geblickt als Gobineau, insbesondere hat er mit der Rangordnung auch für die germanischen Stämme Ernst gemacht und ihre Einwirkungen auf den Kulturgang besser herausgestellt. Im übrigen aber vollste Übereinstimmung

408) Bd. I, S. 60 ff. Bd. II, S. 158 ff. — 409) Ebenda, S. 150 ff.

410) Ebenda, S. 164 ff. — 411) Bd. V, S. 250 ff.

412) Ich verweise hier — von den zahlreichen Einzelerwähnungen absehend — namentlich auf „Gobineaus Rassenwerk“, S. 376 und auf Bd. I, S. 426 ff. dieses Werkes.

namentlich der Grundanschauungen: Gleichheitsgegnerschaft, Aristokratie, Germanenbegeisterung, Pessimismus. Selbst auf das jahrzehntelange Vergessenwerden erstreckt sich der Parallelismus, nur ist dies für Gobineau nie ein so vollständiges gewesen, ja, er konnte um so voller wieder aufleben, als einmal seine Zeit gekommen war, dank seiner großen, lebensvollen, begeisternden Persönlichkeit, die nun leider Vollgraff, dem im einzelnen vielfach weit besser Unterrichteten, aber namenlos Schwerfälligen, gänzlich fehlte. Joseph Held, der in den sechziger Jahren auch für ihn einen Rettungsversuch unternahm mit einer allerdings nur scheinbaren Neuauflage[413]), mußte damit scheitern, weil, wie er treffend ausgeführt hat, Vollgraff an die Stelle eines Systemes ein Schema gesetzt hat, das auf die Dauer seine besten und gesundesten Gedanken ankränkelt und das Ganze ungenießbar macht. So wird er wohl unter den Trümmern seines verfehlten Gebäudes liegen bleiben, was um so mehr zu beklagen ist, als nicht nur, wie auch Held in Tönen höchsten und höchstverdienten Lobes hervorhebt, eine Fülle der Erkenntnis, auch schier unerschöpfliche Hinweise auf die ältere Literatur damit zugleich begraben liegen. Nicht zu rechtfertigen ist bei alledem die Vernachlässigung Vollgraffs von seiten der Wissenschaft, wie denn z. B. sowohl Bluntschli wie Rocholl ihn ganz übergehen. Einzig bei Mohl habe ich eine gewisse Würdigung gefunden. Gerade dieser aber vermochte seinem Wesen nicht eigentlich auf den Grund zu kommen, da er, ganz anders in die liberalistische Ära hineingewachsen und gewissermaßen mit ihr verwachsen, seinen Anschauungen fernerstand und daher eine physiologische Behandlung des Staatslebens mehr oder minder ablehnte. Immerhin kann er auch nicht umhin, die großen Seiten von Vollgraffs Werk anzuerkennen[414]).

Wo Mohl selbst in seinen Werken auf Rassenfragen zu sprechen kommt, hat man den Eindruck, daß sie ihn nicht eigentlich bewegen. Sie gehen in der gewaltigen Stoffmenge, die er, meist historisch-kritisch, bewältigt, gewissermaßen mit durch, ohne daß sie sonderlich Farbe oder auch neue Beleuchtung gewännen. Anregungen wie die Thierrys haben zwar entschieden auf ihn gewirkt, er hat ihnen aber nicht weiter Folge gegeben. Wo die Rassenfragen praktisch werden, tritt der Meister in Mohl hervor: das Kapitel über die Nationalitätenfrage gehört zum Besten, was man darüber lesen kann[415]).

[413]) In Wirklichkeit war diese Ausgabe nur eine Neueinkleidung der großen liegen gebliebenen Bestände in neue Betitelung usw., kein Neudruck. Den ursprünglichen wahrhaft ungeheuerlichen Titel verwandelte Held (1864) in den ebenso bündigen wie treffenden: „Staats- und Rechtsphilosophie auf Grundlage einer wissenschaftlichen Menschen- und Völkerkunde". Hinzugekommen war nur Helds temperamentvolle Vorrede und eine Einleitungsschrift des Verfassers: „Wie muß man forschen und dann schreiben?"

[414]) „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", Bd. 3, S. 361 ff. „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", Bd. II, S. 334 ff.

[415]) Im letztgenannten Werke Bd. II, S. 333 ff. Vgl. außerdem „Gesch. und Lit. d. Staatswiss.", Bd. I, S. 95 ff., Bd. III, S. 360 und „Enzyklopädie der Staatswissenschaften", S. 576 ff. über Abstammungsverhältnisse, mit Literatur zur Rassenfrage.

Den radikalskeptischen Standpunkt vertritt der Rasse gegenüber Richard Schmidt in seiner „Allgemeinen Staatslehre"[416]). Da, wie die vorgeschichtlichen Schicksale der späteren Kulturrassen, auch die Mischungsverhältnisse der geschichtlichen Völker in völligem Dunkel liegen, so wissen wir im Grunde über Bestandteile und Rassencharakter der historischen Kulturvölker nicht das geringste. Alles, was Schmidt zugibt, ist, daß „Rasseneigenschaften oder Nationalcharakter eines Volkes an einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte als etwas erweislich und fest Gegebenes hingenommen und bei der Erklärung der Kulturprobleme als Faktor eingestellt werden können". Worauf sich erwidern läßt, daß Gobineau gerade in den entscheidenden Partien seines Buches, und nicht minder seine Nachfolger, jene „bestimmten Zeitpunkte der Geschichte" in der Tat im Auge gehabt und richtig gedeutet haben. Auf das allgemein absprechende Urteil über die Möglichkeiten der Rassenkunde müssen die drei Bände dieses Werkes die Antwort abgeben. Uns will scheinen, man könnte ein ähnliches mit ganz gleichem Recht nicht nur auf Theologie und Philosophie, sondern gerade auch auf die Staatswissenschaften anwenden. Auch hier ist es ja völlig undenkbar, daß die Grundprobleme, um die sich diese Wissenschaften bewegen, jemals so klargestellt, so fest und eindeutig herausgearbeitet werden können, daß ihre Lösung allgemein annehmbar erschiene. Objekt der Forschung aber bleiben sie trotzdem, und vielleicht gerade deswegen, in hohem Maße.

Im übrigen sei gerne anerkannt, daß auch solche ablehnende Stimmen in dem Teil Wahrheit, das sie enthalten, ihre Berechtigung finden. Manche Sätze der Schmidt'schen Einwendungen decken sich genau mit dem, was der Verfasser selbst im Eingangskapitel des ersten Bandes dieses Werkes über gewisse unübersteigliche Schwierigkeiten aller Rassenforschung ausgesprochen und an mehreren späteren Stellen der jüngeren Generation, wenn sie jener Vorbehalte zu wenig zu achten schien, warnend zugerufen hat.

Von der Staatswissenschaft ist nur ein Schritt zur Gesellschaftswissenschaft. Ja, nach der Ansicht vieler wäre hier überhaupt kein Schritt zu tun, träten wir — wenn das Bild erlaubt wäre — nicht in einen benachbarten Raum über, sondern verblieben im gleichen, nur anders ausstaffierten. Es hat langer und heftiger Auseinandersetzungen bedurft, ehe die Soziologie, als die Wissenschaft von der nicht organisierten Lebensgemeinschaft der Individuen, von der Wissenschaft des Staates, dessen Existenzmöglichkeit auf der Organisation beruht, endgültig losgerissen war. Vielleicht hätte man sich leichter geeinigt, wenn man — um in obigem Bilde zu bleiben — der Vorstellung Raum gegeben hätte, daß für die Gesellschaftswissenschaft eine Erweiterung des alten Gemaches vorzunehmen sei. Denn in jedem Falle ist ja die Gesellschaft dem Staate gegenüber das räumlich ausgedehntere und zeitlich dauerhaftere Gebilde. Die Nationalität ist nicht im gleichen Grade ihr unentbehrliches Requisit wie das des Staates. In gewissem

[416]) Bd. II, Leipzig 1901, S. 37, 41.

Sinne war schon die abendländische Welt der römischen Kaiserzeit, und sicher die des darauffolgenden Mittelalters eine zusammenhängende Gesellschaft. Dort bildete römisches Recht und griechisch-römische Bildung, hier Germanentum und Christentum den verbindenden Kitt. Wie dem nun aber auch sei, die Stellung der Rasse bleibt in beiden Wissenschaften genau die gleiche: sie liefert dem Staate wie der Gesellschaft in der Komposition ihres Menschenmateriales die unentbehrliche organische Grundlage. Bei deren Erforschung gehen die Wege nur insofern auseinander, als die einen mehr empirisch, die anderen mehr spekulativ vorgehen, die einen von dem unmittelbar gegebenen Volkstum ihren Ausgang nehmen, die anderen den hinter diesem ruhenden rassischen Elementen und Kräften mittelbar auf den Grund zu kommen suchen. Als Vertreter der ersteren Richtung wählen wir Riehl, als Vertreter der letzteren Lilienfeld und Schäffle.

Riehl ist einst von Adolf Bartels der Ehrenname eines Schöpfers der Volkskunde beigelegt worden, und wir dürfen hinzufügen, daß er bis auf den heutigen Tag deren wahrer Klassiker geblieben ist. Sein Vortrag vom Jahre 1858: „Die Volkskunde als Wissenschaft"[417]) ist auch für die Rassenlehre in mehr als einer Beziehung von programmatischer Bedeutung. Sein Ausspruch „Der gemeine Sprachgebrauch läßt uns heute noch bei dem Worte Ethnographie eher an Indianer und Hottentotten denken oder allenfalls an die deutschen Urstämme vor der Völkerwanderung als an unser eigenes Volk in der Gegenwart" hat wie ein Signal gewirkt. Er selbst hat das schönste Beispiel des hier zu vollziehenden Wandels gegeben, indem er seine Gesellschaftslehre aus naturgeschichtlichen Volksstudien hervorgehen ließ, deren weitaus vorwiegendes Objekt seine Deutschen bildeten. Den Gesamtkomplex der hierher gehörigen Werke bezeichnet er als „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik". Er zerfällt in der Hauptsache in die folgenden Einzelarbeiten: 1. „Die Familie", die als Urgrund aller organischen Gebilde in der Volkspersönlichkeit aufgewiesen wird. 2. „Land und Leute", worin Riehl darlegt, wie auf der ethnographischen Dreigliederung Deutschlands (Südwesten, mit dem vorherrschenden Element der Franken, Norden, den Sachsen gehörig, Südosten, den Fremdstämmen abgerungen) die natürliche Vorbedingung der Verschiedenheit des Volkslebens wie der sozialen Standpunkte beruht. 3. „Die bürgerliche Gesellschaft" sucht die großen Naturgruppen des Volkes auf, welche durch Stand und Beruf, Sitte und Lebensart gegeben sind, den Staat und sein Rechtsleben noch nicht voraussetzen, dennoch aber im Staate als Stoff und Inhalt für die staatenbildende Kunst berücksichtigt werden müssen[418]). Im letztgenannten Werke sehen wir Riehl auf der Höhe, und innerhalb desselben wieder bilden die Kapitel über den Bauern sein Meisterstück. Nie wohl ist es wieder so erfaßt worden, wie der Bauer, über und

[417]) Veröffentlicht in seinen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten", Stuttgart 1862, S. 205—229.

[418]) Sämtlich in den fünfziger und sechziger Jahren in vielen Auflagen erschienen.

über unpolitisch und doch ein wandelndes Stück Geschichte, Hauptvertreter des Volkstums nur darum werden konnte, weil er zutiefst in der Rasse wurzelt. Sein Hervorlugen aus dieser wird an zahlreichen Zügen nachgewiesen. Er ragt so gut in die Vorgeschichte hinein wie er längstvergangene Jahrhunderte der Geschichte verkörpert. In manchen Bauerngemeinden sehen wir noch ein Stück Clansverfassung lebendig, und dann wiederum erkennen wir in heutigen hessischen Bauerngesichtern die genauen Abbilder der Skulpturen von der Marburger Elisabethenkirche aus dem 13. Jahrhundert: daß mit letzteren Adelstypen wiedergegeben wurden, verschlägt nichts, da Adel und Bauern ja der gleichen Quelle entstammen. Der Gegensatz von Stadt und Land, der sich in unserer Zeit zu einer unserer Todesursachen zu steigern droht, dämmerte zu Riehls Zeit erst auf. Dennoch sah auch er sich schon veranlaßt, sein drittes Bauernkapitel mit den Worten zu schließen: „Das städtische Proletariat vertritt bei uns nicht, wie in Frankreich, die Masse. Die Masse in diesem Sinne ist bei uns der Bauer. Dieser einzige Umstand verbürgt die Zukunft des deutschen Volkes. Aber wehe uns, wenn die Entartung, welche die Masse bereits von außen angefressen, auch den guten inneren Kern derselben erreichte!“

Riehls Originalität beruht auf der eigentümlichen Verbindung eines echt volkstümlichen Zuges mit wissenschaftlicher Tiefe. Daraus ergibt sich die wunderbare Einfachheit seiner Darstellungsweise. Zwei Grundgedanken sind es im wesentlichen, welche seinen Hauptwerken ihren Atem verleihen: der von der durchgreifenden Bedeutung des Volkstums als des Bleibenden gegenüber der „Länderfabrikation“ und den „Zufallsstaaten“, und der der berechtigten Besonderungen unseres Volkslebens, die er von „dem nichtsnutzigen politischen Partikularismus“ sehr wohl zu unterscheiden weiß. Seine Ausführungen gegen Gleichmacherei und Nivellierungswut (in der „Bürgerlichen Gesellschaft“) sollte niemand ungelesen lassen. Den Ungleichheitsgedanken, auf dessen Einhämmerung Gobineau vier Bände verwandte, faßte er in die kurze, das Sprichwort „Vor Gott sind alle Menschen gleich“ erweiternde Wendung: „Ja, aber auch nur vor Gott, nicht vor den Menschen!“ Er ging sogar so weit, in den kirchlichen Gliederungen naturberechtigte Ausprägungen unseres Volkstums zu erkennen und sie als solche zu preisen — „Wohl wurzeln die Leiden unserer Nation in den konfessionellen Gegensätzen, aber mit den Leiden auch unsere eigentümlichste Lebenskraft“ —, und jedenfalls hat er damit ahnungsvoll eine Anwendung des Rassengedankens vorgenommen, die später von fachkundiger Seite die schlagendste Bestätigung finden sollte[419]).

In ganz andere Regionen versetzt uns Paul von Lilienfeld mit seinen „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft“ (Teil 1—5, Mitau 1873 ff.). Er holt weit aus, um die sozialen Gebilde als natur-

[419]) Ammon („Die natürliche Auslese beim Menschen“, S. 219/20) tut dar, daß mit Ausnahme gewisser Bezirke, in denen das „Cujus regio ejus religio“ seine Wirkung getan hat, in deutschen Landen durchweg die katholische Bevölkerung mit der rundköpfigen, die protestantische mit der langköpfigen sich decke.

gesetzliche Ergebnisse einer Entwicklung nachzuweisen, die in der Natur und im gesellschaftlichen Leben in gleicher Weise sich auswirkt. Die menschliche Gesellschaft ist gleich den Naturorganismen ein reales Wesen, eine Fortsetzung der Natur, ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zugrunde liegen. Das Gesetz der Wechselwirkung der Kräfte ist daher auch für alle Erscheinungen ein allgemeingültiges. Der Hierarchie, der inneren Potenzierung der Kräfte — mechanisch, chemisch, organisch, intellektuell — entspricht eine gleiche Hierarchie in den äußeren Formen und Gestaltungen dieser Kräfte, gipfelnd im menschlichen Gehirn. Den Abschluß bildet die menschliche Gesellschaft, welche nichts anderes als eine Potenzierung der individuellen Kräfte ist.

Dieser Denker lehrt somit eine mächtige, auch geistige Aufwärtsentwicklung auf biologischer Grundlage. Darwin fand den Faden auf, der die ganze organische Welt zu einem gemeinsamen Ganzen verbindet und sie als Fortsetzung der unorganischen erscheinen läßt. Ist der Mensch das letzte Glied dieser Kette? Reicht sie nicht noch weiter? Bilden die voneinander verschiedenen gesellschaftlichen organischen Gruppen nicht ebensolche reale Organismen, wie der Mensch selbst? Jeder höher ausgebildete soziale Organismus besteht in seinen einzelnen Teilen aus Individuen, Geschlechtern, Gemeinschaften und Ständen, die auf verschiedenen Stufen der Entwicklung sich befinden und im Neben- und Übereinander dasselbe darstellen, was die Geschichte uns im Nacheinander vorführt.

Mit diesen kaum mehr als eine knappe Andeutung gebenden Hauptsätzen müssen wir uns begnügen[420]) und wollen nur allenfalls noch auf die im letzten Bande durchgeführte fast allzukühne Synthese von Naturwissenschaft (Psychophysik) und dogmatischem Christentum hinweisen, worin unter anderem die Unsterblichkeit als eine Erhaltung der Kraft gedeutet wird. Übergehen durften wir den allseitig belesenen Forscher darum nicht, weil er bei der Anwendung seiner Ideen auf die geschichtliche Entwicklung der Menschheit ein reiches ethnologisches Material ins Feld geführt und kaum eine der wichtigsten Rassenfragen unberührt gelassen hat[421]).

In ganz anderem Maße gilt dies noch von dem Werke Albert Schäffles, „Bau und Leben des sozialen Körpers" (4 Bände, Tübingen 1875 bis 1878), dem denn auch eine unvergleichlich viel größere Wirkung beschieden gewesen ist. In der Weise Comtes, Spencers und Lilienfelds hat auch dieser die Biologie der Soziologie zur Grundlage gegeben und dabei, wie man ihm bestätigen muß, die Gefahren der durchgehenden Analogien zwischen den sozialen und den organischen Körpern und den Kräften der unorganischen Natur durch Festhalten des Gesichtspunktes bloßer bildlicher Veranschaulichung, nicht wirklicher Identifizierung glücklich vermieden. Uns hat hier nur die rassenkundliche Begründung seiner Lehre zu beschäftigen,

---

[420]) Eine etwas ausführlichere Wiedergabe bei Achelis, „Moderne Völkerkunde", S. 152 ff.

[421]) Hier nur einige Hauptstellen: Bd. I, S. 162 ff., 362 ff. Bd. II, S. 245 ff., 281 ff., 389 ff.

die er wahrhaft systematisch angefaßt hat, so daß es möglich wird, seinem Werke, das, wie die der genannten Denker, vor allem von Darwin stark beeinflußt ist, einen vollständigen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit als Rassenprozeß zu entnehmen. Die Nutzanwendung auf die Gesellschaft wie deren Rückschläge auf die Rasse brauchen dabei nicht in jedem einzelnen Falle näher ausgeführt zu werden. Wie sehr Schäffle sich beide Faktoren in durchgehender Wechselwirkung denkt, geht schon daraus hervor, daß er z. B. von den kraniologischen und sonstigen anthropometrischen Messungen sagt: „Ohne Beiziehung sozialer Ursachen wird keine dieser Größen erklärt werden können[422]).“

Versuchen wir jetzt von jenem Überblick über die Geschichte der Rasse eine kurze Skizze zu geben. In Betreff der heute unzweifelhaft bestehenden Arteinheit des Menschengeschlechtes ist es unsicher, ob sie von je vorhanden gewesen oder erst geworden ist. Ebensowenig läßt sich die Frage, ob ein einziger Schöpfungsmittelpunkt oder ein großer Saatwurf des Schöpfers, der die Völkertypen weithin ausstreute, anzunehmen sei, sicher entscheiden. Sie ist aber auch für die Gesellschaftslehre nicht so wichtig wie die andere, ob alle Rassen, gleichviel wo sie herstammen mögen, zu einem s o z i a l e n Körper verwachsen können. Dies wäre selbst dann denkbar, wenn einzelne Rassen unzivilisierbar sein sollten, da diese dann in dem Kampf um die Existenz verschwinden würden, so daß die Frage von Schäffle unbedingt bejaht wird. Wie die Rassen nun aber auch geworden sein mögen, der ursprünglichste, für alle Zeiten unauslöschliche, immerfort urkräftige Massenzusammenhang liegt begründet in der Einheit des Blutes und der Geschlechtsverbindung. Er erwächst aus derjenigen Seite des Volkes, durch welche dieses unmittelbar selbst der Natur angehört, aus der eigenen Leiblichkeit des Gesellschaftskörpers. Neben diesen tritt ein anderer die Verwandtschaft befördernder Massenzusammenhang in Gestalt der Einheit des Landes. In der ältesten Zeit finden wir die Menschheit gespalten in viele Horden, Stämme und Völkerschaften, als Folge der Veränderungen in den Voraussetzungen der sozialen Auslese, und alle die damit gegebenen individuellen Verschiedenheiten, durch Fortpflanzung überlieferte, erbliche Ergebnisse der voreIterlichen Entwicklung während der ganzen Vergangenheit, werden auch wiederum durch die Erblichkeit festgehalten, welcher alles, vom Einzelmenschen bis zu den großen Rassen, gleichmäßig unterliegt, und welche die Persistenz der letzteren vorwiegend bedingt. In prähistorischer Zeit, wo der Verband der Horde ein rein blutsverwandtschaftlicher war, und auch noch unter den altlandschaftlichen Organisationsformen der seßhaften Patriarchalzeit herrscht die Einheit der Abstammung noch mehr oder minder unbedingt vor. Später kommt eine immer stärkere Bewegung in die Völker, welche sich als ein sozialer Diffusionsvorgang bezeichnen läßt. Lange Zeit haben wohl einzelne Schichten, Nationen und Rassen, gestrebt, sich von der Blutmischung mit allen Zweigen unseres Geschlechts auszuschließen und hierdurch eine dauernde Übermacht zu begründen, aber schließlich sind

[422]) Bd. 3, S. 65 ff.

sie damit doch gescheitert. Der Kitt der bloßen Blutseinheit mußte sich schon bei der Erweiterung des Stammes- zum Volks- und Rassenverband (zur Völkerfamilie im physischen Sinne) immer mehr lockern, noch mehr aber verdünnt sich die Blutsgemeinschaft, wenn Volksteile zur Nation zusammenwachsen. Wenn der physische Einheitstypus aufhört, tritt Gemeinschaft der Tradition und der Geschichte, der Sitten und Gebräuche, der Sprache und des Schrifttums an die Stelle, um den einheitlichen Zusammenhang der Bevölkerungsmassen aufrechtzuerhalten. Die Nationalität ist zum Unterschied von der Rasse nicht ein unauslöschliches Erbstück der prähistorischen Entwicklung, sondern ein wandelbares Erzeugnis der geschichtlichen Periode, daher noch immer verhältnismäßig rascher Umbildung fortlaufend unterworfen. Der Völkerkampf bringt Vernichtungen, Verdrängungen, Unterwerfungen, Kreuzungen, Verschmelzungen, und durch alle diese Folgen Variationen. Der Summe nach erwachsen solche nicht minder aus den kleinen Verschiebungen, Verdrängungen, Anpassungen, Verschmelzungen und Trennungen, welche aus den alltäglichen inneren Daseinskämpfen um materielle und ideelle Güter hervorgehen, als aus den großen kriegerischen Weltereignissen.

Aus den eingehenden Betrachtungen über die Mischungen der Völker möchten wir namentlich eines herausheben, was Schäffle über die neue Spracheinheit solcher Völker sagt, welche ihre Ingredienzien wahrhaft verschmolzen haben. Diese neue Spracheinheit nämlich, man denke an Franzosen und Engländer, wird Grundlage intensivsten Nationalgefühls wirklich verschmolzener Mischvölker; Fleisch und Geist verschiedener physischer Volkstümer ist in einem neuen Guß vereinigt, die organische und geistige Rassenkreuzung hat da nicht Bastardvölker, sondern gesunde neue Nationalitäten hervorgebracht. Ein derartiger Verschmelzungsprozeß aber kann nur langer Regierungs- und Verwaltungsarbeit, nur unter begünstigenden historischen Umständen, in früheren Stadien der Zivilisation gelingen. Sprachliche Nationalitäten, welche bereits eine durchgebildete Volkssprache und bedeutende Literatur erlangt haben, können vernichtet, aber nicht mehr in ein anderes Volkstum eingeschmolzen werden. Jeder solcher Amalgamierungsversuch ist ein Versuch geistigen Mordes an selbstbewußten Völkern und erzeugt als solcher Aufstände. Mit Wehmut erinnert man sich bei dem über die neue Spracheinheit der Franzosen und Engländer Gesagten des Vergleiches, den einst Fichte zwischen den Sprachen der romanischen und der deutschen Völker anstellte, und der Mahnungen und Hoffnungen, die er an die Verwurzelung der letzteren in der heimischen Ursprache, im Gegensatze zu dem Untertauchen der ersteren in ein abgestorbenes Idiom, knüpfte. Oft genug, pathetisch genug, überhebend genug sind seine Worte wiederholt worden, und doch — wie wenig ist die vermeintliche Überlegenheit genutzt, sind seine Winke fruchtbar geworden! Dem „intensivsten Nationalgefühl" dort entspricht der gänzliche Mangel eines solchen, eine heillose Zerrissenheit hier: Luthers große Schöpfertat ist nach dieser Seite völlig vergeblich getan worden, weil der Genius unseres Volkes uns die

politischen Hintergründe versagt hat, die nach Schäffles treffender Darlegung für die Ausbildung nationalen Sinnes erforderlich sind.

Immer tiefer gerät Schäffle in den späteren Teilen seines Werkes in die Völkerkunde, und er bezeugt dies selbst, indem er dasselbe mit dem 20. Hauptabschnitt „Übersicht über den Entwicklungsgang und den heutigen Zustand der Natur- und der Geschichtsvölker“ beschließt. Wir sahen schon, daß ihm eine Endeseinigung der Menschheit als Ziel des geschichtlichen Prozesses vorschwebt. England, Rußland und Amerika drängen schon jetzt durch ihre Wettstreite den Gang der Zivilisation in einen weiteren Rahmen. Indessen stellt die Verknüpfung aller Völkerkreise, der diese Nationen bewußt oder unbewußt dienen, nur erst ein extensives Verwachsen, eine lose Welteinigung dar. Frankreich und Deutschland liegt es ob, intensiv eine humane Gesellschaft herauszuarbeiten, wie die zuvor genannten Staaten es extensiv tun. Wir sehen, unser Autor legt hier auch im Zusammenschießen zur Einheit den verschiedenen Völkern noch besondere Aufgaben auf, wie er auch einen ungleichmäßigen Fortschritt für verschiedene Länder und Völker annimmt. An ein unendliches, unbegrenztes Fortschreiten glaubt er so wenig wie an einen allgemeinen und dauernden Verfall. Wie sein großer Vorgänger Comte rechnet auch Schäffle mit dem Untergang der sozialen Welt. Der soziale Tod wird sicher kommen. Aber zuvor ist nach dem Entwicklungsgesetz ein nie dagewesener Aufschwung zu erwarten, denn nach diesem Gesetz steht die Höhe des Fortschritts wie die möglichen Tiefen des Verfalls in geradem Verhältnis zur Stärke oder Schwäche des vorwärtstreibenden Daseinskampfes. Ein ungeheures Ringen geht durch alle Sphären und Schichten der Gesellschaft. Deshalb dürften wir einem bisher unerreichbaren Ziel nahe gekommen sein. Möge ein künftiger Welthistoriker in den jetzigen Zuckungen und Delirien der Nationen nur das Fieber einer Weltkrisis erblicken können.

Niemand wird sich eines Eindrucks von Großartigkeit dieses Gedankengebäudes erwehren können, auch diejenigen nicht, welche — der Verfasser bekennt sich zu ihnen — den politischen Anschauungen dieses kernigen Schwaben, der nicht nur Demokrat und Preußenhasser war, der auch dem Sozialismus starken Vorschub geleistet hat, durchaus fernstehen. Eine Fülle bedeutender, ja kühner Gedanken dringt aus seinem Werke auf uns ein, von denen nicht am letzten der festgehalten zu werden verdient, daß wir in der menschheitlichen Auslese die einzige uns erkennbare Form der sittlichen Weltordnung zu erblicken haben. Manch einer wird vielleicht daran Anstoß nehmen, daß diese Auslese je länger je mehr „Jenseits von Gut und Böse“ vor sich geht, er wird aber auch nicht bestreiten können, daß eine andere Lösung des Rätsels noch ebensowenig geglückt ist[423]).

Ein hervorragender soziologischer Denker war auch Ludwig Gumplovicz, dessen Hauptwerk „Der Rassenkampf. Soziologische Untersuchun-

423) Die Hauptstellen, an welchen der Leser das im Texte knapp Wiedergegebene näher ausgeführt findet, sind Bd. I, S. V, 188 ff., 294 ff., 314 ff., Bd. II, S. 83—90, 156 ff., 358, 444—49, 458, Bd. III, S. 8, 82—90, Bd. IV, S. 470—479.

gen“ im ersten Bande dieses Werkes so reichlich, und bei so bedeutsamen Gelegenheiten, herangezogen worden ist, daß hier nur darauf verwiesen zu werden braucht[424]). Nur das sei noch hinzugefügt, daß von einem anderen Werke dieses Verfassers, dem — uns nicht bekannt gewordenen — „Grundriß der Soziologie“ (Wien 1885) sich eine ausführliche Analyse bei Achelis (S. 164 ff.) findet. Der gleiche Wahrheitssinn und Bekennermut, der ihn dort als Vorkämpfer des Polygenismus dem Siegesübermut der Darwinisten entgegentreten und seinem — dem jüdischen — Volke bitterste Wahrheiten sagen ließ, scheint ihm auch hier im Kampfe mit falschen wissenschaftlichen Ausgangspunkten und Axiomen die Feder zu führen, wie z. B. wenn „die Menschheit“ als einheitliches Ganzes allzu leichtherzig als Subjekt des Weltprozesses aufgestellt wird.

Es bleibt uns als letzte Gruppe der Staatsdenker diejenige, welche den Schwerpunkt ihres Denkens auf die Volkswirtschaft („Nationalökonomie“) verlegt. Da fällt uns als erster der große Friedrich List ins Auge mit seinem „Nationalen System der politischen Ökonomie“[425]). Hier heißt es schon in der Vorrede: „Ich sah, die Theorie habe vor lauter Menschheit, vor lauter Individuen die Nationen nicht gesehen“ und: „Auf die Natur der Nationalität als des Mittelgliedes zwischen Individualität und Menschheit ist mein ganzes Gebäude gegründet.“ Die Idee der Nation als einer organischen Einheit herauszuarbeiten hat sich dann List namentlich im Kampfe gegen die durchaus kosmopolitischen Physiokraten, und noch mehr gegen die nur die Individualitäten und den Produktionsprozeß ins Auge fassende Reichtumslehre Adam Smith' angelegen sein lassen[426]). Die Hauptsätze, in welchen seine Anschauung gipfelt, und die Folgerungen, welche er daraus auf die praktische Politik der Zukunft zieht, mögen hier Platz finden: „Der herrschende Teil der Völker dieser Erde hat seit einiger Zeit angefangen, sich mehr und mehr nach ihrer Abstammung voneinander auszuscheiden und sich gruppenartig zu organisieren. Es ist noch nicht lange her, daß man in politischer Beziehung von einer deutschen, einer romanischen und einer slavischen Rasse spricht . . . An der Spitze der drei Rassen stehen England, Frankreich und Rußland. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß die germanische Rasse durch ihre Natur und ihren Charakter von der Vorsehung vorzugsweise zur Lösung der großen Aufgabe bestimmt ist, die Weltangelegenheiten zu leiten, wilde und barbarische Länder zu zivilisieren und die noch unbewohnten zu bevölkern, weil keiner der beiden anderen die Eigenschaft beiwohnt, in Masse nach fremden Ländern auszuwandern, dort vermittelst der Gabe der Selbstverwaltung, der Selbstrechtspflege und Selbstordnung neue und vollkommene

[424]) Zur Orientierung des Lesers sei nur die Quintessenz des Buches nochmals herausgehoben: Zum Wesen der Rasse als Produktes des Geschichtsprozesses, der zugleich ein Naturprozeß ist, S. 193 ff. Zum Grundgedanken („Ewiger Rassenkampf als Gesetz der Geschichte“), S. 260—63, 345 ff. und Schlußbetrachtungen. Zum Wesen der Stämme, S. 194—97, 204 ff.

[425]) Neue Ausgabe, Stuttgart und Tübingen 1844, Bd. I, S. VII, LIX, 256.

[426]) „Gesammelte Schriften“, Bd. II, Stuttgart und Tübingen 1850, S. 102, 110.

Gemeinwesen zu begründen[427])." In der französischen Revolution erkannte List eine Ausrottung des Germanentums, ein Symptom der Fäulnis und den Anfang des nationalen Niedergangs Frankreichs, das dadurch zum natürlichen Bundesgenossen Rußlands als Feindes germanischer Freiheit werde. „Sie sind daher zueinander hingezogen schon durch das Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften, die nur zu ergänzen sind, indem sie den Kontinentalteil der deutschen Rasse in sich aufnehmen", wogegen List in seiner Abhandlung „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland" ein enges Zusammengehen mit England empfiehlt. So suchte unser größter Volkswirt seine weitausschauenden und, wie sich nachher gezeigt hat, wahrhaft heilbringenden Pläne und Entwürfe durch den germanischen Gedanken zu beseelen, und noch mancher Deutsche ist ihm darin gefolgt, bis England eines Tages allzu deutlich damit herausrückte, daß es andere Wege gehen wolle.

Von den neueren Nationalökonomen hat keiner die Rasse in dem Maße berücksichtigt, ja, in den Vordergrund gerückt, wie Gustav Schmoller. Die Bedeutung seines „Grundrisses der Volkswirtschaftslehre"[428]) liegt nicht sowohl darin, daß jene im ganzen oder im einzelnen neu beleuchtet, als darin, daß die Rassenlehre zum ersten Male als integrierender Bestandteil einer großen wissenschaftlichen Disziplin anerkannt, daß ihr ein beträchtlicher Raum darin angewiesen und ihr Gesamtmaterial von einem namhaften Forscher von der Höhe moderner Wissenschaft systematisch, lehrbuchmäßig abgehandelt wird. Dadurch unterscheidet er sich von verwandten Werken, beispielsweise von den Arbeiten Roschers, denen wir ja natürlich auch viel Aufhellendes für einzelne Zweige unserer Wissenschaft verdanken. Mit all der Besonnenheit, die ihm die Erkenntnis, wie sehr unsere Wissenschaft noch in den Anfängen stehe, eingibt, wagt Schmoller dennoch den Versuch, die bisherigen Forschungsergebnisse aus allen ihren Zweigen zu einem Bilde zusammenzufassen. Bei den wichtigsten Fragen gibt er auch einen Überblick über den Entwicklungsgang der Forschung, der zu jenen Ergebnissen geführt hat, und, was nicht am wenigsten zu schätzen, für alles die reichhaltigsten Literaturangaben[429]).

Wenn irgendwo, sehen wir uns hier um der Raumersparnis willen genötigt, uns auf die Haupterscheinungen zu beschränken und für so manches andere treffliche Werk auf dessen Gelegenheitserwähnungen in den früheren Bänden zu verweisen. Ungern versagen wir uns beispielsweise eine nähere Besprechung August Meitzens, namentlich seines Hauptwerkes über Siedelung und Agrarwesen, aus welchem wenigstens die Darstellung der charakteristisch verschiedenen Siedlungsweisen der drei geschichtlichen Hauptrassen Nordeuropas, Kelten, Slaven und Germanen, im zweiten Bande, hervorgehoben sei.

[427]) Ebenda, S. 444 ff. — [428]) Teil I, 4.—6. Aufl. Leipzig 1901.

[429]) Hauptabschnitte: S. 126 ff. (Äußere Naturverhältnisse). S. 139 ff. (Rassen und Völker). S. 229 ff. (Die Familienwirtschaft). S. 391 ff. (Die gesellschaftliche Klassenbildung).

Aus England ist auf diesem Gebiete gar wenig für uns zu holen. Von Adam Smith war oben schon die Rede. Auch Ricardo war ein gänzlich abstrakter Systematiker, der von allen Verschiedenheiten der Menschen geflissentlich absieht. Der unsäglich trockene matter of fact-Ton dieser Art Werke wird nur von Malthus wohltuend durch rassen- und völkerindividualistische Regungen und Betrachtungsweise durchbrochen. Von seinem „Essay on the principles of population" ist namentlich der erste Band auf eine gründliche und umfassende völkerkundliche Basis aufgebaut. Auch in seinen „Principles of political economy" wird gelegentlich immer wieder auf die einzelnen Völker Rücksicht genommen.

Ein sehr erquickliches, anregendes und belehrendes Buch für den Rassenforscher sind Bagehots „Physics and politics, or thoughts on the application of the principles of natural selection and inheritance to political society". New Edition 1903. Der Titel bedeutet fast schon eine Charakteristik. Als besonders wertvoll möchte ich herausgreifen die Ausführungen über rassebildende und nationenbildende Kräfte[430]), über den Wandel der Nationen und über den Einfluß von Mode und Nachahmung bei deren Bildung[431]).

Ein Rückblick auf dieses Kapitel lehrt uns, daß die Rasse kaum irgendwo sonst wieder so daheim ist wie in den Staatswissenschaften; zumal hat uns die von diesen allgemach losgelöste Gesellschaftswissenschaft ihr näher und näher gebracht. In Werken wie denen von Letourneau, Schäffle, Gumplovicz, Bagehot haben wir fast schon Rassenwerke vor uns; wir dürfen sie als anthroposoziologisch bezeichnen und werden im nächsten Kapitel in manchen der sozialanthropologischen Schule solchen begegnen, die nicht wesentlich von ihnen verschieden sind. Nur ist der Ausgangspunkt der einen die Gesellschaft, von der aus sie die Rasse, bei den anderen die Rasse, von der aus sie die Gesellschaft zu ergründen suchen.

Ehe wir aber zu letzteren, zu den Rassendenkern, übergehen, haben wir zuvor, wie im letzten Kapitel einigen Kirchenmännern, noch einigen Staatsmännern einen kurzen Anhang zu widmen. Hier wie dort können wir natürlich nur einige wenige besonders merkwürdige und lehrreiche Beispiele herausgreifen.

Immer wieder müssen wir da in Frankreich, als auf eine der in beiden Beziehungen hervorragendsten Erscheinungen, auf Mirabeau zurückkommen. Um ihn ganz zu begreifen, können wir uns nicht genug veranschaulichen, welchem Jahrhundert und welcher Umwelt er entstammte, gegen welche Einflüsse von beiden Seiten er sich durchzusetzen hatte. Es war jenes gänzlich abstrakte, kosmopolitische Jahrhundert, das in der Theorie nur Menschen, keine Völker kennen wollte und in der Praxis ganz folgerichtig dahin getrieben wurde, nicht nur in der Außenpolitik, bei Kongressen und Friedensschlüssen, über diese wie über leblose Gegenstände hin-

[430]) P. 83/84, 86/87. — [431]) P. 37, 38, 77, 100, 139.

wegzuschreiten, auch bei inneren Neugestaltungen, wie der Departemental-einteilung in Frankreich, nach rein mechanischen, fast mathematischen Gesichtspunkten alte Volkstümer bewußt zu zertrümmern. Auch Mirabeau konnte sich einer derartigen Betrachtungsweise nicht entziehen, wie er denn in seiner „Monarchie prussienne“[432]) die Probleme der Bevölkerung ganz ausschließlich nach volkswirtschaftlichen, statistischen und administrativen Gesichtspunkten behandelt. Nicht die leiseste Spur einer ethnographischen Betrachtung selbst da, wo sie, wie bei den neuannektierten polnischen Gebieten, sich uns heute von selbst aufdrängt. Ebenso findet die Blutsfrage keinerlei Berücksichtigung da, wo Mirabeau von der Wiederbevölkerung der verödeten Lande durch die drei großen Herrscher Preußens spricht[433]). Kaum daß er einmal ganz im allgemeinen darauf aufmerksam macht, ein qualitativ wie viel geringeres Menschenmaterial Friedrich dem Großen im Verhältnis zu dem seiner Vorgänger zur Verfügung gestanden habe.

Und nun halte man dagegen die warme Bewunderung nicht nur, die Mirabeau dem großen Könige zollt — das könnte ganz allgemein eine Regung von Held zu Held sein —, mehr noch das tiefe Verständnis, das er unserem Volke in seinem eigensten Wesen entgegenbrachte: da konnte nur der tiefste germanische Instinkt des alten Ghibellinensprossen aus ihm reden. Und das gleiche Blut trieb ihn an, allen Anstürmen südlicher Leidenschaft, die sich im Laufe der Jahrhunderte in der Familie aufgesammelt hatte und auch in ihm genugsam tobte, den Damm nordischer Besonnenheit entgegenzusetzen, den großen Konservativen mit dem großen Revolutionär zu verbinden. Daß Mirabeau — eine der wenigen Ausnahmen unter den ganz großen Germanen — den Juden das Wort geredet hat, hat Chamberlain auf persönliche Verkettung zurückgeführt[434]). Wahrscheinlich genug: Mirabeau war all sein Leben lang tief verschuldet, und wir haben ja Beispiele genug, wie Juda bedeutende Persönlichkeiten zu allen Zeiten in seine goldenen Netze zu verstricken verstanden hat.

Wem es möglich würde, das gesamte, von Napoleon hinterlassene Schrifttum auf für uns Verwertbares zu durchforschen, der würde zweifellos auf eine nicht unbeträchtliche Ausbeute rechnen dürfen. Hier ruhen noch Aufgaben, an die der Verfasser auch nicht von ferne sich wagen kann. Nur spärliche Winke seien hier gegeben, welche freilich das Zwiespältige schon erkennen lassen, das eine sorgfältigere Einzelbeleuchtung dieser so gegensätzlich beurteilten Natur in Fülle zutage fördern müßte.

Das germanische Geblüt steht für Napoleon so fest wie für einen. Dem Temperament nach war er Italiener, ward auch als solcher in entscheidender Stunde genutzt[435]). In künstlerischen Dingen empfand er ganz italienisch, der italienischen Musik insonderheit blieb er in einem Maße treu, daß er Cherubini ob seines Abfalls von derselben grollte und zur Strafe seinen Namen französisch aussprach. Seine Zugehörigkeit zum Franzosentum war

---

[432]) Tome I. Londres 1788. — [433]) P. 23 ss., 26—29, 71/72, 138/39.
[434]) „Grundlagen“, S. 339, woselbst auch die Quellenbelege.
[435]) S. Bd. II, S. 328 dieses Werkes.

eine rein äußerliche, auf die politische Zugehörigkeit begründete. Daß er dann mit seiner ganzen geschichtlichen Rolle in Frankreich hineinwuchs, geschah, weil dies damals die führende Nation Europas war. Von der Revolution wurde er insoweit mitgerissen, als er ihrem demokratischen Grundgedanken Rechnung trug. Ihrer Ausartung ins Pöbelhafte aber hat er nicht nur mit seinen Kartätschen, auch mit geistigen Waffen gewehrt. („Quand la canaille arrive au pouvoir, on l'appelle peuple.") Den auch in Frankreich mächtig erwachten Verbrüderungs- und Welteroberungsdrang hat er, ins Despotische umgebogen, auf seinen Gipfel geführt. Die Idee des Römischen Weltreiches, die ihn schon bei seiner Eroberung Italiens erfaßt hatte, hat seitdem die Richtschnur für sein Tun auch in dem Sinne abgegeben, daß innerhalb dessen erneuerten Abbildes in der modernen Welt so wenig wie in dem Urbild der alten von Stämmen und Volkstümern mehr die Rede sein könne. Damit wurde er insbesondere zum Gegner und Bekämpfer des Germanentums. Seine entscheidendsten Akte sind gegen dieses gerichtet gewesen. Als die Vormacht der germanischen Welt trat damals England gegen ihn in die Schranken, weil wir politisch noch nicht so weit waren. Daß uns aber geistig die Führung zukam, hat niemand besser begriffen als Napoleon selbst, der im deutschen Geist den gefährlicheren Gegner erkannte. Wir haben dafür ein ungemein sprechendes Zeugnis in einer Briefstelle an seinen Bruder, den Vasallenkönig von Holland, dem er Vorwürfe darüber macht, daß er dem holländischen Nationalgeiste zu viel nachgäbe. Hätte er mehr im Sinne Frankreichs regiert, würde er, der Kaiser, zum Lohn dafür sein Königreich vergrößert und noch ein Stück von Norddeutschland, bis Hamburg, dazugeschlagen haben, „puisque c'eût été un noyau de peuple qui eût dépaysé davantage l'esprit allemand, ce qui est le premier but de ma politique"[436]).

Der Zusammenbruch seines Reiches und seiner Herrlichkeit hat Napoleon praktisch darüber belehrt, daß er sich an einem Wahngebilde versucht habe. Aber auch als Denker hat er sich auf Sankt Helena der Einsicht nicht verschließen können, daß er falsche Wege gewandelt sei. Darauf deutet nicht am wenigsten der an anderer Stelle[437]) mitgeteilte Ausspruch, daß der Menschheit eine völlige Neuordnung der Gesellschaft nottue und bevorstehe. Welche Mächte diese Neuordnung dereinst in die Hand nehmen oder doch vorwiegend beeinflussen würden, konnte er damals freilich nicht ahnen. Er sah die Hauptbedrohung des Abendlandes von der russischen Seite, zog in den russischen Krieg wie zur Erfüllung der Mission einer Beschwörung dieser Bedrohung. Die ungeheure Gefahr, die das Judentum in sich barg, hat er wohl — am schlimmsten im Elsaß — erprobt und erkannt, ohne doch dessen immer verhängnisvollerem Emporsteigen wehren zu können — ein

[436]) Aus den „Documents historiques sur le gouvernement de la Hollande, par Louis Bonaparte, Exroi de Hollande", mitgeteilt von Konstantin Frantz in dessen „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht" S. 321. Auch Frantz' Bemerkungen dazu, S. 321/22 sind sehr lesenswert.

[437]) Bd. I, S. 423.

Schicksal, das später sein größter Nachfolger im europäischen Staatsleben, Bismarck, ganz ebenso hat erfahren müssen.

Im schroffsten Gegensatze gegen die anderen Gipfelgestalten in der Reihe der Herrscher — Alexander, Caesar, Karl d. Gr., Napoleon —, die alle über gewaltige Völkermassen geboten, hat der große Preußenkönig seine Kraft allezeit nur seinem kleinen Königreiche zugewandt. Auch innerhalb dessen freilich mußte er dem Geist des Jahrhunderts reichlichen Zoll zahlen. Es ist überaus interessant, zu beobachten, wie seine nationalen und Bluts-Instinkte mit den in der Luft liegenden kosmopolitischen Anschauungen sich stießen und auseinandersetzten. Wir sahen oben, daß er an Macchiavelli dessen Mangel an Individualisierung und Nichtberücksichtigung der Ungleichheiten der Völker rügte. Aber das wirkt doch mehr wie eine Anwandlung. Irgendeine ernstliche Rolle hat die Ethnographie bei Friedrich selbst nie gespielt, das lehren die im übrigen so genial auf den Grund dringenden Völkercharakteristiken, denen wir gelegentlich in seinen Staatsschriften begegnen[438]). Sie sind s. z. s. ausschließlich vom Staatslenker, vom Volkswirt abgefaßt. Selbst wo er auf germanische Dinge zu reden kommt, wie im 14. und 21. Kapitel des „Antimacchiavell" bei der Besprechung der Eroberungszüge oder der Jagdpassionen unserer Vorfahren, führt immer nur jener das Wort. Kein Herzenston innerlicher Verbundenheit klingt da hinein. So hat ja denn auch Friedrich den fremdländischen Elementen auf den verschiedensten Gebieten freigebig Einlaß gewährt. Selbst in seiner Armee bestand schließlich fast die Hälfte aus Ausländern[439]). Den großen Geistern Frankreichs wurden die ersten Plätze nicht nur an Friedrichs Tafelrunde, auch in seiner Akademie angewiesen. Wie sehr ihn das hiermit bekundete Aufgehen im französischen Esprit dem germanischen Geiste entfremdete, ja zu allem Verständnis desselben unfähig machte, lehren seine drastischen Urteile über die altdeutsche Poesie und über Shakespeare, und fast mehr noch seine geringschätzige Gleichgültigkeit gegenüber der aufkeimenden neuen deutschen Dichtung.

Diesen selben Friedrich finden wir nun aber immer da, wo es darauf ankam, im Sinne des Deutschtums tätig und so letzten Endes doch auch als Vorkämpfer des germanischen Gedankens. Am bewußtesten ist er als Pionier des Deutschtums gegen das Slaventum vorgegangen, indem er in den Kolonisationen ein Mittel zur Verbreitung deutscher Bildung in unkultivierten Strichen seines Landes erblickte. Der „polnischen Wirtschaft", die ihm seit 1772 zuwuchs, suchte er durch methodische Germanisierung zu begegnen[440]). Der russischen Gefahr, die er als eine gesamteuropäische erkannte, blickte er fest ins Auge und äußerte sich in dem Sinne,

[438]) Wir denken hier namentlich an die ausführliche Übersicht über das Europa von 1740 zu Beginn der „Histoire de mon temps".

[439]) Roscher, „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland", S. 394 (nach Hertzberg).

[440]) H. Berger, „Friedrich d. Gr. als Kolonisator", S. 4, 69. Zeller, „Friedrich d. Gr. als Philosoph", S. 252.

daß ein Bund der mächtigsten Fürsten zur Eindämmung dieses Stromes gebildet werden müsse[441]). Auch der jüdischen Invasion hat er nach Kräften gewehrt, wie denn überhaupt seine vielgerühmte Toleranz beim Judenvolke ihre Grenzen fand: es bleibt zweifelhaft, ob der Volkswirt oder der Philosoph in ihm die größere Abneigung dagegen empfand[442]).

Und schließlich noch eines, und das für uns Wichtigste. Auch wo gegen Ende von Friedrichs Regierung die Wissenschaft in Rassendingen vor aller Welt volltönend und in einer Richtung, die dem 18. Jahrhundert bisher urfern gelegen hatte, sich vernehmen ließ, müssen wir Friedrich mindestens mittelbar als geistigen Urheber dieser Stimme in Anspruch nehmen. Wir reden hier von der denkwürdigen Rede des Ministers von Hertzberg in der Akademie am Geburtstage des Königs 1780: „Sur les causes de la supériorité des Germains sur les Romains, dans laquelle on entreprend de prouver que le Nord de la Germanie ou Teutonie .... est la patrie originaire de ces nations héroïques qui dans la fameuse migration des peuples ont détruit l'Empire Romain, et qui ont fondé et peuplé les principales monarchies de l'Europe" — einer Kundgebung, die aus ihrer Epoche wie eine Erleuchtung heraus- und in die zukünftige wie eine Vision hineinragt. Man kann kaum annehmen, daß Friedrich diese Abhandlung veranlaßt habe, sie ist wohl eine durchaus selbständige Leistung Hertzbergs. Aber wie dieser, als der bedeutendste Staatsmann aus Friedrichs Schule, überhaupt als dessen Geschöpf erscheint — er hat ihn blutjung schon erkannt, herangezogen und ausgebildet —, so dürfen wir auch diese Arbeit, die ihm zum mindesten doch aus der Seele geschrieben sein muß, wenn sie vielleicht auch nicht seine eigenen Gedankengänge wiedergibt, unbedenklich dem Könige gutschreiben. Sie kann nicht leicht in ihrem Werte überschätzt werden. Was sie an harmlosen Geschichtsverstößen enthält, was wir Neueren anders ansehen, tritt völlig zurück vor den tiefgreifenden Erkenntnissen, die heute als Kardinalwahrheiten der historischen Anthropologie vor uns stehen, und die zum Teil auch heute noch kaum anders erwiesen werden können, als es Hertzbergs divinatorischer Scharfblick damals vermocht hat[443]). Der Lehre von der geschichtlichen Bedeutung der Ger-

---

[441]) Zeller, S. 251. — [442]) Berger, S. 64, Zeller, S. 129, 257.

[443]) Abgedruckt ist die Rede in Hertzbergs „Oeuvres politiques", Tome I, Berlin 1795, p. 9—52. Hauptsächlich seien daraus hervorgehoben p. 10, die modernere Beleuchtung, die Hertzberg den unvermeidlichen vier Weltmonarchien gibt, p. 21 („Il est donc prouvé que l'Espagne, ainsi que le Portugal, est une monarchie et nation germanique, les souverains et la partie dominante de la nation tirant son origine des nations germaniques qui ont conquis l'Espagne et qui s'y sont maintenues jusqu' au moment présent") und im folgenden die ganz ähnlichen Ausführungen über Frankreich, Italien und England, p. 28, über die Heimat der germanischen Völker, im Sinne des Titels der Schrift, p. 42: „Nicht Skandinavien, sondern Norddeutschland die vagina et officina gentium." Nach Montesquieus Weise wird die Überlegenheit der nordischen Völker etwas mehr vom Klima und der geographischen Lage hergeleitet, als uns heute geläufig ist, und das Argument verliert noch mehr, wenn wir bedenken, daß Hertzberg noch nicht um die nordische Herkunft des Kernes des römischen Volkes wußte. Aber der

manen war damit der Boden bereitet. Ein germanisches Bewußtsein konnte neu erwachen.

In keinem ist dies schöpferisch lebendiger geworden als in Stein, dem germanischsten unserer großen Staatsmänner. Symbolisch dafür ist schon die Art, wie er sich in seinem Reichsrittertum verwurzelt fühlte. Diese seine Reichsunmittelbarkeit verlieh ihm nicht nur persönlich das höchstdenkbare Maß an Unabhängigkeitsgefühl, sie gab ihm auch die Richtlinien für all sein politisches und vaterländisches Tun. Sie ward ihm der Anlaß, überhaupt und allerwärts auf die uralten unvergessenen Überlieferungen unserer Geschichte zurückzugehen. In den Traditionen seiner Familie schöpfte dieser Reichsfreiherr den Instinkt für diejenigen seines Landes, der ihn befähigte, der Führer seines Volkes in der Zeit der großen Krisis zu werden und diesem die gewaltsamen Umwälzungen des Nachbarlandes zu ersparen[444]). Die Lockerung der Feudalfesseln vermochte in dieser Weise nur der zu vollziehen, der selbst als Schloßherr und Edelmann vor allem nur als der freie germanische Bauer sich fühlte und bei der unumgänglichen sozialen Reform nie vergaß, was diesem Stande im Sinne heimischer Art, Rechtes und Sitte zu wahren sei. Seine Vorliebe für Westfalen wurzelte eben darin, daß er dort, auf altem Sachsenboden, von dem allen noch am meisten erhalten fand. Es ist bezeichnend, daß die Widerstände, die seinem Befreiungswerke von seiten der adeligen Privilegierten im Osten erwuchsen, als aus slavischen Anschauungen hervorgehend sich erwiesen[445]). Stein aber schien in seinem weiteren Wirken gerade dadurch und gerade in dem Maße noch immerfort zu wachsen, als er dem germanischen Gedanken treu blieb. „Von durch und durch germanischer Art, schätzte er das eigentümliche Leben der Stämme und Nationen ebenso hoch, wie es von dem neuen Cäsarismus mißachtet und mißhandelt ward. Während die moderne Staatskunst nivellierte und uniformierte, pflegte er mit warmem Eifer das Individuelle und Mannigfaltige im Leben. Im Gegensatz zu der Zentralisation, wie sie von Westen her gebracht ward, strebte er auf dem lebendigen Organismus der Gemeinden und Körperschaften die neuen politischen Ordnungen aufzubauen. So war er in allem der bewußte Gegner des Bonaparteschen Staatsmechanismus und seiner Träger in Deutschland; die Ordnungen, die er schuf, prägten diesen deutschen Gegensatz gegen das Fremde bezeichnend aus[446])." In Wahrheit ist es nicht zu viel gesagt: nicht Blücher und Gneisenau, nicht Wellington, Stein gebührt der erste Platz

Schlußgedanke, daß die germanischen Gründungen sich als solider und dauerhafter bewährt hätten als das römische Weltreich, und die daraus zu ziehende Schlußfolgerung, daß alle neuere Geschichte germanisch bestimmt sei, sind unanfechtbar.

444) Das hat ein französischer Historiker besonders treffend zum Ausdruck gebracht: Albert Sorel, „l'Europe et la révolution", T. I, p. 436.

445) Häusser, „Deutsche Geschichte", Bd. 3, S. 466 ff.

446) Ebenda, S. 125. Man vergleiche auch die Äußerungen Steins über soziale und volkswirtschaftliche Dinge bei Roscher, „Geschichte der Nationalökonomik", S. 707 ff. und vor allem seine prachtvolle Charakteristik des Kosmopoliten bei Pertz, Bd. II, S. 445.

in dem gewaltigen Ringen mit dem großen Korsen, er ist der eigentliche Sieger über Napoleon. Aus der Tiefe des germanischen Gedankens schuf er seine Bauernreform und seine Städteordnung, wodurch Napoleons Plan der Vernichtung Preußens zuschanden wurde, und damit erst war der Grund zu dem späteren siegreichen Endeswiderstande gelegt[447]). Der Wiener Kongreß hat Steins größte und hochfliegendste deutsche Pläne zunichte gemacht. War ihm der gewaltige Neuaufbau einer deutschen Zukunft verwehrt, so entschädigte er sich und sein Volk dafür durch die Aufweisung und Zugänglichmachung der stolzen Denkmäler seiner Vergangenheit. Die Monumenta Germaniae, diese Riesensammlung unserer heimischen Geschichtsquellen, sind seine allereigenste Schöpfung, und sie bedeuten beileibe nicht etwa einen bloßen Anhang, vielmehr den Schlußstein und die Besiegelung seines Lebenswerkes. Die geistige und literarische Auferstehung der germanischen Vorzeit sollte mit der politischen Neubelebung germanischer Sitte und Bräuche Hand in Hand gehen, germanischer Geist dem Gesamtleben der Deutschen wieder eingehaucht werden[448]).

Sehr anders als das Steins nimmt sich das Bild Bismarcks aus, das wir dieser unserer Überschau einzuverleiben haben. Was Bismarck für die Rassenkunde bedeutet, verhält sich zu dem, was wir Stein dafür entnehmen konnten, wie die Frucht zur Blüte. Bismarck wuchs und lebte sich in ein Zeitalter hinein, das mehr und mehr ein Zeitalter der Rasse werden sollte. Er hat auf seinen mannigfachen Reisen die eingehendsten Beobachtungen nicht am wenigsten nach der völkerkundlichen Seite angestellt, er hat mit Gobineau in persönlichem Verkehr gerade in der Zeit gestanden, als dieser sein Rassenwerk herausbrachte[449]), und nach einer Äußerung aus seinem späteren Leben hat er es bedauert, „daß er nicht von Jugend auf mit diesen Sachen (den anthropologisch-historischen Studien) sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die hohe Politik“[450]). Man darf aber wohl sagen, daß Bismarck diesen Mangel an theoretischer Grundlegung durch die genialste Intuition mehr als ausgeglichen hat. In seinen Reden, Schriften, Briefen und Tischgesprächen findet sich eine Reihe von Aussprüchen — in der Mehrzahl dem reiferen, ja dem hohen Alter entstammend — über die Rassenfragen, welche, wiewohl meist mit praktischer Spitze, doch zugleich in deren tiefste geistige und kulturelle Gründe hinableuchten. Sie bewegen sich durchweg in dem von Gobineau erschlossenen Kreise und geben auch so gut wie ausnahmslos in der markigen, formenklaren Art des großen Kanzlers

447) Aus dieser Erkenntnis heraus hat Arndt in den Schlußworten seiner „Wanderungen und Wandlungen“ Stein unseren zweiten Arminius genannt.

448) Über Stein und die Monumenta Germaniae, außer Arndts „Wanderungen“ (Recl., S. 186 ff.) Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen“, Bd. I⁴, S. 15.

449) Eingehender wird hierüber berichtet in des Verf. „Gobineaus Rassenwerk“, S. 232—236 („Bismarck und Gobineau“).

450) „Polit. Anthropol. Revue“, Jahrg. 6, S. 757. (G. Lomer, „Bismarck als Anthropologe“.)

die Anschauungen wieder, die uns durch unsere sozialanthropologische Schule geläufig geworden sind.

Bismarck hatte weit weniger rein germanisches Blut als Stein, er führte ein gut Teil slavisches mit sich und hat denn auch den Wert einer guten Mischung des öfteren betont. Gleichwohl ist auch bei ihm das erste und das letzte Wort, das A und O abgeklärtester Weisheit, die Fundamentierung aller neueren Geschichte durch die Germanen, deren führende Rolle in der romanischen und entsprechend die der Deutschen in der slavischen Welt. Daß schließlich auch er selbst sich vorwiegend als Germane fühlte, dafür haben wir ein Zeugnis in dem Ausspruch, den er, nach einem Bericht in den Bismarck-Erinnerungen des Generalmajors von Gersdorff, am 19. Dezember 1891 bei der Verabschiedung von den Vertretern des Kreistages Wandsbek (Stormarner Kreises) getan hat: „Mein Haus steht jedem Germanen offen[451])."

Tief eingeweiht in das Wesen der Rasse war auch ein anderer großer Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, der Engländer, richtiger englische Jude Benjamin Disraeli, spätere Lord Beaconsfield. In einer Reihe politischer Thesen- und Tendenzromane hat er sich nicht nur über die Bedeutung der Rasse im allgemeinen mit seltenem Aufwand von Temperament wie von Scharfblick wieder und wieder geäußert — man kann geradezu sagen: Die Rasse hat auch ihn, wie Gobineau, ein halbes Jahrhundert, ein ganzes Leben lang verfolgt —, er hat auch auf Geschichte und Volkstum seines heimischen, des jüdischen Stammes wie seines Adoptivvaterlandes England die Nutzanwendung seiner rassischen Erkenntnisse vorgenommen. Unter denen, die im vorigen Jahrhundert die Rasse als einen Hauptfaktor alles geschichtlichen wie politischen Lebens in den Vordergrund gerückt haben, wird er vollends nach den neuesten Aufschlüssen[452]) schon um der Unermüdlichkeit wie um der rücksichtslosen Ent-

[451]) Wir besitzen zum Glück ein ausgezeichnetes Sammelwerk („Bismarck als Erzieher" von Paul Dehn, München 1903), in welchem, mit Leitsätzen aus allen möglichen Gebieten, auch solche aus dem unserigen bequem zu finden sind. Ich begnüge mich damit, die Hauptstichworte aufzuführen. Auf ausführlichere Zitate muß ich dabei so gut wie ganz verzichten, da sonst die Versuchung vorläge, mehr oder minder alles im Wortlaut zu bringen: S. 69 über die Ungleichheit der Rassen, insbesondere über Neger und Weiße. S. 76 ff., 175 über den besonders blutigen Charakter von Kriegen zwischen Völkern derselben Rasse und von Bürgerkriegen. S. 9, 244 Zum germanischen Wesen („Das ist der Vorzug des germanischen Charakters unter allen übrigen, daß er seine Befriedigung in der eigenen Anerkennung des eigenen Wertes findet und kein Bedürfnis nach Vorrecht, nach Herrschaft hat, daß er sich selbst lebt.") S. 204—6, 221 ff. Über die Germanen und ihre Rolle bei den Romanen. S. 96, 97 Die Deutschen in Österreich („Der ausgezeichnete Mörtel eines aus schlechten Ziegeln erbauten Hauses"). S. 107 ff., 284 Die Deutschen in Rußland. S. 172 über deutsche Stämme. S. 196 über die Schwaben. S. 449 ff. Bismarck gegen die Judenemanzipation. Wenn die von Lomer a. a. O. gebrachten Äußerungen des späteren Bismarck, welche eine Verschmelzung mit den Juden empfehlen, authentisch sind, läge hier ein Sinneswechsel vor, wie er schroffer nicht gedacht werden könnte.

[452]) Wir verdanken diese einer äußerst gründlichen und gediegenen Arbeit von Karl Koehne im Bd. 18, Heft 4 des „Archivs für Rassen- und Gesellschafts-

schiedenheit willen, mit der er für den Rassengedanken eingetreten ist, immer seine Stelle beanspruchen dürfen. Aussprüche wie der aus „Coningsby", wonach die Rasse der Schlüssel der Weltgeschichte sei, oder aus „Endymion", dem politischen Testament Disraelis: „Nicht die Sprache noch die Religion macht die Rasse, sondern das Blut" sind geflügelte Worte oder verdienten es zu sein.

Disraeli unter den Staatsmännern, nicht unter den Rassendenkern seine Stelle anzuweisen, bestimmte die Erwägung, daß doch wohl — umgekehrt wie bei Gobineau — der Schwerpunkt seines Wirkens nach dieser Seite zu verlegen ist, ja, daß er selbst — wenn nicht alles trügt — ihn dahin verlegt hat. Die Rasse war ihm eine geistige Waffe, nicht lediglich ein Objekt der Erkenntnis, wie sie es Gobineau im Verlauf seines Lebens mehr und mehr geworden ist. In ganz anderem Maße als bei diesem ist sie mit seinem staatsmännischen Tun Hand in Hand gegangen. Dem englischen wie dem jüdischen Entstehungsmilieu entsprach es, daß der Befassung mit ihr von Hause aus eine ungleich stärkere praktische Beimischung gegeben war. Am deutlichsten tritt das zutage in dem, worin Disraelis Rassenbetrachtungen gipfeln, in seiner Verherrlichung der jüdischen Nation. Wir sind darüber unterrichtet, wie schwer er es als jüdischer Emporkömmling hatte, sich bei den altenglischen Aristokraten der Tory-Partei, die ihn nie voll als ihresgleichen anerkannt haben, durchzusetzen, und es liegt daher die Annahme nahe, daß gerade die Zurücksetzungen, die er lange erfahren mußte, sein Rassenbewußtsein als Jude herausgefordert haben mögen, wie er ja übrigens auch als Staatsmann für die Emanzipation der Juden gewirkt hat.

Disraeli wurzelte im Judentum, wie Stein und Bismarck im Germanentum, und wie Napoleon — wenigstens vermeintlich — im Römertum. Insofern mag sein großer Gegner Gladstone recht gehabt haben, wenn er von ihm sagte, das tiefste und wahrste Gefühl in ihm sei sein jüdisches Bewußtsein. Nicht berechtigt aber waren die fast roh klingenden Äußerungen Carlyles über ihn, der in ihm nur einen Gaukler, einen „absurden

---

biologie": „Untersuchungen über Vorläufer und Quellen der Rassentheorie des Grafen Gobineau", in welcher alle Hauptäußerungen aus den früheren Werken Disraelis über Rassendinge zusammengetragen, auch die Literatur über ihn reichlich berücksichtigt ist. Koehne nennt Disraeli „einen Vorläufer und Anreger Gobineaus", er nimmt nicht nur eine Beeinflussung Gobineaus durch Disraeli für gewiß, auch eine persönliche Bekanntschaft beider Männer für wahrscheinlich an. Ich kann dazu nur erklären, daß für letztere sich in dem gesamten literarischen, brieflichen und mündlichen Quellenmaterial zur Biographie Gobineaus nicht das leiseste Anzeichen findet, und daß erstere zwar denkbar, aber nicht sicher erweisbar ist, da die „weitgehenden Übereinstimmungen", auf welche Koehne sich für seine Annahme stützt, mehrfach nachweislich auch bei solchen Denkern vorliegen, die Gobineau so gut wie sicher nicht gekannt hat. Sie lagen eben damals in der Luft. Auf die Gobineausche Prioritätsfrage im allgemeinen wird unten bei diesem Denker zurückzukommen sein. Hier daher nur soviel: Wenn die Priorität für die „Rassentheorie" Gobineau durchaus entwunden werden sollte, wäre dafür dann mindestens über Disraeli hinaus auf Courtet, noch richtiger auf Edwards zurückzugehen.

Affen" sah und ihm die Auffassung von England zuschrieb, als sei dies „niemals seine Mutter, nur Stiefmutter und Milchkuh" gewesen[453]). Und noch weniger kann die gehässige und einseitige Darstellung D ü h r i n g s[454]) bestehen, nach der man meinen könnte, er habe lediglich Juda verherrlicht, um andere Völker herabzuwürdigen, und England nur als Schacherjude ausgebeutet. Wenn er die Germanen einmal Abkömmlinge von Piraten nennt, so stehen dem mehrere andere Äußerungen höchsten Lobes für die Arier gegenüber[455]), ihm schwebte eine Art von Parität der hervorragenderen Rassen vor. In seinem letzten Werke, dem „Endymion", stellt er ausdrücklich die Semiten, als eine vierte die Welt beeinflussende große Rasse, neben die drei großen europäischen Rassen mit ausgesprochenen Eigenschaften, Germanen, Slaven und Kelten, und an anderen Stellen bezeichnet er, ähnlich wie später Grätz, Hellenen und Juden als die beiden Rassen, welche am meisten für die Menschheit geleistet hätten[456]). „Stolz lieb' ich den Spanier", denkt man da unwillkürlich, denn Disraeli war spanischer Jude, seine Vorfahren, deren Wappen er mit großem Eifer wiederherzustellen sich bemühte, waren durch die Inquisition aus Spanien vertrieben, und wiewohl als Knabe getauft, ist er doch sein Leben lang Jude geblieben. Er sah im Christentum nur eine höhere Art von Judentum. Was aber England anlangt, so ist in Dührings Ausführungen gewiß das unbestreitbar, daß ein Vollblutjude als Führer des englischen Vollblutadels an sich eine Verfallserscheinung des letzteren bedeutet, wie auch, daß diese seine politische Führung eine stark jüdische Beimischung aufweist — schon, daß er gerne die Sachsen als Bestandteil des englischen Volkes auf Kosten der Normannen ausspielt, darf man wohl auf die öfter hervorgehobene Verwandtschaft gewisser Züge des angelsächsischen mit solchen des jüdischen Volkscharakters zurückführen —: er selbst, der ehrlichste Rassenbekenner, würde das wohl am wenigsten bestritten haben. Ebenso gewiß aber ist, daß ihm England für die größte Nation der Welt galt, und daß er für dessen Größe und Wohlfahrt aus voller Überzeugung alle seine Kraft eingesetzt hat. Und wenn er, der Jude, sich dabei, und nicht nur bei der Neuschöpfung eines britischen Imperialismus, der ihm ja auch glänzende Erfolge verdankt, auf die großen historischen Traditionen Altenglands berief, so ist das ganz gewiß nicht nur Komödie gewesen. Es muß ihm tiefer gegangen sein, wenn er, bei seiner leidenschaftlichen Bekämpfung der Freihandelspolitik, im Hinblick auf die Gefahren der Industrialisierung den Vernichtern der Landwirtschaft zurief: „Wenn Sie auch für einen Augenblick florieren nach der Zerstörung der Landwirtschaft, wenn auch Ihre Häfen sich füllen mögen mit Schiffen und Ihre Fabriken rauchen auf jedem Feld, und Ihre Eisenhammer lodern in jeder Stadt — ich sehe keinen Grund,

[453]) Zu dem Obigen vergleiche man die Studie von Otto H ö t z s c h in der „Deutschen Welt" (Wochenschrift der Deutschen Zeitung", 1904, S. 179 ff.), „Benjamin Disraeli und der englische Imperialismus".

[454]) „Die Judenfrage", S. 92 ff. — [455]) K o e h n e, a. a. O., S. 384.

[456]) Ebenda, S. 396.

warum Sie eine Ausnahme bilden sollten in dem, was die Seiten der Geschichte trauernd berichten: daß nicht auch Sie vergehen sollten gleich dem tyrischen Purpur und vermodern wie die venezianischen Paläste. Aber vereint mit dem L a n d werden Sie den besten und sichersten Grund haben, um darauf Ihren dauernden Wohlstand zu bauen!"

Gewiß hat Disraeli nicht in die Tiefen des Abgrundes geblickt, der zwischen Judentum und Germanentum klafft — wie es scheint, ist dies nur dem Germanen gegeben, für den ja auch die unvergleichlich viel größere Gefahr besteht, in diesen Abgrund hinabzustürzen. Wie er in seinem „Lothair" Ariern und Semiten eine gemeinsame Mission und ein Ergänzungsverhältnis zuschreibt, so ist es ihm auch bei seiner Einwirkung auf das englische Staatsleben und zuletzt bei der verantwortlichen Leitung von Englands Geschicken redlicher Ernst darum gewesen, jenem Gesichtspunkt einer bei aller rassischen Divergenz doch aufrechtzuhaltenden Gemeinsamkeit praktische Wirksamkeit zu verleihen. Daß er dabei den Juden, der ihm namentlich in dem England seiner Anfänge nur hinderlich sein konnte, nicht, wie so viele andere in ähnlicher Lage, verleugnete, stellt ihn turmhoch über alle diejenigen seiner Stammesgenossen, welche im Kampf ums Dasein, den ja gerade ein besonders scharfsinniger Jude nicht zum wenigsten als einen Rassenkampf geoffenbart hat, unter Eskamotierung der Rasse jüdische Aspirationen und jüdische Schliche unter allgemeinen Menschheitsphrasen verbergen. Dem Manne, der noch als leitender Minister des britischen Weltreichs den Mut fand, zum Beleg eines zuvor angeführten allgemeineren Satzes in seinem Abschiedswerke es unumwunden auszusprechen: „Die Juden mögen eine Sprache reden, welche sie wollen, sie mögen auch, wenns darauf ankommt, keine Religion haben, sie bleiben darum doch Juden und Semiten", wird, wie jeder Wahrheitsfreund, so zumal jeder die höchste Achtung zollen, der sich zum Rassengedanken bekennt, als dessen imponierendster Vertreter von jüdischer Seite er für immer dastehen wird.

Fünftes Kapitel

Anthropologen und Ethnologen. — Rassendenker.

Ehe wir die Kette der Rassendenker der jüngstvergangenen Epoche näher ins Auge fassen, haben wir zuvor die der älteren Anthropologen und Ethnologen in einem kürzeren Rückblick an uns vorüberziehen zu lassen, die uns zwar zumeist schon in unserem ersten Teile mehr oder minder eingehend beschäftigt haben, jetzt aber insonderheit in ihrem Zusammenhang mit den neueren Errungenschaften der Rassenkunde nochmals von Wichtigkeit sind.

Wir werden da abermals den allmählichen Übergang von der Naturforschung zu den Geisteswissenschaften an einer Reihe von Einzelgestalten zu veranschaulichen haben, bis in den letzten Gliedern dieser Reihe die Vertreter kaum mehr einer Doppelwissenschaft, nein, einer vollkommen einheitlichen, in sich geschlossenen Disziplin vor uns stehen.

Ziel- und richtungweisend steht am Eingange dieser Epoche, die wir etwa auf die erste Hälfte oder auch auf die ersten beiden Drittel des vorigen Jahrhunderts bemessen dürfen, einer der ganz Großen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft: Cuvier. Von dem unermeßlich reichen Wirken dieses Mannes kommt für uns hier nicht sowohl seine Begründung der vergleichenden Anatomie, noch auch die der Paläontologie, als vielmehr seine Auffassung und Behandlung der Rassen, auf die jene anderen Entdeckungen nur indirekt zurückgewirkt haben, in Betracht. Cuvier hat in Frankreich zuerst mit deren schließlich doch unentbehrlicher Klassifikation Ernst gemacht und dabei das für immer vorbildliche Verfahren eingeschlagen, daß er nur wenige große Menschenstämme feststellte, deren weitere Einteilung dann aber in Völkerstämme vornahm. Er ging ferner bei seiner Einteilung nicht bloß, wie z. B. Blumenbach, von den körperlichen Unterschieden aus, sondern nahm auch auf den geistigen und moralischen Charakter der Völker, wie auch auf Sprachverwandtschaft und -verschiedenheit Rücksicht. Vor allem aber ist er durch seine starke Betonung der Persistenz die Säule der festen Rassen gegen den Ansturm Geoffroy de St. Hilaires und später der Darwinisten geworden. Er hat dadurch der Rassenforschung bis auf den heutigen Tag ein gewisses stabiles Element gesichert, allerdings auch insofern zeitweilig ein stagnierendes in dieselbe hineingetragen, als er, der Entdecker vergangener geologischer Zeitalter, mit seiner Leugnung des fossilen Menschen gerade unserem Geschlecht den Eintritt in jene wehren, ihm nur die jüngste geologische oder Schöpfungsperiode als Betätigungsfeld zuerkennen wollte. Mehr und mehr hat sich aber gerade die fossile Menschenkunde als eine besonders fruchtbare, ja unentbehrliche Grundlage der Rassenwissenschaft erwiesen. Vor- und Urgeschichte und Rassenkunde

sind geradezu in eins zusammengewachsen, und aus dieser Einheit konnte dann auch die weitere Erkenntnis, daß der Geschichtsprozeß letzten Endes ein Naturprozeß sei, daß die heutigen Rassen auf die alten, und über diese hinweg auf die Urrassen zurückgehen, sich erst voll entwickeln.

Diese letztere Wahrheit zuerst erkannt und grundsätzlich ausgesprochen, zugleich an einigen besonders wichtigen und schlagkräftigen Völkerbeispielen erwiesen zu haben, ist das bleibende Verdienst von W. F. Edwards. In seinem Briefe an Amédée Thierry, der unter dem Titel „Des caractères physiologiques des races humaines, considérés dans leurs rapports avec l'histoire" in Paris 1829 erschien und 1841 zur Eröffnung der „Mémoires de la Société ethnologique" neu gedruckt wurde, faßt dieser die auch schon von Früheren des öfteren betonte Dauerbarkeit der Rassen vor allem als ein Fortbestehen der alten Völker in den neuen. Er knüpft an die von den Brüdern Thierry entdeckten „historischen Rassen" an, um der Geschichtswissenschaft von seiten der Physiologie (das heißt, der Anthropologie) zu Hilfe zu kommen, was dann vor allem durch die Herausarbeitung der anthropologischen Hauptpunkte für die Feststellung eines Typus geschieht. Damit sind erstmalig auch die historischen Rassen in der Natur verwurzelt. Sein erstes Probestück der Verbindung von Ethnologie und Urgeschichte hat er mit der Sonderung der zweierlei Keltenstämme (Gallier und Kymren) abgelegt, die seitdem durch alle Phasen der französischen Rassenwissenschaft sich mindestens mit einem gewaltigen Plus von Wahrscheinlichkeit behauptet hat und nie ganz hat erschüttert werden können.

Bastians Ausspruch, daß der denkwürdige Brief Edwards' „der ethnologischen Wissenschaft ihr Diplom ausgefertigt habe"[457]), wird durch nichts schlagender bestätigt, als durch das ungemein rege Leben, das sich namentlich nach seiner Neuveröffentlichung in dieser Wissenschaft entfaltete. Edwards' Erbe wurde vor allem von Broca aufgegriffen, der ein Menschenalter lang in ihr, erstaunlicher Weise sogar als in einem Nebenfache — er war von Hause aus Arzt, sogar Chirurg —, eine unermüdliche Tätigkeit bekundete. Die Zeitschriften der Pariser Société d'anthropologie (Mémoires und Bulletins) verdanken ihm ihre Blüte. Eine Fülle bedeutsamer Arbeiten, insbesondere auch zur Geschichte der Anthropologie, findet sich von ihm in den Jahrgängen beider Zeitschriften, als deren hervorragendste die „Recherches sur l'ethnologie de la France" (im ersten Bande der Mémoires, Paris 1860—63) zu nennen sind. Zu dem, was Historiker, Philologen und Archäologen bisher für die heimische Rassenkunde zutage gefördert haben, will nun auch die Anthropologie das ihrige beitragen, um das, was dem Verfasser als ein vaterländisches Denkmal („Edifice national") vorschwebt, zu vollenden. Er tritt dafür zunächst kräftig in Edwards' Spuren mit seinem Ausbau der Charakteristik der zweierlei Kelten, wahrt übrigens aber auch schon die Rechte der germanischen Einwanderer[458]).

---

[457]) „Vorgeschichte der Ethnologie", S. 5.

[458]) Von den Genossen und Mitarbeitern Brocas möchte ich wenigstens zwei als wertvoll herausheben: Lagneau, als seinen unmittelbaren Gehilfen für die

Mächtig sind die Anregungen gewesen, welche Broca auch da gegeben hat, wo er selbst nicht näher ausführen konnte. So gehen Begriff und Bezeichnung der gesellschaftlichen Auslese (sélection sociale), deren Wesen später sein bedeutendster Jünger, Lapouge, so genial geschildert hat, auf ihn zurück. In mehreren Aufsätzen der „Revue d'Anthropologie“ von 1872 hat er die Hauptgesichtspunkte für diese Untersuchungen, insbesondere auch die Unterschiede der Natur- und der Sozialauslese, klar und scharf formuliert[459]). Auch für die Anthropometrie, die in den folgenden Jahrzehnten eine so große Rolle gespielt hat, hat er die ersten Beispiele aufgestellt, indem er an den modernen Parisern eine Zunahme des Schädelinhalts gegen den der mittelalterlichen, und des weiteren, indem er an den Männern der gebildeten Klassen einen größeren Kopfumfang als an denen der ungebildeten nachwies. Die rassenanthropologische Deutung dieser Erscheinungen hat er allerdings seinen Nachfolgern überlassen[460]). In der Schule Brocas endlich ist auch jener Grundgedanke der neueren Anthropologie vornehmlich ausgebildet worden, in dessen Zeichen die ethnologische und später die anthropologische Gesellschaft sozusagen ins Leben getreten waren: daß die Völker aus mehreren Rassen zusammengesetzt sind, und daß die Bestandteile der europäischen Völker im wesentlichen die gleichen sind, nur in verschiedenem Mischungsverhältnis. Damit war eine ganz neue Plattform für die Forschung gewonnen. Für ein Rassenbild, das sich je länger je mehr wieder dem des Völkerchaos nähert, wurden erstmalig von innen heraus feste Unterscheidungspunkte aufgefunden. Brocas drei Rassen — Europaeus, Mediterraneus, Alpinus — sind gewissermaßen drei große Sammelbecken, in welche das biologische und historische Wissen über die am markantesten sich darstellenden Hauptgruppen der europäischen Völkerwelt zusammengeströmt ist. Sie haben als das am wenigsten hypothetische, verhältnismäßig sicherst belegte wissenschaftliche Material das Grundgerüst des Gebäudes der neuen Rassenkunde geliefert, das wohl durch Einfügung der einen oder anderen Blutsgruppe erweitert, nicht aber irgendwie gefährdet oder gar ins Wanken gebracht werden kann[461]).

Für die Umgrenzung des Aufgabengebietes wie für die Auffindung und Erprobung der Methoden der Anthropologie hat zwar Broca schon das Wesentlichste vorgearbeitet, doch konnten hier erst seine Nachfolger das Fazit ziehen. Das Beste hat hier wohl der eine seiner Hauptjünger, Topinard, geleistet, namentlich in dem ersten, historischen Teile seiner Eléments d'anthropologie générale, einem Werke, um das wir die Franzosen beneiden

„Ethnologie de la France“ („Bulletins“, T. II, p. 327—406) und vor allem J. A. N. Périer mit seinem durch 3 Bände der Mémoires sich hinziehenden, ganz im Sinne Gobineaus gehaltenen Abhandlungen über die Kreuzungen.

459) Eine knappe und gute Analyse dieser Arbeiten gibt Woltmann „Polit. Anthropol. Rev.“, Jahrg. 2, S. 285.

460) Woltmann, ebenda, S. 286.

461) Eine vollständige Bibliographie Brocas findet sich in der „Revue d'Anthropologie“, 1880, p. 593—608. Die Hauptarbeiten verzeichnet Ripley, S. 18 ff. seines bibliographischen Anhangs.

könnten. Wie lange haben wir doch warten müssen, bis wir in den Arbeiten Eugen Fischers etwas wie ein Seitenstück zu denen Topinards erhielten! Wie weit uns in der Tat die Franzosen voraus waren, erkennt man am besten aus der Überschau über den Entwicklungsgang der Anthropologie, den Topinard im Hinblick auf in erster Linie doch französisches Schaffen gibt[462]). Er faßt das Wesentliche dieser Entwicklung treffend in die knappen Sätze zusammen: „Am Ende des 18. Jahrhunderts begriff die Anthropologie nur die Naturgeschichte des Menschengeschlechts und seiner Rassen in sich; jetzt tritt die Naturgeschichte der Völker und der Gesellschaften hinzu. Ethnographie und Linguistik haben sich mit ihr vereinigt, die Soziologie kommt ihr zu Hilfe. Der geistige Mensch wird je länger je mehr unabtrennbar vom leiblichen."

Nur kurz können wir neben diesen Hauptfiguren der älteren Periode noch einiger Männer gedenken, welche weniger im Vordergrunde gestanden, aber doch — gewissermaßen als Seitentriebe des stattlichen Baumes — jeder an seinem Teile zu dessen Blüte mit beigetragen haben. Da wäre zunächst Alfred Maury mit seinem Werke „La terre et l'homme, ou aperçu historique de géologie, de géographie et d'ethnologie générales pour servir d'introduction à l'histoire universelle", Paris 1857. Als beste Verwirklichung seines leitenden Gedankens („dans quelle étroite liaison l'homme est placé par rapport à la nature") möchte ich sein siebentes Kapitel „Distribution des races humaines à la surface du globe" bezeichnen, welches zugleich ein Stück Rassengeschichte in der neuen Behandlungsweise bringt. Beachtung verdienen dort namentlich die Betrachtungen über die Schranken, welche der Forschung in betreff der Urwiege des Menschengeschlechts gezogen sind. Zwei Tatsachen — einmal die ausnahmslos überall festgestellten Wanderungen und sodann der durch das mutmaßliche Aussterben vieler Rassen gegen den Urstand gänzlich veränderte Stand der heutigen Rassen mahnen hier zu größter Vorsicht und lassen schlechthin alles als hypothetisch erscheinen.

Zu den ihrer Zeit Vorausgeeilten gehörte auch J. Omalius d'Halloy mit seinem „Manuel pratique d'ethnographie ou description des races humaines. Les différents peuples, leurs caractères naturels, leurs caractères sociaux. Divisions et subdivisions des différentes races humaines" (5e Edit. Paris 1864), einem Buche, das eine Fülle von Einzelerkenntnissen ganz auf der Höhe unserer Zeit birgt. Ganz besonders vertritt und veranschaulicht auch dieser Denker den Übergang der Rasse von der Natur- zur Sozialwissenschaft, welche vornehmlich die geistige Seite des Menschen als Rassenwesens zum Ausdruck bringe. Als „Praktiker", wie er sich im Titel ankündigt, bewährt er sich in dem für uns alle mit formulierten Satze: „on se sert presque toujours du mot race lorsqu'on veut désigner une population au point de vue ethnographique", indem er erklärt, sich diesem Verfahren auch seinerseits in manchen

[462]) Die Hauptstelle ist p. 141, zu der man aber hinzunehmen wolle p. 148 ss., 167 ss., 181, 185.

Fällen anzuschließen. Jeder, der namentlich historisch zu Werke geht und sich durch die Fluten der Rassenliteratur hindurchzuringen hat, wird nicht anders können. Die Systemrassen sind und bleiben eben doch Ideen. Empirische Realitäten sind einzig die Rassenzusammensetzungen, Völker oder Völkerfamilien, und da beide doch substantiell Eines sind, möge man ihnen auch die gemeinsame Bezeichnung nicht versagen.

Ein wackerer Heerrufer der Rasse war endlich noch der Vlame Van der Kindere, der in seinem Buche „De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples", Brüssel und Paris 1868, in der Zeit des größten Einflusses Buckles, besonders kräftig für Persistenz, Individualität und Ungleichheit der Rassen, als der überwiegenden Träger menschlicher Aktivität, sich einsetzte. Ein Wort von ihm möge uns dies vor Augen führen. Er spricht davon[463]), daß die äußeren Einwirkungen nicht selten ein trügerisches historisches Bild hervorrufen, hinter dem die Rasse zurücktrete, und fährt dann fort: „Mais au fond on découvre que le facteur primordial ne dément jamais son caractère; il traverse les situations les plus diverses et s'y adapte; mais dans son action protéique, il ne perd pas son essence propre, si bien que d'avance il est poss:ble de prévoir comment il se comportera dans une hypothèse donnée."

In neuerer Zeit ist aus der Brocaschen Schule noch der Ungar Charles de Ujfalvy zu nennen, der, von der mächtigen Entwicklung der Anthropologie mit fortgerissen, an seinem Teile durch seine urgründlichen Arbeiten „Les Aryas au nord et au sud de l'Hindoukouch" Paris 1896 und „Iconographie et anthropologie Irano-Indiennes" („L'Anthropologie", T. 11, 13, Paris 1900, 1902) Hervorragendes für diese geleistet hat.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch jetzt noch von Seiten der engeren Naturwissenschaft der werdenden Rassenkunde immerfort sekundiert wurde. Als besonders beweiskräftiges Beispiel hierfür sei Agassiz angeführt, der als energischer Polygenist und Darwingegner, als Verfechter der Persistenz, vor allem aber als heftiger Bekämpfer unebenbürtiger Vermischungen (wir verdanken ihm ein abschreckendes Bild derjenigen Brasiliens) unserer Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet hat.

Auf die Naturwissenschaften werden wir auch wiederum zurückverwiesen, wenn wir jetzt den Blick auf das Deutschland jener Epoche wenden. Wie uns da überhaupt mancherlei Parallelerscheinungen mit dem Nachbarlande begegnen werden, so treffen wir auch bei uns gleich zu Anfang auf einen lange Zeit fast allbeherrschenden großen Naturforscher — Blumenbach —, der, wie leicht erklärlich, sogar in seinem Studiengebiete vieles und wichtiges mit Cuvier gemein hatte, und neben dem sodann noch Linné von Schweden her herüberwirkte[464]).

---

[463]) P. 107.

[464]) Für die folgende Übersicht scheint es geboten, an das zu erinnern, was Bd. I, S. 108 ff. (und ganz ähnlich von F. Graebner in dem Teubnerschen Sammelwerke „Anthropologie", S. 438) über die Unmöglichkeit, Anthropologie und Ethno-

Blumenbach ist weniger durch seine großen Systemwerke als durch seine kleine Schrift „De generis humani varietate nativa“ (3. Ausg. Gottingae 1795) auf Menschenalter hinaus in Rassenfragen bestimmend geworden. Er hat den gordischen Knoten, den diese für immer darstellen werden, mit erstaunlicher Naivität und Kurzangebundenheit durchhauen. Im Hintergrunde läßt er theoretisch die Einheit der Art, als „verisimillime“ ursprünglich vorhanden, ruhig bestehen. In praxi aber hat er sich mit den Hauptgruppen abgefunden, in welche jene Einheit des Menschengeschlechtes unverkennbar auseinandergegangen ist. Und da erklärt er denn die weiße (kaukasische) für die Hauptrasse, welche einerseits in die mongolische, andererseits in die äthiopische ausgeartet sei. Die Indianer und Malayen sind ihm Zwischenglieder zwischen diesen dreien. Zum ersten Male wird von ihm die Einteilung der fünf Abarten oder Varietäten nach physischen Merkmalen vorgenommen, und zwar verlangt er ausdrücklich, daß deren Gesamtheit, also Schädelbildung, Haut, Haar, Augenstellung und Mundform, dafür in Betracht gezogen werde. Dem Dilemma, dem sich die Rassenkunde immer gegenüber finden wird: feste, dauerbare Rassen auf der einen, Variabilität, Entwicklung auf der anderen Seite, hat er, wie ähnlich vor ihm Buffon, ehrlich Rechnung getragen, indem er zwar seine fünf Rassen kennzeichnet und benennt, diese Einteilung aber als willkürlich (arbitraria), alle Varietäten nur als „relativ“, und daher unmerkliche Übergänge ohne Zahl zwischen ihnen anerkennt (§ 80, S. 284 ff.) — das Schicksal aller Versuche, ein natürliches System der Rassen aufzustellen, die übrigens alle mehr oder minder nur Modifikationen der Blumenbachschen Einteilung gewesen sind. Das ist wohl auch nie verkannt worden[465]). Wenig oder nicht beachtet worden ist dagegen ein anderer Zug, mit welchem Blumenbach gleichfalls an die Spitze einer ganzen Reihe von Denkern tritt: Daß er nämlich den ganzen Rassenprozeß aus einer Degeneration hervorgehen läßt. („. . . Ne unicam quidem genuinarum generis humani varietatum invenimus quae non ex manifestis degenerationis caussis ortum ducat“). Er versteht hierunter die Einwirkungen der Umwelt und der äußeren Ereignisse, welche eine Ausartung (der Spezies in die Varietäten) hervorrufen. Man mag nun immerhin geltend machen, daß Blumenbach hier ein sozusagen normaler Entwicklungsvorgang vorgeschwebt habe. Aber das hebt doch die Tatsache nicht auf, daß „degenerare“ nach lateinischem Sprachgebrauch nichts anderes bedeuten kann als „aus der (edleren) Art schlagen, ausarten, entarten“, und daß man daher berechtigt ist, in der Lehre Blumenbachs einen ersten Keim derjenigen Gobineaus und seiner Nachfolger zu sehen. Vereinzelt ist dies denn auch

logie zu trennen, gesagt worden. Wenn irgendwo in diesem Werke die Anordnung schwer zu treffen, war es hier. Das trägt dem Verfasser hoffentlich die Nachsicht seiner Leser ein, die er auch für etwaige Lücken erbitten muß. Vollständigkeit war gerade hier unerreichbar. Zur Ergänzung sei auf Achelis „Moderne Völkerkunde“ und auf die genannte von Eugen Fischer geleitete „Anthropologie“ verwiesen.

[465]) Unter anderen betont dies Ehrenreich in seinen „Anthropologischen Studien“, S. 10.

geschehen, wie denn z. B. Courtet, indem er der Blumenbachschen Hinabentwicklung vom Kaukasier zum Neger eine mögliche Hinaufentwicklung vom Neger zum Kaukasier gegenüberstellt, geradezu sagt: „L'idée de progrès me séduit, celle de dégénération m'épouvante"[466].

In der unmittelbaren Nachfolge Blumenbachs ist wohl Steffens die bedeutendste Erscheinung, von dem in früheren Teilen unseres Werkes genugsam die Rede gewesen ist. Er gehört, auch in seiner halbphilosophischen Weise, zu den eigentlichen Anregern[467]). Hier sei nur noch, neben seinem Hauptwerk, der „Anthropologie", auf die Sammlung seiner „Schriften"[468]) aufmerksam gemacht, deren zweiter Band die Herzählung der Hauptrassen in ihren allmählichen Abstufungen und Übergängen enthält.

Im allgemeinen hat in den nächsten Jahrzehnten vorwiegend die Physiologie und die Psychologie über die Rassen das Wort geführt. In seiner „Physiologie du cerveau", dem vierten Bande seiner „Anatomie et physiologie du système nerveux", begründet Franz Gall die Ungleichwertigkeit der Menschennatur auf die physiologische Organisation der Völker. In ähnlicher Weise vertritt K. F. Burdach[469]) die Ungleichheit, er sagt unter anderem: „Der höhere Stamm hat die Kraft und den Beruf, die niederen emporzuheben." Man sieht, wie das damalige Geschlecht sich abquälen mußte, sich allmählich aus den Fesseln der Rousseauschen Doktrin zu befreien. Bis in den Titel drang dies Bestreben vor in K. G. Carus' Schrift: „Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere Entwicklung". Derselbe Denker berührt in einer folgenden Schrift „Symbolik der menschlichen Gestalt" schon das Problem der anthropologischen Genealogie des Talentes und Genies.

Ehe wir in einen neuen Zeitraum mit veränderten Anschauungen übertreten, haben wir noch einen Mann aus der älteren Epoche nachzuholen, der dem Rassengedanken schon sehr nahe kam, ja vielleicht ihn unbewußt pflegte, zu einer Zeit, da die Geschichtschreibung ihm noch völlig fernstand und in der Philosophie nur erst einige besonders hellblickende Geister wie Voltaire und Kant ihn vorahnten. Kein anderer ist es als der wunderliche Lavater, der im vierten Bande seiner „Physiognomischen Fragmente"[470]) die Nationalphysiognomien behandelte. Er ahnt sehr richtig, daß hinter diesen Rassen stehen, gibt daher auch ausführliche Auszüge aus den Werken Buffons, Kants, Blumenbachs und anderer. Er selbst aber hält sich diese sozusagen theoretische Seite der Sache vom Halse, indem er sich in der Rassenfrage für inkompetent erklärt. Dann aber faßt er seine auf

---

[466]) P. 40/41.

[467]) Vgl. z. B. das von Bastian, „Die Kulturländer des alten Amerika", Bd. I, 1878, S. 13, über seine Verbindung der Urvölker mit den Naturkräften Gesagte.

[468]) Breslau 1821. S. 218 ff.

[469]) „Anthropologie", 2. Aufl. Stuttgart 1847. Ausführliches Referat über Gall von R. Weinberg in der „Polit. Anthropol. Rev.", Bd. VI, S. 177—181, über Burdach von demselben, ebenda, S. 182—185.

[470]) Abschnitt 5, S. 265—325. Hauptstellen S. 268 und 325.

reale Erkenntnis begründete Anschauung in die Worte zusammen: „Nationalphysiognomien und Nationalcharakter leugnen, heißt die Sonne am Himmel leugnen. Diese unendliche und dennoch unzweifelhaft in eins zusammende (so!) Mannigfaltigkeit wird und muß ewig fortdauern; wie immer alles sich veredeln, verwandeln und vergöttlichen mag — jedes wird sich nur nach seiner ursprünglichen Natur und Bildsamkeit veredeln, nie eine Gattung in die andere, so wenig ein Individuum ins andere verwandeln" — ein Ausspruch, zu dem man noch den anderen halten möge: „Einzelne Gesichter öffnen uns eher die Augen für das Charakteristische ganzer Nationen, als ganze Nationen für das Nationale einzelner Gesichter."

Hatte in dem zuvor besprochenen Zeitraum, mit den übrigen Wissenschaften, auch die werdende Anthropologie in hohem Maße unter dem Einfluß der Philosophie, und zwar einer wesentlich idealistisch-metaphysisch gerichteten Philosophie, gestanden, so trat nun unter der Einwirkung des von Frankreich herüberdringenden Positivismus etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Umschwung in dem Sinne ein, daß von aller höheren Spekulation abzusehen und vor allem das empirische Material der neuen Wissenschaft zu sammeln und vorzulegen sei. Der erste, der in dieser Richtung vorging, Theodor Waitz, war zwar selbst noch Philosoph von Fach, trat aber mit seiner „Anthropologie der Naturvölker"[471]) schon sehr entschieden auf den Boden der Naturwissenschaft über, erkannte die Anthropologie als reine Erfahrungswissenschaft an und suchte dementsprechend eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit auch nach der psychischen Seite durch die Untersuchung des Menschen auf dem für die Erforschung aller übrigen Naturgegenstände üblichen Wege herzustellen. Bei seinem gewaltigeren Nachfolger, Adolf Bastian, wurde dann diese positivistische Richtung bewußte Tendenz. Man wird das ins Riesenhafte gehende Schaffen dieses Mannes nur dann ganz würdigen können, wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher fast leidenschaftlichen Gründlichkeit er zu Werke geht, um sich und seinen Lesern Rechenschaft über dasselbe abzulegen, wie er in seinen langen Vorreden wieder und wieder die Probleme seiner neuen Wissenschaft nach der methodologischen Seite wälzt. Da geht es denn nun zunächst um eine reinliche Scheidung von Ethnologie und Geschichte. Soll die Geschichtskunde immer mehr ein Verstandenes werden, so muß sie zunächst ihrer Basis nach auf die entsprechenden Zweige der Naturkunde, nämlich auf die physische Erdkunde und auf die geographische und physiologische Ethnographie zurückgeführt, dann erst in den großen Zügen ihres Verlaufes ethisch geschätzt werden[472]). Die ethnologischen Einteilungen sind nach den Kulturkreisen vorzunehmen, indem sich in diesen der jedesmalige Kulminationspunkt höchster Entwicklung zeigt. Die Weltgeschichte gleicht einem Garten, in welchem an günstiger Örtlichkeit eine beschränkte Anzahl Luxuspflanzen kultiviert sind, während zwischen

---

[471]) 6 Bände. Leipzig 1859—71. Ausführliche Analysen Waitzens wie Bastians bei Achelis.

[472]) „Die Völker des östlichen Asiens", Bd. 6, 1871. S. XC.

ihnen allerlei Gräser und teilweise selbst Unkraut in fast bestimmungsloser Zahl der Arten wuchert. Ethnologische Analysen erleichtern den Durchblick, um die Bedeutung der Geschichtsvölker zu verstehen[472a]). Während in unseren fertig dastehenden Staatenbildungen der Prozeß der Völkerbildung nach den oft nur unvollständig und bruchstückweise erhaltenen geschichtlichen Überlieferungen nicht mit Sicherheit verfolgt werden kann, zeigt uns die Ethnologie dieselben Schauspiele sich in hundertfach verschiedenen Wandlungen noch unmittelbar vor unseren Augen entrollend: Wanderungen und Völkerverschiebungen, neue Staatengründungen, Stammesmischungen wiederholen sich noch heute beständig in Afrika, in Polynesien, in Asien. Für bestehende Staaten ist ihre Geschichte zugleich ihre Völkerkunde. Anders bei den Völkern, die noch im Werden begriffen sind. Hier bildet umgekehrt erst die Ethnologie die Geschichte. Es gilt daher, die ethnologischen Elementarstoffe aufzuspüren, aus denen später ein Volk zu werden verspricht[473]). Nur im sorgfältigsten Detailstudium, in der Ansammlung von Facta liegt das Heil der naturwissenschaftlichen Psychologie; gegenüber einer früheren Richtung, die, nach Schellings Weise, über die Natur philosophierte, um die Natur zu schaffen, ist die induktive Forschungsmethode zur Anerkennung zu bringen[474]). Auf statistischer Grundlage will Bastian einen objektiven Einblick in die Wachstumsgesetze der Gesellschaftsorganismen gewinnen[475]).

Dieses Sammeln und Sichten zur Gewinnung eines Mosaikbildes der Völkerpsyche hat er selbst denn nun in einem wahrhaft kolossalen Maßstabe und, wie man hinzusetzen darf, mit unendlicher Entsagung betrieben. Denn es ist ausgeschlossen, daß diese enorme Aufstapelung von Notizen und Tatsachen, die aber in ihrer chaotischen Massenhaftigkeit vielfach um so weniger zur Geltung kommen können, als Text, Anmerkungen und Nachträge gar nicht planmäßig geschieden werden, anders denn als Stoffsammlung verwertet werden könnte. Als eigene Lektüre ist sie undenkbar. Und damit sind leider (wie z. B. in dem Werke „Der Mensch in der Geschichte") auch die so bedeutenden geschichtsphilosophischen Ausblicke gefährdet, die inmitten eines Wustes von Zitaten und Detailangaben wie verloren erscheinen. Da begreift es sich freilich, daß Bastian Übertreibung und Einseitigkeit vorgeworfen ist. Man fragt sich, ob der gewaltige Aufwand an Mitteln immer nötig war, ob nicht z. B. die Möglichkeit, sich als integrierender Teil der Natur zu empfinden und so zu verstehen[476]), für den Menschen auch auf intuitivem Wege, ohne so viel Statistik und Induktion, gegeben wäre. Aber mit seltener Selbstlosigkeit bezeichnet er selbst seine Materialbeschaffung als vorbereitende, ja vorübergehende Arbeit: „Je eher solche Werke überflüssig und unbrauchbar werden sollten, desto lieber wird es mir sein[477])." Um so mehr verdient ein solcher Bahnbrecher, daß der

---

[472a]) Ebenda, Bd. 5, 1869, S. LVII. — [473]) Ebenda, S. XV—XVII.
[474]) Ebenda, S. XXVI ff., LVIII ff.
[475]) „Die Kulturländer des alten Amerika", Bd. I. Berlin 1878, S. V.
[476]) Ebenda, Bd. II, S. XX ff. — [477]) Ebenda, S. XXVI.

geistige Gehalt, der dem ungeheuren Stoff entwächst, möglichst auf eine kurze Formel gebracht, festgehalten werde.

Bastian selbst hat uns mit seiner Bezeichnung „Völkergedanke" — in welchem sein Andenken vornehmlich fortleben wird — eine solche Formel an die Hand gegeben. Den Grundgedanken seiner Lehre, daß Ähnlichkeiten, die sich — in Religion, Recht, Sitte usw. — im Völkerleben aufdrängen, zu unrecht als Beweise für ethnische Verwandtschaft oder historische Zusammengehörigkeit gedeutet würden, hatte schon lange vor ihm Alexander von Humboldt, allerdings mehr nur nach der negativen Seite, als Warnung, ausgesprochen. Positiv zur Lehre ausgestaltet hat ihn erst Bastian. Nach ihm haben wir die Grundgedanken aufzusuchen, wie sie in allen Gedankenkreisen, unter allen Zonen und Ländern, in allen Zeiten, mit zwingender Notwendigkeit aus der mikrokosmischen Anlage der Menschennatur hervorgewachsen sind, durch die Besonderheiten der Umgebungsverhältnisse (anderswo[478]) spricht er von „geographischen Differenzierungen" und von „geographischen Provinzen") zwar an ihrer Oberfläche verschiedentlich gefärbt, aber dem zentralen Achsenkreuze nach unverändert dieselben[479]). Diese von der lokalen Färbung abgesehen unveränderliche Gleichartigkeit des geistigen Organismus zeigt sich am frappantesten in den übereinstimmenden Vorstellungskreisen isoliert abgeschlossener Stämme[480]). Da werden wir daher am ersten die ethnologischen Wurzeln auch der Geschichtsvölker auszugraben hoffen dürfen. In diesen primitiven Formen stellen wir zunächst die Elemente des Gedankenlebens, den normalen Durchschnitt des Menschheitsgedankens, fest, wir erkennen in den einfachen Organismen der Naturvölker die Grundgedanken aller derjenigen Formen, die den Organismus der Gesellschaft überall zusammenzusetzen haben, und gewinnen so schließlich in den einfach-durchsichtigen Gebilden der Naturstämme einen Schlüssel, um auch die kompliziertesten Errungenschaften der Kulturvölker, und damit unser eigenes Selbst, aufzuschließen[481]).

Es leidet keinen Zweifel, daß nach dieser Seite, der Aufspürung der Ähnlichkeiten, des Gemeinsamen der Menschennatur, der Schwerpunkt von Bastians Wirken zu verlegen ist. Alles dahin Gehörige hat er sozusagen erschöpfend behandelt. Um so mehr fällt es ins Gewicht, daß er daneben auch der Rasse als Sonderbildung ihr Recht in keiner Weise verkümmert hat. Natürlich ist sie auch ihm zunächst ein Produkt der Umwelt. Der menschliche Organismus wird durch die umgebenden Einflüsse zu bestimmten Typen gestaltet. Der Neger wird in Afrika, der Mongole in Asien mit derselben Notwendigkeit geboren, wie ein Regentropfen am Äquator verdampft, am Pole zu Eis gefriert[482]). An den so gewordenen gesetzlichen

[478]) Ebenda, Bd. III, 2, S. 4 ff.

[479]) „Die Völker des östlichen Asien", Bd. 5, S. VIII.

[480]) Ebenda, Bd. 3, S. IX.

[481]) „Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen." Berlin 1881. S. 85, 175.

[482]) „Der Mensch in der Geschichte", Bd. I, S. 326, 343.

Typen, welche, so sehr ihnen auch die Spielweite zulässiger Variationen zuzuerkennen ist, doch darum nicht ihres organisch geforderten Zentrums einheitlichen Zusammenhangs entraten können, haben wir festzuhalten, gleichviel ob wir in ihnen feste Stämme, als Produkt aus Erblichkeit und Umgebungsverhältnissen, oder nur einen durch letztere momentan fixierten Zustand der Gattung sehen wollen[483]). Nimmt man der Ethnologie, dem Phantom der Deszendenz nachjagend, die in der Spielweite ihrer Variationen umschriebenen Typen, so wirft man das wahrhafte Stück Brot aus der Hand, um nach seinem Schattenbilde im Wasser zu greifen[484]).

Das alles ist wohl deutlich. Und ungemein klar hat Bastian auch über die Aufgaben der Rassenkunde in ihrer Anwendung auf die Völker sich ausgesprochen. Haben wir das Volk als einen lebendigen Organismus vor uns, so kann außer nach den Prozessen, die in ihm walten und ihn erhalten, nur nach der chemisch aufzuklärenden Zusammensetzung gefragt werden, nicht aber nach der Entstehung, für die es von vorneherein keine Anknüpfung gibt[485]).

Und nun das Merkwürdigste. Als in dem verhängnisvollen Jahre 1878, dem Jahre der Attentate und der Erschütterungen durch die Sozialdemokratie, das erstmalig am fernen Horizonte auftauchte, was heute furchtbare Wirklichkeit geworden, da sprach unser Bastian die prophetischen Worte: „Immer drohender werden die Rufe, die einen gewaltsamen Bruch zu fordern wagen, immer drohender und immer verwegener, gerade aus dem Munde solcher, die am wenigsten die Katastrophen abzuschätzen vermögen, welche dann auch unsere Kulturepoche hinabstürzen würden in jenes Völkergrab, wohin ihr bereits so viele, durch vermodernde Monumente kaum noch bezeugte, in der Vergangenheit vorangegangen sind[486])." Jetzt, da ihm mit einem Schlage die tödliche Gefahr aufgegangen, in der sein Volk schwebt, jetzt findet der große Weltwanderer zurück in die Heimat. Der Völkergedanke wandelt sich ihm in den Nationalgedanken. Welch ein Beispiel! Und wer dächte nicht an das verwandte Erlebnis Fichtes, wenn er Bastian ausrufen hört: „Wie die Botschaft dieses neuen Evangeliums (einer geläuterten Wissenschaft) lauten mag, wird für unsere Generation im Schoße der Zukunft verhüllt bleiben, das jedoch läßt sich jetzt bereits aussprechen, daß sie vor allem das nationale Bewußtsein der Völker proklamieren wird... Die Manifestationen des Göttlichen werden sich in dem naturgesunden Wachstum des nationalen Volksbewußtseins erkennen."

Bastian eng zur Seite steht Rudolf Virchow, unser deutscher Broca, der Mann, der die Anthropologie dieser älteren Periode auf einen Höhenpunkt gebracht hat. Nicht etwa durch umfangreiche wissenschaftliche Einzelwerke — die gehören bei Virchow der ärztlichen Wissenschaft an —, um

483) „Die Kulturländer des alten Amerika", Bd. I, S. XIII, Bd. II, S. XXII.
484) Ebenda, S. XX.
485) „Ethnologische Forschungen", Bd. I, 1871. S. XX/XXI.
486) „Die Kulturländer des alten Amerika", Bd. I, S. VIII ff.

so mehr aber durch sein wuchtiges, zielbewußtes Eingreifen in alle Zweige und in allen Formen, theoretisch, praktisch, organisatorisch. Letztere Seite ist fast die größte in ihm. Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ist seine Schöpfung, in ihren Zeitschriften, wie auch in denen der Berliner Akademie, hat er eine Fülle von Einzeluntersuchungen, namentlich zur somatischen Anthropologie, veröffentlicht[487]). Die von ihm veranlaßte und geleitete Massenerhebung über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder (1885) wurde vorbildlich für fast alle Kulturstaaten. Sie war hervorgerufen durch das Verlangen, der Zusammensetzung unserer heimischen Rasse auf den Grund zu kommen. Diese letztere hat ihm überhaupt mit in erster Linie am Herzen gelegen. Wieder und wieder ist er auf sie zurückgekommen. Unter anderem hat er ein Museum für deutsche Volkstrachten ins Leben gerufen, auch dem deutschen Haus Untersuchungen gewidmet. Und dann wieder ist er weit hinausgeschweift, wir verdanken ihm wertvolle ethnologische Arbeiten über die Troas, den Kaukasus und Ägypten. Auf Kongressen wie auf literarischem Wege[488]) ist er unermüdlich bestrebt gewesen, an der Umgrenzung der Aufgaben und der Bestimmung der Methoden der Anthropologie mitzuwirken, die er, als die neue Gesamtwissenschaft vom Menschen, umringt von einer Reihe von Hilfswissenschaften, als der ersten einer eifrig gefördert und volltönend verkündet hat. In seinen späteren Jahren wandte er sich mit steigender Vorliebe der prähistorischen Archäologie zu. An der Seite Schliemanns hat er dessen Ausgrabungen beigewohnt, und durch die Aufnahme von Kulturgeschichte, Keramik und Ornamentik in den Kreis auch seiner eigenen Forschungen ist dieser erst zum Abschluß, zur Vollständigkeit gediehen.

Der gewaltige Aufschwung der Anthropologie im vorigen Jahrhundert ist vornehmlich den letztgenannten Männern zu verdanken. Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, und wir könnten es nicht leisten, weiterhin alles das zu charakterisieren, was auf dem von ihnen bereiteten Boden gewachsen ist. Wir begnügen uns daher mit der Nennung einiger weniger Namen und Werke, die uns schon für die früheren Bände von Nutzen gewesen sind: Georg Gerland, „Anthropologische Beiträge", Paul Ehrenreich, „Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens", welche in ihrem ersten, allgemeinen Teile („über die Aufgaben und Methoden der physischen Anthropologie und ihre Anwendung auf die Ethnologie") eine sehr klare, in vielen Punkten erfreulich durchgreifende Darstellung der Kardinalfragen unserer Wissenschaft geben, endlich und vor allem die Werke von Johannes Ranke („Der Mensch").

Während es dem gesamten bisher geschilderten Schaffen unserer deutschen Anthropologen nicht gegeben, aber auch nicht aufgegeben war, deren

---

[487]) Eine ausführliche Bibliographie dieser Arbeiten bei Ripley in dessen bibliographischem Anhang S. 118—120. Nekrolog auf Virchow als Anthropologen in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 42, S. 322 ff.

[488]) Es sei hier namentlich an seine „Urbevölkerung Europas" (Berlin 1874) erinnert, die zum guten Teil eine Programmschrift darstellt.

Wissenschaft in weitere Kreise hinauszutragen — wovon nur allenfalls der Zweig der vorgeschichtlichen Archäologie auszunehmen wäre —, ist dies einer anderen neben jenem hergehenden Strömung, der Völkerkunde im engeren Sinne, in stärkerem Grade möglich geworden. Es lag dies wohl daran, daß von den Wissenschaften, die die Ausgangspunkte beider bildeten, die der Völkerkunde vorgelagerte dem allgemeinen Interesse ungleich näher lag. Die Anthropologie wurzelte in der Anatomie, die Völkerkunde ging aus von und Hand in Hand mit der Geographie. Die Hauptnamen, die hier zu nennen sind, Peschel, Ratzel und die beiden Andrée (auf die wir im nächsten Kapitel kommen), sind solche von Männern, die von Haus aus Geographen waren. Sie haben treffliche Vorläufer gehabt, die unbedingt auch noch ein Wort verdienen: M. L. Frankenheim mit seiner „Völkerkunde. Charakteristik und Physiologie der Völker", Breslau 1852, G. L. Kriegk mit seinen „Völkerstämmen und ihren Zweigen" (Neue Ausgabe, Frankfurt a. M. 1854), vor allem aber Lorenz Diefenbach. Dieser Mann ist zwar nicht nur als Sprachforscher und Lexikograph, auch als Ethnograph längst für einen der wertvollsten erkannt worden. Seine „Origines Europaeae" namentlich behaupten ihren Wert als eine der Hauptquellen für die Angaben der Alten über Rassenmerkmale der Völker neben Zeuß, Mannert und anderen. Aber ein Werk von ihm, das uns gerade hier besonders naheliegt, ist so gut wie gänzlich unbeachtet geblieben: seine „Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte". Frankfurt am Main 1864. Es enthält die feinsinnigsten, fast durchweg durch den Verlauf der folgenden Jahrzehnte der Forschung rühmlichst bestätigten und in nichts veralteten Beobachtungen aus allen Gebieten unserer Wissenschaft in Fülle. Ich nenne nur das eine Kapitel über die Sprache (S. 38—107), das über das Verhältnis von Rasse und Sprache zahlreiche wertvolle Aufschlüsse gibt. Daß das Buch nicht besser genutzt worden, kann man sich einzig daraus erklären, daß damals die Stunde dieser Forschungen noch nicht geschlagen hatte, daß auch dieser Vorläufer noch zu früh kam.

Voll eingeheimst hat die Früchte jahrzehntelanger gediegener Vorbereitungen erst Oskar Peschel[489]), dessen „Völkerkunde" (nach seinem Tode in den neueren Auflagen von Alfred Kirchhoff bearbeitet) wahrhaft populär geworden ist, dessen übrige Schriften aber, insbesondere seine „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", sich gleichfalls verdienter hoher Schätzung erfreuen. Wissenschaftliche Gründlichkeit, stilistische Vorzüge, und nicht am wenigsten die Persönlichkeit des Autors haben zu solchen Erfolgen zusammengewirkt. Nicht das kleinste seiner Verdienste ist darin zu suchen, daß er — wie wir noch sehen werden — dem übertriebenen geographischen Fatalismus Karl Ritters gegenüber den Eigenwert und die mitbestimmende Kraft der Rassen und Völker zur Geltung brachte. Peschels Werk über Völkerkunde fiel in die Zeit der Hochflut des Darwinismus, ist daher stark darwinistisch durchtränkt. Dies hat aber der unbefangenen sach-

[489]) Über ihn sehe man den Aufsatz Alfr. Doves in seinen „Ausgewählten Schriftchen", S. 467 ff.

lichen Behandlung der einzelnen Völkergruppen keinerlei Abbruch getan. Bemerkenswert ist noch, daß auch dieser sonnige Geist, wie der Schluß seiner Völkerkunde lehrt, schon die Ausgelebtheit des alten Europa erkannte. Wenn er angesichts deren von einem unvermeidlichen Vorrang der Vereinigten Staaten sich noch etwas für die Menschheit zu versprechen schien, so hat dieser, der seitdem zur Tatsache geworden, die grausame Ironie eines solchen Traumes zur Genüge dargetan.

Fast größer noch als der Peschels ist eine Zeitlang der Einfluß Ratzels gewesen. Das begreift sich bei seinem enormen Wissen, seiner großen Redegewalt und anscheinend auch bedeutenden pädagogischen Begabung. Aber zum Heile der jungen Rassenbewegung ist es nicht gewesen, der Ratzel verständnislos und ablehnend gegenüberstand. Er bezeichnet einen völligen Rückfall in die Vorherrschaft, um nicht zu sagen Alleinherrschaft geographischer Anschauungen. Das Raummotiv als das durch die natürlichen Hindernisse und Förderungen die Bewegungen der Völker Bestimmende spielt durchweg eine Hauptrolle bei ihm. Überall wird nach den geographischen Gründen gefragt. Schon der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt und auch nur geographisch erforscht werden[490]. In der Ethnographie muß erst die Lehre von der geographischen Verbreitung geschaffen werden, ehe die Lehre von der Entwicklung des ethnographischen Besitzes möglich wird. Jene wird aber nicht geschaffen werden, solange der Völkergedanke die Geister beherrscht. Denn dieser lenkt vom Studium der geographischen Verbreitung ab[491]. Entsprechend dem von ihm angenommenen Leitsatz eines Mitforschers, daß die Forschung ganz unabhängig von ethnischen Beziehungen vorzugsweise die geographische Tatsache ins Auge zu fassen habe, will Ratzel auch unter der Rassenverteilung in Europa letzten Endes nur eine geographische Unterlage anerkennen, eine Dreigliederung Norden, Mitte, Süden, wobei Osteuropa der Mitte verwandter ist als dem Norden oder Süden[492]. In der großen Bewegung auf immer festere territoriale Begründung auch der Politik ist die Nationalitätenpolitik unserer Zeit ohne Zweifel ein Rückschritt. Sie wird sich dauernd der geographischen Politik gegenüber nicht behaupten können[493]. Selbst der Zerfall der Staaten — der nicht Untergang, sondern Umformung bedeutet — ist oft nichts anderes als ein Rückschlag der im Volke noch nicht zu genügender Höhe herangewachsenen Raumauffassung[494]. Der Heimfall der Westslaven an die Kirche Roms, der Ostslaven an die von Byzanz, eine Fortsetzung des Risses zwischen Rom und Ostrom, vollzieht sich für Ratzel lediglich nach Längen- und Breitegraden[495].

Das alles sind Ansichten, welche Ratzel in dem Frankreich von 1789, dem territorial umgestalteten, einen hervorragenden Platz gesichert hätten. Ihnen

490) „Anthropogeographie", Bd. I, S. 172. — 491) Ebenda, Bd. II, S. 707.
492) „Der Ursprung und die Wanderungen der Völker, geographisch betrachtet." (Berichte der K. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch., Bd. 52, 1900. S. 23.)
493) „Politische Geographie." München und Leipzig 1897, S. 31/32.
494) Ebenda, S. 174 ff. — 495) Ebenda, S. 80.

entspricht der weitere Satz, daß die Ethnographie nicht auf Stammverwandtschaften, sondern auf Kulturgemeinschaften führe. Und in welchen Händen sich Ratzel die Kultur denke, darauf gibt uns seine „Völkerkunde" die Antwort. Nach ihm begegnen wir in allen Kulturkreisen und auf allen Kulturstufen wesentlich derselben einzigen Kultur, die vor Zeiten von Volk zu Volk sich über die Erde hin mitteilte, indem wir als Träger der Ur- und Vorgeschichte Glieder aller Rassen anzuerkennen haben. Nicht anthropologische, im Bau des Menschen begründete, sondern kulturliche, im Gange der Menschheitsentwicklung erworbene, Abstufungen sind es hauptsächlich, welche aus der Menschheit ein so buntes, mannigfaltiges Bild gestalten. Der Wert der Rassenunterschiede wird übertrieben, wir haben hier keine qualitativen, sondern nur quantitative Unterschiede. Da demnach nicht Klüfte, sondern nur Gradunterschiede die Teile der Menschheit, Rassen und Völker, voneinander trennen, so ist auch die Aufgabe der Völkerkunde nicht zuerst der Nachweis dieser Unterschiede, sondern der der Übergänge und des innigen Zusammenhanges, denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung.

Aus dem letzten dieser im wesentlichen der Einleitung von Ratzels „Völkerkunde" entnommenen Sätze werden dann in seiner „Anthropogeographie" die Schlußfolgerungen gezogen. Diese können den nicht wundernehmen, der ihn in dem ersteren Werke von „sogenannten niederen Rassen" und „sogenannter kaukasischer oder weißer Rasse" hat reden hören. Wer in dieser Weise eine Rangordnung der menschlichen Gruppen wenn nicht ganz ausschließt, doch geringschätzt, dem kann schließlich nur an einem allgemeinen Ineinanderfließen derselben gelegen sein. In der Tat schwebt denn auch Ratzel die Einheit, das heißt die Wiedervereinigung des Menschengeschlechts als notwendiges, als letztes und höchstes Ziel der Menschheitsentwicklung vor, und er begrüßt die ausgedehnteste Vermischung der verschiedenen Völker und Rassen, welche längst begonnen hat, als das geeignetste Mittel hierfür[496]).

Wenn wir so einen Mann wie Ratzel dem triumphierend zujubeln sehen, was ein Gobineau verhüllten Hauptes herankommen sah (der Allvermischung), muß wohl die ganze Wahrheit des alten Wortes „Quem Deus perdere vult, dementat prius" über uns kommen. Aber wir dürfen doch Ratzel nicht verlassen, ohne noch hinzugefügt zu haben, daß er in seiner letzten Zeit von seinen extrem rassefremden Anschauungen einigermaßen zurückgekommen ist und sich der Gegenlehre bedeutend angenähert hat. Anscheinend ist Woltmann nicht ohne Einfluß hierauf gewesen, der darüber berichtet: „Nicht lange vor seinem Tode hatte ich mehrfach Gelegenheit, mit ihm in längeren Gesprächen über das Rassenproblem zu diskutieren, und da bekundete er eine entschiedene Wandlung in seinen Ansichten über die Bedeutung des Rassefaktors in der Kultur[497])." Diese Wandlung tritt schon in einem Aufsatze im „Türmer-Jahrbuch" von 1904 sehr ent-

496) „Anthropogeographie", S. 458, 463, 470.
497) „Polit. Anthropol. Revue", Bd. 4, S. 280.

schieden zutage, in welchem sich mehrere Äußerungen finden, die jeder Bekenner der Rasse getan haben könnte[498]), und weit mehr noch in seinem letzten größeren Aufsatze, der in Band 93, 1904 der „Historischen Zeitschrift" unter dem Titel „Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive" veröffentlicht wurde. Da wird unter anderem ausdrücklich anerkannt, welche Bedeutung den Woltmannschen Induktivforschungen, „die auf analytischem Wege die Rassenherkunft der Träger großer Bewegungen in einem Volke zu bestimmen suchen", zukomme. Ja, Ratzel bekennt sogar, daß „diese völkeranalytische Anwendung der Rassenlehre auf die Geschichte, die von der Sonderung der heutigen Bestandteile eines Volkes ausgehe, von vornherein auf einem sichereren Boden stehe als die Völkerurteile, die sich der Hilfe der Rassenanthropologie entschlugen." Ein glänzenderer Triumph hätte wohl diesem Denker nicht bereitet werden können, als dieses Urteil eines Bekehrten vom Range Ratzels[499]).

Ratzels wertvollster Schüler war Heinrich Schurtz, auf welchen die besten Eigenschaften seines Meisters ohne dessen Einseitigkeiten sich vererbt haben. In seiner „Völkerkunde" (Wien und Leipzig 1903) hat uns dieser einem zukunftsreichen Wirken viel zu früh entrissene Gelehrte ein kaum zu überbietendes Muster besonnener Durchleuchtung und knappster Zusammenfassung eines schier unermeßlichen Stoffes gegeben. Da hier mit einem Fleiß und einer Gründlichkeit, die nur dem genauen Kenner des Gesamtgebietes sich erschließen, alle Haupt- und Nebenströmungen der Anthropologie wie der Ethnologie, deren Untrennbarkeit aus diesem Buche sichtbarer denn je sich ergibt, verfolgt werden, wirkt letzteres zugleich unwillkürlich wie ein Stück Geschichte der Rassen- und Völkerkunde. Wie es nicht anders sein konnte, mußte auch dieser Autor wieder uns an hundert Enden vor verschlossene Türen führen — Türen, die sich wohl zum guten Teil auch nie erschließen werden —, aber um so höher ist es anzuschlagen, daß es ihm gelungen ist, durch die tapfere Art der Bewältigung des Riesenstoffes dessen ungeheuren Reichtum und die von ihm ausströmende begeisternde Kraft auch bei seiner notgedrungenen Begrenzung zu erweisen.

Einen wirklichen und erklärten Versuch einer Geschichte der Völkerkunde hat Thomas Achelis unternommen[500]). Wenn man diesen als das wertet, was er ist und nur sein kann, als eine Skizze und Vorarbeit, und vor allem als Materialsammlung, ist ihm entschiedenes Verdienst nicht abzusprechen. Einer wissenschaftlich zureichenden umfassenderen Darstellung dieser Art harren wir noch. Inzwischen sei aber noch auf den Abschnitt „Völkerkunde" von Gräbner (in dem Sammelwerke „Anthropologie") hingewiesen, der ebenfalls schon gute Dienste leistet.

---

498) „Nationalitäten und Rassen." Vgl. bes. S. 72, 74, 77.

499) Auch Driesmans' eugenischen Bestrebungen gegenüber ist Ratzel zuletzt gerechter und anerkennender geworden. Vgl. dessen Bericht „Rasse und Milieu", 2. Aufl., Vorrede S. XIII ff.

500) „Moderne Völkerkunde. Deren Entwicklung und Aufgaben." Stuttgart 1896. Auf die Analysen einer Reihe rassen- und völkerkundlicher Werke daraus ist an ihrer Stelle hingewiesen worden.

Sonderwerke über einzelne Teilgebiete unserer Wissenschaft aufzuführen, muß ich mir hier versagen, nachdem sie in den früheren Bänden ihre Würdigung gefunden. Allenfalls möchte ich für Vierkandts „Naturvölker und Kulturvölker“ eine Ausnahme machen, auf das nie genug hingewiesen werden kann. Jedenfalls haben Arbeiten dieser Art weit mehr Anspruch und Aussicht auf Dauerwirkung und -geltung, als manche einseitig aufgebaute Systemwerke, die, wie etwa Fr. Müllers „Allgemeine Ethnographie“, trotz aller darauf verwandten Mühe und Arbeit in der Hauptsache nur noch in historischen Übersichten figurieren.

Zu diesen veralteten Größen müßten wir schließlich auch den Engländer Prichard rechnen, wenn wir sein berühmtes Werk „The natural history of man, comprising inquiries into the modifying influence of physical and moral agencies on the different tribes of the human family“ (3d. Edit. London 1848) lediglich von unserem heutigen Standpunkte beurteilen wollten, da er sich, dem damaligen Stande der Anthropologie entsprechend, vorwiegend mit solchen Fragen herumschlug, die uns heute als ebenso unwesentliche wie hypothetische Vor- und Nebenfragen erscheinen wollen. Er erschöpft sich in dem Versuch des Nachweises einer einheitlichen Abstammung nicht nur, auch einer mehr oder minder einheitlichen Veranlagung des gesamten Menschengeschlechtes, innerhalb dessen unzerstörbarer Einheit die Rassen nur — allerdings dauerbare — Variationen bilden. Er war stark von Blumenbach beeinflußt, dem er auch die letzte Auflage seines Werkes gewidmet hat. Nur begründete er seine Vertretung des Monogenismus als Engländer stärker auf die Bibel. Auch zeitgeschichtliche Momente wirkten mit: die damals brennende Negerfrage veranlaßte ihn, die Übergänge zwischen den Rassen anstatt deren Unterschiede noch stärker zu betonen, als er es, lediglich von der Lehre der Bibel von der Einheitlichkeit alles Menschenblutes ausgehend, getan haben würde. Sehr hoch ist es Prichard anzurechnen, daß er mit der immer stattlicheren Entwicklung seiner Wissenschaft auch seinerseits wuchs und in diese hineinwuchs. Als Vorsitzender der Londoner Ethnologischen Gesellschaft hielt er noch ein Jahr vor seinem Tode (am 22. Juni 1847) eine Rede, in welcher er der — damals Ethnologie, heute Anthropologie genannten — Rassenkunde schon den ganzen weiten Umkreis an Aufgaben und an Wissensstoff zusprach, den wir jetzt mit ihr verbinden, und sich unter anderem — als Arzt und Naturforscher — den Satz abrang, sie stehe der Geschichte näher als der Zoologie, da sie insonderheit auch den Ursprung der Völker ins Auge fasse, während die Naturgeschichte nur die Entwicklung der menschlichen Gattung zum Gegenstande habe.

Der Tendenz nach dem Werke Prichards entgegengesetzt und zum Teil unmittelbar gegen dieses gerichtet war das zuerst 1854, dann in zahlreichen Auflagen neu erschienene der beiden Amerikaner J. C. Nott und G. R. Gliddon: „Types of Mankind. Ethnological researches“ usw. Dem Unitarismus Prichards gegenüber wird die Autochthonenlehre wie die Persistenz der Rassen kräftig ins Feld geführt. Die Einheit der Rassen sei ein

moderner Begriff und allen Alten, Ägyptern, Chinesen und selbst Hebräern gleich fremd gewesen. Die niedrigere Kultur der Farbigen sei ebensowenig zu bestreiten wie die Tatsache, daß die Kaukasier „von je und für immer“ die Führer (rulers) gewesen. Die von den Philanthropen auch Europas den Verfassern über Gebühr vorgehaltene Tendenz[501]) ergab sich allerdings einem Gelehrten der Vereinigten Staaten ganz von selbst noch leichter als einem europäischen, hat aber reine Wissenschaftlichkeit mitnichten erstickt, noch auch nur geschädigt. Eine Wahrheit verliert doch darum noch nicht an wissenschaftlichem Wert, weil sie von jemanden ausgesprochen wird, der sie am eigenen Leibe erfahren hat. Die Hauptsache bleibt immer, wie ernst er es damit genommen hat, und in dieser Beziehung steht namentlich Gliddon, der als amerikanischer Konsul in Kairo reichste Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt hatte, über jeden Tadel erhaben da (Nott zeigt sich nach amerikanischer Weise stärker alttestamentarisch-biblisch befangen). Ihm ist es daher vornehmlich zu danken, wenn ein sehr verdienstvolles, in seiner Weise auch sehr gründliches, wenn auch nicht eben systematisch geordnetes, sondern mehr mosaikartig gefügtes Werk entstanden ist, das seinen großen Erfolg voll verdient hat.

Durchaus als ein Seitenstück zu der zuvor von uns charakterisierten „Völkerkunde“ Heinrich Schurtz' stellt sich Edward B. Tylor's „Anthropology“ dar (erschienen erst London 1904, aber nach der Vorrede schon 1881 abgeschlossen vorliegend). Das Buch behandelt ganz den gleichen Stoff, auch in ganz ähnlicher Einteilung, nur eben mehr in englischer Weise (auf die englische Mentalität zugeschnitten, wie man heute sagen würde), und auch unter vorwiegender Verwertung englischer Literatur. Vergleichende Völkerkunde hat Tylor mit zuerst ernstlich betrieben. Man gewinnt aus ihm den wohltuend erfrischenden Eindruck, wie schon damals die Anthropologie sich in die Reihe der Lieblingswissenschaften der modernen Völker emporzuschwingen vermocht hatte. Als ganz besonders geglückt möchte ich das 15. Kapitel (History and mythology) herausheben.

Einen gewaltigen Schritt vorwärts tat die Wissenschaft der Angelsachsen mit den Schriften Francis Galtons. Dieser war schon früher in einzelnen Aufsätzen den Fragen der Seltenheit oder Vielheit der Talente und der Vererbbarkeit derselben auf statistischem und genealogischem Wege nachgegangen und dann im Jahre 1869 mit seinem Hauptwerke „Hereditary Genius“ hervorgetreten, in welchem er das Fazit seiner Untersuchungen dahin zog, daß die Talente angeboren sind, daß sie sich innerhalb gewisser Grenzen vererben, und daß die einzelnen Rassen eine ungleiche organische Anlage zur Hervorbringung großer Talente besitzen. Tief durchdrungen von der Bedeutung der Rasse, wie dies namentlich die Vorrede zur Neuausgabe seines Werkes von 1892 bekundet, konnte sich Galton auch der Erkenntnis von deren immer tieferer Entartung, von dem Versagen unseres Geschlechtes im Kampf ums Dasein und damit dann auch seinen wahren

[501]) Selbst Topinard rückt das Werk in seiner Besprechung der amerikanischen Schule (p. 87—92) allzu stark ins Licht eines bloßen Parteilibells.

Aufgaben gegenüber immer weniger verschließen. Er bringt sie in ergreifend schlichten Worten zum Ausdruck[502]), begnügt sich aber nicht etwa mit Klagen, sondern geht zunächst den Gründen nach, die zu solchem Verfall geführt haben mögen. Er ist sich vollkommen klar darüber, daß das allgemeine Gesetz aller Lebewesen (Vergänglichkeit, Auf- und Abstieg, Wachstum und Abnahme, Jugend und Alter) auch den menschlichen Rassen und Völkern auferlegt ist. Aber ebensowenig kann er sich verhehlen, daß im Verlauf der Geschichte vieles geschehen ist, um durch künstliche Maßnahmen den Abwärtsweg der Rasse zu fördern. Besonders scharfe Anklagen richtet Galton gegen die Kirche, welche durch Einrichtungen wie die des Zölibates und später der das freie Denken ausmerzenden Inquisition eine wahre Gegenauslese in Szene gesetzt, eine „Verwilderung" der Rasse herbeigeführt habe (er sagt geradezu: „The church brutalized the breed of our forefathers"). In neuerer Zeit wendet er sich namentlich gegen Malthus, der mit seiner Forderung einer Hinausschiebung der Ehe — von der natürlich nur die oberen Klassen Gebrauch machen würden — lediglich der weiteren Proletarisierung des Menschengeschlechtes Vorschub leiste. Von dieser Kritik vergangener Zeiten ist dann nur ein Schritt zu der Erwägung, wie den darin begangenen Sünden in der Zukunft ein Gegengewicht zu schaffen, durch welche Einflüsse die angeborenen Anlagen einer Rasse zu verbessern und zu den möglichst größten Leistungen zu entfalten seien. Der Gedanke der Eugenik war gefunden. Praktisch lief die Lehre der „Eugenics" für Galton darauf hinaus, die gut veranlagten Gruppen einer Bevölkerung mit allen zweckmäßigen Mitteln zu veranlassen, in möglichst starker Proportion an der Zusammensetzung der nächsten Generation sich zu beteiligen und so deren Durchschnittseigenschaften zu erhöhen. Dafür verlangt er Verbreitung der Kenntnisse über Vererbungsgesetze, Untersuchungen über den Ratenanteil der einzelnen Klassen einer Gesellschaft an der Zusammensetzung einer Bevölkerung, eine systematische Sammlung von Tatsachen, welche die Umstände aufweisen, unter denen kinderreiche und aufstrebende Familien am häufigsten hervorgetreten sind, und Anbahnung dementsprechender Maßnahmen der Gesetzgebung wie der Gesellschaft, Erforschung der Faktoren, welche zu Eheschließungen führen, zwecks besserer Regulierung des Ehewesens im sozialen und rassenhygienischen Sinne, endlich andauernde Propaganda für die nationale Bedeutung der Lehre von der Rassetüchtigkeit, die in das nationale Gewissen als eine der tiefstbewegenden Kräfte eingepflanzt werden muß.

Man sieht, hier ist alles das im Keime schon beisammen, was in den folgenden Jahrzehnten von den Rassenhygienikern verschiedener Nationen nach der praktischen Seite ausgebaut worden ist. Rein wissenschaftlich, theoretisch, konnte natürlich Galton, der nach englischer Weise vorwiegend empirisch-statistisch vorging, allgemeine Ideen möglichst aus dem Spiel ließ, erst recht nur einen Anfang bedeuten. Nach ihm hat Mendel und

[502]) Vgl. namentlich p. 332 ss. der Neuausgabe.

der Mendelismus eine ganz andere materielle Basis für die Ergründung der Erblichkeit geschaffen, haben Ribot in Frankreich und bei uns Reibmayr die Erblehre nach der seelischen, geistigen und allgemein kulturellen Seite wesentlich erweitert und vertieft. Auch de Candolle darf hier nicht fehlen, der den von Galton als Objekte seiner Forschung vorwiegend berücksichtigten Staats- und Kirchenmännern, Feldherrn und Richtern, Dichtern und Künstlern ganz besonders noch die Männer der Wissenschaft hinzugefügt hat in seiner Histoire des sciences et des savants en Europe depuis deux siècles. Das alles aber schmälert die ungemeine Bedeutung Galtons nicht, der nicht nur durch seine Begründung der Eugenik sich den Rang einer der festesten Säulen der Rassenlehre errungen hat, der auch persönlich in dem heiligen Eifer, mit dem er seine Sache vertrat — er hat unter anderem an der Londoner Universität eine Stiftung für die Ziele der Eugenik errichtet — eine besonders ehrwürdige Gestalt ausmacht[503]).

*

Das Neue, das Gobineau in der Rassenbewegung des vergangenen Jahrhunderts vertritt, und das seinen Namen immer als ersten auf die Lippen bringt, wenn man auf diese zu sprechen kommt, besteht darin, daß er die Rasse als Kernstück in ein großes geschichtsphilosophisches Weltgemälde aufgenommen und ihr mitsamt allen ihren Voraussetzungen und Nutzanwendungen dadurch zugleich eine bedeutsame — für viele geradezu eine beherrschende — Stelle in den Weltanschauungen erwirkt hat. Seit Gobineau redet man von einer Rassentheorie, und man wird auch die Berechtigung dieser Bezeichnung für ein verhältnismäßig noch undurchsichtiges Gedankengebäude, wie es Gobineaus reichlich primitiver Erstlingswurf darbot, nicht bestreiten können. Das Grau, das aller Theorie anhaftet, mußte wohl oder übel auch in dieser zum guten Teile vertreten sein, das ergab sich in den unzähligen Erörterungen, die sich daran geknüpft, die aber anderseits auch zu der immer weniger bestrittenen Erkenntnis geführt haben, daß hier das Grundgerüst einer ganz neuen Betrachtungsweise der geistigen Welt geschaffen, von der man einzelnes anzweifeln, die man aber als Ganzes nun und nimmermehr ablehnen könne. Die Rasse als einer der Grundfaktoren nicht nur aller Geschichte, auch aller Politik, aller Gesellschaft; Ungleichheit überall in Welt und Leben, rücksichtslos und siegreich durchgeführt gegen den bis auf den heutigen Tag noch fortspukenden Gleichheitswahn Rousseaus; das Ungleichheitsprinzip auch angewandt auf die geschichtlichen Rassen in dem Sinne, daß der indogermanischen (arischen, nordischen) der erste Rang zuerteilt, den Germanen

[503]) Für Galton ist schon Woltmann in seiner Zeitschrift eifrig eingetreten. Ganz besonders aber gebührt Driesmans das Verdienst unermüdlicher Werbung für ihn (in seiner Schrift: „Menschenreform und Bodenreform" 1904, dann noch mehrmals. Vgl. auch „Dämon Auslese", S. 150—155, 161, 294 ff.)

insonderheit die allseitige Führerrolle der neueren Menschheit, auch innerhalb der romanischen und slavischen, überwiesen wird; Rasse, da rein kaum noch anzutreffend, als Zusammensetzungsergebnis, als Mischungsprodukt, zum Maßstab für den Wert wie für Fortschritt und Rückschritt der Völker erhoben; Sinken der Rasse infolge der Aufzehrung des nordischen Elementes die Hauptursache des allgemeinen Verfalles der heutigen Völkerwelt, wenigstens der Weißen; Allvermischung als Endperspektive — dies ganze uns heute so urvertraute Gedankenmaterial ist Gobineausches Geistesgut. Nicht daß er die einzelnen Wahrheiten erfunden hätte — das gibt es nicht in der Geistesgeschichte —, aber er hat sie zuerst in ihrer ganzen Tragweite erkannt, ausgebaut und zu einem gewaltigen, durchaus einheitlichen Gedankengebäude zusammengeschlossen. Insofern ist und bleibt er der Erzmeister der Rasse. Gobineau hat unserer heutigen Rassenkunde einen, wenn nicht den Hauptbestand ihres Forschungsmateriales in der ihm durchaus eigenen Zubereitung seiner Ideen zugeführt. Dieser bildet gewissermaßen ein Thema mit Variationen, wovon Gobineau das Thema erstellt, alle folgenden die Variationen geliefert haben.

Es erübrigt sich, hier irgend näher auf die Lehre Gobineaus einzugehen, nachdem der Verfasser schon vor zwanzig Jahren der Entstehung, dem Wesen und den Wirkungen des Essai in seinem „Gobineaus Rassenwerk" ein Buch von rund 600 Seiten gewidmet hat. Dieses, das damals als ein Vorläufer des gegenwärtigen Werkes gedacht war, darf heute als eine Ergänzung desselben um so mehr in Anspruch genommen worden, als es sich durchaus nicht nur auf die Geschichte des Essai und auf die Feststellung der methodologischen Bedeutung Gobineaus und seiner Stellung in der Geistesgeschichte beschränkt, sondern durch die Hereinziehung seiner Kritiker und Gegner wie seiner wichtigsten Nachfolger unwillkürlich zugleich zu einem Quellenwerk für die gesamte Rassenbewegung geworden ist.

Nur ein Kapitel darf hier, in einer Gesamtübersicht über die Geschichte des Rassengedankens, nicht fehlen. Wir meinen die angesichts Gobineaus immer wieder aufgerührte Prioritätsfrage. Auch sie ist zwar in dem genannten Werke schon ausführlich erörtert worden[504]), muß aber hier nochmals abschließend berührt werden, womit sie dann hoffentlich zum unwiderruflich letzten Male abgetan sein wird.

Es hat beim Rassengedanken so wenig wie bei irgendeinem anderen großen Gedanken der Geistesgeschichte (es sei nur an den der Entwicklung erinnert) an Vorläufern seines Hauptverkünders gefehlt. Wir können heute ziemlich sicher und vollständig überschauen, bei welchen Denkern er vor Gobineau als Objekt modern wissenschaftlicher Forschung aufgetaucht ist (denn nur darum, nicht um das andere, daß er als ein allgemein die Geister Bewegendes allerwärts und zu allen Zeiten schon angeklungen war, kann es sich hier handeln): die Namen Edwards, Thierry, Courtet de l'Isle und

504) S. 292 ff. und 528 ff. Hier auch das Tatsachenmaterial, das denen, die Hypotheken auf das Gobineausche Gebäude anmelden wollten, in der Regel nicht genügend bekannt war.

Klemm werden hier immer an erster Stelle zu nennen sein, aber auch Arndt, Zachariä und Vollgraff (der schon lange vor seinem Hauptwerke in einem älteren die Rasse stark berücksichtigt hatte) sollen nicht vergessen werden. Seltsamer Weise sind nun gerade im Namen derjenigen, denen nach der Ansicht des Verfassers Prioritätsansprüche am ehesten zuzusprechen wären — Edwards, der die geschichtlichen Rassen in ihrem Zusammenhang, um nicht zu sagen in ihrer Identität, mit den naturwissenschaftlichen erkannt, und Courtet, der zuerst die Rassenfragen systematisch, ganz schon in Gobineaus Weise behandelt hat —, solche nie erhoben worden. Dagegen ist eine Zeitlang Klemm als der Entdecker gegen Gobineau ausgespielt worden, von dem aber schon heute in diesem Sinne nicht mehr die Rede ist. Neuerdings soll es nun gar Disraeli gewesen sein. Die einfachste Vergleichung des von beiden für die Rasse Geleisteten lehrt, daß dies — mindestens im wissenschaftlichen Sinne — nicht aufrecht erhalten werden kann. Wir haben oben gezeigt, daß Disraeli den Schwerpunkt seines Wirkens nach ganz anderen Seiten verlegt hat. Er hat es sich nie beikommen lassen, die Rasse wissenschaftlich auszugestalten, wie dies Gobineau lebenslang am Herzen gelegen hat.

Wie die Frage bisher immer gestellt worden — als Prioritätsfrage — käme ganz streng genommen nur Courtet als Nebenbuhler Gobineaus in Betracht, er steht ihm am nächsten in Erfassung und allseitiger Durchdringung der Probleme. Aber gerade er würde sich als Persönlichkeit am allerwenigsten neben Gobineau durchsetzen können. Kein Mensch kennt ihn, und so dürfte ihm bestenfalls nur ein Ehrenplatz nach und neben Gobineau, wie Wallace nach und neben Darwin, gesichert sein.

Es ist aber überhaupt mit der Priorität eine eigene Sache. Mit ihr wäre noch keineswegs auch der Vorrang in Rassendingen Gobineau entwunden, der ihm von immer mehreren Seiten, und schließlich so gut wie einmütig, eingeräumt worden ist in Anerkennung der Berechtigung des Schopenhauerschen Ausspruchs: „Nur wer eine Wahrheit aus ihren Gründen erkannt und in ihren Folgen durchdacht, ihren ganzen Inhalt entwickelt, den Umfang ihres Bereichs übersehen und sie sonach, mit vollem Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Wichtigkeit, deutlich und zusammenhängend dargelegt hat, der ist ihr Urheber." Wie sehr dies auf Gobineau zutrifft, wird freilich nur der ganz ermessen, der nicht, wie die meisten, beim Essai stehen bleibt, sondern jenem durch seine gesamten späteren Arbeiten folgt, in welchen er die Mängel seines Jugendwerkes zum guten Teile abgestreift hatte, alle „Theorie" weit hinter sich läßt und — wie in dem letzten Hauptteile von „Gobineaus Rassenwerk" eingehend nachgewiesen — auch für die Rassen**kunde** oder Rassen**lehre**, zu der wir mittlerweile vorgedrungen sind, Bedeutendes geleistet hat. Nicht am wenigsten darum haben ihn, die nach ihm kamen, so willig, ja warm als ihren Führer und Meister, als das Haupt ihrer Schule anerkannt. Und das ist nur noch erst die wissenschaftliche Seite der Sache. Darüber hinaus aber hat doch auch er, mag immer die eigentliche Popularisierung erst mit Chamberlain ein-

gesetzt haben und mit Günther fortgeführt worden sein, die Rasse mit seiner Germanenlehre schon in weitere Kreise getragen, wenn es auch, seiner eigenen aristokratischen Art entsprechend, zunächst nur eine Elite war, die ihm zufiel, und der er das Losungswort zutrug: „Aus den Schachten der Wissenschaft schürfte er uns ein Edelmetall für das Leben. An uns ist es, seine Gedanken nun auch am Leben zu erhalten."

Wir haben nun den Ausbau und die Erweiterung der Gobineauschen Lehre zu betrachten, wie sie zunächst in Frankreich erfolgt ist[505]). Es war ja nur zu klar, daß Gobineau in manchem zu schnell gegangen war. Er faßte die Rasse als ein Einfaches, klar Gegebenes. Die geschichtlichen Rassen schwebten ihm plastisch, sozusagen als Persönlichkeiten, vor, während vorsichtigeren Nachfolgern jene Plastik als eine nicht durchaus natürliche, vielmehr als eine solche erschien, bei der Gobineau gewissermaßen als Künstler nachgeholfen habe. Auch hatte Gobineau jene vermeintlichen Persönlichkeiten in der Hauptsache nur in dem Teile ihres Wesens ins Auge gefaßt, mit dem sie ins helle Licht der Geschichte hineinragen, den anderen, mit dem sie sich im Nebel der Vorgeschichte verlieren, gar nicht auch nur versucht auszudeuten. Und damit wiederum hing zusammen, daß er vollends da, wo sich die Rassen, in ihren Ursprüngen, in der Natur verlieren, einer Ergänzung von naturwissenschaftlicher Seite bedurfte. Davon nun alsbald ein Weiteres. Zuvor aber haben wir noch einem Denker unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, der, in der Allgemeinbehandlung dieser Fragen Gobineau allernächst stehend, insbesondere eine völkerpsychologische Formulierung des Rassenproblems von nicht zu überbietender Klarheit und Scharfsinnigkeit geliefert hat: Gustave Le Bon in seinen „Lois psychologiques de l'évolution des peuples" (3me Edit. Paris 1898).

Als Ziel und Inhalt seines Buches bezeichnet er selbst „die Schilderung der psychologischen Merkmale, welche die Seele der Rassen ausmachen, die Untersuchung der Bildung und geistigen Beschaffenheit der geschichtlichen Rassen, d. h. der in historischer Zeit durch die Zufälle der Eroberungen, der Einwanderungen oder der Staatsumwälzungen gebildeten sozusagen künstlichen Rassen". Gleich hier möge bemerkt werden, daß Le Bons Rasse und ihre „Seele" um eine kleine Schattierung geistiger gefaßt sein mag, als die Gobineaus und ihr „Blut". Aber auch ihm ist das eine nur die Spiegelung des anderen, wie er denn an einer Stelle (p. 12) einmal die Rasse der Gesamtheit der Zellen vergleicht, welche ein Lebewesen bilden, und welche jede einzeln ein sehr kurzes Dasein haben, während das durch ihre Vereinigung gebildete Individuum ein verhältnismäßig langes besitzt. Jede Rasse besitzt eine ebenso feste geistige als leibliche Konstitution, ja, die Völkerpsychologie liefert uns noch in höherem Grade als Anatomie, Linguistik, Klimatologie, Geographie und politische Geschichte die Daten für

---

505) Eine eingehende Charakteristik der im folgenden behandelten Denkergruppe findet sich in des Verf. Aufsatzreihe „Neue Bewegungen auf den Gebieten der Geschichts- und Völkerkunde" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 130—132, 10.—12. Juni 1901), die hier zum Teil nur verkürzt wiedergegeben werden kann.

eine Klassifikation der Menschheit. Die sittlichen und geistigen Merkmale, deren Verbindung die Seele eines Volkes bildet, bezeichnen die Zusammenfassung seiner ganzen Vergangenheit, die Erbschaft aller seiner Ahnen, die Triebfedern all seines Tuns. Diese s c h e i n e n bei den Individuen einer Rasse sehr zu wechseln, aber die Beobachtung lehrt, daß die Mehrheit der Individuen dieser Rasse immer eine gewisse Anzahl gemeinsamer seelischer Merkmale besitzt, die ebenso beständig sind als die anatomischen Merkmale, welche die Sonderung der Arten ermöglichen. Jedes Individuum ist tatsächlich nicht nur das Produkt seiner unmittelbaren Erzeuger, sondern auch seiner Rasse, d. h. der gesamten Reihe seiner Ahnen, es hat zugleich ein Individual- und ein Kollektivdasein. Alle Bewohner einer und derselben Landschaft, d. h. alle Stammesgenossen, haben also notwendigerweise gemeinsame Ahnen, sind aus demselben Stoffe gebildet, tragen das gleiche Gepräge und werden dem Durchschnittstypus unaufhörlich durch die lange Kette wieder zugeführt, deren letzte Ringe sie sind. Den dreifachen Beeinflussungen, denen der Mensch in seinem Gesamtwesen unterliegt, ist daher folgende Rangordnung zuzuweisen: zuerst die Ahnen, dann die Eltern, dann erst die gewöhnlich so stark überschätzten Einwirkungen von außen, das „milieu“, die klimatischen, geographischen und erzieherischen Einflüsse.

Der Mensch ist also immer vor allem der Vertreter seiner Rasse, deren Seele die Gesamtheit der Anschauungen und Empfindungen bildet, welche alle Individuen eines Landes als geistige Spiegelungen ihres Blutes mit auf die Welt bringen. Ist diese Seele auch unsichtbar ihrem Wesen nach, so ist sie um so sichtbarer in ihren Wirkungen. Sie ist dauernd, überzeitlich, sie umfaßt nie nur eine Reihe von Lebendigen, sondern immer zugleich unendliche Reihen Toter, sie muß immer zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft hinein verlängert gedacht werden. Sie ist Quelle und Urgrund nicht nur der politischen Geschichte, sondern auch der Glaubens-, der Rechtssatzungen, wie der künstlerischen Lebensäußerungen eines Volkes. Namentlich in Bezug auf den mittleren Faktor, die Gesetzeseinrichtungen, sind Ursachen und Wirkungen oft verwechselt worden. Aber auch die Religion ist ein Erzeugnis der Rasse, wie denn auch bei der Annahme einer neuen Religion immer diese, nicht die Rasse, sich verändert, ein Volk den neuen Glauben sich, nicht sich dem neuen Glauben assimiliert.

Die zivilisierten oder geschichtlichen Rassen, die Rassen als Völker, entstehen durch die Mischungen oder Kreuzungen, jenen Vorgang, welcher zugleich als ein Moment der Bildung neuer und als ein Faktor der Auflösung alter Rassen zu betrachten ist. Es kommt hier alles darauf an, daß die in ihrer Vermischung die Völker bildenden Elemente einander möglichst homogen, oder doch nicht gar zu sehr voneinander verschieden seien. Die Stetigkeit der englischen, die Zerfahrenheit der französischen Geschichte können als beweiskräftige Beispiele nach der einen wie der anderen Seite dienen. Ist eine gewisse Geschlossenheit, ein gewisser Rassencharakter eines Volkes einmal erreicht, so sind überhaupt fernere Kreuzungen vom Übel, und nur systematische Aufrechterhaltung der Rasse, wie sie in alter Zeit die Hindu-

Arier in Indien, in neuerer die Engländer in ihren Kolonien betätigt haben, kann den Völkern mit ihrer Reinheit zugleich ihre Kraft bewahren.

Das wäre in Kürze die Essenz des Hauptkapitels von Le Bons Buch. Von dem übrigen Inhalt kann nur noch auf einiges wenige besonders Charakteristische aufmerksam gemacht werden. Unter den Künsten, die er als Quelle für die Erkenntnis der Völker und Rassen ungemein hochstellt, ist ihm insbesondere die Architektur die vornehmste, und vor allem die sicherste aller Geschichtsquellen, worin er sich mit Ruskin, in dessen Stones of Venice, nahe berührt. Bedeutsam ist noch das p. 75 ss. über die Umbildungen der kulturhistorischen und zivilisatorischen Elemente, über das Wandern und gegenseitige Weiterreichen der Religionen, Künste und Wissenschaften von Volk zu Volk, das p. 128—143 über die große Rolle der Ideen, einschließlich der Wahnideen und Ideenexperimente, in der Geschichte, endlich das p. 151—157 über die Aufgabe und die Bedeutung der großen Männer Gesagte.

Während das Hauptwerk Le Bons neuerdings auch in deutscher Übersetzung herausgekommen ist und starkes Echo bei uns gefunden hat, ist ein anderes kaum minder bedeutendes, die „Psychologie des foules" (5me Edit. Paris 1900) in Deutschland unbeachtet geblieben. Und doch ist auch dieses vom Rassengedanken völlig durchtränkt, so daß es kaum verlohnt, auf Einzelnes daraus hinzuweisen, sondern genügen möge, eine besonders markante Stelle im Wortlaute wiederzugeben[506]): „Chaque race porte dans sa constitution mentale les lois de ses destinées, et c'est peut-être à ces lois qu'elle obéit par un inéluctable instinct, même dans ses impulsions en apparence les plus irraisonnées. Il semble parfois que les peuples soient soumis à des forces secrètes analogues à celles qui obligent le gland à se transformer en chêne ou la comète à suivre son orbite."

Bemerken wir noch, daß, wie in solchen Allgemeinbetrachtungen, auch in der Auffassung vergangener und zukünftiger geschichtlicher Einzelprobleme fast durchweg bei Le Bon eine Übereinstimmung mit Gobineau herrscht, die da lehrt, wie die beiden Männer einander in den Tiefen begegnet sind. Vor allem tritt das zutage in der Beurteilung der modernen Völker, von denen die lateinischen auch hier scharf gerichtet[507]), die germanischen, insbesondere England, mit unverkennbarer, neidlos großer Sympathie betrachtet werden.

Nach der Seite der Geschichte, insbesondere der heimischen, ist Gobineaus Lehre in Frankreich vornehmlich von einem Manne weitergeführt worden, der wohl als sein treuester Jünger bezeichnet werden darf, sich jedenfalls aufs engste an ihn angeschlossen hat: dem Grafen Paul de Leusse in seinen zweibändigen „Etudes d'histoire ethnique depuis les temps préhistoriques jusqu'au commencement de la Renaissance", Paris und Straßburg 1899. Das Buch hat keine große Wirkung getan,

[506]) P. 103. — [507]) „Lois psychologiques", p. 165—169.

und das begreift sich. Sein Verfasser war hellen und offenen Blickes, vom Rassengedanken im Innersten erfaßt, vielgereist, aber wissenschaftlich ungeschult, dazu — in der Weise des französischen Adels — von Jesuiten erzogen, daher mit entsprechenden katholischen Anschauungen versehen, und, trotz glühender Germanenbegeisterung, der deutschen Welt der letzten Jahrhunderte bedauerlich ferngeblieben. Schwerfälligkeit der Anordnung kommt hinzu, um ein weiteres Publikum abzuschrecken. Aber ein systematischer Rassenforscher dürfte nicht daran vorübergehen. Leusse hat eine Fülle von historischem Material aus allen Quellen zusammengetragen und rassengeschichtlich beleuchtet. Unermüdlich bestrebt, die Völkerwellen in der großen Geschichtsflut auseinanderzuhalten, ist er vor allem jeder Spur der Rasse, des Volkstums in den Sitten und Gebräuchen, den Dialekten und Patois, den Menschentypen seines Vaterlandes nachgegangen, hat insbesondere den für die französische Geschichte so bedeutsamen, ja verhängnisvollen Gegensatz des romanischen Südens und des germanischen Nordens in immer neuen Spiegelungen aufgewiesen. Auch auf wichtige Dokumente, wie beispielsweise die Konzilienlisten, die Grundbücher und Kataster hat er hingewiesen, um aus deren Namen auf die Rassenherkunft zu schließen, und wiederum das, was uns über die Genealogie bedeutender Männer aus den verschiedensten Gebieten bekannt war, benutzt, um ihnen eine Rassenheimat zuzuteilen. Wo immer germanisches Blut, germanisches Wesen, germanischer Geist im französischen Kulturleben entweder mit Sicherheit nachzuweisen oder mit Wahrscheinlichkeit zu vermuten war, hat er den Blick darauf gelenkt, des Schwierigen und oft Unsicheren dieser Methode sich voll bewußt und daher mit großer Bescheidenheit es wieder und wieder betonend, daß er nur ein Vorläufer, ein Wegweiser sei. Aber er ist zugleich einer der ersten, ein Pionier auf diesem neuen Gebiete gewesen und konnte so ruhig die sicherere Handhabung der erst auszugestaltenden Methode anderen hinterlassen.

Mit dem Auftreten George Vacher de Lapouges, dem wir uns jetzt zuwenden, vollzieht sich ein gründlicher Wechsel der Methode: Männer ganz anderer wissenschaftlicher Herkunft treten auf den Plan. Noch Le Bon hatte im wesentlichen dieselbe Stellung, dieselben Gesichts- und Ausgangspunkte, dieselbe Betrachtungsweise gehabt wie Gobineau. Lapouge ist von Hause aus Zoologe, daneben freilich auch des Rechtes kundig und großer Sprachkenner. Erst allmählich ist er zum Anthropologen, zum Soziologen und am Ende zum Historiker geworden. Eine staunenswürdige naturwissenschaftliche Kleinarbeit ist vorangegangen, jahrelang haben Mikroskop und Meßinstrumente in der animalischen, insbesondere aber auch in der fossilen und der Schädelwelt vorgearbeitet, ehe dieser Forscher das Auge durch die Welt des lebendigen Menschen schweifen ließ und sich zu dem durchdringenden Blick in die Geschichte rüstete, kraft dessen wir nun in dem gewaltigen Werke „Les sélections sociales“ (Paris 1896) den Jünger Darwins und Brocas die Lehren Gobineaus, den er zuvor nicht gekannt, dem er aber nachher aufs wärmste gehuldigt hat, auf völlig eigenen

Wegen neu entdecken und erweitern sehen. Lapouges ganzes zweites Kapitel „Loi de la vie et de la mort des nations“ liest sich fast wie ein Gobineausches. Das Blut der Völker bedingt auch nach Lapouge deren Leben, ihr Blutswandel je nachdem ihren Tod. Für diesen Wandel zieht Lapouge in stärkerem Maße als Gobineau das allmählich und unter der Hand stattfindende Eindringen fremder Rassenbestandteile in die Völker, die von ihm so genannte „Invasion interstitielle“, als Ursache in Betracht. Vor allem aber verwandeln die großen Kreuzungen als Folge von Eroberungen die Rasse der Eroberer. Schon das einfache Spiel der Erblichkeitsgesetze würde hinreichen, um den Verfall der gemischten Völker herbeizuführen. Aber das Phänomen wird noch verwickelter durch das gleichzeitige Spiel der natürlichen und sozialen Auslese, die in Erweiterung Darwinscher Lehren auf die Menschenwelt ausgedehnt wird. Denn der Mensch unterliegt der Auslese so gut wie die übrigen Wesen, nur liegt sie längst nicht mehr so einfach für ihn wie für die niederen Geschöpfe. Die natürlichen Ursachen, Klima, Lebensweise, Wahl in den geschlechtlichen Verbindungen, Krankheiten, treten, seit der Geist des Menschen seine Geschicke lenkt, seit es Geschichte gibt, ganz unverhältnismäßig zurück vor den sozialen, deren Wirkungen Lapouge, nach sechs großen Klassen zusammengefaßt, als auf dem militärischen, politischen, religiösen, sittlichen, rechtlichen und ökonomischen Gebiete sich abspielend schildert.

Wohl die eingreifendste aller Ausleseearten bildet der Krieg, von den Zeiten an, da der gewaltsame Tod fast die Regel war, bis heute, wo man ihn möglichst methodisch einzuschränken sucht, und dennoch die Zahl der allein im letzten Jahrhundert innerhalb der Kulturvölker ihm zum Opfer Gefallenen auf dreizehn Millionen geschätzt werden konnte, wobei nicht außer acht gelassen werden darf, daß gerade bei den höherstehenden Völkern die Besten von diesem Lose in erster Linie betroffen zu denken sind. Kaum weniger gewaltsam geht es im politischen Leben der Völker zu, wo Bürgerkriege und Parteikämpfe immer neue Hekatomben fordern, Ächtungen, Hinrichtungen und Gefängnisse in das Leben der Besten wüten, und außerdem das Koteriewesen auf friedlicherem Wege seine Unterdrückungen und Beiseiteschiebungen aller Art vollzieht. Auch hier heißt es durchweg: feriunt summos fulmina montes. Es folgt die Auslese nach religiösen Motiven: die eine mehr aktiv, in Ketzerverfolgungen und verwandten Erscheinungen, deren geschichtlich denkwürdigste für immer die Aufhebung des Ediktes von Nantes bleibt, eingreifende, eine andere mehr passiv, in der Ehelosigkeit der Geistlichen und Ordensglieder auftretende. Durch die Ausschließung nicht selten gerade der besten Elemente von der Fortpflanzung sind den katholischen Ländern Schädigungen erwachsen, die man annähernd abschätzen kann, wenn man umgekehrt in den protestantischen unter den Söhnen der Geistlichen eine so außergewöhnlich große Zahl hervorragender Geister aus allen Fächern des Wissens findet. Auch die Moral übt ihre Zuchtwahl: so leidig es ist, der Echte, der Wahrhaftige erliegt eher im äußeren Lebenskampfe, falsche Dezenz führt Sünden gegen die Hygiene herbei, falsche

Caritas züchtet allerlei der Gesellschaft schädliche Elemente. Am günstigsten wirkt die Auslese durch das Mittel der Justiz, insbesondere durch die Kriminaljustiz. Hier bedeutet sie am allerunmittelbarsten eine Säuberung, und die Todesstrafe sollte schon darum nie in Zweifel gezogen werden, damit eine Fortpflanzung schlimmer Verbrecher ausgeschlossen bleibe. Problematischer erscheinen nach Lapouge manche bürgerlichen Gesetze, wie z. B. die die Ehe regulierenden. Ist zwar bei den abendländischen Völkern aus Gründen der Sitte nur die gesetzlich gesicherte Monogamie denkbar, so steht dem anderseits die Tatsache gegenüber, daß bei den orientalischen eine Polygamie innerhalb gewisser Grenzen sich als für die Rasse äußerst günstig erwiesen hat, während die von der Monogamie unzertrennliche Prostitution und sonstige geheime Formen der Polygamie unserer Gesellschaft schwere Wunden schlagen. Die einschneidendste Auslese, vielleicht noch vor der kriegerischen, knüpft sich in neuerer Zeit an die ökonomischen Verhältnisse: die Plutokratie erdrückt die geistige Aristokratie; die Vermehrung der Bevölkerung findet aus ökonomischen Gründen in unverhältnismäßig größerem Maßstabe in den unteren als in den oberen Schichten statt; die Auswanderung raubt den Ländern einen wertvollen Teil ihrer Bewohner; die Städte saugen die ländliche Bevölkerung auf, und in ihrem Schlunde verschwinden Ungezählte, die so den wirklichen Aktivkräften des Volkes verloren gehen.

Soweit Lapouge. Man sieht, daß er die im sozialen Leben zutage tretende Auslese im wesentlichen als eine rückschrittliche (sélection régressive), den besseren Elementen nicht günstige, der Entartung, dem Untergang der Völker zutreibende betrachtet. Vieles, wie namentlich die ununterbrochenen Bürgerkriege und Revolutionen in Frankreich, die Glaubensverfolgungen in Spanien und anderes, erscheint bei ihm, noch dazu auf dem tieferen Hintergrunde unausgeglichener Rassengegensätze, in ganz neuer Beleuchtung. Die Erkenntnis der Ursachen der Gobineauschen „Degeneration" wird aufs mannigfaltigste bereichert. Aber auch im übrigen erhalten dessen Lehren wertvolle Bestätigungen. Die Methode der Analyse der Völker auf ihre Rassenbestandteile (analyse ethnique) hat Lapouge zu hoher Gründlichkeit ausgebildet, die Kombination aller verfügbaren soliden Mittel aus den Gebieten der Natur- wie der Geisteswissenschaften, die Gobineau nur erst gefordert hatte, erstmalig voll durchgeführt, wobei er naturgemäß das Schwergewicht auf die spezifisch anthropologischen legt und die Gesellschaftsschichten in erster Linie als biologische Wesenheiten, dann erst als historisch-politische Kategorien ins Auge faßt. Für die Aufgabe, den Durchschnittstypus einer Rasse so zu rekonstruieren, wie er vor deren Verbindung mit anderen zu einem Volke bestanden, konnte er ein Mittel jetzt in reicherem Umfange hinzuverwenden, das insbesondere für die prähistorischen Zeiten hohe Beweiskraft gewann: die Schädelmessungen. Vermittelst ihrer, in Verbindung mit anderen Hilfsmitteln sozialanthropologischer Statistik, konnte er nachweisen, daß die Völker in den verschiedenen Epochen ihres Lebens verschiedene anthropologische Zusammensetzungen haben, die im we-

sentlichen durch das Verhältnis von Dolichozephalen und Brachyzephalen (Langköpfen und Rundköpfen) bestimmt werden. In historischer Zeit haben die ersteren stetig ab-, die letzteren stetig zugenommen. In einer kleineren Sonderschrift „The fundamental laws of anthroposociology“ (Chikago 1897) hat Lapouge diese Rassendivergenz und die durchgehende ökonomische und geistige Überlegenheit des dolichozephalen Typus mit reichen Belegen allseitig dargetan.

Ein zweites großes Hauptwerk Lapouges „L'Aryen“ erschien in Paris 1899[508]). Es ist eine große Monographie und sozusagen Biographie des Ariers mit reichem Quellenmaterial und mit Ausblicken in dessen Geschicke von den fernsten prähistorischen bis in fernste Zukunftszeiten. Noch mehr als die „Sélections“ offenbart dieses Buch die Haupteigenschaften Lapouges: solide Induktivmethode, imposante Gelehrsamkeit, genialen Tiefblick, letzterer mit einer Dosis Prophetentums gemischt, dessen überstarke Subjektivität immer zugleich die Stärke und die Schwäche der damit Begabten ausmacht. Aber im ganzen sind die prophetisch angehauchten Schilderungen Lapouges doch von tiefster Wahrheit und von erschütternder Tragik, wie dieser denn überhaupt vielleicht der Gewaltigste ist, der in den Rassenfragen nach Gobineau das Wort ergriffen hat, neben dem er steht wie der große Realist neben dem großen Idealisten, und mit dem er auch in der Verurteilung der Demokratie und der Revolution, in der Gegnerschaft gegen den Fortschrittswahn, in der düsteren Auffassung der Zukunft, die nach ihm der Mediokratie gehört, und in vielem anderen übereinstimmt[509]).

Neben dem kapitalen Werke Lapouges über die soziale Auslese dürfen wir doch auch das von Paul Jacoby „Etudes sur la sélection chez l'homme“ (2me Edit. Paris 1904) nicht ganz übergehen. Es hat sich weniger durchgesetzt, und man begreift dies, da darin ein ungeheures Material vom Verfasser mit heroischem Wahrheitsmut, aber auch mit einer gewissen düsteren Monotonie auf die Durchführung der einen einzigen These verwandt wird, daß Stände und Städte zwar die Bedingungen höherer Zivilisation, aber auch die Ursachen der Entartung und des Untergangs sind, die Menschen zwar emporheben, aber auch schwächen und erschöpfen und schließlich zugrunde richten. Das Buch zerfällt in zwei Hälften: „Le pouvoir“ und „Le talent“. Im ersten Teile wird an den Dynastien, im zweiten an

[508]) Ihm war ursprünglich ein Seitenstück „Le Sémite“ zugedacht, das aber nicht (oder noch nicht) in die Öffentlichkeit gelangt ist.

[509]) Von dem ungeheuren Reichtum und der Vielseitigkeit von Lapouges Schaffen konnte im obigen nur eine entfernte Vorstellung erweckt werden. Sehr zahlreiche Aufsätze aus den verschiedensten mit der Rasse sich berührenden Gebieten hat er in französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Zeitschriften veröffentlicht. Über sein Verhältnis zu Gobineau s. „Gobineaus Rassenwerk“, S. 80—84. Eine Kollektivhuldigung aus der Feder und den Herzen einer Reihe von Forschungsgenossen verschiedener Länder brachte die deutsche Zeitschrift „Die Sonne“ im Dezemberheft 1929 zum 75. Geburtstage des außerordentlichen Mannes. Eine vorzügliche Bibliographi: seiner Hauptarbeiten erschien in Poitiers 1909 in 4° unter dem Titel: „Résumé des travaux scientifiques de M. G. Vacher de Lapouge“.

den geistig, gesellschaftlich oder ökonomisch Hochgestellten das unvermeidliche Los des Sinkens, des Verfallens, des Absterbens dargetan. Das Ganze wirkt fast wie eine Grabrede auf die höhere Menschheit, die von Lapouge geweissagte Mediokratie erscheint wie ein Normalausweg angesichts des Schlußwortes, das einen Ausspruch des Papstes Clemens IV. wiedergibt: „La folie humaine veut rendre inégaux ceux que Dieu avait fait égaux“, und des Nachweises, wie in der Tat jede Erhebung über den Durchschnitt, wie insbesondere die Intelligenz, in den Städten konzentriert, Sühne heischt und den Geschlechtern der Menschen zum Verderben wird. Man verläßt das Buch mit hoher Achtung vor dem Verfasser, aber zugleich mit tiefer Traurigkeit, wie der Blick auf die Myriaden von Grabstätten der Menschheit und die Beherzigung der Wahrheit der zweiten Vorrede sie erzeugen muß, daß alle Rassen, alle Völker, die einander in der Geschichte ebenso folgen wie die Generationen in den Rassen, ohne Ausnahme verurteilt sind, so lange in diese Gräber hinabzusteigen, bis, mit ihrer Erde, die Menschheit selber endet[510]).

Wenn wir jetzt der Beantwortung der Frage nähertreten, wer in Deutschland als Bedeutendster zum Erben Gobineaus berufen worden sei und diesen wissenschaftlich fortgeführt habe, so kann die Antwort nur auf Ludwig W o l t m a n n lauten. Allzu lange ist dieser durch C h a m b e r l a i n verdrängt worden, ja, es ist dahin gekommen, daß — was ein Jammer und eine Schande ist — noch heute die Werke Woltmanns nicht mehr im Handel sind, und der Verfasser vor nicht allzu langer Zeit selbst einen Mann wie Günther darauf aufmerksam machen mußte, daß er jenen verkürzt habe. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war „Gobineau und Chamberlain“ eine Wendung, die automatisch überall erklang, wo man auf die Rassendinge zu sprechen kam; in den so weit verbreiteten Büchern Günthers figurierten die Bildnisse der beiden als Urvertreter des Rassengedankens nebeneinander, was in nur zu vielen die Vorstellung erweckt hat, als gehörten sie auch wissenschaftlich zusammen. Davon kann aber gar keine Rede sein. Jene Nebeneinanderstellung kann nur besagen, daß der eine die Hauptwahrheiten der Rassenkunde gefunden, der andere sie hinausgetragen hat. Die hervorragenden Vorzüge und Verdienste Chamberlains als Deuters und Herolds der Rasse für weiteste Kreise werden auch von uns voll gewürdigt. Hier geht es lediglich um das Wissenschaftliche, und da muß denn gesagt werden: Chamberlain hat, aus nicht erfindlichen Gründen, die sichere Linie für die Entwicklung des Rassengedankens, die Gobineau mit bewundernswertem Instinkt gezogen, durchbrochen. In Auflehnung zunächst gegen Gobineau, dem er in überheblicher Weise seine Abirrungen und Subjektivitäten vorrückt — welche bei ihm sich mindestens im

---

510) Zum Grundgedanken vergleiche man besonders die zweite Vorrede, sodann das erste Kapitel, p. 431 ss. und die Schlußbetrachtungen. Zur Rassenfrage p. 546 ss., 556 ss. Eine gute Analyse des Buches gibt W o l t m a n n in der „Polit. Anthropolog. Revue“, Jahrg. 2, S. 286 ff., eine kritische Besprechung L a p o u g e ebenda, Jahrg. 5, S. 193 ff.

gleichen Grade finden, aber einer weit härteren Beurteilung unterliegen, weil er, ein halbes Jahrhundert später auftretend, einer ganz anderen naturwissenschaftlichen Veranlagung und Ausbildung sich erfreuen durfte —, hat er sich dann auch von dessen Schule, der der „Rassendogmatiker“, losgesagt, um eine eigene Lehre aufzustellen, die aber im Lager der Gefolgsmänner Gobineaus, als deren überlegener Wortführer jetzt Woltmann auftrat, einmütige Ablehnung gefunden hat[511]). Während jenen allen die Konstanz der Merkmale in geschichtlicher Zeit oberste Voraussetzung für die Einstellung der Rasse in jede geschichtliche Rechnung war und blieb, will Chamberlain, in Übertreibung oder doch extremer Ausdeutung der Lehre Darwins, der Rasse alles Dauerbare absprechen und sie zu einem rein fluktuierenden Gebilde stempeln. Da er daneben aber doch immer wieder auf die Rassen als morphologische Typen gestoßen wird[512]), so gehen beide Begriffe bei ihm kunterbunt durcheinander. Ein weiterer noch wunderlicherer Einfall: Chamberlain will den Rassen die ursprüngliche Reinheit absprechen, die vielmehr erst allmählich herangebildet werden soll, und auf diesem schlüpfrigen Wege gelangt er schließlich gar dahin, deren Züchtung ganz methodisch — seine 5 Punkte! — den Händen der Natur zu entwinden. Allerschärfste Ablehnung ist von der wissenschaftlichen Seite auch seiner Auffassung des Germanentums zuteil geworden, das er, von aller anthropologischen Begründung losgelöst und solcher nicht selten geradezu ins Gesicht schlagend, rein psychologisch faßt, ja für das er rein persönliche Stimmungen und Anschauungen zum Maßstabe erhebt. Durch die organische Einbeziehung von Slaven und Kelten in den Germanenbegriff auch für historische Zeiten wird dieser zudem seiner bisherigen Durchsichtigkeit und Eindeutigkeit vollkommen beraubt.

Dies sind nur die Hauptbedenken, die sich gegen Chamberlains Rassenlehren geltend gemacht haben, andere, minder bedeutsame, ließen sich ihnen noch genugsam anfügen. Alles in allem hat er die Rasse wissenschaftlich um nichts weiter gebracht, seine Polemiken sind nutzlos geführt und wirkungslos verhallt. Er hat keine der großen Materien der Rassenwissenschaft selbst ernstlich in Angriff genommen und methodisch durchgearbeitet, und so knüpft sich denn auch an seinen Namen keinerlei feste Errungenschaft von Einzel-Wahrheiten und -Erkenntnissen, wie sie, von Gobineau ganz zu geschweigen, alle dessen bedeutendere Nachfolger aufzuweisen haben.

Im stärksten Gegensatze zu dem Chamberlains steht Woltmanns Wirken für die Wissenschaft. Wenn wir heute, wo das Auftreten dieser

[511]) Vgl. die verschiedenen Stimmen aus diesem Lager in der „Politisch-Anthropologischen Revue“, Jahrg. 1, S. 383, 2, S. 549—53, 3, S. 352, 469, 5, S. 20, 542, 6, S. 267 ff. Ferner Wilser in der „Deutschen Welt“, Jahrg. II Nr. 19 und des Verfassers „Gobineaus Rassenwerk“, S. 265—275, 332 ff. Die klassische Kritik und Widerlegung Chamberlains wird für immer die Woltmanns, a. a. O., Jahrg. 2, S. 549—553, bleiben.

[512]) Er hat ihre Notwendigkeit sogar selbst indirekt anerkannt: Das ausgezeichnete Gleichnis der Arier, Semiten usw. als „Rechenpfennige“ statt der Geldmünzen stammt von ihm.

beiden genialen Männer mehrere Jahrzehnte hinter uns liegt, das Fazit jenes Wirkens rückschauend zusammenfassen, werden wir nicht umhin können, vom rein wissenschaftlichen Gesichtspunkte den einen für ein Meteor, den anderen für ein Dauergestirn zu erklären. Mit Staunen erkennt man, wie, dem vielen oberflächlich Hingeworfenen, Willkürlichen, daher hinfällig Gewordenen des einen gegenüber bei dem anderen, der nicht nur der Gründlichere, der auch der Tiefere war, so gut wie alles sich als haltbar erwiesen hat. Immer erneutes Lesen Chamberlains muß dessen Lehren gegenüber immer kritischer und zurückhaltender stimmen, immer erneutes Lesen Woltmanns die seinigen immer fester in unserer Überzeugung verankern. Sind auch seine bedeutsamsten Einwirkungen und Errungenschaften da zu suchen, wo er landläufig gewordene Irrtümer über den Haufen warf, so ist es doch als ein kaum minder folgenreiches Verdienst anzuerkennen, daß er anderseits auch landläufigen Wahrheiten eine besonders scharfe Präzisierung gegeben und sie zu besonders wuchtig klarem Ausdruck gebracht hat. Woltmann hat den Kardinalthesen der anthropologischen Geschichtskunde, die Gobineau als wissenschaftlicher Wildling ziemlich unbesorgt hingestellt hatte, erst die zureichende wissenschaftliche Form gegeben.

Suchen wir jetzt dem Gesamterträgnis von Woltmanns Schaffen in möglichster Kürze beizukommen. Nachdem er sich aus einem der Rasse denkbar feindlichen Milieu (dem des Marxismus, dem er eine Zeitlang anheimgefallen war) mit der ganzen Kraft seiner entgegengesetzten Veranlagung emporgearbeitet, gelang ihm schon bald darauf in seiner „Politischen Anthropologie" ein Erstlingswurf von vollendeter Genialität. Zum ersten Male war hier die jetzt möglich gewordene neue Rassenlehre, als angewandte (historische, politische und soziale) Anthropologie, in ein System gebracht, in einer Fülle neuer Lichter, die reichlich so sehr der Natur- wie der Geschichtswissenschaft zufielen. Denn dieses: die Ergänzung von der naturwissenschaftlichen Seite, der Anschluß an die Entwicklungslehre, war ja der entscheidendste Schritt über Gobineau hinaus, der im übrigen in seinen Hauptlehren — feste Rassen in der Geschichte, reine Rassen zu Anfang, Degeneration im Verlauf — wieder voll zur Geltung gebracht wurde. Auch den germanischen Gedanken Gobineaus griff Woltmann in seinen Grundzügen schon damals auf. Er zuerst hat das Allerwärtshingelangtsein der Nordländer intuitiv geahnt, so daß keine empirische Neuentdeckung arischer Spuren, so wenig wie die abenteuerlichsten in dieser Richtung aufgestellten Hypothesen uns mehr unglaublich oder auch nur verwunderlich erscheinen können. Er auch ist Gobineau in seine tragischen Tiefen gefolgt, er ist sein verständnisvollster Fortsetzer in der Ausgestaltung seines heroisch-tragischen Grundbildes und hat damit erst den germanischen Gedanken ganz erschöpft.

Dann die Zeitschrift! Indes Chamberlain in völliger Isolierung seine verfehlten Einfälle spann, ließ Woltmann es sich angelegen sein, was irgend im In- und Ausland an beweglichen Geistern, an empfänglichen Gemütern für die neue Lehre zu gewinnen war, für dieselbe nutzbar zu

machen. Noch heute sind die Jahrgänge der Politisch-Anthropologischen Revue, die unter seiner Leitung erschienen, die fruchtbarste und wertvollste Quelle für die Geschichte der sozialanthropologischen Bewegung und für die Begründung und innere Ausgestaltung der aus ihr hervorgegangenen Wissenschaft. Das Bedeutendste darin sind freilich die über alle deren Gebiete sich erstreckenden Beiträge Woltmanns selbst, die er in solcher Fülle spendete, daß er, um seine Leser nicht mit sich zu übersättigen, mehrfach zu dem Mittel der Pseudonymität griff. In ihrer Mehrzahl galten diese Beiträge der Aufspürung früheren Auftauchens des Rassengedankens bzw. der vorausschauenden Behandlung einzelner Kapitel der Rassenlehre. Ja, es finden sich Andeutungen, daß Woltmann, wenn auch erst nach dem Verfasser, sich mit dem Plan eines Werkes wie das vorliegende getragen, für das er denn auch in jenen Aufsätzen eine ganze Anzahl wichtiger Bausteine geliefert hat.

Und nun die Germanenbücher — Woltmanns unvergänglichste und bleibendste, eine wahrhaft und nach allen Seiten vorbildliche Leistung! Welch eine Riesenarbeit er darin bewältigt, werden wir ermessen, wenn er uns mitteilt, daß er allein für den französischen Teil dieser seiner „anthropologischen Genealogie“ den physischen Typus 250 berühmter Persönlichkeiten untersucht und zu diesem Zwecke 1000 Bände Lebensbeschreibungen auf anthropologisch verwertbare Nachrichten, 2000 Illustrationsbände sowie die Museen ganz Frankreichs auf Bildnisse durchgearbeitet habe[513]). In Italien, wo die ikonographischen Hilfsmittel, Bildnisse, Büsten, Statuen, Medaillen, noch weit reichlicher waren, wo eine besonders umfangreiche und ausgezeichnete genealogische und biographische Literatur vorlag, mag die Arbeit, für welche Historie, Anthropologie, Philologie und Porträtkunde zusammenzuwirken hatten, eine noch weit größere gewesen sein. Für die Zeitgenossen nahm Woltmann in beiden Ländern das Mittel mündlicher Auskünfte hinzu. Bewundernswert ist es vor allem, daß ihm in der Handhabung seiner Methode seine leidenschaftliche, fast dämonische Hingabe an die Idee doch die Besonnenheit nicht geraubt hat. Er ließ durchaus mit sich reden, wo man ihm Lücken und schwache Punkte aufwies. So hat er in der Frage der Verwertung mittelalterlicher germanischer Namen eingelenkt bzw. diese auf die Zeiten und Fälle eingeschränkt, wo sie relativ sicher schien[514]). Gewiß, er hat die Annexionen des Germanentums ins Großartige betrieben[515]), schon vor 20 Jahren konnte ich ihn jenen naiv-tumul-

[513]) Woltmann hat auch zuerst Bildnisse als Belege und Erläuterungen herangezogen, aber in besonnener Auswahl, zur Beleuchtung einer seiner Hauptthesen. Sie waren ihm noch nicht Selbstzweck, wie manchen Neueren.

[514]) „Die Germanen in Frankreich“, S. 58, 136.

[515]) Günther („Rassenkunde des deutschen Volkes“, 14. Aufl., S. 387) macht geltend, daß durch das Auftauchen der dinarischen Rasse seit Woltmanns Forschungen deren Ergebnis vielleicht eine Einschränkung erfahren werde. Ich lasse dahingestellt, ob und inwieweit sich eine solche wird feststellen lassen. Derselbe Günther bezeichnet freilich (S. 339) die nordische und die mittelländische Rasse als die beiden schöpferischen Rassen Europas, und daß von diesen die erstere die ganz unverhältnismäßige Überzahl der Kulturträger in den romanischen Ländern geliefert hat, dürfte Woltmann unwiderleglich dargetan haben.

tuarischen Eroberern vergleichen, die da einst an die Tore des Südens klopften und Land forderten, nur daß es diesmal geistigem Lande gilt, wie damals wirklichem Erdenlande. Und doch muß dem heute hinzugefügt werden, daß gerade derselbe Woltmann wiederum es ist, der wieder Objektivität in die Germanenforschung gebracht, der den Germanenbegriff, anthropologisch gefestigt und geklärt, aus den Nebeln hervorgezogen hat, die Chamberlain um ihn ausgebreitet hatte. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten, die ihm paßten, hatte dieser nach einem gänzlich subjektiven Schema für Germanen, die von ihm verworfenen für Sendlinge seines „Völkerchaos" erklärt. Woltmanns unvergleichlich besser begründete Anschauung kann man kurz dahin fassen, daß die Germanen, wie sie im Mittelalter als ungeheures Massiv vor uns stehen, es in allen seinen Poren erfüllen, ihm seine Säfte geben, sein wahres Fleisch und Blut, wie sein Atem und Leben sind, alle seine Verantwortung tragen, aber auch all seinen Ruhmesglanz über sich leuchten sehen, so auch bis in die neueste Zeit hinein dem gesamten europäischen Völkerleben in einem Maße das Gepräge verliehen haben, daß sie bei keiner von dessen wichtigen Bewegungen und entscheidenden Wendungen wegzudenken sind, daß sie nach oben wie nach unten, nach der guten, nicht selten aber auch nach der bedenklichen Seite gleichermaßen sich mitbetätigt haben. Hier wirken, den herrschenden Anschauungen gegenüber, die Woltmannschen Aufschlüsse manchmal wie — zunächst befremdende — Enthüllungen. Aber anthropologisch unterbaut und gestützt, so wie es Woltmann gelungen ist, müssen sie sich auch für den Historiker unbedingt durchsetzen. Ich begnüge mich mit der Aufzählung der wichtigsten.

Für damals neu und umwälzend war schon der freilich schon durch Männer wie Gobineau, Gaupp und andere vorbereitete, aber nur erst kulturpsychologisch begründete Gedanke, daß der einheitliche Grundzug der geistigen Entfaltung, welchen die romanischen und die nordischen Kulturen deutlich erkennen lassen, jene wurzelhafte Einheit aller nachrömischen Kultur Europas, auf das Germanenblut zurückgehe, daß sich „eine anthropologische und historische Kontinuität dieser Rasse bis zur Renaissance und Gegenwart feststellen lasse"[516]). Und nicht minder bedurfte die weitere These, daß die „Renaissance" Italiens keine solche des Altertums, sondern eine eigenartige Leistung der eingewanderten germanischen Rasse, „eine Entfaltung der germanischen Stämme unter der Hülle einer fremden Sprache und unter den besonderen Einflüssen eines neuen Milieus und der antiken Überlieferung" sei, damals noch großer Anstrengungen zur Erwirkung ihrer Aufnahme in der wissenschaftlichen Welt. Und auch dann noch hat man vorwiegend das Stück anthropologischer und genealogischer

---

516) „Die Germanen in Frankreich", S. 150 ff. Daselbst die schönen Schlußworte des Buches: „Es war ein anderer Zweig der nordischen Menschenfamilie, der Schwert und Griffel aus der sinkenden Hand des Römers empfing, ein verwandter Geist, der den Germanen aus Hellas und Rom entgegenkam, und eine kongeniale Rasse, die diesen Geist innerlich ergriff und zu neuen Lebensformen der Freiheit und Schönheit führte."

Geschichte des Genies gewürdigt, das Woltmann geliefert hatte. Dieser hat aber besonderen Nachdruck gerade auf den Nachweis gelegt, daß die Germanen alle Schichten und Stände — vor allem auch Bürger- und Bauerntum — in den romanischen Ländern durchdrungen hätten, und daraus dann seine wichtigsten Schlüsse gezogen und Erkenntnisse gewonnen. Nur aus der Tatsache, daß die Germanen nicht nur die oberen herrschenden Schichten bildeten, sondern von den ersten Ansiedlungen unter Marc Aurel her bis zur Besiegung der Goten ihre Rasse die niedere Bauernbevölkerung durchsetzte[517]), läßt sich nach ihm das zähe Durchhalten des italienischen Volkes bis zu seinem Risorgimento und dieses letztere erklären. Und weiter: im Kampf zwischen Papst und Kaiser, zwischen Guelfen und Ghibellinen rangen nicht zwei verschiedene Rassen, sondern romanisierte Germanen und deutsche Germanen um die Vorherrschaft[518]). Germanisches Vollblut und germanisches Mischblut überwog überall in den führenden Staaten und Ständen. Die Auswirkungen dieser Tatsache hat in einigen der bedeutsamsten Erscheinungen der Weltgeschichte, wo sie bis dahin so gut wie unbeachtet geblieben waren, zuerst Woltmann erkannt und energisch bei Namen genannt. Da ist vor allem das Papsttum. Ursprünglich eine aus römischem Verwaltungstalent und jüdisch-christlichen Ideen hervorgegangene Institution, verdankt es doch seine Erhebung zu einer politischen Weltmacht dem germanischen Stamme. Schon die Liste der Päpste beweist dies, die bedeutendsten Päpste haben zum großen Teil germanischen Typus. Papsttum und Kaisertum sind beide germanische Schöpfungen („Gebilde" wäre hier wohl richtiger, denn als Schöpfungen entstammen beide Rom), beide germanische Herrschaftsorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen. Der Germane ist dem Germanen der gefährlichste Feind[519]). Noch weiter geht Woltmann in folgendem Satz: „Das Papsttum, die Renaissance, die französische Revolution und die Napoleonische Weltherrschaft sind Großtaten des germanischen Geistes gewesen." Hier ist natürlich die Fassung nicht glücklich: von germanischem Geist ist bei diesen letzterwähnten Geschehnissen wenig genug zu spüren, aber im Punkte der Persönlichkeiten, welche die treibenden Kräfte dabei gewesen sind, dürfte Woltmanns Tiefblick wiederum das Richtige getroffen haben, so schroff er gerade hier der seit den Tagen und Äußerungen Napoleons allgemein verbreiteten Meinung, die in der französischen Revolution lediglich die Auflehnung und das Wiederdurchschlagen des keltischen und iberischen gegen das germanische Element sehen wollte, entgegentrat. Unwiderleglich sind jedenfalls auch hier seine Sätze: „Die Führer der Revolution waren fast durchweg Germanen, wie ihre Porträts beweisen. Die Lafayette, Sieyès, Robespierre, St. Just und andere waren alles andere

517) „Die Germanen und die Renaissance in Italien", S. 35.
518) Ebenda, S. 40 ff.
519) Ebenda, S. 38. „Politische Anhropologie", S. 293 ff., 298. Daß auch in den Jesuitenorden eine Menge Germanen eingedrungen, konnte der Verf. (in „Gobineaus Rassenwerk", S. 373) belegen.

als mongoloide Brachyzephalen. In der Revolution entfesselte sich die Jahrhunderte lang angesammelte und verhaltene Kraft des germanischen Bürgerstandes, der zu Herrschaft und Freiheit drängte. Erst in der Folge wurde diese nicht allzu starke Schicht durch die gallischen Mischlinge und die Brachyzephalen verdrängt"[520]). Selbst für die moderne Arbeiterbewegung nimmt er analoge Verhältnisse an, wo dann allerdings den etwaigen germanischen Führern in ganz anderem Maße jüdische an die Seite zu setzen wären. Auf die Parallelerscheinung aus dem Altertume, wo ja auch wiederholt Aristokraten aus alten Adelshäusern (Alcibiades, Caesar; selbst Catilina war patrizischer Herkunft) Führer der Demokratie waren, hat schon Reibmayr aufmerksam gemacht.

Dies wären denn so einige eigenste Woltmannsche Sondererkenntnisse. Aber in weiterem Sinne ist uns Deutschen auch der gesamte Wissensbestand der Anthropologie durch diesen Mann erst voll zu eigen geworden. Die Hauptsätze, in welche dieser sich zusammenfassen läßt, erscheinen in seiner Prägung und geschichtspsychologischen Durchdringung fast alle wie neu: daß hinter den Formen der Staaten, Sprachen und Ideen und deren Veränderungen Naturgesetze und Naturkräfte walten, welche die Hervorbringung, den Verfall und Untergang einer Kultur beherrschen, daß in der physischen Organisation uns ein sichtbares und meßbares Abbild der geistigen Kräfte gegeben ist, daß die Gesetze des Rassenlebens entscheidend sind für die Entwicklung der Ideen und Einrichtungen, für die Blüte und den Verfall der Nationen, daß der Gehalt eines Volkes an blonder Rasse seinen Kulturwert bestimmt, und daß es das erhabene Los dieser höchststehenden Rasse ist, zwar der Welt das Höchste und Beste von Kultur zu bringen, aber auch, sich für diese zu opfern und an ihr zu verbluten.

Unzulänglich wie diese Skizze ist, mag sie doch einigermaßen ein Bild dieses seltenen Mannes geben. Er war einer der großen Finder nächst Gobineau und Lapouge; mit ihnen hat er den festen Boden geschaffen, auf dem wir alle erst stehen konnten. Er besaß die Haupteigenschaften des Genies, die Verbindung von Kühnheit und Besonnenheit, im höchsten Maße, dazu einen Fleiß, der ihn allein das bewältigen ließ, was sonst gemeiniglich nur eine Arbeitsgemeinschaft zustande bringt. Leider fehlte auch die pathologische Beigabe der genialen Begabung nicht, die in seiner Fehde mit Schallmayer peinvoll zutage trat und ihn, der sich verkannt und zurückgesetzt sah oder wähnte, wohl auch in den Tod getrieben hat. Ersetzt ist er nicht worden, so wertvolle Gehilfen und Nachfolger er auch gefunden hat. Um so mehr wäre es Ehrensache der jüngeren Generation, sich sein Erbe, das zurzeit unzugänglich ist, wiederzuerobern und zu eigen zu machen[521]).

---

520) A. a. O., S. 58 ff., 294.

521) Niemand sollte versäumen, die dem Andenken Woltmanns gewidmete Nummer der Politisch-Anthropologischen Revue (VI, 1. April 1907) einzusehen, eine denkbar würdige Totenfeier, begangen von einer wahren Fülle deutscher und ausländischer Gelehrter. Dem Verfasser sei es vergönnt, daneben noch auf die Huldigung hinzuweisen, die er selbst („Gobineaus Rassenwerk", S. XXIII—XXVIII) diesem

Aus der Schar der Mitkämpfer Woltmanns greifen wir ein Dreiblatt heraus, das eng mit ihm zusammengehört und ihn nach einzelnen Seiten seines Systemes ganz unmittelbar ergänzt, Themen, die er begonnen, zu Ende führt. Zunächst Otto Ammon, der ja allerdings fast näher noch als Woltmann Lapouge steht, als dessen deutscher Parallelforscher er mit Recht immer gegolten hat. Mit gleichem Eifer wie dieser hat er vor allem die Anthropometrie betrieben. Ja, er übertraf ihn nach dieser Seite noch in seinem Monumentalwerk „Zur Anthropologie der Badener" (Jena 1899), einem staunenswerten Denkmal deutschen Fleißes. Daß die Erkenntnisse der Anthropologie schon an sich, vollends aber in ihrer Anwendung auf Leben und Gesellschaft, nur Wert haben, wenn sie durch die exaktesten Beobachtungen der Leibesmerkmale Tausender und aber Tausender seitens geschulter Beobachter begründet werden, begreift auch der Laie. Die Fülle von Selbstentäußerung aber, die sich in diesen statistischen Massenuntersuchungen kundgibt, würdigt nur, wer sich gegenwärtig hält, auf welches hohe Ziel diese Männer immer ihr Augenmerk gerichtet hielten: aus der von ihnen durch ihre Beobachtungen festgestellten rassischen Zusammensetzung ihrer Völker Rückschlüsse auf deren gesellschaftliche Struktur zu machen und ihnen daraufhin selbst politisch das Horoskop zu stellen, ihr Wohl und Wehe als durch ihre rassische Art und deren Auswertung bedingt zu erweisen. Ammon hat dies getan in seinen beiden Hauptschriften: „Die natürliche Auslese beim Menschen" (Jena 1893) und „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozialanthropologie" (3. Aufl., Jena 1900)[522]). Diese Arbeiten sind wiederum durchaus die deutschen Seitenstücke zu denen Lapouges, und eben deshalb dürfen wir uns hier vor allem mit dem beschäftigen, was Ammon besonders eigen, was bei ihm zu den Entdeckungen Lapouges hinzugekommen ist. Da wäre denn aus ersterem Werke das über das Verhältnis von Rasse und Konfession Gesagte[523]), aus beiden Werken aber die Feststellung herauszuheben, daß sich die langköpfige Rasse, deren körperlichem Vorrang auch ganz andere seelische Anlagen entsprechen, kraft einer gerade hier besonders deutlich zutage tretenden natürlichen Auslese nach den Städten gezogen, dort angesammelt und überwiegend erhalten hat, wo sie denn vornehmlich unseren höheren, leitenden Ständen die Zufuhr liefert[524]).

großen Toten dargebracht hat. Das politische Testament Woltmanns („Politik und Biologie") findet sich im genannten Jahrgang seiner Zeitschrift, S. 623—25. Zwei Stellen daraus klingen wie mahnend in unsere Zeit hinein: „Wie steht es um die Pflege des Genius? Es ist eine der betrübendsten Wahrnehmungen, die man beim Studium dieser Fragen machen kann, wenn man sieht, wie die Völker mit ihren Talenten und Genies umgehen", und: „Eine innere Kolonisation durch Schaffung kleiner selbständiger Bauernstellen kann allein die Ostmark vor der slavischen Flut retten und kostbares Rasseblut der Nation erhalten."

[522]) Auch in französischer Übersetzung (von H. Muffang). Paris 1900 erschienen.

[523]) „Die natürliche Auslese beim Menschen", S. 217—221.

[524]) Hier berührt sich Ammon nahe mit G. Hansens „Die drei Bevölkerungsstufen" (München 1889), welche das gleiche Thema behandeln.

Von der Auslese geht also, wie wir sehen, auch Ammon aus, aber er ist der Ansicht, daß man die methodische Züchtung des Menschengeschlechtes wohl für alle Zeiten als unausführbar bezeichnen und sich mit der natürlichen begnügen müsse[525]). Letztere wirkt nach ihm in der Weise, daß „die tüchtig befundenen Individuen, bzw. ihre Nachkommen, im Laufe einiger Generationen auf höhere soziale Stufen steigen, die schlechten durch Liederlichkeit, Elend und gerichtliche Strafen aufgerieben werden, und das Mittelgut dauernd die Reihen der unteren Stände füllt". Die Erkenntnis aber, daß das Völker- und Gesellschaftsleben sich nach ewigen und unveränderlichen Naturgesetzen entwickelt, darf die Kräfte der Einzelnen nicht lähmen, die Ammon vornehmlich auf die möglichste Erhaltung der alten guten Familien einerseits und anderseits auf die Herstellung eines organischen Vorrückens begabter Individuen aus den unteren Ständen in die oberen gerichtet sehen will.

So stellt er Lapouges regressiver Auslese seine aufbessernde gegenüber, der böse Dämon des Franzosen ist ihm im wesentlichen ein guter Geist; das heißt, er sieht sich genötigt, gewissermaßen zwei Auslesen nebeneinander hergehen zu lassen, etwa wie die christlichen Theologen des Teufels bedurften, um der Blasphemie zu entgehen. Keine von Lapouges ernsten Wahrheiten war im Grunde auch ihm entgangen, und er wußte es, daß die Wogen der Geschichte den alten arischen Fels immer verhängnisvoller unterwühlt haben, er rechnete mit der Möglichkeit, daß auch bei uns Name und Wesen des Germanentums sich immer weniger decken würden; er erfuhr es an sich, wie schwer schon damals das Hoffen war („man wird nicht behaupten können, daß die Lage eine für uns Deutsche sehr tröstliche sei"), er sah die „Arierdämmerung" über uns hereinbrechen, aber die alte germanische Tatkraft leuchtete nur um so mächtiger in diesem urgesunden, tapferen deutschen Manne auf. Man lese nur heute noch einmal mit Sinn die beiden Kapitel seiner „Gesellschaftsordnung", welche deren Schlußbetrachtungen vorangehen: „Die Gefahr der Sozialdemokratie" und „Die Sozialaristokratie, ihre Pflichten und ihre Rechte", um zu erkennen, daß, was damals im Verfolg und Zuendeführen der von Gobineau und Graf Leusse eröffneten antidemokratischen Linie als ein Warnungssignal gedacht war, für die Heutigen zum Menetekel geworden ist. Über die Sozialdemokratie ist kaum je gründlicher und schneidiger, und zugleich besonnener Gericht gehalten worden[526]). Den berufenen „Besten" aber, seiner „Sozialaristo-

---

525) „Die Gesellschaftsordnung usw.", S. 185 der zweiten Auflage.

526) Wenige Proben mögen genügen. „Der Grundfehler ist, daß die Sozialdemokratie falschen Idealen nachstrebt und dadurch die Erreichung praktischer Ziele erschwert oder verhindert. Der Zukunftsstaat würde den Naturgesetzen widersprechen und könnte nicht bestehen. Er wäre nicht sozial, sondern antisozial, denn er würde das Unterste zu oberst kehren, würde die Befähigtsten unterdrücken und die Dümmsten emporheben, kurz, eine Saturnalie hervorrufen, die niemals Dauer haben könnte ..." „Die Arbeiter stecken bis über den Kopf im Sumpf der Phrase, und sie werden vermöge ihrer angeborenen Begabungsstufe vielleicht immer darin stecken bleiben." Da kann dann auch das Aufkommen des Anarchismus (heute Kommunismus genannt) nicht fehlen, und „es ist meist das Schicksal radikaler Parteien, daß sie durch noch radikalere überritten werden".

kratie", redet Ammon in dem Sinne ins Gewissen, daß unser Niedergang jedenfalls nicht mit unserer eigenen Schuld erfolgen dürfe. Er sagt das in diesem Falle Unausbleibliche seherisch voraus: „Tritt unsere Schwächung (durch die inneren Umwälzungen) erst ein, nachdem wir die äußeren Gegner niedergeworfen haben, so hat sie weit weniger zu bedeuten. Läßt sich aber die deutsche Bildungsaristokratie von den einsichtslosen Massen überwältigen, ehe der Entscheidungskampf ausgefochten ist, dann haben die Feinde leichtes Spiel, und Deutschland als Nation ist verloren."

Das Abschiedswort Ammons gleichsam war seine prächtige preisgekrönte Schrift über unser Bauerntum, deren wir in unserem ersten Teile eingehender gedacht haben[527]). Mit dieser in die Tiefen unseres Volkstums eindringenden Arbeit, die zugleich unwillkürlich eine Huldigung an die eigenen Vorfahren des Verfassers bedeutet, leitet dieser über zu dem umfangreicheren, nach allen Seiten gründlich ausholenden, weiteste Horizonte der Vergangenheit wie der Zukunft erschließenden Buche von Walter Darré: „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse". Da eine ausführlichere Analyse dieses ausgezeichneten Werkes sich hier ausschließt[528]), seien wenigstens seine Kerngedanken und Hauptergebnisse kurz angedeutet.

Zweierlei ist da hervorzuheben. Erstlich, Darré hat die bäuerliche Abstammung wie der Indogermanen überhaupt, so insbesondere von uns Germanen in einem Grade, und vor allem in einem Umfange nachgewiesen, daß nicht nur die physische, daß auch die ethische, soziale und kulturelle Nachwirkung dieser Tatsache gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die Säfte des Bauern leben mehr oder minder in uns allen fort, sie haben unser bestes Tun befruchtet; wo immer wir Hervorragendes geleistet haben, als Krieger, Werkmänner jeder Art, ja als Träger des Geistes, steht das Bauernblut dahinter, davon gar nicht zu reden, daß unsere allereigentlichste „Auslese", unsere Fürsten und unser Adel, gerade zur Zeit, da sie das Meiste und Beste bedeuteten, zutiefst im Bauerntume wurzelten. Und zweitens hat Darré uns die Umwelt als Heimat vom Gesichtspunkt unserer Rasse, eben in dem Gedanken unserer bäuerlichen Herkunft aus dem Norden, inniger denn je nahegebracht[529]), wie übrigens seine

[527]) Wären andere Zeiten, hätte auch Ammons reiche schriftstellerische Tätigkeit in der Presse mindestens auszugsweise in Buchform festgehalten werden müssen. Jetzt sei wenigstens auf einige Hauptaufsätze von ihm verwiesen: „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrg. 6, 1903: „Altes und Neues über die Menschenrassen in Europa." Ammon, neben Woltmann wohl der Hauptvertreter — und jedenfalls der berufenste und erfolgreichste Erschließer — der drei europäischen Stammrassen, faßt hier seine Forschungsergebnisse zusammen und äußert sich S. 759 ff. insbesondere über mutmaßliche Urzusammenhänge von Homo Europaeus und Homo Mediterraneus. „Deutsche Welt", Jahrg. 1902, Nr. 35/36, bringt er für viele Fundamentalfragen, wie Entstehung und Wesen der Rassen, Rassen und Klassen, eine besonders klare und präzise Formulierung. Ebendaselbst, Jahrg. 1907, Nr. 17 („Die soziale Auslese und die Rassenmischung in Deutschland") macht er in der Einleitung Mitteilungen zur Geschichte seines eigenen Wirkens.

[528]) Verf. hat eine solche gegeben in der „Sonne", 1929, Dezemberheft.

[529]) Eine schöne Ergänzung und Bestätigung dieser Darré verdankten Erkenntnis liefert nach der populärwissenschaftlichen Seite das Buch von Konrad

Ausführungen über die Urheimat der Indogermanen auch wissenschaftlich, von der landwirtschaftlichen Seite her, eine letzte kräftige Stütze der Ansicht bedeuten, welche jene Urheimat nach dem Sturz der asiatischen Hypothese nach Nordeuropa verlegt.

Damit kämen wir denn zu dem Manne — einem Woltmann wie Ammon gleich eng verbundenen —, dessen rastlosem Mühen, zäher Energie, findigem Scharfsinn und nicht zuletzt elastischer Versenkung in alle Winkel seines Arbeitsgebietes das Durchdringen dieser Ansicht von der ursprünglichen Beheimatung der Germanen im Norden und ihrer allmählichen Ausbreitung von Nordeuropa aus vor allen anderen zu danken ist: Ludwig Wilser. Auf wie vielen Kongressen ist er nicht herumgezogen, in wie vielen Vereinen hat er gesprochen, in wie vielen Zeitschriften geschrieben, um jene seine Grundthese, in der er mit Recht einen Knotenpunkt der gesamten Rassenwissenschaft erkannte, möglichst allseitig zu belegen. Immer neue Argumente sprudelt er hervor, nicht alle gleich stichhaltig, aber in ihrer Fülle doch so überwältigend, daß er sich schließlich eines vollen Sieges erfreuen durfte, und seiner These — kaum mehr Hypothese — eine an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit gewährleistet war[530]).

Aber wenn dieser Indogermanengedanke auch für Wilser immer der Zentralpunkt blieb, auf den er in all seinen Forschungen zurückkam, so ist er ihm doch zugleich zu einem Ausgangspunkt für die Gewinnung eines unvergleichlich reicheren Wissens, für den Betrieb eines umfangreichen, allseitigen Forschens geworden. Wilser war von Haus aus Arzt und Naturforscher, das mußte ihn schon von der anatomischen Seite auf die Vorgeschichte führen. In der Tat ist die Genealogie der vorgeschichtlichen Rassen eines seiner Lieblingsthemen geworden. In seiner Behandlung der einschlägigen Fragen ist er nicht immer glücklich gewesen. Er war in seiner Jugend (und er ist sehr lange jung geblieben) ein Stück vom Draufgänger, hat sich, wie auf der Mensur, die er liebte, auch auf Anthropologenkongressen, wo der Woltmannianer den Schulanthropologen unheimlich werden mochte, mehr als eine Abfuhr geholt. Das hat ihn, wie auf der anderen Seite seine sprachlichen Mißgriffe, die ihm bei seinen rassen- und völkerkundlichen Untersuchungen des öfteren mitunterliefen und dann natürlich von den Linguisten und Germanisten von Fach entsprechend vorgerückt wurden, eine Zeitlang als Gelehrten überhaupt in Mißkredit gebracht.

Günther: „Deutsche Heimatlehre. Die Sprache der Natur seit der Vorzeit unseres Volkes." Leipzig 1930. Es ist ganz auf der These aufgebaut, daß unsere Heimatliebe, die sich zur Vaterlandsliebe weiterbilden und steigern lasse, in unserem Blute wurzele. Ein Beleg für die Richtigkeit dieser These dürfte auch in folgendem zu finden sein. Nehmen wir die einzelnen uns nächstgekommenen, engverwandt gewordenen Juden. Sie werden in unsere Kunst am Ende ganz wie wir, in unsere Natur nie in gleicher Weise sich einleben können. Unser deutscher Wald, der Wald Siegfrieds, Hänsels und Gretels, des Freischützen, ist nur für uns; von den Ahnen der Urzeit her sind wir in ihn hineingeboren, hineingewachsen.

[530]) Eine bibliographische Zusammenstellung der hauptsächlichsten Zeitschriftenaufsätze und Vorträge Wilsers hat Woltmann gegeben: „Polit. Anthropol. Rev.", Jahrg. II, S. 453 ff.

Aber sehr mit Unrecht[531]). Welch ein urgediegener Kern deutschen Gelehrtentums in diesem Manne steckte, ist immer wieder und zuletzt immer siegreicher zutage getreten. Schon aus seiner langjährigen wissenschaftlichen Waffenbrüderschaft mit Ammon hätte man es erkennen können, der Wilser als seinen wertvollsten Mitarbeiter in seinem anthropologischen Wirken anerkannt hat. Mehr und mehr hat dieser dann aber auch sein eigenes Betätigungsfeld sich geschaffen und ausgebaut. In das Allgemeine der Rassenfragen eingedrungen wie nur wenige, vermochte er dies jetzt auch vermöge einer äußerst glücklichen gemeinverständlichen Darstellungsgabe in strengster Konzentration in weitere Kreise hinauszutragen. Seine „Rassen und Völker" (mehrmals aufgelegt) legen davon erfreuliches Zeugnis ab. Was aber vor allem Wilsers Namen bei uns lebendig erhalten wird, sind seine Arbeiten über die Germanen. Sein immer wieder um- und weitergearbeitetes Hauptwerk „Die Germanen" erweist ihn als den ersten und allseitigsten Germanenkenner seiner Zeit. Wie Woltmann als der bedeutendste und berufenste Fortsetzer und Ergänzer Gobineaus im Ausbau des germanischen Gedankens bezeichnet werden durfte, so ist das gleiche von Wilser in seinem Verhältnis zu Woltmann auszusagen. Sein Germanenbuch ist neben den Arbeiten Woltmanns für jeden unentbehrlich, der sich ein quellenmäßig belegtes, allseitiges Bild der Hauptrasse der Geschichte verschaffen will. Ergänzt hat er selbst dies noch durch sein Abschiedswerk „Deutsche Vorzeit", ein wahres Kleinod, in welchem alle Vorzüge Wilsers, vor allem auch seine heiße Heimatliebe, sich aufs schönste offenbaren. „Furchtlos und treu", wie er gewirkt, dürfte man als Motto auch diesen seinen Werken mitgeben[532]).

Streng genommen hätte der andere Vorkämpfer der nordeuropäischen Herkunft der Arier, Karl Penka, Wilsern vorangenommen werden müssen. Sie sind ziemlich gleichzeitig aufgetreten, aber Penka gebührt insofern der zeitliche Vorrang, als er zuerst geschlossene umfangreiche Arbeiten über das gemeinsame Thema („Origines Ariacae", Wien 1883. „Die Herkunft der Arier", Wien 1886) herausgebracht hat. Wilser, der damals noch erst in kleinen Splittern für den Gedanken eintrat, hat dann in der Folge, sich immer mehr darauf sammelnd, den allgemach mehr zurücktretenden Penka überflügelt, der uns aber auch an seinem Teile ein ausgezeichnetes Quellenmaterial für die Beurteilung der Arierfrage, namentlich nach der anthropologischen Seite, hinterlassen hat[533]). Beiden Forschern

[531]) Die im ersten Bande des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" von mehreren Wissenschaftlern, die sich dazu vereinigt, gemeinsam unternommene Abschlachtung Wilsers muß — vollends heute, im Rückblick auf das abgeschlossen vorliegende Gesamtschaffen des Mannes — als ein tiefbedauerliches Muster deutscher Gelehrtenuntugenden bezeichnet werden. Radikale Negativkritiken dieser Art richten sich selbst.

[532]) Mindestens erwähnt werden muß noch die von Wilser veranstaltete volkstümliche Sammlung von Denkmälern deutscher Geschichte, in welcher er nach unserem Zusammenbruch die auf uns bezüglichen Haupturkunden des klassischen Altertums (Plutarch, Caesar, Vellejus, Tacitus) übersetzt und erläutert herausgab.

[533]) Eine historische Übersicht über die früheren Meinungen in der Indogermanenfrage fehlt bei Penka so wenig wie bei Wilser. Aus der „Herkunft der Arier"

war es gemeinsam, daß sie sich zuerst zu sehr auf das skandinavische Gebiet als Urheimat beschränkten: in dieser Beziehung ist man später über sie hinausgegangen.

Einmal beim Arier-Germanen-Kapitel angelangt, nehmen wir nun am besten auch gleich eine Anzahl Werke vor, die diesem von den verschiedensten Seiten gewidmet worden sind. Bei mehreren derselben bedarf es nur einer rekapitulierenden Erwähnung, da sie in den früheren Bänden ergiebig herangezogen und ausgenutzt worden sind. So, von Kaspar Zeuß zu geschweigen, Otto Bremers allseitige ethnographische Überschau über die Germanen (mit reichen Literaturangaben) im dritten Bande von Pauls Grundriß. Mehr mit den Mitteln der neueren Anthropologie trat dem Germanen W. Henke nahe in seinem „Typus des germanischen Menschen" (Tübingen 1895), der damit als einer der Vorläufer Hans Günthers erscheint. Dieser steht zur Zeit auf dem Gebiete der heimischen Rassenkunde beherrschend im Vordergrunde. Ihn rühmen, hieße nur in die Wogen, die ihn so hoch emporgetragen haben, einige Tropfen schütten, die sich bald verlieren müßten. Der Verfasser hat überdies seine wissenschaftlichen Verdienste an verschiedenen Stellen gewürdigt[534]), dabei auch nicht verschwiegen, wo er nicht mit ihm gehen kann. So mögen hier wenige Worte der Charakteristik genügen.

Zweierlei muß da als das Wesentliche herausgehoben werden, woraus sich Günthers Art als Vertreter seiner Wissenschaft zusammensetzt. Als volkstümlicher Verkünder der Rasse ist er in Chamberlains Fußstapfen getreten, in seiner Grundanschauung und seinen Methoden aber zu Gobineau, Lapouge und Woltmann zurückgekehrt. Ja, im Punkte der festen Rassen ist er sogar „fortschrittlicher" als einer der anderen bedeutenden sozialanthropologischen Führer.

Günther hat die Rassenanalyse und Rassenbeschreibung, wie sie die Franzosen längst besaßen, als erster ganz systematisch seinem Volke zuteil werden lassen. Dies Beginnen hat er dann auf die übrigen alten und neuen Hauptvölker Europas übertragen und zuletzt auch auf das jüdische ausgedehnt. Seine Ausgangs- und Gesichtspunkte wie seine Ergebnisse decken sich im wesentlichen mit denen Gobineaus, aus dessen Gedanken er das praktische Fazit gezogen hat. Seine stärker auf die Naturwissenschaften mitbegründete Methode sucht die von dessen bedeutendsten Nachfolgern zu kombinieren, aber er weiß dabei allem eine eigene Note zu geben. Scharfblick, Gründlichkeit und rastloser Fleiß paaren sich bei ihm mit kühnem Vorwärtsdrängen, das ihn gelegentlich zum Zuvielwissenwollen verleiten mag, auf der anderen Seite aber unserem Volke eine Fülle soliden und fruchtbaren

möchte ich als die wichtigsten Abschnitte herausheben S. 95—124 (Die Schicksale der arischen Rasse außerhalb des Nordens) und S. 142—160 (Nachweis der skandinavischen Heimat für die einzelnen Stämme). Eine sehr gute knappe Analyse Penkas bei Taylor, „The origin of the Aryans", p. 45 ss.

534) Außer in den früheren Bänden dieses Werkes in der Zeitschrift „Der Sammler" 1923, Nr. 2, und in den „Alldeutschen Blättern" vom 11. Juli 1925.

Wissens eingetragen hat. Tiefinnere Durchdrungenheit von seiner Lehre hat ihm eine die Chamberlains noch überbietende Durchschlagskraft verliehen und es ihm ermöglicht, dem Rassengedanken, in seiner besonderen Prägung als Nordischem Gedanken, eine unerhörte Popularität zu verschaffen. Verdientermaßen ist ihm so die Führerschaft der jungen Generation zugefallen, und er hat dort weit mehr noch als durch das ihm zuweilen allzu blind bis in die Schwächen hinein nachgebetete Materielle seiner Erkenntnisse durch seine feurige Art und das damit gegebene Vorbild segensreich gewirkt, vermöge deren er unserer Jugend mit jenem Gedanken wieder ein Ziel gewiesen und idealen Sinn eingeflößt hat. Ob ihm dabei praktisch Aussicht auf Erfolg winkt, ist eine andere Frage, die man angesichts dessen ruhig beiseite lassen kann.

Als Hauptgegner oder doch -kritiker Günthers ist Karl Felix Wolff aufgetreten mit seiner „Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik". (Leipzig 1927.) Erschienen als Band 39 der „Mannus-Bibliothek". Dieses an sich nach vielen Seiten wertvolle, bedeutend angelegte Werk ist doch in keiner Weise zu entsprechender Wirkung gelangt, einmal weil sein Verfasser auch mit dem, was an seiner Kritik Günthers Berechtigtes war — daß dieser manche Fragen der Anthropologie zu früh als geklärt, ein Übergangsstadium dieser Wissenschaft als deren festen Stand angenommen habe —, sich dessen damals allbeherrschendem Erfolge gegenüber nicht zu behaupten vermochte, dann aber, und vor allem, auch wegen einer bedauerlichen Zwiespältigkeit, die sich nicht besser charakterisieren läßt als mit den Worten von Wolffs eigenem Lehrmeister Kossinna[535]). Dieser bezeichnet ihn als „in anthropologischen Fragen gut bewandert, von großen Gesichtspunkten, die vielfach den Weg zu neuen Ergebnissen öffnen, und zugleich als einen Mann von hervorragender schriftstellerischer Begabung", der aber gewissermaßen den Kompaß verloren habe, indem er nun in diesem Buche „eine Weltanschauung offenbare, die der bis zum Kriegsende von ihm bekannten voll entgegengesetzt sei, und sich plötzlich als ausgesprochen neuzeitlicher Demokrat und Pazifist, als vollendet utopistischer Weltbeglücker von selten weltfremder Menschheits- und Menschenunkenntnis und kindlich-optimistischer Vertrauensseligkeit zeige". Das Rätsel dieses Gesinnungswandels löst Wolffs Buch selber. Die unselig schlechte Führung des deutschen und des österreichischen Volkes im Weltkriege, die von ihm einer vernichtenden Kritik unterzogen wird, die verheerenden Folgen der Niederlage, die Erkenntnis der hoffnungslosen politischen Unbegabung der Deutschen — das alles hat in ihm eine Verzichtstimmung hervorgerufen, die ihn jetzt Demokratie, Pazifismus, „Rassenausgleich" (Dinge, die ihm früher das Ende hätten bedeuten müssen) als Ideale sich zurechtlegen läßt. Er eifert nunmehr gegen die andersgerichteten, aristokratischen Rassendenker, weil sie düster in die Zukunft schauen, und beweist eben dadurch, wie recht sie damit haben.

---

[535]) „Deutschlands Erneuerung", Juni 1927.

Das Kopfschütteln über dieses Stück angewandter Rassenkunde darf nun aber auch die Vertreter entgegengesetzter Anschauungen am allerwenigsten blind gegen die großen Vorzüge des umfangreicheren ersten, der exakten Anthropologie gewidmeten Teiles des Wolffschen Buches machen. Allein schon die kritische Geschichte der bisherigen Hauptlehren dieser Wissenschaft ist eine bedeutende Leistung. Aufs unzweideutigste ergibt sich aus ihr noch einmal wieder die Hinfälligkeit, ja Nichtigkeit aller Einteilungen, sobald diese sich zu sehr ins Vielfache und Einzelne verlieren. Des Verfassers eigene ebenso robuste wie kurzangebundene Einteilung der gesamten heutigen Kulturwelt in drei große Rassenverbände — neben dem ganz auf sich stehenden Amerika —, den arischen, semitischen und mongolischen, wird zwar mancher beanstanden, ein großer Zug ist aber darin unverkennbar, und namentlich auch in ihrer Begründung auf religiöse Grundtriebe und in dem Nachweis, wie hierin die Hauptrassen die Nebenrassen mit fortreißen, liegt viel Wahres. Verdienstlich ist auch, daß Wolff, wie schon früher Henke und andere, der einseitigen Bevorzugung des Längenbreiten-Index des Schädels als unterscheidenden Rassenkriteriums gegenüber das Gesichtsprofil energisch in den Vordergrund gerückt hat.

An dem nächsten bedeutenden Rassenwerke, das die Blutsgeschichte unseres Volkes zum Gegenstande hat, „Stammbaum und Artbild der Deutschen" von Fritz K e r n (München 1927), ist das erfreulich Auffallendste und zugleich für das Vorschreiten des Rassengedankens symptomatisch Bezeichnende, daß ein Historiker es geschrieben hat, ein Historiker, der aber zugleich durch die Art, wie er rein anthropologische Dinge auch nach der physiologischen und physiognomischen Seite zu behandeln wußte, das Erstaunen der Fachanthropologen hervorrief. In seinen Anschauungen steht Kern jener Schule nahe, welche mit der Aufstellung der „Kulturkreise" die Rasse mehr oder minder zu eliminieren droht, anderseits aber tritt er doch voll auf den Boden der durch die neuere Anthropologie festgestellten Rassen über, ja bereichert diese auch seinerseits durch eine neue, die dalische, in welcher er, als in der aus vorgeschichtlicher Zeit fortgeführten Cromagnon-Rasse, einen Hauptzweig der in historischer Zeit vor uns hintretenden nordischen erkennen will. Zukünftiger Forschung muß es vorbehalten bleiben, was dieser Hypothese über die ihr anscheinend bereits zuteil gewordene anthropologische Sicherung hinaus kulturgeschichtlich dauernd abzugewinnen sein wird, wie auch, ob der neugewonnenen Rasse Hirten- oder Pflanzercharakter zuzusprechen sei. Das Wahrscheinlichste bleibt doch, daß sie, ehedem schweifend, schon früh seßhaft geworden sei — eine Ansicht, welcher, wie sie frühere Forscher — Zeuß, Schrader und andere — für die Gesamtgermanen vertreten haben, nichts im Wege steht auch für einen Teilzweig derselben zu übernehmen. Wie diese Fragen aber auch entschieden werden mögen, dem Kernschen Buche kommt in jedem Falle schon darum eine hohe Bedeutung zu, weil es nicht nur über die Aufgaben der Rassenwissenschaft im allgemeinen wie über einzelne ihrer Probleme viel

geistvoll Aufklärendes bringt[536]), weil vor allem hier auch — was von Zeit zu Zeit immer einmal nötig sein wird und im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders angebracht erscheint — der Historiker in Kern sich selbst und allen Mitforschern die in Rassendingen nie genug zu beobachtende Vorsicht und Mäßigung empfiehlt[537]).

Wozu Rassen- und zumal Germanenbegeisterung unter Umständen verleiten kann, lehrt an einem bedenklichen Beispiel J. L. Reimers „Ein pangermanisches Deutschland" (Berlin und Leipzig 1905), soviel vom rein rassenkundlichen Gesichtspunkte Vortreffliches das Buch auch enthalten mag. Es mußte aber an der Utopie seines Grundgedankens zerschellen, daß die anthropologisch zusammengehörigen Teile des germanischen Europa auch politisch sich wieder müßten zusammenbringen lassen. Weit reifer ist dagegen Reimers zweites Buch, „Grundzüge deutscher Wiedergeburt" (2. Aufl., Leipzig 1906), das sich richtiger mit der Aufgabe beschäftigt, dem germanischen Element im deutschen Volkskörper nachzugehen und in dem Satze gipfelt, daß „eine deutsche Wiedergeburt organisch und kulturgeschichtlich auf der Grundlage der Wiedergeburt des deutschgermanischen Rassenkernes beruhen müsse". Es ist klar, daß hier der Funke schon geschlagen war, der später als Nordischer Gedanke zur Flamme anwachsen und Begeisterung entzünden sollte.

Ein Buch, von dem viel zu wenig die Rede ist, ist Theobald Bieders „Geschichte der Germanenforschung" (drei Teile, Leipzig 1921—1925), eine kerngediegene Leistung, die zugleich als wertvolle literargeschichtliche Ergänzung zu Wilsers Germanenbuch wie zu dem vorliegenden Werke des Verfassers bezeichnet werden darf. Erst Bieder verdanken wir die volle Erkenntnis, in welch tiefem Sinne die Germanenbegeisterung ein Erbstück unserer Ahnen, in welchem Maße sie ein Vermächtnis der besten Geister Europas ist. Warmer deutscher Sinn hat den Plan dieses Werkes eingegeben, entsagungsvolle Arbeit ihn zu drei Vierteln durchgeführt. Es ist kein Ruhmeszeugnis für unser Rassenpublikum, daß es wegen mangelnder Anteilnahme desselben, die sich nicht am wenigsten wohl aus seiner Bilderlosigkeit erklärt, hat abgebrochen werden und wir daher auf den noch angekündigten Schlußband verzichten müssen.

Einen anderen Quellenschacht germanischer Artung eröffnete im vergangenen Jahre Kurt Gerlach mit seiner „Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke". Da er mit diesem sinnvollen und fleißigen

[536]) Vgl. z. B. S. 213 ff. über Adelsrassen. S. 248, 296 ff., die „große Rasse". S. 239 ff., Volk als Blutsgemeinschaft. S. 281 ff., Überrassischer Einfluß des Volkstums. 283 ff., 286 ff., Rassengeschichte, Folge der Rassen (Indogermanen und Germanen).

[537]) S. VI: „Nec temere nec timide." S. 9 über schwierige und dunkle Gebiete. Tasten. S. 62. Individualpsychologie behält immer recht gegenüber der Rassenpsychologie, die allzuviel Subjektives mit sich bringt. S. 195. In Rassenfragen alle Behauptungen nur cum grano salis. Keine vergröbernde Dogmatisierung! S. 247. Rassische Werturteile, wenn nicht genügend durch geschichtliche Tatbestände gestützt, leicht eine Fundgrube unbeweisbarer Vermutungen usf.

Versuch zweifellos Nachfolge finden dürfte, läßt sich von dieser Seite wohl noch manches Ersprießliche erwarten.

Aus dem engeren germanischen und deutschen wieder in das weitere allgemein rassenkundliche Feld hinaustretend, gewahren wir da zunächst einen Forscher, der zwar nur einmal, da aber mit gutem Fug, Aufsehen erregt hat: Karl Röse mit seinen „Beiträgen zur europäischen Rassenkunde“[538]). Seine Untersuchungen münden allerdings schließlich auch wieder auf unser deutsches Volk hinaus, und insofern bildet er einen Übergang von den letztbetrachteten Arbeiten. Fremde und eigene Forschungsergebnisse zusammenfassend, stellt er als Leitsätze für die Rassenkunde und Rassenpflege auf Grund reichhaltigster Untersuchungen fest, erstlich, daß geistig hervorragende Menschen sich im allgemeinen auch durch höhere Körperlänge, sowie durch längere Kopfform und bedeutendere Kopfgröße auszeichnen, zweitens, daß der nordische Bestandteil des deutschen Volkes der Hauptträger seiner geistigen Kraft ist, und drittens, daß die oberen Bevölkerungsschichten mehr nordisches Blut in ihren Adern haben als der Durchschnitt der deutschen Bevölkerung. Im Hinblick auf die zunehmende Vermanschung unseres Gesamt- und Vergeudung unseres Edelblutes verlangt er, daß an Stelle der bisherigen „Spatzenzucht“ mehr „Adlerzucht“ getrieben werde. Auf der anderen Seite verdanken wir gerade auch Röses reichhaltigen Untersuchungen und gewissenhaften Feststellungen die unschätzbare Einsicht, die, früher beherzigt, in den Kämpfen um Woltmann und Günther viel Unerquickliches hätte verhüten können, daß „es völlig rassereine Germanen heute in Deutschland nicht mehr gibt, daß wir sämtlich Mischlinge sind, der eine etwas mehr, der andere weniger, daß, wie die körperlichen Merkmale, so auch die seelischen Eigenschaften bei Mischlingen im ausgedehntesten Maße sich kreuzen und diese seelischen Rasseneigenschaften durchaus nicht immer mit den körperlichen Rassenmerkmalen übereinstimmen, daher z. B. jetzt sich echt deutsch fühlende Männer nicht mehr feindselig gegenüber der anthropologischen Rassentheorie zu verhalten brauchen, bloß darum, weil sie kurzköpfig sind[539])“. (Röse hatte unter anderem auch festgestellt, daß „durch Kreuzung zwischen nordischen Langköpfen und turanischen Kurzköpfen große Kurzköpfe entstehen können“.)

Es ist sehr zu bedauern, daß diese so wichtige Arbeit nicht in Buchform in ein weiteres Publikum gedrungen ist, wie es dagegen erfreulicherweise bei den Werken Albert Reibmayrs („Inzucht und Vermischung beim Menschen“ und „Entwicklungsgeschichte des Talentes und des Genies“) der Fall ist. Diese wahrhaft bahnbrechenden Arbeiten sind durch reichhaltigste Benutzung in den früheren Bänden gebührend ins Licht gesetzt worden[540]),

---

[538]) Erschienen im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, Bd. 2 u. 3, 1905, 1906. Vgl. dazu Ammon in der „Deutschen Welt“, 1907, Nr. 17 und L. Reimer „Grundzüge deutscher Wiedergeburt“, S. 19 ff., 25 ff.

[539]) Obige Worte Röses sind z. T. aus einem Brief desselben an Ernst Hasse, mitgeteilt von diesem in seiner „Deutschen Politik“, Bd. I, 4, S. 49.

[540]) Insbesondere sei auf die ausführliche Analyse der „Entwicklungsgeschichte“ in Bd. I, S. 189—191 verwiesen.

so daß hier ein kurzer zusammenfassender Rückblick auf sie genügen mag. Kaum viel weniger als in Woltmann haben wir auch in Reibmayr den eigentlichen gründlichen, soliden wissenschaftlichen Ausführer Gobineaus zu erkennen, dessen Lehren er zugleich in manchen Punkten das notwendige Korrektiv gebracht hat. In der geschlossenen Reihe seiner Schriften vollzieht er mit seltener Konsequenz und Zielsicherheit das biologische Umschreiben der Geschichte in deren entscheidend wichtigsten Stadien und Kundgebungen. Nicht am wenigsten ist hervorzuheben, daß auch er, wie Woltmann, Gobineau in seine Tiefen gefolgt ist. Er hat es erkannt und mutig ausgesprochen, daß die Germanen als Lohn für ihre hohe geschichtliche Mission „den schönen und ehrenvollen Tod der Kulturbringer" erleiden oder erlitten haben, und ebenso das andere, daß das — heute wiederum zu beobachtende — Sichstemmen und Aufbäumen wider den Degenerationsgedanken das sicherste Zeichen tatsächlicher Degeneration ist. Auch andere tiefe Beobachtungen finden sich bei Reibmayr in Fülle.

Reichliche Beisteuer zu den verschiedensten Feldern der Rassenkunde hat Heinrich Driesmans geliefert. Mußten zwar seine früheren Arbeiten („Das Keltentum in der europäischen Blutmischung", „Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung") von der ernsten Wissenschaft mehr oder minder abgelehnt werden, weil sie bei dem Mangel jeglicher methodischer Schulung und Zügelung vielfach auf ein geistreiches Drauflosbehaupten hinausliefen, so hat dagegen Driesmans aus den daraufhin erfolgten Zurechtweisungen so gründlich gelernt, daß die späteren („Rasse und Milieu", „Dämon Auslese", „Menschenreform und Bodenreform", „Eugenik", „Der Mensch der Urzeit", „Wege zur Kultur") zunehmend immer Besseres und Gediegeneres brachten und, in der Driesmans durchgehends eigenen geistvollen Behandlung, eine wirkliche Bereicherung unserer rassenkundlichen Literatur bedeuten.

Ein überaus reiches Schaffen hat Otto Hauser entfaltet und davon ein gutes Teil der Rasse zugewandt. Für uns kommt er (in seinen „Germanen in Europa", „Rasse und Rassefragen in Deutschland" und anderen Schriften) hier vornehmlich als unmittelbarster Erbe, Fortsetzer und vor allem Popularisator Woltmanns in Betracht, dessen Typenforschung er voll übernahm und weiterführte, für dessen (und Gobineaus) Grundthese vom Stehen und Fallen der Kultur mit den Blonden, vom Vorrang des lichten Menschen als des geistig regsamsten und am meisten schöpferischen, er ebenso wie für die Ausmerzung der Blonden im neueren Völkerleben ein weiteres vielfach neues Belegmaterial beibrachte. In seiner „Weltgeschichte der Literatur" (Leipzig 1910) konnte er „die Ergebnisse seiner Forschungen bereits vielfach verwenden und so das erste Werk schaffen, das auf einem größeren Kulturgebiet die anthropologische Geschichtsauffassung durchführt"[541]). Es liegt in der Natur der Sache, daß in Büchern wie den hier behandelten (wie schon für Hausers Meister Woltmann bemerkt wor-

[541]) „Rasse und Rassefragen", S. 45.

den) der Schwerpunkt ihres Wertes in das Allgemeine, in den Grundgedanken, dessen Begründung, Beleuchtung und Folgerungen, nicht in das Einzelne des induktiven Beweismateriales zu verlegen ist.

Ein gewisses Zugeständnis im Punkte des Gebrauches der Phantasie wird man auch Wilhelm Erbt für seine „Weltgeschichte auf rassischer Grundlage. Urzeit, Morgenland und Mittelmeer" (Frankfurt am Main 1925)[542]) wohl machen müssen — einer Phantasie, die sogar einen Einschlag des im guten Sinne Dichterischen aufweist. Aber auf den Laien kann seine ebenso kühne und schwungvolle wie ideal durchgeistigte Art mächtig anregend wirken, und der Mann der Wissenschaft wird sich an die vielen bedeutenden Lichter halten, die doch auch jeder sichtenden Nachprüfung standhalten. Genannt seien von solchen nur die großen Einblicke in das Wesen der Rassen und Völker da, wo sich beide im geschichtlichen Verlaufe berühren, die Erbt in den seinen Hauptabschnitten angefügten Rück- und Überschauen eröffnet (Entwicklung der Mischvölker, Bild ihrer Früh-, Voll- und Spätzeit, S. 45 ff., Einfluß der Arier auf das Morgenland, S. 60 ff., 66 ff., die Schöpfungen, die Lehren, die „Bibeln" dieses Morgenlandes, S. 155 ff.) und sodann die schönen Bilderskizzen einzelner überragender oder besonders einflußreicher Geister wie Homer, Platon, Aristophanes, Seneca, Plotin, nach ihrer rassischen Art und Bedeutung. Nach diesen Proben kann man es nur beklagen, daß ein zweiter, dem Abend- und Nordland zugedachter Band des Werkes anscheinend auch wieder in den trostlosen Untiefen unseres Zeitalters versinken soll. Inzwischen arbeitet dessen Schöpfer rüstig weiter auf dem ihm eigensten Felde der Religionsgeschichte nach der rassischen Seite. Den von uns früher namhaft gemachten Werken zur spätjüdischen und frühchristlichen Geschichte denkt er ein weiteres über die Überlieferung der Evangelien anzureihen, über das er selbst sich programmatisch geäußert hat[543]). Ich möchte die Hauptleitsätze der im Manuskript vollständig abgeschlossen vorliegenden Schrift hier um so mehr wiedergeben, als sie in dem Auf und Ab einer doch in jedem Falle allerwichtigsten Frage wenn nicht die, doch eine Lösung verheißt, — eine Lösung, wie sie beispielsweise dem in seinen letzten Jahren um den wahren Sinn der Evangelien so leidenschaftlich ringenden Lagarde noch unmöglich gewesen wäre.

Erbt stellt dem Satze der Kirchenmänner von der Einheitlichkeit des Wortes Gottes an die Menschen die Erfahrungstatsache von dessen überaus verschiedenen, ja gegensätzlichen Wirkungen gegenüber. Die wertvollsten Teile unseres Volkes drohen nicht nur der Kirche, auch dem Christentum verloren zu gehen. Woher aber kommt es, daß das Christentum bei uns je und je solche Gegnerschaft gefunden und zugleich auch immer wieder einen unverkennbar tiefen Eindruck auf uns gemacht hat? Die Besten

---

[542]) Vom Verf. eingehender besprochen in den „Alldeutschen Blättern" vom 25. Juli 1925.

[543]) Das Buch ist inzwischen erschienen unter dem Titel: „Der Anfänger unseres Glaubens. Eine Untersuchung der Überlieferung der Evangelien." Leipzig 1930. (Zusatz während des Druckes.)

unseres Stammes und unserer Art fühlten sich stets zugleich unwidersteh-
lich angezogen und ebenso heftig abgestoßen. Die Lösung ist einfach: es gibt
eben verschiedene Christentümer — die wir uns nur aus der seelischen Ver-
schiedenheit der Menschenrassen deuten können. Erbt, der, wenn er so auch
von jeder Einheitlichkeit der christlichen Lehre absieht, doch trotz Drews
an der Historizität der Gestalt Jesu festhält, ist daher der Meinung, daß
der Nazarener von Angehörigen verschiedener Rassen auch verschieden ge-
zeichnet sei, daß wir ihn, da er selbst nichts geschrieben, nur immer mit
fremden Augen sehen. Für seine anthropologisch-kritische Analyse der Evan-
gelien lehnt er sich an L. F. Clauß an, der, nachdem er schon in seinen
früheren Werken („Die nordische Seele", „Rasse und Seele") eigene Wege
gegangen war, in seinem neuesten „Von Seele und Antlitz der Rassen und
Völker" die seelenkundliche Ergründung der Rassen auf eine besondere Art
wissenschaftlicher Physiognomik stellen will und dafür drei seelische Haupt-
typen (den nordischen oder Leistungstypus, den vorderasiatischen oder Er-
lösungstypus und den orientalischen — wüstenländischen — oder Berufungs-
typus) herausarbeitet. Diese drei Typen findet Erbt auch in den Evan-
gelien wieder, und namentlich aus dem Gegensatz der nordischen und der
vorderasiatischen Quellen in ihnen leitet er die tiefe Kluft her, die damit
auch in unser Volk und Volkstum getragen worden sei. „Unser Volk ist
verelendet, weil man ihm eine Erlösungsreligion aufgezwungen hat. Fragen
wir doch uns selbst: wollen wir erlöst werden? Nein, wir wollen Wider-
stände besiegen, allen Gewalten zum Trotz uns erhalten, wir wollen uns
durchsetzen. Die Erlösungsreligion ist Ausdruck der Seele des Vorderasiaten,
wie sie mitten unter uns der Jude hat. Er muß erlöst werden vom Ver-
sinken in den Materialismus. „Wer wird mich erlösen von dem Leibe
dieses Todes?"

So wenig mit diesen Erkenntnissen die eben erwähnte Kluft in unserem
Gesamtvolke seelisch überbrückt werden dürfte, so entschieden werden sie doch
zur Klärung und Beruhigung der Gemüter in dessen nordisch gerichtetem
Teile beitragen. Unverkennbar lenkt ja Erbt damit in eine Bahn ein, die,
selbst über einen Hartmann hinaus, der noch sehr stark mit dem Erlösungs-
gedanken operiert, am entschiedensten Gobineau eingeschlagen hatte, indem
er, ganz auf alten arischen Boden übertretend, an die Stelle der Erlösung
die höchstmöglichste Ausgestaltung und bestmöglichste Verwertung der in
uns gelegten göttlichen Keime und Kräfte innerhalb der Welt selber, ein
voll und groß ausgefülltes Leben mit dem Ausblick auf die Ewigkeit, mit
einem Wort: das Heil, setzte[544]).

Wie hier für die Befriedigung religiöser Anliegen, wird die Rasse
auch zur Förderung allgemein kultureller und volkserzieherischer Ziele mehr
und mehr mit herangezogen. Wie vornehmlich aus ihr und ihrer ideellen
und materiellen Nutzung ein geläutertes und gestärktes Volkstum herauszu-
bilden sei, hat — um nur eine Stimme statt vieler anzuführen — über-

[544]) Vgl. des Verf. „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus", Bd. II,
1920, S. 394—410, bes. S. 408/9.

zeugend M. R. Gerstenhauer dargetan in seiner Schrift: „Rassenlehre und Rassenpflege“ (Leipzig 1915)[545]). Man wird Bestrebungen dieser Art nur begrüßen können, zumal wenn sie wie hier mit der Wissenschaft enge Fühlung halten. Ja, ihr Gedeihen wird hier geradezu von dem Hoch- oder Tiefstand der Wissenschaft mitbedingt sein.

Die heutige deutsche Anthropologenschaft erblickt ihr Haupt in Eugen Fischer, und man darf in der Tat sagen, daß nicht leicht einer wieder die junge Wissenschaft nach allen Seiten würdiger vertreten könnte. Ausgegangen von der Anatomie und Morphologie, der er auch andauernd immer noch weiter dient, hat er sich doch über der gewissenhaften Kleinarbeit in diesem seinem engeren Fache nie den Weitblick über das Gesamtgebiet der Anthropologie schmälern lassen und kraft eines Forscherdranges, der diesem Forscherblick voll entsprach, sich eine Vielseitigkeit und einen Reichtum der Kenntnisse erworben, die ihn vor anderen befähigten, das anthropologische Wissen von heute zusammenfassend seiner Zeitgenossenschaft vorzuführen, wie er dies in dem öfter genannten Sammelbande „Anthropologie“ der „Kultur der Gegenwart“, wie auch in dem mit Baur und Lenz verfaßten Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre getan hat[546]). Neue Fährten erschloß er, indem er an den Rehobother Bastards zum ersten Male zeigte, wie dem Mischungsproblem mit exakten Einzeluntersuchungen beizukommen sei, und an den Guantschen das Herüberragen einer vorgeschichtlichen Rasse in geschichtliche Zeiten nachwies. Aber auch den alten und doch ewig neuen Fragen, die dem Anthropologen keine Ruhe lassen, hat er ernsteste Aufmerksamkeit zugewandt („Rasse und Rassenentstehung beim Menschen“, Berlin 1927) und nicht minder sich gelegentlich in historischen Rückblicken ergangen („Die Anfänge der Anthropologie an der Universität Freiburg.“ Sonderdruck aus dem „Anthropologischen Anzeiger“, Stuttgart 1926). In allen seinen Arbeiten immer der gleiche, wird er charakterisiert vornehmlich durch eine überlegen ruhige Besonnenheit, die namentlich auch vor der Wahrhaftigkeit der Bescheidung, vor dem Mut des „Ignorabimus“ nicht zurückschreckt. Bei keinem Forscher von der Bedeutung Fischers dürfte man einem Bekenntnis dieser Art so häufig begegnen wie bei ihm. Gerade weil er an positivem Wissen über die Rasse die meisten überragt, ist es ihm aufgegangen, wie bedingt, wie von allen Seiten eingeengt dies Wissen ist, und wie nur durch ehrliches Verzichten auf der einen ein Ergründen auf anderen möglich wird.

Der hohe Ernst, mit welchem Fischer seine wissenschaftliche Aufgabe erfaßt, läßt ihn auch der Anwendung seiner Erkenntnisse auf die Anforderungen und Nöte der Zeit am allerwenigsten ausweichen. Sein Vortrag „Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat“ (Freiburg i. B. und Leipzig 1910) legte davon erstmalig vollgültiges Zeugnis ab. Zwei

545) In unserem ersten Teile versehentlich als „Rassenkunde und Rassenpflege“ aufgeführt.

546) Auch sein umfangreicher Artikel „Rassen und Rassenbildung“ im ersten Bande des „Handwörterbuchs der Naturwissenschaften“ darf hier nicht fehlen.

Sätze daraus mögen genügen: „Seit 10 Jahren etwa beginnt die Anthropologie sozusagen in unser tägliches Leben zu greifen, zu einer sich um die praktischen Dinge des Alltags kümmernden Wissenschaft zu entwickeln" (S. 3, wo dann im folgenden die Sozialanthropologie der Hygiene an die Seite gestellt wird, die aus einer mehr theoretischen Disziplin sich zum praktisch vielleicht wichtigsten Teil der Medizin emporgeschwungen habe) und „Die Lehre der Rasse wird sich Bahn brechen, dem Studium der Rasse und nachher der Pflege bestimmter Rassenkomponenten gehört die Zukunft!" (S. 20.) Aus der Art, wie Fischer den Gehalt der rassenkundlichen Lehren Gobineaus, Woltmanns und Ammons, der rassenhygienischen Grubers, Schallmayers und Plötzens in sich aufgenommen und verarbeitet hatte, ersah man, welch eine Kraft und Stütze hier für beide Richtungen sich erhoffen ließ. Und Fischer hat diese Hoffnungen nicht getrogen. Wo immer er im heutigen Leben die Rasse noch lebendig — sagen wir es heraus: noch möglich — fand, griff er ein, um sie zu fördern. Am nächsten lag ihm da die eigene Heimat. Jahrelang hat er an der Spitze des Vereins „Badische Heimat" gestanden, und dessen alljährlich wiederkehrende Hauptveranstaltung, die „Alemannische Woche", in der nach allen Seiten gezeigt werden sollte, was dieser sein angeborener Stamm noch an Eigenleben berge, ist wesentlich mit sein Werk gewesen. Gegenwärtig ist er mit einer Geschichte des westfälischen Adels beschäftigt: die Genealogie, diese vielleicht allerunmittelbarste Probe auf das Rassenexempel, durfte er ganz gewiß nicht vernachlässigen. Es war schließlich nur folgerichtig und entsprang ebenso einem gemeinnützigen Bedürfnis wie einer wissenschaftlichen Naturnotwendigkeit, daß einem solchen Manne die Geschicke der Rasse auch an der Stelle anvertraut wurden, wo sie am bedrohtesten erscheint, ja, wo es gewissermaßen um Leben und Tod für sie geht. Seit einigen Jahren leitet Fischer in Berlin das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, wo gewiß unter ihm das in unserer Zeit noch Erreichbare erreicht werden wird.

Damit wären wir denn bei der Rassenhygiene angelangt, diesem neuesten Schmerzenskinde der modernen Gesellschaft. Da sie in dem ihr ganz gewidmeten Schlußkapitel unseres ersten Bandes ausgiebig und nach allen Seiten behandelt worden ist, bedarf es hier nur noch einiger kurzer Nachträge und Ergänzungen. Zunächst nochmals ein Wort dankbarer Anerkennung für ihren Altmeister Alfred Ploetz, zu dessen Ehrung sein „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" soeben einen Festband (24) erscheinen läßt. Sodann sei einiger Schriften von Männern dieser Richtung gedacht, die früher neben den jetzt meistgenannten zu kurz gekommen sind, einer Gruppe von Schriften, die, an die Fortpflanzung anknüpfend, von da zu einer Erörterung von deren Bedeutung für das Rassenleben fortschreiten und sich zu hohen ethischen Gesichtspunkten im Sinne einer nationalen Erziehung und Weltanschauung erheben. Max Gruber möge hier vorangehen mit seiner im Verein mit E. Rüdin im Anschluß an die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 verfaßten „Fortpflanzung, Vererbung, Rassen-

hygiene". Ferner von Friedrich Siebert „Die Fortpflanzung in ihrer natürlichen und kulturellen Bedeutung" (München o. J.) und „Über die Voraussetzungen zur Möglichkeit einer sexuellen Moral", „Nationale Erziehung und sexuelle Aufklärung" (München 1909). Aus Sieberts Schriften ist ganz besonders die Bestätigung zu holen für den Satz Gerstenhauers[547]): „Die Rassenwissenschaft ist die wissenschaftliche, biologische Grundlage des vertieften nationalen Gedankens, der nationalen Weltanschauung geworden" — einen Satz, in dessen Zeichen manches Gute und Ernste in deutschen Landen zu verzeichnen ist. Auch August Forel, der ja überhaupt in jeglicher Richtung der Rassenhygyiene immer zu hören sein wird, kommt namentlich in seiner „Sexuellen Frage"[548]) an vielen Stellen auf obiges Thema zu sprechen.

Von W. Schallmayer ist in unserem ersten Teile wohl zu ausschließlich sein Hauptwerk berücksichtigt worden. Daneben aber verdienen entschieden noch Beachtung die kürzere Zusammenfassung seiner Lehre als „Einführung in die Rassenhygiene" (Sonderabdruck aus einem Sammelwerk, Berlin 1917) und seine „Beiträge zu einer Nationalbiologie", Jena 1905, in welcher den Soziologen die biologischen Probleme als reichlich so wichtig wie die bisher vorwiegend von ihnen gepflegten ökonomischen erwiesen und ans Herz gelegt werden. Das Buch enthält im Vergleich zum Hauptwerk noch manches Neue insbesondere über biologische Politik, über die generativen menschlichen Erbwerte als Gegenstand der Politik, und würde wohl auch mehr bekannt sein, wenn nicht das Zeitgeschichtliche in Gestalt von Auseinandersetzungen mit anders Gerichteten, und namentlich die Fehde mit Woltmann und seinen Freunden, einen so breiten Raum darin einnähmen. Nur mit tiefem Bedauern kann man heute darauf zurückblicken, wie damals eine Verständigung zwischen zwei so bedeutenden Männern durch einen Dämon der Zwietracht hintertrieben worden ist, der sie nicht erkennen ließ, daß sie im Grunde gar keine Rivalen waren, sondern jeder ein eigenes Werk schufen, das zur Vervollständigung und Ergänzung des anderen berufen schien. Mit das Beste in dem genannten Buche Schallmayers ist, was er dort[549]) über die zu Unrecht erfolgte Scheidung und anzustrebende Annäherung von Natur- und Geisteswissenschaften sagt. Kein zweiter hätte ihm eine Personalunion der beiden großen Wissenszweige glänzender verkörpern können als Woltmann, der sich ihm nun so heillos entfremden mußte. Daß Woltmann in der Leidenschaft übers Ziel hinausschoß, wenn elementare wissenschaftliche und menschliche Gegensätze zum Austrag kamen, dafür haben wir auch sonst noch Beispiele. Alles andere als gerecht ist z. B. sein überaus scharfes Urteil über Virchow[550]), so gewiß es ja ist, daß der Anthropologe Woltmann den Anthropologen Virchow an schöpferischer Kraft und Reichtum der Ideen um ein Vielfaches überragt und seine Wissenschaft als eine Ideenquelle und Ideenwerkstatt

[547]) „Rassenlehre und Rassenpflege", S. 11.
[548]) 4./5. Aufl. München 1906. Vgl. bes. S. 174 ff., 202 ff., 554—563.
[549]) S. 17 ff., 193 ff. — [550]) „Polit. Anthropol. Rev." Bd. II, S. 453.

überhaupt erst begründet oder mitbegründet hat. Aber Virchows große Verdienste um die Bodenbereitung, um die Orientierung über die Grundfragen und Aufgaben, um die Materialbeschaffung, mit einem Wort um das rein Sachliche der Anthropologie sollten darum nicht angetastet werden, und „der schlimmste aller Reaktionäre" ist er nur nach einer Seite gewesen, durch seine terroristische Niederhaltung der aufstrebenden jungen Bewegungen der Heilkunst zugunsten der Allopathie. Da freilich hat er schlimm gesündigt, und ihm ist es in allererster Linie zuzuschreiben, wenn die ärztliche Wissenschaft damals in kritischer Stunde ihre Pflicht versäumt hat, was gerade auch für die seitdem erst erstandene Rassenhygiene die unheilvollsten Folgen haben sollte. Denn nur darum, weil der einflußreichste Führer der wissenschaftlichen Ärztewelt sich vermaß, aus dem vom Weltgeist geplanten Bau dieser recht eigentlich aus der Not geborenen Disziplin einen ihrer wichtigsten Steine herauszubrechen, mußte diese so lange ein Torso bleiben, und vollzieht sich erst jetzt langsam ihr Ausbau im Sinne ihrer wahren Bestimmung.

Jetzt aber geht es in der Tat vorwärts. Gar manches Erfreuliche ist dem nachzutragen, was schon an der früheren Stelle hierüber berichtet werden konnte. Immer mehr tritt es zutage, daß die mächtige Sportbewegung, die zurzeit durch das Land geht, einer stärkeren Anlehnung an die Natur nach allen Seiten zugute kommt. Es ist symptomatisch bedeutsam, daß der hervorragende Vertreter der Pathologie an einer süddeutschen Hochschule, der seine Hinneigung zur Naturheilkunde bekannt hat, zugleich der Begründer und die eigentliche Seele des Vereines für Leibesübungen und Jugendpflege seiner Stadt ist. Einer unserer allerbedeutendsten Ärzte, Bier in Berlin, hat uns ein gleiches Beispiel gegeben[551]). Nachdem er sich schon in einem Aufsatze der „Münchener medizinischen Wochenschrift" 1925 unzweideutig für die Homöopathie erklärt, hielt er am 25. Oktober desselben Jahres in Essen gelegentlich einer für die Gewerkschaften veranstalteten „Medizinischen Woche" einen Vortrag über „Die Bedeutung der Leibesübungen und Verhütung der Tuberkulose". Er bekennt sich darin schier in allen Punkten (auch in dem der Krankheitsursachen, der Diät, der Vorbeugung usw.) zu den Anschauungen der Anhänger der naturgemäßen Lebens- und Heilweise, spendet dem Hippokrates, der diese Anschauungen in die Welt gebracht, begeistertes Lob („Ein an Rachitis oder Tuberkulose Erkrankter stand sich besser, vor 2000 Jahren von einem Hippokrates behandelt zu werden, als vor 40 Jahren von einem modernen Arzte") und läßt seine Ausführungen gipfeln in dem Bericht über ein mit der von ihm geleiteten Universitäts-Klinik verbundenes Sanatorium in Hohenlychen bei Berlin, wo im Zeichen des „Wir kehren zur Natur zurück" die Tuberkulose vornehmlich mit Sonne, Luft, Ruhe und Leibesübungen bekämpft werde. Kundige wissen, daß es eine ganze Reihe ähnlicher von durchaus wissenschaftlich durchgebildeten Ärzten geleiteter Anstalten bei uns längst gegeben hat. Stuttgart und andere Städte besitzen jetzt auch homöopathische Krankenhäuser. An den

[551]) Vgl. hierzu E. Schlegel, „Innere Heilkunst", 5. Aufl., S. 177, 178, 370.

Hochschulen findet Winternitz Nachfolge. An derjenigen der Reichshauptstadt sind sowohl Homöopathie wie Hydropathie mit einem Lehrstuhl vertreten, und in Jena besteht für die letztere außerdem noch eine stetig aufblühende Poliklinik. Was aber die Hauptsache: in der Ärzteschaft geht die Bewegung von der Allopathie und Spezialistik hinweg unaufhaltsam weiter[552]), und zwar, was das Erfreulichste daran, im Sinne einer naturnotwendig gegebenen wachsenden Vereinigung der beiden Schwesterlehren, die sich nicht auf das Negative (die Gegnerschaft gegen die klinischen Verirrungen und Auswüchse) beschränken durfte, sondern sich zu positiver gegenseitiger Ergänzung und gemeinsamem Wirken steigern mußte, wie solches in der Praxis schon vielfach erzielt ist[553]).

Das alles sind Zeichen, die keinem Denkenden die Frage mehr ersparen: was nun? Nach aller menschlichen Erfahrung wird der Ausgleich, der schon begonnen hat, seinen Fortgang nehmen; in welchen Proportionen er sich endgültig vollziehen wird, ist vorerst eine Nebenfrage. Fest steht nur, daß die Tage der klinischen Alleinherrschaft gezählt sind. Sie waren es im Grunde schon längst, nur sind die einzelnen Symptome von den meisten zu wenig beachtet worden[554]). Auch ist in der herrschenden Wissenschaft erst am spätesten eingelenkt worden. Nun aber, nachdem aus ihren Reihen mehrere der großen Götter, die nach Stellung und Charakter dies am ersten konnten, das Beispiel gegeben, ist nicht daran zu zweifeln, daß die Dii minorum gentium dieses befolgen werden. Und erst dann, wenn die Methoden, die in den langen Vorkämpfen ihre Daseinsberechtigung so glän-

[552]) Professor Hans Much, der kühne Denker, der die Medizin als „die Geschichte menschlicher Irrtümer" bezeichnete, schätzt in seinem Buche „Homöopathie, Kritische Gänge hüben und drüben" (1926) die Zahl derer, die sich von der Schulmedizin abgewandt haben, d. h. im Krankheitsfalle eine andere Behandlung vorziehen, auf rund 50 Prozent. Dem muß natürlich die Einstellung der Ärzte entsprechen. Wie tief der sich anbahnende Wandel in das Lager der alten Ärzteschaft hinübergreift, lehrt wohl nicht leicht ein anderes Zeugnis unwiderleglicher als das Buch von Erwin Liek, das so vielen die Augen geöffnet hat: „Der Arzt und seine Sendung" (8. Aufl. München 1930). Wer es mit Sinn liest, wird daraus gewahr werden, wie das Gebäude der alten Medizin in allen Fugen kracht, und wie ein neues Ärztetum im Werden ist, dem die jungen Mächte voll froher Hoffnung zusteuern. Die Zugeständnisse an die naturgemäße Heilkunde, die sich Liek, ein Mann der alten Schule, zugleich mit dem Bekenntnis, was von dieser gesündigt, offensichtlich abringen muß, sind doppelt und dreifach beweiskräftig für die Berechtigung wie für die Aussichten jenes ältesten Neuen. (Man vgl. bes. S. 168—172.)

[553]) Vgl. hierzu in Gustav Vogels bekanntem Handbuch S. 47 ff. Auch Emil Schlegel, der Senior und geistige Führer der heutigen Homöopathen, widmet in der neuesten (5.) Auflage seiner „Inneren Heilkunst" (Regensburg 1930) dem Naturheilverfahren ein eigenes Kapitel.

[554]) Nur ein paar Beispiele. In einer namhaften Kuranstalt bei Freiburg wird das allopathische und das physiatrische Verfahren (letzteres nach Lahmann) nebeneinander zur Anwendung gebracht. Das vor einigen Jahren in Stuttgart erschienene „Ärztliche Volksbuch" von H. Meng und A. Fießler bringt eine gemeinverständliche Darstellung der Gesundheitspflege und Heilkunde von Vertretern aller drei Richtungen.

zend erwiesen haben, immer mehr in die Hände Berufener gelangen, wird auch das heute noch so vielfach zu hörende Argument der „Kurpfuscherei" ganz von selbst seine Schlagkraft verlieren[555]).

Und die Rassenhygiene? Sie wird sich der Bewegung der gesundheitlichen und heilkundlichen Reform anschließen müssen, wenn diese nicht über sie hinweggehen soll. Ja, es wäre an ihr gewesen, sie als erste mit in die Hand zu nehmen. Als der Verfasser in seiner Besprechung der dritten Auflage von Schallmayers „Vererbung und Auslese" diese Gesichtspunkte erstmalig öffentlich („Polit.-Anthropol. Monatschrift", Juli 1919) zur Sprache brachte, traf er bei diesem hervorragenden Wortführer unserer Wissenschaft auf die unumwundenste Würdigung derselben, und ein fruchtbarer Austausch zwischen uns hierüber wäre wohl auch kaum ausgeblieben, wenn nicht Schallmayer kurz darauf vorzeitig abgerufen worden wäre. In grellem Gegensatze zu seinem steht das Verhalten eines jüngeren Vorkämpfers der Rassenhygiene[556]), von dem ich nur hoffen will, daß es

[555]) Auch hierüber sollte man Liek hören, der S. 168 das Zeugnis eines „Forschers von Weltruf" dafür anführt, daß „der Arzt durchschnittlich mehr schaden könne als der Kurpfuscher, da er mit gefährlicheren Mitteln arbeite" und selbst S. 204 sagt: „Unter den Kurpfuschern finden wir Ärzte, unter den Medizinern Kurpfuscher." (Intra muros peccatur et extra!) Auf der Ärztetagung zu Kolberg im Sommer dieses Jahres hat Professor Diepgen es geradezu ausgesprochen, daß die wissenschaftliche Medizin nichts anderes sei (richtiger sein sollte!) als ein Ausbau der Volksmedizin, und daß sie sich wieder stärker an diese anlehnen müsse. Symptome über Symptome! Bald wird, wer in dieser Richtung nicht mit kann oder will, für rückständig gelten.

[556]) Herr Professor Fritz Lenz hat im Jahrgang 1928 des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" den ersten Band meines Werkes einer Kritik unterzogen, in welcher er an diesem vom Titel an, der ihm nicht paßt, bis zu den Schlußbetrachtungen, die er mißbilligt, eine lange Reihe von Ausstellungen macht, die ich, da ich mich von ihnen nicht getroffen fühle, wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber, auf sich beruhen lasse. Einzig in Betreff des obigen Punktes sehe ich mich genötigt, eine Ausnahme zu machen. Das Ansehen, das Lenz in der wissenschaftlichen Welt genießt, der Rang seiner Zeitschrift, vor allem aber sein Ton und seine Kampfweise zwingt mich geradezu zu einer öffentlichen Zurückweisung und damit zu der glücklicherweise einzigen Polemik dieses meines Buches. Lenz bringt es noch im Jahre 1928 fertig, von „sogenannter Naturheilkunde" und von meinem Eintreten für diese als einer „fixen Idee" zu reden, die man „nicht ernst nehmen könne". Was zunächst letzteres anlangt, so kann man da nur ausrufen: wehe dem Geschlecht, das gerade diese Frage nicht am allerernstesten nähme! Es hat wahrlich von den Vätern her genug Sünden abzubüßen, um sich nicht noch eine so schwere dazu aufzuladen! Im übrigen sagt Lenz kein Wort davon, daß ich zwölf Kronzeugen, meist allerersten Ranges, für den Wert und die Notwendigkeit der natürlichen Heilweise beigebracht habe, kein Wort davon, daß diese Erkenntnis, wie ich gleichfalls gezeigt (und heute zu zeigen fortfahre), sich allgemach auch in der klinischen Welt Bahn bricht, kein Wort endlich von den hervorragenden Gestalten, in denen der heilbringende Gedanke einer naturgemäßen Heilweise sich am eindrucksvollsten und bleibendsten verkörpert. Wenn es Herrn Professor Lenz nicht aufgegangen ist, was ein Prießnitz und Kneipp in der Kulturgeschichte, ein Lahmann und Schweninger in der Geschichte der Ärztekunst bedeuten, sollte er wenigstens anderen diese Wahrheitsquelle nicht versperren, noch besser aber umlernen, wie es andere getan, was ganz gewiß zum Besten seiner Wissenschaft dienen würde. Es ist doch einmal nicht anders: gerade die Behandlung und Pflege des gesunden wie des kranken

keine Nachfolge finden werde. Denn die Gegenkräfte, die gegen jene am Werk sind, sind ohnehin zahlreich, die Schwierigkeiten, gegen die sie anzukämpfen hat, groß genug, um uns nicht mutwillig auf eine der wirksamsten Waffen verzichten zu lassen.

Es gehört ja wirklich ein Mut und eine Tapferkeit allerseltenster Art dazu, gegen die Übermacht der im Zeitgeist wirkenden Kräfte den hygienischen Kampf aufzunehmen. Denn die Erscheinungen, die jener je länger je mehr zeitigt, sind zum Teil nur zu sehr dazu angetan, Geister, die nicht von eiserner Festigkeit, an den Absichten des Weltgeistes selbst irre zu machen. Welch ein grausames Dilemma tut sich allein schon vor uns auf, wenn wir auf der einen Seite die Rassenhygieniker sehen, die über den Geburtenrückgang wehklagen, und auf der anderen die Volkswirte, die ebenso dringend einer stärkeren Vermehrung des Menschengeschlechts wehren, wie jene sie gefördert sehen wollen[557]). Das wäre die quantitative Seite der Frage. Unvergleichlich viel dringender noch, quälender gleichsam, bleibt die qualitative. Der Niedergang der Kulturrassen hat nach dieser Seite allgemach einen Grad erreicht, der nur noch bescheidensten Philisterseelen Ruhe läßt. Wohl mühen sich unsere rassenhygienisch eingestellten Anthropologen, die Kulturmenschheit wieder zu heben, und namentlich die jüngeren sind dabei bis jetzt noch recht guten Mutes. Sie merken kaum, daß alle ihre Wirkungen im günstigsten Falle doch nur prohibitiver Art sein, dem noch weiteren Fortschreiten der Entartung Einhalt tun, den Resten von Edelblut und Edelart eine Frist und eine Art Schutzpark zuschanzen können. Und daß selbst diese Aussicht auf sehr schwachen Füßen stehe, da die von ihnen bereitgehaltenen Mittel (Förderung der Kinderreichen, Prämiierung der Begabten usw. usw.) sich in vergangenen Epochen der Geschichte als unwirksam erwiesen hätten und in der sinkenden Germanenwelt das kaum anders sich gestalten würde als in der sinkenden Römerwelt[558]), das hat ihnen — lange von ihnen ungehört, dann überhört, erst zuletzt wohl oder übel mehr und mehr beachtet — ein Mann wieder und wieder zugerufen, der sich des größeren p o s i t i v e n Zieles einer wirklichen Erneuerung der arischen Menschheit vermaß und dafür eine Idee ins Feld führte, die zuerst alles aus der Fassung brachte, um derentwillen ihr Verfechter Verkennung

---

Körpers (welche die Naturheilkunde nicht trennt: natürliche Lebensweise und natürliche Heilkunst gehören ihr zusammen) bilden einen der wichtigsten Bestandteile, wie der individuellen, so der Rassenhygiene. So liegen auch der von Lenz so kräftig mitbetriebene Kampf gegen Alkohol und Tabak und der gegen die klinischen Gifte — vollends der gegen deren Übermaß — in einer Linie, und ein Rassenhygieniker, der sich dagegen wehrte, wäre eine contradictio in adjecto. Lenzens Verdienste sind groß genug, würden aber noch wachsen, wenn er in einer solchen Lebensfrage seiner Wissenschaft sich zu größerer Weitherzigkeit verstände. Hochmütige Ablehnung ist jedenfalls die letzte Waffe, mit der man eine Bewegung von so elementarer Notwendigkeit zurückdämmt.

[557]) Man vergleiche hierzu L. P l a t e s Besprechung von E. M. East, „Die Menschheit am Scheidewege“ im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, Bd. 19, Heft 1, und besonders Plates Nachwort, S. 118 ff.

[558]) So auch L i e k, S. 110 ff.

jeder Art willig auf sich nahm, selbst den Schein des Wunderlichen nicht scheute, um sie nur um so zäher festzuhalten.

An Willibald Hentschel ist mit der ihm so gewordenen Vernachlässigung ein entschiedenes Unrecht begangen worden. Er ist nicht nur ein besonders scharfblickender und konsequenter, er ist auch ein tiefedler Denker. Seine prähistorischen Hypothesen, seine Genealogien der Rassen und Verwandtes haben uns hier nicht zu beschäftigen, seine sozialpsychologischen und geschichtsphilosophischen Betrachtungen aber, seine urgesunde Auffassung arischer, germanischer, deutscher Art und Lebensnotwendigkeiten berechtigen ihn vollauf, im Rate über Menschheits- und Völkergeschicke gehört zu werden. Wer ihm gerecht werden will, wird auch zugeben müssen, daß er seinen Grundgedanken, nach welchem nur eine sinnvoll geleitete Polygamie der Besseren unserer Art wieder aufhelfen könne, aus den Tiefen eines echten deutschen Idealismus heraufgeholt hat. Das würde allein schon die Tatsache bezeugen, daß Schopenhauer, auf den sich Hentschel mit vollem Rechte beruft, die ganz gleichen Gedankengänge ausgeführt hat. Unbegreiflich bleibt nur, wie er, der den Lenz und Günther den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit in bezug auf ihre Pläne so schlagend vor Augen zu führen wußte, angesichts der eigenen der Wirklichkeit so gar nicht achten, so ganz zum Überidealisten werden konnte, daß er, was einem Schopenhauer schließlich doch mehr nur als ein frommer Wunsch vorgeschwebt hatte, in die Wirklichkeit überführen zu können wähnte — eine Wirklichkeit, die von seinem geträumten Phantasiebilde doch noch weit greller absticht als von dem bescheideneren Lenzens oder selbst Günthers. Wollten wir selbst von den ideellen Gegenerwägungen absehen, daß alles von hergebrachter Sitte über den Haufen geworfen, unsere ganze Kulturgrundlage erschüttert werden würde, wenn wir die Einehe preisgäben, daß insbesondere das Christentum den letzten Stoß dadurch bekommen würde — denn dagegen ließe sich ja immer noch erwidern, daß tatsächlich längst die Einehe der Mehrehe gewichen ist —, so bliebe doch der den Kern der Sache ganz anders treffende Einwand bestehen, daß eine Verwirklichung einer derartigen Umwälzung in dem Hentschel vorschwebenden Sinne undenkbar bliebe. Wer und wo wären denn die Besten, die sie verkörpern sollten? Die Antwort, die Natur und Weltgeist (und in ihrem Sinne Hentschel) hierauf geben würden, ist bis zur Gegensätzlichkeit verschieden von derjenigen, welche aus dem status quo der heutigen Gesellschaft sich ergibt. Der Wandel in den Persönlichkeiten der diese Führenden und Regierenden ist gegen vergangene Zeitalter ein so gründlicher, erste Beste sind als die Gewaltigen des gegenwärtigen in einem Maße an die Stelle Erster und Bester von ehedem getreten, daß der Gedanke, wer nur allein rein ökonomisch Hentschels Plan in die Tat umzusetzen vermöchte, und in welchem Geiste daher eine fernere Umgestaltung der Gesellschaft nur noch erfolgen könnte, uns mit einem wahren Schauder erfüllen muß. Die unheilbar eingerissene allgemeine Verwilderung hat Hentschel sein Geschenk, das er in edlere Hände zu legen gedachte, entwunden und den Fragwürdigsten

zugänglich gemacht. Eine auf eine Aristokratie zugeschnittene Idee aber, in die Hände einer plutokratisch beherrschten Demokratie geraten, müßte notgedrungen zum Zerrbild werden.

Es hat für einen Dritten etwas Niederdrückendes, zu sehen, wie die um das Heil unseres Volkes redlichst Besorgten einander Utopien vorhalten und sich dabei sagen zu müssen, wie recht beide Teile haben. Aber ist es je anders gewesen, als daß Volksbeglücker in Niedergangszeiten Prediger in der Wüste waren? Daß sie Ideale aufstellten, denen die Wirklichkeit Hohn sprach? Und doch — eben derselbe Idealismus, der uns auf Schritt und Tritt in so schwere Not bringt, er, und einzig er, kann uns auch daraus befreien. Eben aus Hentschel können wir diese tröstende Gewißheit erneut gewinnen in der Erkenntnis, daß Idealismus mit Heroismus zusammenfällt, ja eins ist, und daß es gleichviel ist, ob der Heroismus als Hoffnungsseligkeit oder als Resignation sich gibt, indem das ihm Eigene eben das ist, daß er nach dem Erfolge oder gar Ertrage seines Tuns nicht fragt, sondern das Tun selbst ihm das wesentliche ist.

Hentschel hat — gewiß aus eigenem innerstem Erleben: ist es ihm doch aufgegeben gewesen, im gleichen Maße zu leiden wie zu schaffen — das Wesen des deutschen Idealismus nach der passiven wie nach der aktiven Seite in zwei äußerst treffende und schöne Bilder gefaßt[559]): einmal — im Anschluß an die Schilderung T a i n e s — in das jener Florentinischen Niobe, die inmitten unsäglichsten Erdenleides, hoffnungslos die Arme ausgebreitet, „den verklärenden Blick dennoch emporrichtet zu den Höhen, aus denen das Licht auf das Dunkel der Erde niederstrahlt", und sodann in das des Fortinbras, der „die Kraft besitzt, das aus den Fugen geratene Zeitalter wieder einzurenken, eine Aufgabe, vor der Hamlet zerbrach". Hamlet ist schon vor Zeiten mit Deutschland verglichen worden, als das Schicksal uns noch ganz anders glimpflich anzufassen gewohnt war als seitdem. Jetzt kosten wir die Schlußszene des Dramas durch. Das alte Deutschland ist tot, die Welt Hamlets liegt wieder einmal in Trümmern. Wird uns, wie den Italienern, denen ihr guter Geist einen solchen zugeworfen, ein Fortinbras beschieden sein, der in ein neues Zeitalter hinüberleitet? Shakespeares Fortinbras freilich war ein Normanne, er brachte neue Menschen ins Dänenreich. Neue Menschen gibt es heute nicht mehr, und was von der Erneuerung der alten zu erwarten, haben wir uns soeben sagen lassen. Aber auch wir haben unseren guten Geist, der uns den Starken Arm ersetzen und verleihen muß, der in den Runen der Edda wie im Märtyrer- und Heiligengedanken des Christentums sein letztes Wort gesprochen hat.

In seinem Zeichen kann nur ein jeder von uns an seiner Stelle Hand anlegen, zu retten, aufzurichten, zu bessern, was sich retten, aufrichten, bessern läßt. Was daraus hervorgehen mag, ist dann Sache der Götter.

[559]) Bd. I, S. 159 und Bd. III, S. 164 der dritten Auflage seines Hauptwerkes „Varuna", Leipzig 1918. Eine sehr eindrucksvolle Darlegung seiner Weltanschauung und der Sendung, die er daraus herleitet, bietet die als Sonderdruck erschienene Selbstanzeige der zweiten Auflage.

Ein kurzes Wort nun noch für die Engländer und Amerikaner, die ja neuerdings auch immer mehr Wertvolles zur Rassenkunde beitragen. Da wäre zunächst Taylors „Origin of the Aryans" (2d. Edition. London 1892), ein Werk, dem in der Hauptsache unsere deutschen Forscher den Weg bereitet hatten, das nun aber, in besonnener Erweiterung des im Titel bezeichneten Themas, auch viel gutes Eigenes, über prähistorische Rassen, über Sprache und Rasse mit besonderer Anwendung auf die Arier, und über Rasse und Religion bringt[560]). Sodann Ripleys „Races of Europe", London 1900, das plötzlich diesen Vertreter einer an den Lehren französischer und deutscher Meister geschulten amerikanischen Wissenschaft auf einer erstaunlichen Höhe zeigt. Ripley faßt nicht nur die allgemeinen anthropologischen Ergebnisse, nicht nur Prähistorisches und Kulturgeschichtliches, auch schon die Quintessenz der Sozialanthropologie (in den Kapiteln 19 und 20) in besonnener Weise zusammen und gibt außerdem musterhafte Übersichten über die Rassenverhältnisse der Hauptländer und -völker Europas nach dem damaligen Stande der Wissenschaft. Ganz besonders muß endlich das hervorgehoben werden, was Ripley wie kaum ein zweiter an Literaturnachweisen geleistet hat. Und zwar bietet er sie in dreierlei Form: 1. unter dem Text, indem er die Hauptgewährsmänner zu jedem einzelnen Thema anführt. 2. In einer imposanten, alphabetisch nach den Namen der Autoren geordneten Bibliographie zur Rassen- und Völkerkunde Europas. 3. In einer alphabetisch nach Materien, und innerhalb derselben chronologisch nach Autoren, geordneten Bibliographie.

In seiner 1910 zu London erschienenen „History of anthropology" hat Alfred Haddon gezeigt, wie man in kleinstem Rahmen (auf kaum mehr als 150 Seiten) das Wissenswerte selbst aus einer so vielseitig zusammengesetzten Wissenschaft wie die Anthropologie zu Hauf tragen kann. Natürlich schließt sich etwas wie Vollständigkeit hier noch mehr aus als in größeren Werken. Viele wichtige Namen fehlen denn auch. Aber bei einem so schwierigen Unternehmen ist schon der Entschluß einer Tat gleich zu achten. Er wird entweder unvollkommen ausgeführt oder gar nicht. Und zu lernen gibt es auch für den in unserer Wissenschaft Bestbewanderten in diesem Abriß immer noch genug. Für den deutschen Leser bringt er insbesondere eine willkommene Ergänzung nach Seiten der englischen Wissenschaft, was der Verfasser an seinem Teile besonders dankbar anzuerkennen sich gedrungen fühlt[561]).

---

560) P. 248—250 (Rasse und Religion). Zur Germanenfrage vgl. p. 201, 226 ss., 244 ss.

561) Mindestens erwähnen möchte ich hier auch den Sammelband „Anthropology and the classics", 6 Oxforder Vorträge herausgegeben von R. R. Marett (Oxford 1908), in welchem das Hand-in-Hand-Gehen, ja das Zusammenwachsen von Anthropologie und Humanistik (als klassischer Altertumswissenschaft) lebensvoll veranschaulicht wird. Besonders hervorgehoben seien die Vorträge von Evans, dem archäologischen Entdecker Kretas, über älteste europäische Schriftsysteme, und über Anthropologisches aus Homer und Herodot.

Sechstes Kapitel

Geographen.

Die Zusammengehörigkeit, ja Unzertrennlichkeit der Geographie und der Völkerkunde ergibt sich aus dem Studium wohl ausnahmslos aller bedeutenderen Geographen. Nur hat sich in der Wertung und Berücksichtigung der diesen beiden Wissenschaften gemeinsamen Hauptfaktoren Land und Volk ein Wandel insofern vollzogen, als im allgemeinen die älteren Geographen dazu neigten, die Völker mehr als Staffage der Landschaft aufzufassen[562]), während in neuerer Zeit, zumal seit dem Vorschreiten des Rassengedankens, mehr und mehr die Auffassung sich durchringt, welche in der Landschaft nur einen Hintergrund des Volkslebens sehen will.

In Frankreich hat in neuerer Zeit wohl Konrad Malte-Brun der geographischen Wissenschaft die stärksten Impulse gegeben. Er war zwar von Geburt Däne, wirkte aber in Paris und ist ganz im Geistesleben der Franzosen aufgegangen. Von seinem 1810—1829 erschienenen, dann öfter wieder aufgelegten großen und bedeutenden Hauptwerke „Précis de la géographie universelle" sind die beiden letzten Bücher des zweiten Bandes, das erste der Anthropologie („de l'homme physique"), das zweite der Völkerkunde und Kulturgeschichte („de l'homme considéré comme être moral et politique") gewidmet. In den späteren, die einzelnen Erdteile behandelnden Bänden entfällt dann, ähnlich wie in dem deutschen Parallelwerke Karl Ritters, ebenfalls wieder ein reichlicher Anteil auf Anthropologie und Ethnologie, und zwar werden diese durchaus nicht etwa als ein Appendix der Landeskunde, sondern sehr entschieden nach ihrem Eigenwert und -wesen behandelt. Das Werk Malte-Bruns ist lange herrschend geblieben, bis es in den siebziger Jahren durch Elisée Réclus' „Nouvelle géographie universelle" abgelöst wurde. In diesem wird im allgemeinen den Natureinflüssen ein weit breiterer Raum zugewiesen, wie das schon in den Eingangsbetrachtungen sehr unzweideutig angekündigt wird[563]). Indessen finden wir dann doch das ethnographische Moment bei den einzelnen Ländern durchweg gewissenhaft und gründlich, auch mit besonnener Kritik berücksichtigt.

Für unser deutsches geographisches Schrifttum müssen wir in eine etwas ältere Zeit hinaufsteigen und beginnen da mit dem erstmalig 1557 in Basel

[562]) Eine Ausnahme hiervon bildet für das Altertum Strabo, welcher in seinem geographischen Werk ein unübertroffenes Musterstück einer gemeinsamen Landes- und Volkskunde geschaffen hat.

[563]) Größere Auszüge aus diesen gibt Achelis, S. 83 ff., in deutscher Übersetzung, leider mit argen Mißverständnissen des französischen Textes. Ein kurz zusammenfassender Abschnitt über die Rassen und Völker Europas bei Réclus, T. I, p. 27 ss.

erschienenen (eigentlich der Völkerkunde angehörigen, die es aber damals als Sonderwissenschaft noch nicht gab) Buch des Wolfgang Lazius: „De aliquot gentium migrationibus, sedibus fixis, reliquiis, linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis libri XII.", in welchem die germanischen Völker in ihren Wanderungen und Reichsgründungen verfolgt werden. Aus den Wanderungen und Mischungen der Völker sollen wir erkennen, woher einerseits so viele und mannigfaltige Dialekte der deutschen Sprache entstanden sind, und wie es anderseits zugegangen ist, daß Völker, die jetzt keine deutsche Sprache sprechen, wie Spanier, Franzosen und Italiener, dennoch deutschen Ursprungs sind. Neben dieser sprachlichen tritt die genealogische Tendenz und Bedeutung des Werkes hervor: Die reichen genealogischen Darstellungen zeigen wohl zum ersten Male in größerem historischen Zusammenhange das über Europa ausgebreitete Grundnetz des germanischen Adels mit Einschluß der Dynastien, als derjenigen Volksbestandteile, welche recht eigentlich und in erster Linie die neuere Geschichte gemacht haben[564]).

Philipp Clüver hat sich durch seine zuerst 1624 erschienene „Introductio in universam geographiam" den Ruf als Begründer der wissenschaftlichen historischen Geographie erworben. Das Werk ist durchaus auf ethnographischer Basis aufgebaut, die politische Geographie steht in erster Reihe. Die verschiedenen Einwohnerschichten insbesondere der europäischen Länder, die alle ihr eigenes Kapitel („De incolis") besitzen, werden in historischer Folge aufgezählt, die wichtigsten Mischungen und Entwicklungen dargelegt, in der Weise, wie sie später Mannert und seine Nachfolger für das Altertum geübt haben. In einem zweiten Werk „Germania antiqua" erscheint Clüver als eine Art Zeuß des 17. Jahrhunderts. Er hat vieles von Sprach- und Blutszusammenhängen schon richtig erkannt; sein treffliches Kapitel „De Francis et Francia" (lib. III. cap. 20) ist sogar in Duchesnes Script. Francor. hist. (T. I. p. 175—180) übergegangen. Er war im Punkte dessen, was er für die Germanen in Anspruch nahm, nicht blöde. „Il germanisait presque toute l'Europe" sagt Roget de Belloguet. Auf der anderen Seite zeigt er sich in manchem noch biblisch gebunden, so, wenn der Mosaische Aschkenas als Keltenvater figuriert.

In B. Varenius' „Geographia generalis in qua affectiones generales telluris explicantur" (Editio 2. Cantabrigiae 1681. Zur Bearbeitung der geplanten Geographia specialis ist der jung verstorbene Autor nicht mehr gekommen) besitzen wir die erste umfassende und systematische (vergleichende) Erdbeschreibung. Die „affectiones", d. h. die durch Ein-

[564]) Im Titel des Werkes werden ziemlich alle darin behandelten Völkerschaften („omnes Teutonicae originis populi late per Europam dispersi") aufgezählt, seltsamer Weise fehlen nur die gotisch-spanischen Herrscher, und doch ist gerade dieser sehr ausführlich gehaltene Abschnitt (p. 723—745) besonders charakteristisch, ja typisch. Bei der bis zum 16. Jahrhundert fortgeführten Reihe der spanischen Könige wird vielfach die deutsche (germanische) Transskription den Königsnamen beigefügt, wie bei Reccared = Richard. Die Etymologien sind, wie damals üblich, z. T. sehr gewagt.

wirkungen verschiedener Art hervorgerufenen Zustände der Erde teilt Varenius in drei Klassen (genera): terrestria, caelestia et humana (= physische, mathematische und politische Geographie). In der dritten Klasse („humanae affectiones") hat er, in 10 Gruppen, von der Leibesbeschaffenheit und Lebensweise bis zu den allergeistigsten Objektivierungen der Völker, ein Material zusammengetragen, das sich in der heutigen Wissenschaft auf die Disziplinen der politischen Geographie, Anthropologie oder Ethnologie und Kulturgeschichte verteilen würde. Varenius selbst hat empfunden, wie sehr er mit dem starken Ausbau dieses anthropologischen Teiles den Rahmen eines rein geographischen Werkes sprenge: „Etsi illae", sagt er, „quae tertiam classem faciunt, minus recte ad geographiam referantur, sed dandum est aliquid consuetudini et utilitati discentium" — ein bedeutendes Zeugnis dafür, wie schon damals der Keim zu der späteren Blüte unserer Wissenschaft vorhanden war und gepflegt worden ist.

Aus dem 18. Jahrhundert wäre zunächst E. A. W. von Zimmermanns „Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Tiere" (3 Bände, Leipzig 1778—1783) zu nennen, in welche die anthropologischen Vor- und Grundfragen (Monogenismus, Variabilität usw.) in den Anfangsteilen ziemlich stark hineinspielen. Das Ende des Jahrhunderts brachte dann in des älteren Forster „Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden" (Frankfurt a. O. 1784) und in M. Chr. Sprengels „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan 1542" (2. Aufl. Halle 1792), zwei Werke, welche — allein schon durch die Einbeziehung der mittelalterlichen Reiseberichte über die Mongolengesandtschaften usw. — wertvollstes anthropologisches Material erschlossen, und ihren Eigenwert auch neben den neueren Werken der gleichen Art ungeschmälert behaupten.

Die Glanzepoche der deutschen Geographie knüpft sich für uns an den Namen Karl Ritters. Er wird gern mit Alexander von Humboldt als Doppelgestirn genannt, und in der Tat, an Umfang des Wissens, an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit des Forschungsbereiches ist er ihm verwandt. In ihrer Stellung zur Rasse freilich gehen beide auseinander. Sie kommt bei dem Geographen ganz anders zu kurz als bei dem Naturforscher und Reisenden.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Einstellung Ritters mit seiner ganzen weltanschaulichen Veranlagung in Zusammenhang bringt. Er war eine frommgläubige Natur, und seine ganze Naturbetrachtung war von dieser Anlage wesentlich mit bestimmt. Die Erde war ihm „Gottes Schöpfung, ein Inbegriff höchster Zweckmäßigkeit, Schönheit, Vortrefflichkeit, eine Gotteswelt"[565]), und die „Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn" auf seinem Wissensgebiete aufzuweisen, betrachtete er selbst als seine Lebensaufgabe[566]). Nach einer solchen wissenschaftlichen Paraphrase

565) „Vorlesungen über allgemeine Erdkunde", 1862, S. 12.
566) G. Cramer, Karl Ritter. T. II. Halle 1870. S. 148.

des „Alles war sehr gut“ der Genesis dürfen wir nicht zweifeln, daß auch jene ganze Auffassung, wonach die Erdräume gleichsam nach einer Prädestination gestaltet und geordnet, „Anthropologie und Ethnographie, Menschen- und Völkerkunde nur die wichtigsten Kommentare zur Geo- und Topographie“ seien[567]), in jener selben Bibel, die Ritter noch als das Buch der Bücher galt, ihre letzte Quelle hat. Jedenfalls hat wohl kaum einer vor und nach ihm jenen Grundgedanken, wonach die Erdgeschichte die bestimmende Unterlage für die Menschengeschichte, der Mensch nur der Spiegel seiner Erdlokalität sei, mit gleicher Schärfe betont und mit gleicher Unbedingtheit festgehalten. In der Einzelausführung erhält dieser Grundgedanke stellenweise eine fast mystische Beimischung, man wäre versucht von etwas wie einem geographischen Pantheismus bei Ritter zu reden. Nicht nur die Weltteile, „die großen Individuen der Erde“, sind ihm beseelt durch hilfreiche oder verweigernde Gewalten, welche ihren Bewohnern ein geschichtliches Verhängnis auferlegen, — „als Amerika entdeckt war, da wurde der Okzident ein Morgenland“ heißt es z. B. einmal —, auch im einzelnen erhält jeder hohe Gebirgspaß, als Passage, jeder Wasserfall, unter dem die erste Ansiedlung, jedes Vorgebirge, vor dem die erste Kolonie entstand, jede Ebbe und Flut durch ihr Aufsteigen in die Flußgebiete als erste Anregung zur Schiffahrt ihre historische Bedeutung[568]).

Was blieb unter diesen Umständen für die Rassen und Völker? Auch „deren unendliche Mannigfaltigkeit in den Erscheinungen wie in den Bildungen und Charakteren, so auch in den Bestrebungen der Völker“ wird ja ganz auf die örtlichen Einwirkungen der Landschaft zurückgeführt[569]). Einzig das muß Ritter zugeben, daß „die zivilisierte Menschheit sich nach und nach, ebenso wie der einzelne Mensch, den unmittelbar bedingenden Fesseln der Natur und des Wohnortes entwindet“[570]). Die Einflüsse der Naturverhältnisse bleiben sich nicht durch alle Zeiten gleich: „Nur für die stationären Völkerschaften verschiebt sich die Physik des Erdballs nicht, indes sie für die in der Zivilisation vor- oder rückwärtsschreitenden in einer beständigen Oszillation oder Metamorphose begriffen ist.“ In diesen Sätzen liegt immerhin ein gewisses Zugeständnis an die Rassenlehre, und an einer anderen Stelle wird sogar die „Geschlechtsabstammung“ neben dem Einfluß der Natur ausdrücklich als „mitwirkende Bedingung für die Entwicklung der Völkerindividualität“ anerkannt[571]). Aber Ritters letztes Wort bleibt doch immer die Rückverweisung auf den letzteren Faktor als den allbeherrschenden. Besonders kennzeichnend ist dafür die folgende

---

567) „Vorlesungen“, S. 14 ff.

568) „Erdkunde“, Bd. I, S. 10, 13, 415. Peschel, „Geschichte der Erdkunde“, S. 691 ff. Peschel ist es hauptsächlich mit gewesen, der den einseitigen Übertreibungen Ritters entgegentrat.

569) An der letztangeführten Stelle der „Vorlesungen“.

570) „Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie.“ Berlin 1852. S. 165.

571) Ebenda, S. 187.

Stelle[572]): „Man ist in den Versuchen zur Erklärung der verschiedenen Charakteristik der Völker, die offenbar in einem Komplex von Natur und Geschichte, von Grundtypus, Uranlage, Tradition und individuellem Bildungsgange zu suchen sein wird, entweder bei inneren oder äußeren Umständen, wie Körperschlag, Temperament, Lebensweise, Wohnort, Klima, Gebräuchen, Sprache, religiösen Richtungen, oder wohl gar bei ganz äußerlichen und einzelnen noch materielleren Bedingungen, aus denen man alles glaubte nachweisen zu können, stehen geblieben, wobei man leicht jenen ganzen Zauberkreis der Natur, jenes Zusammenwirken des Naturdaseins oder das ganze Naturverhältnis, unter welches ein Volk gestellt ist, aus dem Auge verlor, welches doch erst jede besondere Einwirkung bedingen wird.“ Mag daher auch „der Mensch bei seiner Geburt nicht bloß eine geistige, auch eine leibliche Mitgift erhalten, deren er sich nicht entäußern kann“, sein Dasein ist doch „ganz an die Erde gebunden, mit tausend unlösbaren zähen Wurzeln befestigt“[573]).

Bei alledem hat Ritter selbst doch im einzelnen schon viel für die Völkerkunde getan, und in seiner Schule wurde dies dann fortgesetzt. Seine Einwirkung in dem zugunsten von Land und Klima einschränkenden Sinne blieb zunächst unverkennbar, so namentlich auch in dem Werke eines seiner begabtesten wie ergebensten Schüler, des späteren preußischen Kriegsministers Albrecht von R o o n „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde“, Berlin 1832, zu welcher Ritter ein Vorwort geschrieben hat. Wendungen wie diese: „Die Hauptursache der Verschiedenheit in der äußeren Organisation der Menschen ist das Klima“, oder: „Europa ist zu seiner Weltherrschaft gekommen durch seine eigentümliche Lage“[574]), erinnern noch stark an den Meister. Aber über diesen hinaus tut Roon einen entscheidenden Schritt in der Richtung der Verselbständigung der Rassen, deren Unterschiede er zwar nicht als unverbundene Gegensätze, sondern nur als Abänderungen der selben Haupt- und Grundform, in unmerklichen Übergängen ineinander verschmolzen, betrachtet wissen will, die er aber dennoch nicht umhin kann auf Grund der im Laufe vieler Jahrtausende errungenen Unveränderlichkeit in Farbe und Gestalt der Menschen in gewisse Hauptarten („Menschenrassen“) zu teilen[575]).

Eine entschiedene, ja schroffe Abkehr von den Lehren Ritters brachten seit den fünfziger Jahren die Arbeiten Karl A n d r é e s. Dieser ist einer von den Männern in Deutschland, welche schon damals Gobineau beachteten. Er ist unzweifelhaft von diesem beeinflußt, sein erstes größeres Werk dieser Richtung, die „Geographischen Wanderungen“ (2 Bände, Dresden 1859), ist ganz durchtränkt von Gobineauschen Ideen, eine innige Übereinstimmung mit den im Essai herrschenden Anschauungen tritt auf Schritt und Tritt zutage. Andrée beschränkt sich auch nicht auf die eigene Wissenschaft der

572) Ebenda, S. 189 ff. — 573) „Vorlesungen usw.“, S. 15.

574) S. 107, 252.

575) S. 107, 108. Besonders hervorzuheben sind in dem Roonschen Buche noch die vortrefflichen ethnographischen Übersichten.

Geographie, er will der Rasse zugleich in der Geschichte ihren Platz gesichert sehen, nicht am letzten sie in die Staatswissenschaften hinaustragen. Im gleichen Sinne hat er dann Jahre lang in dem 1861 von ihm begründeten „Globus" gewirkt. In dieser Zeitschrift bedeuten namentlich seine eigenen Beiträge ein geschlossenes, kraftvolles Wirken im Sinne des Rassengedankens[576]). Insbesondere vertritt Andrée gegen die gutgemeinten Bemühungen der Philanthropen, „aller Ethnognosie zuwider den Neger über sein Niveau hinauszuheben", überhaupt gegen alle Versuche, die unbedingte Perfektibilität des gesamten Menschengeschlechtes als Dogma aufzurichten, aufs strikteste die Gegenlehre, daß „die sogenannte Menschheit von der Natur hierarchisch angelegt worden sei, nicht demokratisch oder egalitär". Der nachher zum geflügelten Worte gewordene Ausdruck von der „Aristokratie der Haut" geht auf Andrée zurück: „Die Bewahrung einer ‚Aristokratie der Haut' ist gleichbedeutend mit Festhalten an einer höheren und edleren Gesittung, mit Beharren auf einer höheren und edleren Stufe, Bewahren einer feineren und begabteren Psyche, mit einem starken moralischen Schwergewicht[577])."

Andrées Sohn Richard trat kraftvoll in die Fußspuren des Vaters. Er ist allerdings weiteren Kreisen mehr nur als Geograph im engeren Sinne bekannt durch seinen in Gemeinschaft mit Peschel herausgegebenen, weitverbreiteten Handatlas, aber sein Wirken für die Rasse steht doch hinter dieser Seite seiner Tätigkeit in keiner Weise zurück. Mit seinen „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen" tritt er zunächst mit Bastian, Tylor und anderen in die Reihe vergleichender Forscher und Sichter im Gebiete der Völkerkunde. Dann wandte er sich von dieser, der Völkerkunde, immer mehr der Volkskunde zu. Deren Abzweigung und Eigenausbildung geht nicht am wenigsten mit auf ihn zurück. Wir können den Unterschied zwischen beiden — in gewissem Sinne Mutter- und Tochterwissenschaft — am kürzesten dahin definieren, daß die Völkerkunde den Schwerpunkt der Forschung mehr nach der Außenseite, die Volkskunde ihn mehr nach der Innenseite der Völker verlegt. Mit seinen Werken „Zur Volkskunde der Juden" (Bielefeld und Leipzig 1881) und „Braunschweiger Volkskunde" (2. Auflage Braunschweig 1901), einem Denkmal der eigenen heimischen Art dieses Sohnes Niedersachsens, hat Richard Andrée Meisterwerke der letzteren Gattung geschaffen.

Von den systematischen Lehrbüchern der Geographie hat in neuerer Zeit das von Hermann Wagner (6. Aufl. 1900, ursprünglich eine Neubearbeitung des Guthe schen Lehrbuches) den größten Einfluß gewonnen. In ihm haben die Belange der Rasse eine, man darf wohl sagen, muster-

---

[576]) Genannt seien vor allem die auf den dritten und die folgenden Bände verteilten „Ethnologischen Beiträge", ferner in Bd. 9, S. 135 ff. „Die Wichtigkeit des Rassenelementes in der Geschichte", Bd. 11, S. 19 ff. „Rasseneigentümlichkeiten und Charakteranlagen", Bd. 14, S. 236 ff. „Einwirkung des Rassencharakters auf die Religionen" u. a. m.

[577]) „Globus", Bd. 14, S. 19. „Geographische Wanderungen", Bd. I, S. 10.

hafte Vertretung gefunden. Das vierte Buch des ersten Bandes („Anthropogeographie, oder Erde und Mensch") ist ihren Fragen in seinen drei Abschnitten — I. Das Menschengeschlecht. II. Natürliche Gliederung des Menschengeschlechts. III. Kulturelle Gliederung des Menschengeschlechts — zum großen Teil gewidmet. Die historische Geographie, die ja im wesentlichen Rassengeschichte ist, faßt auch Wagner als „das verknüpfende Band zwischen Naturwissenschaft und Geschichte". Die Geographie ist „eine naturwissenschaftliche Disziplin mit einem ihr innewohnenden historischen Element"[578]). Von der Ritterschen Erdgebundenheit des Menschen wird, wie es nicht anders geht, ein Pflichtteil beibehalten[579]). Aber den Rassen als wie immer mit ihrer Landschaft verbundenen Menschengruppen wird doch in ihrem Eigenleben, in ihrer Entwicklung, ihrem mutmaßlichen vorgeschichtlichen Lebenslauf und ihrer anscheinenden zukünftigen Bestimmung eine sorgsame Behandlung zuteil. Wo so vieles hypothetisch ist, hat Wagner durchweg das Wahrscheinlichere herausgegriffen und zu einem einleuchtenden Gesamtbilde zusammengezogen[580]). Ausdrücklich nimmt er Stellung gegen den von manchen neueren Ethnographen geübten, sogar in eines unserer großen weltgeschichtlichen Sammelwerke übergegangenen Brauch, ethnologische Gruppen oder Völkerkreise an Stelle der Rassen zu setzen und dabei die geographische Verbreitung als oberste Grundlage für die Abgrenzung zu nehmen, weil dies notwendig zu unnatürlichen Zusammenfassungen führen müsse[581]). In die Begriffe von Familie, Sippe, Stamm, Volk und Nation wird nach der materiellen wie nach der ideellen Seite das denkbare Maß von Klarheit gebracht. Besonders glücklich ist die Definition der Nation als eines Volksbegriffes von beschränkterem Umfang, aber idealerem Gehalt, entstanden, als das Erzeugnis hoher Kultur und glorreicher Geschichte, durch das Bewußtsein und die Betätigung gemeinsamen Volkstums[582]). Noch heute wie vor Jahrtausenden birgt im wesentlichen die weiße Rasse die wichtigsten Vertreter der höchsten Kultur unter ihren Völkern. Der mehr aufs Materielle gerichteten Halbkultur der Semiten wird endlich die dem Universellen zugewandte, alle Kräfte des Geistes und Gemütes in Anspruch nehmende Vollkultur der griechisch-italischen und später der germanischen Völker gegenübergestellt[583]).

Dieses und vieles andere zu unserem Thema ist bei Wagner zu lesen. Schon vorstehendes dürfte genügen, zu zeigen, wie es diesem gelungen ist, eine Rassenlehre in nuce in seine Wissenschaft einzuflechten und damit

[578]) Bd. I [6], S. 22 ff. — [579]) Ebenda, S. 27 ff.

[580]) Ebenda, S. 661 ff. „Durch den Verkehr der verschiedenen Typen bildete sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Misch- oder Übergangsformen, durch die allmählich die früher schärfer geschiedenen Rassen verbunden, in sich aber ungleichartiger wurden... Die Durchdringung der Völker nimmt zu, und damit wird die Bildung von Zwischenformen lebhafter. Wir gehen einem freilich noch fernen Zustand des Ausgleichs der Menschenformen entgegen. Noch sind die typischen Rassenerbteile nicht verwischt. Aber doch sind die extremen Formen durch eine unendliche Unzahl von Übergängen verbunden, die in den Grenzgebieten der Scheidung Schwierigkeit bereiten."

[581]) S. 662. — [582]) S. 660. — [583]) S. 687. 689.

den Stand von deren Eindringen in die Nachbargebiete um die Jahrhundertwende zu beleuchten.

Ungewöhnlich eifrig und erfolgreich ist ein Sondergebiet der geographischen Wissenschaft, die alte Geographie, bei uns bearbeitet worden, und es liegt in der Natur der Sache, daß bei dem großen Reichtum und dem durchschnittlich doch hohen Gehalt der antiken Quellen gerade diese mit an erster Stelle für die Rassengeschichte in Betracht kommen. Nicht weniger als vier gründliche und umfangreiche Werke sind uns im Laufe kaum eines Jahrhunderts geschenkt worden, welche der deutschen Wissenschaft zur Zierde gereichen, freilich meist nur noch als Nachschlagewerke engerer Fachgelehrter genutzt werden. Die vollständigste und gründlichste Zusammenstellung und Verarbeitung des gesamten Materiales, das das Altertum für die Geschichte der Wanderungen, Verschiebungen und Mischungen der Völker, für deren Stammes- und Blutsverhältnisse geliefert hat, verdanken wir Konrad Mannert in seiner „Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt", 10 Teile in 14 Bänden. Nürnberg (Leipzig) 1788—1825[584]). Besonders anzuerkennen ist in ihr das Vermeiden unnötiger Hypothesen, so daß das rein Tatsächliche, sicher Gewußte in erfreulicher Fülle herausgearbeitet ist. Ähnliche, wenn auch minder eingehende und vollständige Behandlung finden die obigen Fragen bei Ukert „Geographie der Griechen und Römer", 3 Teile in 6 Abteilungen, Weimar 1816—1846. Voraus hat dieses Werk vor Mannert in seinem Eröffnungsteile eine in sich geschlossene Geschichte der geographischen Entdeckungen und der Geographen im Altertum. Weniger ergiebig ist für unser Thema Forbigers „Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet" (2. Aufl., Hamburg 1877), um so mehr aber Kieperts Meisterwerk „Lehrbuch der alten Geographie" (Berlin 1878), auf das man in allen Teilen immer wieder wird zurückkommen müssen. Knapp, aber vollständig zusammenfassend, gibt Kiepert, erst (S. 15—24), in einer größeren ethnographischen Übersicht, alles Wesentliche. Dann wird durch das ganze Werk auf Grund allseitigster Quellenkenntnis mit vorbildlicher Umsicht und Besonnenheit die ethnisch-historische Scheidung der alten Bevölkerungen durchgeführt. Daß auch hier manches dem Fluktuieren der Einzelforschung unterliegt, ist ersichtlich, aber ebenso, daß der so nötige Gesamtanhalt ein für alle Male gegeben ist.

---

[584]) Kieperts Angabe (S. 14), daß Mannerts Material unvollständig sei, bezieht sich wohl nur auf die rein geographische Seite der Darstellung. Der ethnographische Teil ist offenbar mit ganz besonderer Vorliebe, wie nachher nur noch von Kiepert selber wieder, behandelt worden. Jeder einzelne Teil des Werkes enthält sein ethnographisch-historisches Kapitel.

Siebentes Kapitel

Vor-, Ur- und Kulturgeschichtsforscher.

Reichlich so eng wie die der Geographie sind die Beziehungen der Vor- und Urgeschichte zur Anthropologie. Die Vorgeschichte steht im Grunde der letzteren mindestens ebenso nahe wie der Geschichte. Ja, sie kann in gewissem Sinne als eine Disziplin der Rassenkunde betrachtet werden, die den Übergang von ihr zur Geschichte vermittelt. So enthält ja denn auch jedes einigermaßen geschlossene anthropologische Werk heute sein Vorgeschichtskapitel (erinnert sei nur z. B. an die von Schurtz, von Tylor und anderen): die Verbindung beider Wissenschaften ist immer mehr eine ganz unmittelbare, organische geworden, wie sie ja denn auch im wesentlichen mit dem gleichen Material arbeiten. Nur daß die Anthropologie über ein ganz unvergleichlich reicheres verfügt, da sie vor der Vorgeschichte den Gesamtbereich des noch lebend Beseelten voraus hat, sich daher in ganz anderem Maße an Wirkliches halten und daraus Sicherheiten gewinnen kann, indes die Vorgeschichte für nur Allzuvieles auf Hypothesen angewiesen bleibt.

Den im Rahmen dieses Werkes unerläßlichen Versuch einer kurzen Übersicht über das in der Vorgeschichtsforschung für die Rassenkunde Geleistete unternimmt der Verfasser nur mit dem zaghaften Gefühl seiner völligen Unzuständigkeit und daher auch Unzulänglichkeit. Wohl hat ihn der Umstand, daß er vorwiegend als Historiker und Philologe seine Ausbildung erhalten hat und daher durch den in diesen Wissenschaften herrschenden Geist allem Vorgeschichtlichen lange fern gehalten wurde, nicht abgehalten, später gründlich um- und zuzulernen und bei der Vertiefung in die Hauptwerke der Vorgeschichtswissenschaft unvergeßliche, ja überwältigende Eindrücke davonzutragen. Aber um in dieser wirklich heimisch zu werden, muß man dafür geboren sein, muß man vor allem die Sehwerkzeuge mitbekommen haben, die dafür erforderlich sind. Denn Prescotts Witzwort, daß manche Altertumsforscher am besten im Dunkeln sehen, hat doch nicht nur seine heitere, sondern auch seine ernste Seite. Kurzsichtige und Vollsichtige gibt es für die versunkene Welt der Vorgeschichte ganz ebenso wie für die vor unseren Augen lebendig ausgebreitete Sinnenwelt. Das Werkzeug aber, das in der letzteren als sinnfälligstes Zeichen der Dekadenz in immer unheimlicherem Umfange unsere Gesellschaft entstellt, die künstlichen Gläser, gibt es für die Dinge des Geistes nicht. Und so mag es denn leicht kommen, daß der nach der bewußten Seite kurzsichtiger Ausgestattete, mit der Empfindung, daß ihm das rechte Eindringen in die Einzelgegenstände verwehrt sei, zugleich im ganzen einen gewissen seelischen Rückschlag, in einem

Gefühl, als wandle er in Katakomben oder in einem Reiche der Schatten, auf sich nehmen muß.

Dieses Bekenntnis schließt ohne weiteres gerade hier eine starke Begrenzung ein. Wo im allgemeinen so vieles hypothetisch ist, können Fragen nicht in unsere Aufgabe entfallen, die eine einzige große Hypothese bedeuten. So werden wir uns denn z. B. unbedingt dahin bescheiden müssen, in Bezug auf die umwälzenden vorgeschichtlichen Aufstellungen Hermann Wirths uns der Stimme zu enthalten. Höchstens kann von unserem Standpunkt aus und nach unseren Erfahrungen gesagt werden, daß die Möglichkeit für alles von Wirth Behauptete unbedingt gegeben ist, indem dies ja nichts anderes bedeutet, als was sowohl Klemm wie Woltmann geahnt und gewissermaßen geweissagt haben. Oder ließen sie nicht ihrer aktiven Rasse (Klemm), ihren Nordländern (Woltmann) vom Nordpol bis zur Südsee, vom fernsten Ostasien bis zur Neuen Welt für längstvergangene Jahrtausende jederlei Spielraum, um dereinst den Denkenden und Schauenden später Geschlechter, sei es durch die Trümmer ihrer Kulturen, sei es durch lebende Reste ihrer Rasse Rätsel aufzugeben? Ob diese je lösbar, ob — wie hier — alles das, was ein Spätling und Herold der Nordlandrasse wie Wirth an Kühnheit wie an Opfermut aufgeboten, in solcher Lösung einmal seinen Lohn finden werde, das ist eine andere Frage, die auch andere beantworten mögen, nicht wir, die wir uns in praehistoricis nur an greifbar Vorliegendes halten dürfen.

Wie überall, haben auch hier wieder die Franzosen die Bahn eröffnet. Mehr und mehr stellt sich ja ihr Land als das vorgeschichtlich wichtigste unseres Kontinentes, ja vielleicht der ganzen Erde heraus[585]), kein Wunder daher, wenn auch die entsprechende Wissenschaft hier am frühesten und mächtigsten emporgeblüht ist. Man darf wohl sagen, daß in keinem anderen Lande die Vorgeschichte dermaßen in die Geschichte hineinragt, sie mitbestimmt, wie in Frankreich. Dem entspricht das wissenschaftliche Bild. Die französischen Historiker sind in zunehmendem Grade zugleich Prähistoriker geworden. Jeder Prähistoriker aber ist eo ipso zugleich ein Stück Rassenforscher. So vervollständigte und vollendete sich durch Männer wie Arbois de Jubainville, Mortillet und Roget de Belloguet[586]) die Bewegung zugunsten der Rasse, die von seiten der Historiker schon früher eingesetzt hatte. Die Völker, die wir im Verlaufe der Geschichte je länger je weniger rassenhaft bestimmt vorfinden, sind dies ja in der Vorgeschichte unzweifelhaft in weit höherem Grade, sind weit mehr noch wirkliche Rassen. Und so haben denn diese mit der Vorgeschichte auch ihren endgültigen Einzug in die Geschichte gehalten, die Brücke ist — zu-

[585]) Hoernes, „Urgeschichte“, S. 167, 200, 202 nennt Frankreich, insbesondere das Sommetal der Picardie, mit Rücksicht darauf, daß dort die zahlreichsten und glänzendsten Höhlenfunde gemacht seien, „den klassischen Boden einer vorweltlichen Kultur, die eigentliche Studierstube für die quaternäre Tierwelt, den Tummelplatz ihrer Formen“.

[586]) In betreff der einzelnen Werke dieser Männer sei auf unsere früheren Bände verwiesen.

nächst eben in Frankreich — von der einen zur anderen geschlagen worden, deren Möglichkeit von führenden Geistern der deutschen Geschichtswissenschaft so lange und fast leidenschaftlich bestritten worden ist. Allgemach ringt sich freilich auch in dieser die Erkenntnis durch, daß, was die vereinigten Anthropologen und Prähistoriker darbieten, Gräber, Höhlenwohnungen, Bauten und Denkmäler jeder Art, mit allem, was sie bergen mögen an Schädeln und Skeletten, Waffen, Schmuck und Gerätschaften, vollwertige Urkunden sind. Und noch weniger ist es auf die Dauer zu verkennen, daß gerade von dem Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie, wo Forschen vielleicht mehr als irgendwo sonst Entdecken bedeutet, eine begeisternde Kraft ausgeht, die früher oder später auf die Geschichtswissenschaft selbst zurückstrahlen muß.

In Deutschland ist dieser begeisternde Hauch vornehmlich von Gustav Kossinna ausgegangen, der seit nunmehr drei Jahrzehnten eine bewundernswert allseitige Tätigkeit für die deutsche Vorgeschichte entwickelt hat. Als Wissenschaft hat er diese bei uns sozusagen erst begründen müssen — die germanischen Altertümer lagen bis dahin fast ausschließlich in der Hand der Skandinavier: es braucht nur der bedeutendste Name, der des Schweden Oskar Montelius, dafür genannt zu werden —, sie dann aber auch überraschend schnell zu hoher Blüte gebracht, namentlich auch es vermocht, durch sein unermüdliches Wirken auf dem Wege der Vereinstätigkeit und dessen völlig zwanglose Verquickung mit dem nationalen Gedanken weiteste Kreise der Laienschaft dafür zu gewinnen. In dieser zündete vor allem die blitzartig erschlossene und zugleich doch in strömender Fülle des Materiales belegte Erkenntnis, welch eine Höhe der Kultur unsere Altvorderen in grauer Vorzeit schon erklommen hatten, sehr im Gegensatze zu den Wahnvorstellungen germanischer Barbarei, die von Rom aus ihren Weg in die Welt genommen und leider bis in die Neuzeit hinein selbst in der deutschen Schule Eingang gefunden hatten. Ganz eigen ist Kossinna die sogenannte Siedlungsarchäologie, die Lehre von den archäologischen Kulturprovinzen, welche den Völkern und Stämmen, die einst in den Gebieten der Fundorte von Altertümern lebten, entsprechen müssen, und von den Rückschlüssen die aus archäologischen Funden auf vorgeschichtliche Wanderungen und deren Reihenfolge zu machen sind. Kossinna hat die Methoden dieser Forschung immer sorgfältiger und sicherer ausgebildet und seinen Schülern als einen wertvollen, schon jetzt eifrig genutzten Besitz vermacht. In den letzten Jahren hat er sein reiches Schaffen abgeschlossen und abgerundet durch seine Schrift „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit", welche nicht nur eine klare Übersicht über die vorgeschichtliche Entwicklung Mitteleuropas von der Völkerwanderungszeit rückwärts bis zum Beginn der Bronzezeit bietet, sondern darüber hinaus mannigfach neues Licht auf die Urgeschichte aller indogermanischen Völker des europäischen Kontinents wirft. Wenn Kossinna den Schwerpunkt seines Schaffens, man möchte sagen nach einer providentiellen Bestimmung, nach dem Norden verlegt, daher auch die Aufhellung

der Nordlandrasse von der Seite der Archäologie aus in fast erschöpfender Weise gefördert hat, so bringt der andere bedeutende Vertreter der Vorgeschichte in Deutschland, Karl Schuchhardt, die willkommene und notwendige Ergänzung vornehmlich nach Seiten der Mittelmeerrasse, für die er eine Reihe bedeutsamer Aufschlüsse ausgefunden und die er in bisher nicht erreichter Klarheit in die vorgeschichtliche Gesamtentwicklung Europas — richtiger Eurasiens — hineingestellt hat. Das imponierende Bild des vorgeschichtlichen „Alteuropa", das er in seinem Hauptwerke geschaffen, faßt die Ergebnisse liebevoller Forscher- und Entdeckerarbeit von Jahrzehnten aus den Hauptkulturländern Europas zusammen und konnte so namentlich denen, welche diesen Studien bisher ferner gestanden, zu einer wahren Offenbarung werden[587]).

Neben diesen beiden überragenden Männern, die, der eine mehr intensiv, der andere mehr extensiv, ihre Wissenschaft auf eine stolze Höhe gebracht haben, kommen für unsere Vor- und Urgeschichte noch zwei andere vorwiegend in Betracht: Moritz Hoernes mit seiner „Urgeschichte des Menschen" (Wien 1892) und Matthäus Much mit seiner „Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung" (Berlin 1902), in welcher er zum ersten Male für diese Frage das archäologische Material voll ins Feld führte und auf Grund desselben die These Penkas und Wilsers zugunsten des westbaltischen Gebietes (der Küstenländer und Inseln der westlichen Ostsee) nicht sowohl umbog als erweiterte.

Ein stolzes Denkmal deutschen Forschermutes und Gelehrtenfleißes ist neuerdings erwachsen in dem vierzehnbändigen, von Max Ebert herausgegebenen „Reallexikon der Vorgeschichte" (Berlin 1924—1929), zu welcher Sammlung auch auswärtige Gelehrte aus verschiedenen Ländern beigesteuert haben. Es wird für immer einer unserer Ruhmestitel bleiben, daß Deutschland zur Zeit seines tiefsten Darniederliegens die Führung in diesem wichtigen Neulande übernehmen konnte.

Früher als bei uns hatte man in England sich den vorgeschichtlichen Studien zugewandt — begreiflich in einem Lande, wo so epochemachende Werke über Geologie und Entwicklungslehre wie die Lyells und Darwins entstanden waren, an welche sich die Sir John Lubbocks und E. B. Tylors als verwandte Leistungen und Ergänzungen anschließen. Lubbock eröffnete die Bahn mit seinen „Prehistoric times, as illustrated by ancient remains, and the manners and customs of modern savages". 3d Edit. London 1872[588]). Er stellt selbst den Satz „Archaeology forms the link between geology and history" als eine Art Motto voran und erläutert dementsprechend die Entstehung der Zivilisation und den Urzustand des Menschengeschlechtes zunächst durch die Überreste an Werkzeugen usw.

---

587) Die beiden Meister der deutschen Vorgeschichtswissenschaft konnten hier, schon um uns nicht zu wiederholen, nur kürzer behandelt werden. Um so mehr sei auf das an früherer Stelle (Bd. I, S. 110—112, 356—358, 376—378) über sie Gesagte verwiesen.

588) Deutsch von A. Passow. Jena 1875.

aus der Stein- und Bronze-Zeit, die megalithischen Denkmäler, die Grabhügel, die Pfahlbauten, die Kjökkenmöddinger, die Fossilien und Höhlenbewohner, demnächst aber auch durch Heranziehung des äußeren und inneren Lebens der heutigen Wilden. Lubbock ist nach englischer Weise vor allem Empiriker und Sammler. Den gegebenen Rassenunterschieden trägt er durchweg gebührend Rechnung und stellt sie den durch Umstände bewirkten Verschiedenheiten gegenüber, wohingegen Tylor[589]) die erblichen Varietäten und Rassen des Menschen in diesem älteren Werke ausdrücklich ausschließt und die Menschheit als von Natur homogen, wenn auch auf verschiedenen Stufen der Zivilisation stehend, betrachtet. In dem späteren Werke, der Anthropologie, kommt dann auch jene andere Seite zur Geltung.

Nur als Übergang zu den allgemeinen, bis auf die Neuzeit fortgeführten Kulturgeschichten diene uns, da wir einmal in England sind, Buckles nur allzu bekanntes Buch über die Geschichte der Zivilisation in England. Es bezeichnet das äußerste Extrem jener Richtung, welche alle Unterschiede im Völkerleben auf äußere Einwirkungen, auf Natureinflüsse zurückführen will, die Rassenunterschiede für bloße Hypothesen erklärt und nur die Verschiedenheiten als Wirkung von Klima, Nahrung und Boden für befriedigend erklärbar hält. Die ganze Rassenfrage wird in diesem wundersamen Produkt mit einer streifenden und absprechenden Textstelle und einer Anmerkung von oben herab abgetan. Nach kurzer Zeit unverdienten Einflusses[590]) ist es, immer mehr bis zur Einmütigkeit abgelehnt, in Vergessenheit geraten. Es verlohnt heute nicht mehr, Stimmen, die dagegen erklungen sind, anzuführen.

In der eigentlichen Kulturgeschichte nun haben ganz unzweifelhaft unsere Deutschen das weitaus meiste und beste geleistet. Es ist bezeichnend für die deutsche Art, daß wir überall da, wo Exaktes in Frage kommt, gerne Franzosen und Engländern den Vortritt lassen, wo es aber gilt, ein rein Geistiges herauszuarbeiten, an der Spitze stehen. Und so denn auch hier, wobei wir des weiteren die im Sinne des Grundgedankens dieses Werkes lebhaft zu begrüßende Tatsache festzustellen haben, daß in der Erklärung und Begründung der Kultur die Rasse als mitwirkender Faktor immer mehr ihre Stelle, bis schließlich zu einer Vorrangstellung, sich errungen hat.

Das beginnt schon im 18. Jahrhundert. Wir wissen, wie im allgemeinen alles von Völkerpsychologie und Kulturgeschichte im Aufklärungszeitalter, wo man so gerne mit Verallgemeinerungen operierte, mit dem zeitüblichen Raisonnement behandelt wurde. Proben dafür liefern unter anderen der von Lessing in Deutschland eingeführte „Esprit des nations“ (T. 1, 2, à la Haye 1752), dessen unbekanntem Verfasser zwar die Persistenz im Volkscharakter sehr wohl aufgegangen ist, der es aber dabei fertig bringt, die qualité du sang dem allmächtigen Klima gegenüber ausdrücklich den

---

589) „Die Anfänge der Kultur.“ Deutsch von J. W. Sprengel und Fr. Poske. Bd. 1—2. Leipzig 1873.

590) Nach Deutschland hat es Arnold Ruge gebracht. (2. Aufl., Bd. 1, 2. 1864.)

causes subordonnées des nationalen Geistes beizuzählen, des Engländers A. Ferguson „Essay on the history of civil society" (New Edit. Basil. 1789) und des Schweizers Isaak Iselin „Über die Geschichte der Menschheit" (Neue Aufl. 2 Bde., Zürich 1788). Dieser sehr sympathische Aufklärungsschwärmer teilt die Menschheit durchgehend nur nach allgemeingeistigen (kulturellen) Gesichtspunkten in Naturvölker, Barbarenvölker und gesittete Völker. Man höre seine Schlußapostrophe[591]): „Könige! Fürsten! Vorsteher der Staaten! Höret die Religion, die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit! Verehret in euren Untertanen eure Brüder, und in den Fremdlingen eure Blutsverwandten!"

Aber schon mit dem Göttinger Chr. Meiners wird das anders. Dieser war zwar ein entsetzlicher Vielschreiber[592]) und stand noch dazu viel zu sehr im Banne der französischen Aufklärer, um im einzelnen wissenschaftlich Brauchbares für unsere Materie zu liefern[593]). Um so höher aber ist es zu bewerten, wenn er sich trotzdem in demjenigen Werke, auf Grund dessen er in unserer Wissenschaft noch bis heute gelegentlich zitiert wird, und das in der Tat gewissermaßen die erste deutsche Völkerkunde darstellt, seinem „Grundriß zur Geschichte der Menschheit" (Frankfurt und Leipzig 1786), zu einer so gesunden und klaren Aufstellung des Grundgerüstes einer anthropologisch unterbauten Kulturgeschichte hindurcharbeitete, wie die folgenden, meist der Vorrede und den ersten Kapiteln entnommenen Sätze beweisen mögen: „Insofern der Mensch durch seinen Körper ein Gegenstand der Geschichte wird, ist er bisher von Geschichtsforschern und Geschichtsschreibern fast ganz vernachlässigt worden .... Die Geschichte der Menschheit lehrt uns nicht sowohl, was der Mensch in verschiedenen Zeitaltern tat oder litt, sondern was er war oder noch jetzo ist ... Sie würdigt gerade die Wilden und Barbaren ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit, sie allein begreift den ganzen Menschen und zeigt ihn, wie er zu allen Zeiten und in allen Enden der Erde beschaffen war." Die Ergründung dessen, „wie sich das menschliche Geschlecht allmählich über die Erde verbreitet hat, und wie die verschiedenen Nationen voneinander entsprungen und miteinander verwandt sind", betrachtet Meiners ebenso als eine seiner Hauptaufgaben, wie den Nachweis, „warum große Gesetzgeber, Weise und Helden, warum Künste und Wissenschaften nur unter gewissen Völkern entstanden und ausgebildet worden". In seiner Einteilung der Menschheit nimmt er nur ein Geschlecht oder Art, zwei Stämme, mehrere Rassen, viele Spielarten an, „die aus der Vermischung von Menschen aus verschiedenen Stämmen und Rassen entstanden sind". Den ursprünglichen Verschiedenheiten der Menschen und deren physischen Ursachen wird ein eigenes Kapitel gewidmet, auch mit den Unter-

---

[591]) Bd. II, S. 420.

[592]) Nach Prantl (in der Allgemeinen deutschen Biographie) hätte er allein im „Göttingischen historischen Magazin" 160 Aufsätze zur Völkerpsychologie, vergleichenden Anthropologie und Kulturgeschichte veröffentlicht.

[593]) Gegen diese „französischen Befangenheiten", vielleicht etwas übertreibend, Gervinus „Gesch. der deutschen Dichtung", Bd. 5, S. 365.

scheidungszeichen der verschiedenen Stämme und Rassen nimmt es unser Autor sehr genau, in höchst anerkennenswerter Weise zieht er dafür schon damals alle Merkmale heran, was nachfolgende mehrfach unterlassen haben. Wenn er zu diesen unterscheidenden Merkmalen auch Schönheit und Häßlichkeit rechnet, so lächeln wir über dergleichen ästhetische Anwandlungen heute ebenso wie über die moralischen, die ihn bei der Charakterisierung seiner beiden Hauptstämme, des tatarisch-kaukasischen und des mongolischen, befallen, welche er nicht am wenigsten nach ihrer verschiedenen Veranlagung zur Tugend sondert. Diese Sonderung hat überhaupt auch rein anthropologisch viel Mißliches: Die Zusammenwürfelung der ihm offenbar noch wenig bekannten Neger mit den Gelben in dem ersteren Stamme ergibt die konfusesten Bilder. Überhaupt tun wir gut, Meiners nicht weiter ins einzelne zu folgen. Wie sehr er für damals seine Dienste getan, lehrt das Vorstehende zur Genüge. Für die Ausführung des von ihm Aufgewiesenen sind andere an seine Stelle getreten.

Zunächst ein anderer Göttinger: Heeren mit seinen „Ideen über Politik, den Handel und den Verkehr der vornehmsten Völker der alten Welt" (Wien 1817 ff.). Das ist denn freilich eine ganz andere Kost als Meiners, ein Werk, in welchem noch heute sehr viel Gutes zu holen ist, und das vollends seiner Zeit eine Fülle neuer Anregungen brachte, indem es eine Reihe nicht nur kultur-, auch blutsgeschichtlicher Erscheinungen zum ersten Male berührte und lichtvoll erklärte. In das Blutsleben der Ägypter, der Inder, der Griechen hat Heeren tiefe Einblicke getan[594]). Auch zur allgemeinen Psychologie der Rassen bringt er wertvolles, wie — gleich zu Anfang — über die Verwandtschaftsbande in der Kindheit der Völker, über die Entstehung bürgerlicher Gesellschaften und anderes. Nur an die Frage der Ungleichheit der Rassen wagt er — in der Atmosphäre Blumenbachs — nur zaghaft heranzutreten[595]). Dafür mußte abermals ein anderer kommen, der sie von einer ganz neuen Seite anfaßte und mit einem Schlage so gewaltig förderte, daß wir noch heute von seiner Aufhellung zehren.

Im ersten Bande seiner zehnbändigen „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (Leipzig 1843—1852) entwirft Gustav Klemm von eben dieser Menschheit auf rassischem Grunde das folgende Bild: Sie zerfällt nach ihm in eine aktive und eine passive, eine männliche und eine weibliche Hälfte. Der ersteren, weniger zahlreichen, werden unter anderen Perser, Araber, Griechen, Römer und Germanen, der letzteren unter anderen Ägypter, Chinesen, Hindu und Slaven eingegliedert. Die passive Rasse überzog ursprünglich alle Lande, erst später verbreitete sich das andere Geschlecht, der Stamm des aktiven Menschen, über die Erde und gewann sie den ersteren ab (Hyksos, Perser, Hellenen, Romuliden, Germanen, Araber, Tür-

[594]) Man vgl. namentlich die Bd. II, S. 65 abgedruckte Grundskizze der hellenischen Blutsgeschichte. Die entsprechenden Partien über Ägypter und Inder bringt im Wortlaut — in französischer Übersetzung — Courtet de l'Isle, p. 164 und p. 176 bis 178. Auch die gewaltsamen Verpflanzungen der Völker hat Heeren (Bd. I, 1, S. 296 ff.) schon mehrfach belegt.

[595]) Bd. III, 1, S. 4—6.

ken, Tataren, Tscherkessen, Inkas, Erie). Erst durch die Vermischung beider Rassen, durch die Völkerehe, wird die Menschheit vollständig, erst dadurch tritt sie ins Leben und treibt die Blüten der Kultur[596]). Die passiven Völker zeigen immer eine gewisse Gleichmäßigkeit der Bildung und der Anlagen. Unter den Individuen der aktiven Völker herrscht eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit in körperlicher wie geistiger Bildung, weit mehr Anlage und Neigung zu eigentümlicher und selbständiger Entwicklung. Die aktive Rasse weist zwei Hauptgeschlechter auf, ein dunkelhaariges mit schwarzen Augen und ein lichthaariges mit blauen Augen. Das Nebeneinanderbestehen dieser beiden Typen seit uralter Zeit deutet auf eine Verschiedenheit hin, welche nicht allein durch Mischung der aktiven Rasse mit passiver Urbevölkerung entstanden, sondern vielmehr in ersterer selbst begründet sein muß. Noch jetzt beobachten wir dieselbe Erscheinung bei den Bewohnern Europas, dem mediterran bestimmten Süden und dem germanisch bestimmten Norden. Bemerkenswert ist, daß die germanischen Stämme, trotzdem die anderen (romanischen) ihnen an Anzahl überlegen sind, ihnen auch überall Bahn gebrochen haben, dennoch ein geistiges und sittliches Übergewicht über jene behaupten, und daß ihnen die Pflege des Fortschritts der Menschheit vorzugsweise von der Vorsehung anvertraut worden zu sein scheint. Es ist eine Eigentümlichkeit der aktiven Rasse, daß sie ihren ursprünglichen Sitz verläßt und auswandert. Dieser Wandertrieb findet sich bei den passiven Völkern gar nicht, Wanderungen passiver Völker finden nur dann statt, wenn sie, wie die der Mongolen, von Führern veranlaßt und geleitet werden, welche der aktiven Rasse angehören. Die Verbreitung der aktiven Rasse hat nach allen Richtungen, über die ganze Erde stattgefunden, allerwärts wurde die passive Urbevölkerung durch sie mannigfach durchdrungen und zu neuen Lebensformen geweckt. In Amerika wie am äußersten Ostrande Asiens, aber auch in den fernsten Inseln der Südsee treffen wir auf ihre Spuren. Gerade hier begegnen wir unter einer schwarzen Urbevölkerung, den Papuas, Herrschern von hoher Gestalt, lichtfarbiger Haut und z. T. blonden Haaren. Im allgemeinen hat sich mit der Mischung der beiden Rassen auch eine Ausgleichung derselben vollzogen. Nicht ganz selten aber auch ragen Überreste der einen aus der überwiegenden Umgebung der anderen hervor. So haben wir nach Klemm Reste der aktiven Rasse in den Drusen des Libanon, den Kaukasiern, den Kurden, den Afghanen, den Kafirs, den Kaschmirern, den Mahratten und den Bewohnern der Gats in Vorderindien, solche der passiven Rasse in den nach Norden zurückgedrängten Finnen, den Bretons, den Iren und vielleicht den Slaven zu erblicken[597]).

Es erhellt leicht, in wie vielen Punkten diese geniale Theorie von den in der Folge durch die vereinigte Sprachwissenschaft, historische Anthropo-

---

596) Bd. I, S. 195—205 („Die Menschenrassen").

597) Bd. IV, S. 229—60 („Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über die Erde"). Etwas ausführlicher, als er hier gegeben werden konnte, ist der Auszug W o l t m a n n s aus Klemms Rassentheorie („Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. II, S. 126 ff.).

logie und vorgeschichtliche Archäologie errungenen Erkenntnissen abweicht, aber auch, wie sie doch wiederum in ihren Grundgedanken mit deren innerstem Kern zusammentrifft. Insbesondere ist ihre tiefe Verwandtschaft mit der Lehre Gobineaus mit Recht wieder und wieder hervorgehoben worden. Trotz ganz andersartiger Terminologie deckt sich Klemms Sonderung der Menschheit in eine aktive und eine passive Rasse genau mit Gobineaus Kulturmonopol der Weißen, was namentlich hinsichtlich der Kulturen Mittelamerikas, Ägyptens und Ostasiens hervortritt, denen Klemm noch die der Südsee im gleichen Sinne zugesellt. Und vollends stimmen beide Denker überein, je mehr sie sich in der geschichtlichen Entwicklung den neueren Zeiten zuwenden. Was Klemm über Bedeutung und Einwirkung der Germanen sagt[598]), könnte aus Gobineaus Feder stammen. Einzig das Ausmünden in Deutschland als das Herz Europas auf Grund seiner wissenschaftlichen Tiefe ist dem deutschen Germanen vor dem französischen eigen. Dies innige Zusammentreffen beider hat Gobineau selbst daraus aufs natürlichste erklärt, daß sie die gleichen Pfade gewandelt seien[599]). Noch treffender wäre es vielleicht, zu sagen, sie seien sich auf einer Bergeshöhe begegnet, zu welcher sie auf verschiedenen Wegen emporgestiegen seien.

Wir müssen es uns leider versagen, die ungewöhnlichen Vorzüge des Klemmschen Werkes im einzelnen näher nachzuweisen. Sie entfallen ja zum größten Teile nicht eigentlich in unser Gebiet. Auf seinem Wege, die Sitten und Gebräuche, Denkmale und Kunstwerke, Einrichtungen, Sagen, Glauben und Geschichte der Völker zu betrachten, ist Klemm wie von ungefähr, völlig ungesucht und ungewollt zu seinen tiefen rassischen Erkenntnissen gelangt. Sein Grundgedanke, so markant er auch gefaßt und ausgeführt sein mag, steht doch nicht wie bei Gobineau beherrschend im Mittelpunkt seines Riesenwerkes, wenn er auch gelegentlich immer wieder darin auftaucht. So konnte es kommen, daß das damalige für den Rassengedanken noch nicht reife Geschlecht diese Kulturgeschichte — die übrigens auch als solche einen sehr hohen Rang einnimmt — für ein Fachwerk landläufigen Stiles nahm, die rassischen Entdeckungen aber, die es barg, ganz unbeachtet blieben und verklangen, bis endlich W o l t m a n n sie wieder hervorzog. Dessen Gedanke einer Sonderveröffentlichung der gar nicht sehr umfangreichen Rassenlehre Klemms ist leider unverwirklicht geblieben.

Sehr lohnend ist es, der Behandlung der Rasse bei einem Kulturhistoriker allerersten Ranges wie Jakob B u r c k h a r d t nachzugehen. Beginnen wir mit seinem Hauptwerk, der „Kultur der Renaissance in Italien". Für dieses ist es bezeichnend, daß es vor Woltmanns umwälzenden Forschungen

---

598) Die Stelle (Bd. IX, S. 4 ff.) ist abgedruckt Bd. II, S. 300 dieses Werkes.

599) Essai, Vol. I, p. 142. Ebendort sagt Gobineau, daß er das Klemmsche Werk nie in der Hand gehabt habe. Er kennt es also nur vom Hörensagen, und damit fällt die öfter aufgestellte Behauptung seiner Beeinflussung durch Klemm von selbst hin. Eine Parallele zwischen beiden hat W o l t m a n n in einem eigenen Aufsatze „Klemm und Gobineau" gezogen („Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 6, S. 673 ff.).

geschaffen worden ist, und es darf kühnlich ausgesprochen werden, daß es wohl ein in manchen Stücken anderes Aussehen erhalten haben würde, wenn Burckhardt diese erlebt hätte. Denn wenn er auch gelegentlich zugesteht, daß „der inzwischen anders gewordene Volksgeist der germanisch-longobardischen Staatseinrichtungen zur Entstehung der neueren italienischen Kultur beigetragen habe“, so hat er doch diesem anthropologischen Einfluß nicht näher nachgeforscht, ja an einer anderen Stelle spricht er geradezu von „zwei weit auseinander liegenden Epochen eines und desselben Volkes“[600]). Und ebenso muß er sich von Woltmann berichtigen lassen im Punkte der Erklärung von Roms Armut und Florenzens Reichtum an einheimischen Talenten. Burckhardt will diese Erscheinung zum guten Teil auf äußere Umstände wie Klima usw. zurückführen und zieht nur einen Faktor mit in Betracht, der wirklich auch sozialanthropologisch ins Gewicht fällt, nämlich die starken Schwankungen der Bevölkerung in Rom und die Stetigkeit der Familien, aus denen die großen Künstler hervorzugehen pflegen, in Florenz. Woltmann dagegen weist überzeugend nach, daß der Hauptgrund jenes Unterschiedes in dem quantitativen Abstand des germanischen Elementes in den beiden Städten zu suchen sei[601]).

Wenn aber Burckhardt in dieser einen Hauptfrage bis zu einem gewissen Grade versagt, so entschädigt er doch an anderen Enden auch schon dieses Werkes dafür durch eine Reihe der feinsinnigsten Beobachtungen und Streiflichter. Ich nenne hier zunächst seine Betrachtungen über den rassischen Stand der italienischen Bevölkerung zur Renaissancezeit — ein Stück naturgemäß stark geistig gefärbter Rassenhygiene, das wir heute noch verwerten können[602]). Auch geht er doch an der Blutszusammensetzung der Völker nicht achtlos vorüber, wie er denn an der Bevölkerung Roms am Ausgang des Mittelalters den geringen Anteil eigentlicher Römer und an den Spaniern als Erklärungsgrund ihrer in Italien begangenen Greuel „den nicht abendländischen Zusatz ihres Geblütes“ hervorhebt[603]). Ganz besonders wäre aber noch darauf hinzuweisen, daß ein Entwicklungsvorgang, der als allgemeines Gesetz von höchster Bedeutung für das Rassenleben ist, wie er überhaupt für Burckhardt ein Lieblingsgegenstand seiner Beobachtung war, so auch hier bereits an den Italienern eingehend und sinnfällig veranschaulicht worden ist: die Brechung des Bannes der Rasse, der über der Jugend der Völker liegt, die Abwerfung rassischer Bindungen durch das Vertauschen des Rassenmenschen mit dem Individuum[604])

---

[600]) Woltmann, „Die Germanen und die Renaissance in Italien“, S. 2/3.

[601]) Ebenda, S. 147 ff. Woltmann hätte noch ein Weiteres hinzufügen können. Vortrefflich legt Burckhardt (Bd. I [7], S. 58/59) dar, wie „die vorgeblichen zwei Parteien der Guelfen und Ghibellinen längst nichts mehr als alte Familiengehässigkeiten waren“. Aber auch hier spricht er nur von „dem politischen Inhalt“, den jene Namen eingebüßt, während Woltmann später auch ihnen einen anthropologischen Inhalt zu verleihen wußte.

[602]) Bd. II [7], S. 162, 166. — [603]) Bd. I [7], S. 108, 109.

[604]) Hauptstellen Bd. I [7], S. 141 ff., Bd. II [7], S. 152 ff. Aber die ganzen betreffenden Kapitel sind zu lesen.

Auffallend kommt die rassische Betrachtungsweise zu kurz in Burckhardts „Zeit Konstantins des Großen“ (Leipzig 1853). Dies Buch erschien im gleichen Jahre mit Gobineaus Essai und behandelt das gleiche Thema wie später Seeck in seinem „Untergang der antiken Welt“, aber unter fast völliger Fernhaltung ihrer beider Gesichtspunkte. Vor einer näheren Betrachtung der Germanen zumal schreckt Burckhardt förmlich zurück („der Mut zu dieser Arbeit entsinkt dem Verfasser“, S. 100), das Problem der Entartung der Rasse wird nur an einer Stelle[605]) berührt, kaum eigentlich erörtert, nur an einzelnen Enden blickt das große, entscheidende Grundfaktum jener Zeit, die allmähliche Germanisierung des Abendlandes schon vor der Völkerwanderung, auch hier durch.

Dem Blutsleben der Griechen dagegen hat von neueren Historikern wohl kaum einer wieder eine so eingehende und scharfblickende Aufmerksamkeit zugewendet wie Burckhardt in seiner „Griechischen Kulturgeschichte“. Dafür haben im einzelnen schon unsere früheren Bände, der zweite zumal, reichliche Belege gebracht, sie müssen aber hier, namentlich auch durch allgemeinere Nachweise, noch ergänzt werden. Der erste Band gehört diesen Fragen fast ganz, namentlich die Kapitel „Sparta“, „Die Demokratie“, „Lebenszähigkeit der Stadtbevölkerungen“, „Griechen und Barbaren“ seien der Beherzigung empfohlen. Im vierten Band ragt „Der koloniale und agonale Mensch“ hervor. Burckhardts Auffassung des Griechentums unterschied sich in wesentlichen Punkten von der unter der Nachwirkung des humanistischen Zeitalters damals noch fast alleinherrschenden unbedingter Bewunderung. Er mischt dieser, die er vorwiegend nur dem homerischen Griechenland zuwendet, eine ungemein scharfe Beurteilung (die stellenweise fast zu einer Verurteilung wird) des späteren Griechentums bei und trifft darin merkwürdig mit Gobineau zusammen, was sich ganz natürlich daraus erklärt, daß beiden dieser Standpunkt durch den Rassenwandel und die zunehmende Semitisierung der Griechen eingegeben wurde.

Im einzelnen sei noch nachgeholt, vor allem was Burckhardt an mehreren Stellen über das zuvor schon angeschlagene Thema Rassenmensch und Individualmensch beibringt. Von den Skythen sagt er[606]): „Sie nahmen es nach Herodot sehr übel, wenn man von ihrer Knechtschaft sprach, und kriegerisch daherstürmende Völker dieser Art empfanden gewiß ein großes Hochgefühl und ein mächtiges Leben. Allein ihre Dienstbarkeit war innerlicher Art, nämlich eine rassenhafte Gebundenheit. So frei sich auch der einzelne auf seinem Sattel fühlen mag, so haben sie alle doch nur einen Gesamtwillen, ähnlich wie die Tierstaaten . . . Die ganze Nation hat eine richtige Ahnung, nur als Kollektivkraft etwas zu bedeuten.“ Und dann die Nutzanwendung auf die Griechen[607]): „Völker leben in ihren Anfängen und oft noch bis in ziemlich hohe Kulturen hinein rassenmäßig; der Grieche aber war früher ein individueller Mensch geworden als die übrigen und trug nun hiervon den Ruhm und das Unheil in unvermeidlicher Mischung.“

605) S. 289 ff. — 606) Bd. I, S. 316.
607) Bd. II, S. 386.

Als einen Kommentar hierzu dürfen wir es gewissermaßen ansehen, wenn Burckhardt[608]) als die koloniale und agonale Zeit diejenige bezeichnet, da „neben dem festen Rassenglauben jenes eigentümliche Ideal der Kalokagathie, der Einheit von Adel, Reichtum und Trefflichkeit, als Distinktivum der Griechen in Geltung ist, das seinen Herold in Pindar hat". Man beachte aber auch, wie stark Burckhardt zugleich die Unheilsseite eines überhandnehmenden Individualismus betont, der, wenn er mit Abnahme der Rassenqualität Hand in Hand geht, wie eben die Griechen selbst am sprechendsten beweisen, das Ende der Völker bedeutet[609]).

Burckhardt hat mit zu den ersten gehört, welche auch die rassenhygienische Seite des griechischen Lebens eindringlich hervorhoben und der modernen Welt vorhielten: „Es muß eine staunenswerte Kraft in der hellenischen Rasse vorhanden gewesen sein . . . Freilich hielt man nun auch die Rasse mit den gewaltsamen Mitteln einer Welt oben, welche nicht mehr die unsrige werden kann. Vor allem ist hier der Überzeugung zu gedenken, daß nur das Gesunde zu leben verdiene . . . Ein allgemeiner Hauptunterschied gegenüber unserem Jahrhundert bestand darin, daß man mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Rasse sah. Das Möglichst-viel-Geld-Verdienen, um möglichst viele Kinder ernähren zu können, unter welcher Verkümmerung der Rasse es auch sei, ist erst modern[610])." Sehr beachtenswert sind endlich noch die Schilderungen aus der Zeit des sinkenden Griechentums, so die des Absterbens der echten spartiatischen Dorier[611]) oder die der rücksichtslosen Ausrottungen, Deportationen, Neumischungen und Neutaufen berühmter alter Städte durch die sizilischen Tyrannen und später durch die Diadochen[612]).

Von den allgemein-systematischen neueren Kulturgeschichten ist wohl die verbreitetste und einflußreichste die Hellwalds geworden. Nicht am wenigsten hat dazu beigetragen, daß sie sich von dem im vergangenen Jahrhundert allmächtigen Strome des Entwicklungsgedankens mit forttreiben ließ[613]). Mir ist das Werk nur in der Neubearbeitung der vierten Auflage

---

[608]) Bd. IV, S. 86.

[609]) Das muß gegen die im übrigen höchst geistvollen Darlegungen von R. Karutz („Die Drei", Jahrg. 10, S. 94 ff., „Zur Frage von Rassenbildung und Mischehe") betont werden, welcher die obige Frage in tiefgründiger Weise philosophisch behandelt, dabei aber vom spiritualistischen Gesichtspunkte aus den Entwicklungsprozeß vom Rassenmenschen zum Individualmenschen zu sehr als einen solchen des Fortschrittes faßt. Für die Betrachtung des Historikers scheinen diejenigen Epochen die Höhepunkte der Völker zu bedeuten, da beide Erscheinungsformen sich die Waage halten, da die Rasse noch kräftig und hochwertig genug ist, um den Individuen ihr auszeichnendes Gepräge zu geben — für die Griechen eben jene „koloniale und agonale Zeit" Burckhardts, für die Germanen das Hochmittelalter samt dem dieses abschließenden Zeitalter der Renaissance.

[610]) Bd. IV, S. 6/7, 88. Wozu zu vergleichen Bd. I, S. 78, 156, Bd. II, S. 405.

[611]) Bd. I, 143 ff. — [612]) Ebenda, S. 70 ff.

[613]) „Die Kulturgeschichte erscheint in letzter Instanz wesentlich als eine höhere Entwicklung der Naturgeschichte ... Die Kulturgeschichte ist das Ergebnis des Kampfes ums Dasein" usf.

bekannt geworden, welche von mehreren Verfassern gemeinsam hergestellt worden ist. Diese nehmen offenbar zur Rasse eine verschiedene Stellung ein, wodurch nach dieser Seite ein gewisser uneinheitlicher Zug in das Werk kommt.

Henne am Rhyn ist Einheitsmann und Kulturverbrüderer. Wie es ihm feststeht, daß die Kultur der Menschheit eine einheitliche Quelle hat, so geht jene auch einer fortschreitenden Assimilation und allmählichen Verschmelzung, schließlich einer völligen Verwischung aller Rassenunterschiede und Völkereigentümlichkeiten entgegen. „Mit dem Kosmopolitismus verbindet sich in dem Streben, den Nationalismus zurückzudrängen, der Individualismus. Wie zwei Arme einer Zange werden diese beiden Extreme die Mittelrichtung der Völkereigenart zerquetschen[614])."

Ganz anders Büchner. Von der so evidenten Tatsache ausgehend, daß die verschiedenen Menschenrassen in den verschiedenen Erdräumen nach und nach zu für immer feststehenden Typen geworden sind, schreitet er zu der weiteren Feststellung fort, daß die gesamten äußeren (Milieu-)Einflüsse „dem Charakter eines Volkes zwar sein eigentümliches Gepräge geben, ihn aber nicht schaffen"[615]). Die Ausführungen des Gedankens, daß insbesondere Religion, Gesetze, Staatseinrichtungen nicht den Volkscharakter bestimmen, sondern von ihm bestimmt werden, sind wie aus Gobineaus ersten Kapiteln abgeschrieben. „Die Blutsverwandtschaft ist das festeste, unlösbare reale Band, welches die Zellenindividuen im sozialen Organismus aneinanderknüpft. Auf sie gründet sich eben dadurch alles, was wir in der politischen, rechtlichen, ökonomischen und sozialen Sphäre konservativ nennen[616]). Zwischen den großen Menschenrassen klaffen Lücken, auf deren Ausfüllung keinerlei Hoffnung besteht. Im Gegenteil lehrt die Geschichte, daß mit dem Fortschreiten der Gesittung der Abgrund zwischen den weißen Völkern und den übrigen Rassen sich immer gähnender auftut. Von dem Mittel, dieser Verschärfung des Rassenausdrucks vorzubeugen, der Kreuzung, sagt Büchner: „Fast läßt sich sagen, daß die Abhilfe schlimmer ist als das Übel selbst[617])." „Die Natur ist und bleibt die größte Aristokratin, welche jedes Vergehen gegen die Reinheit des Blutes nachsichtslos straft. Gleichartiges darf sich nur mit Gleichartigem verbinden."

Verwandten Sinnes mit Büchner ist auch ein dritter Mitarbeiter, Cronau. Auch ihm steht die Ungleichheit der Rassen in einem Maße und einer Unbedingtheit fest, daß er alle Versuche einer heuchlerischen Philanthropie, die untergeordneten den höheren Rassen gleichzustellen, Versuche, die, wie Mulatten und Mestizen lehren, nur verkümmerte Ergebnisse gezeitigt haben, aufs schärfste verurteilt. Die ganze europäische Kultur hat überhaupt keine Weltaufgabe, sondern paßt lediglich für die Nationen

614) Bd. I⁴, S. 10, 20, 21. Mit dem letzten Ausspruch ist das deutsche Schicksal von heute treffend vorausverkündet. Nur daß der Autor sich schwerlich klar gemacht hat, was das Ende davon sein muß.

615) Bd. I⁴, S. 101 ff. — 616) Ebenda, S. 71 ff.

617) Ebenda, S. 106 ff.

Europas. Dieser Satz gilt einschließlich des Christentums, da ja Religion immer nur ein Produkt des jeweiligen Volksgeistes ist. „Die christliche Lehre ward bei den Germanen germanisiert, bei den Indianern indianisiert. Die Indianisierung beraubte sie aber ihrer zivilisatorischen Keime, welche die Germanisierung ihr beließ[618]).“

Für die Besprechung einer Anzahl anderer kulturgeschichtlicher Werke müssen wir uns wohl oder übel kürzer fassen, soviel des Wertvollen sie auch enthalten mögen. Das gilt namentlich von dem sehr hochstehenden Buche J. Lipperts: „Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau“ (2 Bände, Stuttgart 1886—87), in welchem das Sich-auseinander-Ergeben und Aneinander-Anschließen der einzelnen Hauptkulturfaktoren ausgezeichnet dargestellt ist. Wenn dabei die Rasse an sich eher als ein hemmendes, einschränkendes Prinzip hätte erscheinen müssen[619]), so hat doch Lippert im einzelnen deren wahres Wesen, soweit es uns sicher vor Augen steht, wiederholt aufs glücklichste zur Beleuchtung und Belebung seines Themas herangezogen. Im allgemeinen macht er sich die Klemmsche Hypothese zu eigen, modifiziert sie nur dahin, daß „in jeder Rasse, in jedem Volke, in jeder Menschengruppe sich Typen aus beiden Gattungen (den aktiven wie den passiven Rassen) finden werden. Allein, wo einmal das aktive Element Platz greift, da wird es auch leicht nach dem Gesetze der Zuchtwahl der ganzen Gruppe seine Eigenart als vorherrschendes Merkmal aufdrücken“[620]), und greift im Anschluß an Herbert Spencer als das wahre Unterscheidungsmerkmal der Rassen die Tatkraft auf. Die Zunahme der Aktionskraft der Rassen bleibt ihm mit der Abstufung der Hautfarbe verkettet. Bemerkenswert ist in Bezug auf letzteren Punkt, daß Lippert für die Urzeit — nicht ohne Wahrscheinlichkeit — eine weit größere Verbreitung und Verzweigung der roten Rasse annimmt, der einerseits Ägypter und Phönizier, anderseits die Indianer der beiden Amerika, aber auch der Malaienstamm, ja vielleicht selbst die Arktiker angehört hätten[621]).

Sehr entschieden rückt Kurt Breysig die Rasse in den Vordergrund in seiner Schrift „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte“ (Berlin 1905). Von den drei Möglichkeiten weltgeschichtlicher Zusammenfassung, der chronologischen, die unter anderen Albrecht Wirth („Volkstum und Weltmacht in der Geschichte“), der geographischen, die Helmolt in seiner Weltgeschichte durchgeführt, und der rassemäßigen, gibt er der letzteren den Vorzug. Er unterscheidet Urzeit, Altertum, Mittelalter, Neuzeit, die beiden letzteren mit je zwei Unterstufen, und ordnet alle Stämme und Völker der Erde in dieses Schema ein. Die meisten sind im Stadium der Urzeit beharrt, einige haben die Stufe des Altertums und des Mittelalters, nur die wenigsten die höchste Stufe erreicht. Als unterscheidende Merkmale der sechs Stufen nimmt Breysig im wesentlichen die politisch-sozialen Entwicklungszustände an. Daß bei diesem Einteilungsprinzip

---

618) Bd. IV⁴, S. 64 ff., 615.

619) Vgl. Lipperts eigene Bemerkungen, Bd. I, S. IV, 22.

620) Bd. I, S. 43. — 621) Bd. I, S. 175—177.

die Rasse als der entscheidende Faktor der Geschichte angesehen wird, ergibt sich unter anderem aus seinem Ausspruche, daß „Stufenüberlegenheit nichts anderes heiße als Rassenüberlegenheit. Nur die höhere Rasse dringt zur höheren Stufe“ (S. 103). Treffend führt er auch gegen die Lehre von den räumlichen Völkerkreisen, wie sie in dem Helmoltschen Werke zum Ausdruck kommt und die Geschichte eines Volkes zum Erzeugnis seines Bodens machen will, die unbestreitbare Tatsache ins Feld, daß fast alle großen Bildungen geistiger und staatlicher Eigentümlichkeiten durch eingewanderte Völker geschaffen worden sind, so die aller europäischen Länder, so die meisten Vorderasiens, Ägyptens, Indiens, Japans, vielleicht auch Chinas.

In Ergänzung des von Breysig über das Wirthsche Buch Gesagten muß nun aber noch bemerkt werden, daß auch in ihm die Rasse, wenn auch nicht ausdrücklich zum Einteilungsprinzip erhoben, doch innerhalb des chronologischen Rahmens in allen Teilen voll zu Ehren kommt. Ganz besonders sei auf die anregenden Allgemeinausführungen der Einleitung („Die Elemente geschichtlichen Lebens“) verwiesen.

Viktor Hehn hat uns in seinen „Kulturpflanzen und Haustieren“ nur die Bearbeitung eines Teilgebietes der Kulturgeschichte hinterlassen, aber durch seinen Neuherausgeber Otto Schrader erfahren wir, daß er ein Größeres, nicht zustande Gekommenes, eine Kulturgeschichte Europas auf sprachwissenschaftlicher Grundlage, geplant hat. Was uns an dieser entgangen ist, können wir am besten nach dem uns Gebliebenen ermessen. Versäume niemand, aus dem genannten Hauptwerke Hehns sich die reichlich darin verteilten rassenkundlichen Erkenntnisse zu eigen zu machen. Vor allem denkt man bei diesem Meister immer an die Slaven, deren Wesen, als der primitivst gebliebenen Indogermanen, er ja nach so manchen Seiten uns erschlossen hat. (Besonders in seiner Schrift „De moribus Ruthenorum“.) Aber wie viele kulturgeschichtlich-rassenhafte Einzelerleuchtungen finden sich auch sonst noch in dem Buche, zur Vorrasse, zur Pfahlbauten-, zur Kelten- und Germanenfrage! Wahrhaft tiefe Aufschlüsse gewähren endlich seine Ausführungen über die Umbildung der Rasse im Römerreich[622]), und gar seine Schlußbetrachtungen über Zukunftsperspektiven, über die Umwandlungen der Geschlechter und die Geheimnisse der Erblichkeit, über Typen und Mischungen[623]).

Den Kulturhistorikern, nicht den Historikern, reihen wir wohl auch Karl Lamprecht am besten ein, nicht sowohl aus dem mehr negativen Grunde, weil seine Forschungsgenossen auf dem letzteren Felde ihn wegen gewisser nicht zu leugnender Blößen, die er sich bei Aufstellung sowie bei Anwendung seiner vielberufenen neuen Methode gab, ziemlich einmütig ablehnten, als wegen dieser Methode selbst, die im wesentlichen darauf hinauslief, im Gegensatz zu der politisch-pragmatischen Darstellungsweise der Rankeschen Schule den innigen Zusammenhang der verschiedenen Seiten des Kulturlebens, Politik, Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft, darzulegen und zu diesem

622) S. 478 ff. der sechsten Auflage. — 623) Ebenda, S. 503—512.

Behuf die damals von der Ethnologie und Anthropologie ausgebildeten Grundprinzipien auch in die Geschichtsauffassung einzuführen. Die heftigen Befehdungen, die aus diesen Neuerungen erwachsen sind, liegen heute hinter uns[624]); und es hätte daher auch keinen Sinn, den methodologischen Streitigkeiten von damals näher nachzugehen. Lamprechts unbestreitbare Verdienste werden heute wohl auch so leicht nicht mehr geleugnet und liegen in seinem Hauptwerke, der „Deutschen Geschichte", für uns besonders klar zutage. In dem Kampfe der individualistischen und der kollektivistischen Geschichtsauffassung hat er sich zu dem Mittleren durchgerungen, daß die Nationen „als die regulären Träger der weltgeschichtlichen Entwicklung, und damit als wichtigste Grundlage der Geschichte anzusehen seien"[625]), und so beginnt er denn auch seine Deutsche Geschichte mit einer Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins: er zeigt, welche Wandlungen dieser Begriff im Verlaufe seiner Entwicklung durchgemacht, einen wie verschiedenen Inhalt er in den einzelnen Epochen der deutschen Geschichte gehabt hat. Dabei wird, wie es nicht anders sein kann, unseren Gesichtspunkten überall trefflich Rechnung getragen, und man darf wohl sagen, daß die Partien des Werkes, in denen das Geschlechts- und Stammesleben der älteren Germanen[626]), die germanischen Wanderungen[627]), die Kultureinflüsse der Germanen auf die Entwicklung der Romanen, die Mischkulturen beispielsweise Nordfrankreichs und der Niederlande[628]), vor allem aber die Kolonisierung und Germanisierung des Ostens dargestellt werden[629]), mit besonderer Vorliebe geschrieben sind, jedenfalls gehören diese Kapitel zu den schönsten und besten des ganzen Buches.

---

624) Am schärfsten sind Below und E. Meyer.

625) „Was ist Kulturgeschichte?" („Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", N. F., Bd. I. 1896/97, S. 102.)

626) Zusammengefaßt Bd. II, S. 170—173.

627) Buch I, Kap. 2. Buch III, Kap. 2.

628) Bd. III, S. 189 ff. — 629) Buch X, Kap. 2 und 3.

Achtes Kapitel

Historiker.

Ehe wir die grüne Weide der konkreten Geschichtschreibung betreten, können wir nicht umhin, den zwar weniger frischen, aber doch auch nicht ganz unfruchtbaren Gebieten, in welchen deren Regeln ersonnen und erörtert werden, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die methodologischen Werke, um die es sich hier handelt, enthalten ja einerseits eine Zusammenfassung, ein Fazit aus vorhandenen Beständen, anderseits aber auch daraus sich ergebende theoretische Vorschriften für neue Leistungen, der praktischen Historik. Und in beiden Beziehungen ist es gleich wichtig für uns, zu erfahren, wie die Rasse in diesem Zweige der Wissenschaft fährt.

In Frankreich begegnen wir der eigentümlichen Erscheinung, daß am Ende eines Jahrhunderts, das eine Reihe imponierender Geschichtswerke gezeitigt, in welchen durchweg die Rasse eine ganz hervorragende Rolle spielt, mehrere bedeutende Geschichtstheoretiker ihr die Berechtigung dazu absprechen, sie überhaupt aus der Geschichtschreibung möglichst verdrängen wollen. Am weitesten geht hierin P. Lacombe „De l'histoire considérée comme science" (Paris 1894), der, unter Buckleschen Einflüssen und in Auflehnung namentlich gegen Taine und Renan, nicht nur eine Hierarchie der Rassen, vor allem den Geist einer Rasse im Sinne dieser Männer, gänzlich leugnet („le génie de race, cette virtualité qui ferait tout en un peuple, jusqu'aux productions les plus complexes de l'esprit")[630]. Aber auch Charles Seignobos (Langlois-Seignobos, „Introduction aux études historiques", Paris 1897) tritt der Rasse sehr kritisch und skeptisch gegenüber. Er will, etwa wie Ranke, alle Geschichtschreibung vorwiegend auf Dokumente stützen, alles andere beruht mehr oder minder auf Phantasie[631]. Von Gruppen kommen für den Historiker nur sachlich verbundene, ökonomische, religiöse und andere in Betracht. Die Gruppen, auf welche man den Begriff der Rasse anwandte, sind vager Natur, von Nationen oder Sprachen gebildet. Denn die Rassen der Historiker haben mit denen der Anthropologen nur den Namen gemein (ein Satz, den — mindestens in seiner Übertreibung — zu widerlegen die gesamte Rassenwissenschaft seit einem Menschenalter mit immer steigendem Erfolge bestrebt ist). Gradunterschiede in der erblichen Veranlagung für die höheren Anliegen der Menschheit will Seignobos nur für die Extreme der Rassen (Weiße, Gelbe und Schwarze) anerkennen[632].

---

630) Er wird gründlich widerlegt von Xénopol („Principes fondamentaux de l'histoire", p. 72 ss.).

631) Vgl. bes. p. 187 ss.

632) P. 207 ss., 255. Auch Seignobos ist vornehmlich durch Taine in die Opposition getrieben.

Wie alle Rassengegner, macht nun aber auch dieser in einem unbewachten Augenblicke unbewußt der Rasse die bedeutsamsten Zugeständnisse. In einem späteren Werke („La méthode historique appliquée aux sciences sociales“, Paris 1901) erklärt Seignobos die ständige Erneuerung der Menschheit durch den ständigen Wandel der Geschlechter für das Grundphänomen („phénomène fondamental“) auch der Geschichte: „Ainsi se produisent les évolutions dans les corps constitués (clergé, corporations, corps de fonctionnaires); le corps conserve un même nom, mais tous les membres sont renouvelés[633]).“ Es bedarf kaum eines Wortes, wie ganz und gar dieser Grundvorgang der Geschichte ein rassenhafter ist.

In alle ihre Rechte eingesetzt hat die Rasse auch für die französische Wissenschaft erst wieder A. D. Xénopol („Les principes fondamentaux de l'histoire“, Paris 1899). In seinem vierten und folgenden Kapiteln („Les facteurs constants de l'histoire“, „L'évolution dans l'histoire“, „Les auxiliaires de l'évolution“) wird sie, unter Anlehnung vornehmlich an Le Bon, nach ihrem Wesen als geschichtliche Macht analysiert und ihr der überwiegende Einfluß, vor äußerer wie innerer Umwelt, gesichert[634]). Ganz besonders sei noch hervorgehoben, daß unser Autor die Entwicklung im Sinne einer allmählichen Herausbildung der höchsten Rassen, die Hierarchie der Rassen als eine Sukzession derselben faßt[635]). Xénopol war Rumäne, sein Buch zeigt ihn aber als überzeugten Jünger und glückhaften Fortbildner vereinigter französischer und deutscher Wissenschaft.

Aus der letzteren wären zunächst noch ein paar geschichtsphilosophische Werke nachzuholen: Ernst von Lasaulx' „Neuer Versuch einer Philosophie der Geschichte“ (1856), der über die rassenhaft bestimmten Völker und Stämme für damals auffallend klare Anschauungen entwickelt. („Jedes Volk ist naturnotwendig nichts anderes als die sukzessive Entfaltung der Individualität seines Archegeten, alle Juden zusammen der ausgewachsene Abraham, alle Hellenen der entwickelte Hellen, alle Deutschen der vollwüchsige Tuisko. Was in dem Stammvater latent implicite enthalten war, ist in seinen Nachkommen explicite manifest geworden. Alle, die zu einem Volk gehören, sind wie Äste, Zweige, Blätter, Blüten, Früchte eines Baumes, alle aus einer Wurzel entsprossen, ziehen aus dieser ihre Lebenskraft, sie leben ein Leben, haben eine gemeinsame Natur, bilden ein Volksindividuum, dessen Leben nach bestimmten biologischen Gesetzen verläuft, und dessen Totalcharakter in seinen wesentlichen Grundzügen durch alle Zeiten sich gleich bleibt, solange die Substanz des Volkes, sein Fleisch und Blut nicht wesentlich alteriert wird.“)

Auch in Einzelfragen hat Lasaulx manch aufhellendes Wort gesprochen, so über die auffrischende Wirkung der Überflutung durch und Mischung mit nordischen Natursöhnen auf in ihrer Zivilisation erschlaffte Völker[636]). In der Frage der Schätzung von Ariern und Semiten fällt sein Urteil darum besonders ins Gewicht, weil er die letzteren so hochstellt wie kaum ein

633) P. 151. — 634) Hauptstellen, p. 71 ss., 84 ss., 103—106, 126—131.
635) P. 103 ss. — 636) S. 80 ff.

zweiter Schriftsteller[637]), und dann doch sich genötigt sieht, ihrer „mehr stationären, zähen und trockenen Individualität“ die „geistig flüssigere, erfinderischere und naturfrischere“ der Arier gegenüberzustellen. Die durchgehends geringere Produktivität der Semiten führt er vornehmlich auf ihren starren Monotheismus zurück, denn „alle Kunst und Wissenschaft ist im Moment ihrer Produktion pantheistisch, nicht monotheistisch“.

Auch auf Rocholls „Philosophie der Geschichte“ (2 Bände, Göttingen 1878 und 1893) ist hier nochmals zurückzukommen. Ihr erster Teil, die Darstellung und Kritik der Versuche zu einem Aufbau der Geschichtsphilosophie, ist im ersten Bande so ergiebig als Quelle benutzt worden, daß es hier nur noch der Aufforderung an meine Leser bedarf, in dieser ungemein sorgsamen und vollständigen Überschau sich Rats im Betreff von mir etwa übergangener Denker — meist wohl Nebengestalten — zu holen. Aber auch dem zweiten Teile Rocholls, der dessen eigenen „Positiven Aufbau“ enthält, gebührt wohl noch ein besonderes Wort. Es ist für diesen bezeichnend, daß er, 15 Jahre nach dem ersten erschienen, in den eigenen Ansichten des Verfassers dem Ethnographischen einen ganz unverhältnismäßig viel größeren Raum angewiesen zeigt als der erste in den ihn ausschließlich ausfüllenden Referaten. Man darf sagen: Dieser Geschichtsphilosoph ist ganz durchtränkt von den Anschauungen der neueren Anthropologie, er hat vieles vorausgeahnt, was die bald darauf in rascher Folge erschienenen großen Rassenwerke ausgeführt haben[638]). Man glaubt die Rasse in ihrem Siegeszuge nahen zu sehen. Das tiefe Durchschauen gewisser Phänomene des Völkerlebens und der Einklang mit so manchen Ansichten der Führer der neuen Bewegung sind um so erstaunlicher, als Rocholl von Hause aus auf ganz anderem Boden stand. Er war Theologe, sogar praktischer, und unterlag als solcher den Bindungen seines Standes. Um so mächtiger aber hat die Wahrheit aus ihm geredet, und der „apokalyptische Schwung“ (Bernheim), zu dem er sich gegen Schluß mehr und mehr erhebt, gibt seinem Buche etwas Großartiges auch für die, welche seinen Standpunkt nicht teilen.

In letzterer Beziehung ist das Rochollsche Werk insofern besonders interessant und typisch belehrend, als sein Verfasser nicht nur seiner großen Übersicht über das ethnologische Material der Weltgeschichte[639]), sondern seiner gesamten Darstellung die Einteilung in Kultur- oder Völkerkreise, nicht die nach Rassen zugrunde legt. Indem dabei dennoch auch für das Rassenleben so ungemein viel an Einzeleinblicken herauskommt, ist damit der beste Beweis geliefert, wie wenig die rassenkundliche Erkenntnis an einseitige Theorien oder gar Dogmen gebunden ist.

---

637) Ein wahres Preislied auf sie, S. 69 ff.

638) Nur beiläufig sei hier erwähnt, daß von dem „Völkerchaos“, auf dessen angebliche Erfindung durch Chamberlain sich dessen Anhänger so viel zugute tun, dessen Begriff und Wesenheit aber Gobineau herausgearbeitet hat, sogar der Name schon sich bei Rocholl findet (S. 118 u. ö.).

639) S. 118—131.

Auch von unseren historischen Methodikern müssen wir jetzt noch einige zu Worte kommen lassen. Vorab Droysen mit seinem „Grundriß der Historik" (2. Aufl. 1875). Trotzdem das Buch aphoristisch der Form und stark spekulativ dem Geiste nach gehalten ist, findet doch nicht nur „die Frage der Rassen" — in dem Kapitel des „kreatürlichen Menschen"[640]) — ihre Stelle bei der Aufzählung des Stoffes der geschichtlichen Arbeit, auch „die Starrheit und Beweglichkeit der Volkstypen" und „das Prinzip der Nationalität" im Kapitel der „natürlichen Gemeinsamkeiten" (Familie, Stamm, Volk)[641]). An sich lagen Droysen die Rassenfragen ferner. Doch sahen wir, wie sie sich ihm in seiner „Geschichte des Hellenismus" gewaltsam aufdrängten. Ein Schulbeispiel dafür lieferte seine Beilage über die Städtegründungen Alexanders und seiner Nachfolger.

Grundverschieden von ihm stellt sich Ottokar Lorenz zu unseren Fragen. Kaum ein anderer unserer Historiker ist wohl dem Verhältnis von Natur- und Geschichtswissenschaft so gründlich und gewissenhaft nachgegangen wie er. Schon in seiner Auseinandersetzung mit Du Bois-Reymond[642]) stellt er einerseits fest, daß „Alle Wissenschaft eins", und daß daher auch immer Brücken zwischen den verschiedenen Disziplinen zu schlagen seien, anderseits aber auch, daß Natur- und Geschichtswissenschaft, wie vielfach sie sich auf dem Felde der Vor- und Urgeschichte begegnen und auf gemeinsame Forschungsobjekte treffen mögen, im ganzen doch getrennte Wege zu gehen haben. Es ist heute nicht ohne Interesse, diesen damaligen Ausführungen nachzugehen, um daraus zu ersehen, um wie vieles die beiden Wissenschaften sich seitdem durch Vermittlung der Rassenkunde näher gekommen sind. Zu Sätzen wie diesen: „Der Historiker steht vor dem ausgegrabenen Reste der Vergangenheit stumm . . . Wenn es wahr ist, daß im 12. und 13. Jahrhundert der Schädel des Menschen anders beschaffen war als im 19., so mag der Naturforscher hieraus allerlei Schlüsse ziehen, welche dem Historiker nur zum Teil, ja meist nur in den gröbsten Umrissen verständlich sein mögen[643])," würde heute, wo Lapouge und Ammon dazwischenliegen, ein Fritz Kern sicher ein großes Fragezeichen machen.

Schon in diesem älteren Werke hat es sich Lorenz angelegen sein lassen, das Ineinandergreifen von Natur- und Geschichtswissenschaft auf dem Wege der Rasse zu fördern, indem er die Genealogie oder Geschlechterlehre, den eigentlichen Kern der Rassenkunde, zugleich als eine der vornehmsten Aufgaben des Historikers aufdeckt[644]). Die Hauptsätze mögen hier folgen: „Der größte Teil der Handlungen des Menschen erklärt sich daraus, daß er einer bestimmten Rasse angehört... Auch in den geschichtlichen Personen wirken die Momente der Geburt und Abstammung immer wieder nach... Aus der Abfolge der Generationen ist der Begriff der Geschichte entstan-

640) S. 29. — 641) S. 31.

642) In seiner „Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben". Berlin 1886. S. 133—170 („Die naturwissenschaftliche Geschichte").

643) A. a. O., S. 144, 145.

644) S. 274—278. Vgl. auch die Nutzanwendungen, S. 305—308.

den... Die Genealogie darf nicht bloß als ein Wissen vom physischen Menschen aufgefaßt werden. Vielmehr ist sie eine Lehre von den geistigen Qualitäten, wenn sie richtig und umfassend behandelt wird. Es gibt eigentlich keine wichtige Veränderung in der Geschichte, die sich nicht genealogisch lösen ließe, wenn man die nötige Quelle dieser Erkenntnis besäße. Vererbung und Fortpflanzung gewisser Ideen ist eine Frage der Genealogie im weitesten und wissenschaftlichsten Sinne des Wortes. Das ganze Gebiet der geschichtlichen Entwicklung ist schließlich nur ein genealogisches Problem. Je ernstlicher die geschichtliche Natur der Menschen untersucht werden soll, desto bestimmter tritt die Forderung auf, zunächst die Gesetze seiner physischen und moralischen Fortpflanzung aufzusuchen... Diese Vererbungsgesetze können von der Geschichtsforschung entdeckt werden, wenn man sie an der richtigen Stelle sucht... Daß auf dem Wechsel der Generationen alles das ruht, was man den Fortgang der Dinge nennt, ist ein anerkanntes Axiom." Für diese Programmsätze werden dann einzelne sprechende Belege erbracht, einerseits durch den Nachweis, wie mit dem Eintritt der Wittelsbacher, Luxemburger, Habsburger, Nassauer, Hohenzollern und Wettiner ins 13. Jahrhundert, „mit neuem Blut, neuer Rasse die naturwüchsige Kraft eines neu emporkommenden Adels, mit einem ungeheuren Fonds von natürlicher und politischer Zeugungskraft, zugleich die natürliche Reaktion gegen die universalmonarchischen Tendenzen der älteren Generation bringt, welche durch den italienischen Staufer eben den letzten verwegenen Ausdruck erhalten", anderseits durch den Hinweis auf den großen Wechsel der Zeiten und ihrer Strömungen, der sich mit dem Eintritt neuer dynastischer Verhältnisse in den westlichen Ländern Europas kundgibt: in Spanien, wohin mit dem Blute Karls des Kühnen dessen universalherrschaftliche Träume verpflanzt werden, in England, wo das Haus Tudor sozusagen von unten her das Blut der Könige regeneriert, in Frankreich, wo ein neuer Zweig der Kapetinger vorzugsweise italienischen Abstammungscharakter zutage fördert.

Nach allen Seiten gründlich ausgebaut hat dann Lorenz diese „Brücke, auf welcher sich die geschichtliche und Naturforschung begegnen", in seinem „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung" (Berlin 1898). Hier werden nicht nur die Grundprobleme auch der Rassenkunde, Fortpflanzung und Vererbung, aufs gründlichste erörtert, auch auf die meisten anderen ihrer Hauptfragen, das Wesen der Aristokratie, Nationalitäten und Blutseinheiten und vieles andere fallen erhellende Lichter. Vielleicht das bedeutendste Kapitel des ganzen Buches ist das gegen die Fortschrittshypothese gerichtete „Die Genealogie und der historische Fortschritt[646]). Aber auch das gegen die Panmixie sollte nicht unerwähnt bleiben[647]).

Wenn Lorenz, der mit seiner Auffassung der Genealogie neue Wege beschreitet, ja gewissermaßen eine neue Theorie aufstellt, dabei stellenweise

[646]) S. 38—73. — [647]) S. 332 ff.

so stark in unsere Geleise geraten ist, daß es fraglich ist, ob und inwieweit seine Fachgenossen mit ihm gehen werden[648]), hat im Namen der letzteren Ernst Bernheim in seinem „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie" (3. und 4. Aufl., Leipzig 1903) zu dem Gesamtkomplex anthropologischer Fragen ungleich vorsichtiger Stellung genommen. Er läßt insbesondere dem Rassenproblem eine ungemein klare, unbefangene und sachliche Prüfung angedeihen[649]). Seine eigene Stellung zu den Rassenfragen ist, wie begreiflich, eine zurückhaltende und vermittelnde. Er betont vor allem die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen historischen Faktoren und warnt vor allen prinzipiellen Verallgemeinerungen. Bernheim hat im übrigen mit seinem ausgezeichneten Lehrbuch nicht am wenigsten auch dem ersten Rassenforscher wertvolle Dienste geleistet. Wenn irgendwo, wird es uns hier klar, daß, wie die Geschichte nicht ohne die Rasse, so die Rasse nicht ohne die Geschichte — im weitesten Umfange — auskommen kann. Und was diese, unter anderem auch als Kulturgeschichte, bedeutet, wie sie sich mit Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnologie, Geographie, Kunst und Philosophie berührt, darüber kann man sich nicht leicht besser belehren als hier, wo zugleich die besten literarischen Belege für dies alles beigebracht werden.

Ein Jahr nach dem Erscheinen dieses Bernheimschen Buches konnte Th. Elsenhans in seiner Schrift „Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung" sagen[650]): „Die Rassenfrage hat seither unter dem Einfluß der weltgeschichtlichen Entwicklung ein ganz anderes Gesicht gewonnen als vor einem Jahrhundert. Sie ist für den Historiker einer der wichtigsten Faktoren geworden," und diesen Satz in erster Linie auf die Einwirkungen Gobineaus begründen. Noch wieder ein Jahr später trug Alexander Cartellieri, Lorenz' Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Geschichte, in seiner akademischen Antrittsrede „Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft" (Leipzig 1905) diesem Wandel ausdrücklich Rechnung, ebenfalls unter Betonung „der geistsprühenden Schriften Gobineaus und ihrer fruchtbaren Gedanken"[651]), und schon früher hatte ein anderer jüngerer Historiker diesen mit den Worten begrüßt: „Gobineau ist nicht Fachmann, aber er hat den Seherblick aller großen Historiker; ein Menschenalter, erfüllt mit rastloser, erfolgreicher Forschung, liegt zwischen seiner Schaffenszeit und der unseren, aber seine Ideen sind heute noch so fruchtbar wie einst[652]).

Allerdings konnte und mußte Cartellieri an der genannten Stelle mit gutem Fug auch hinzufügen: „Im übrigen haben sich auch die Historiker schon längst mit manchen von diesen Dingen befaßt, freilich ohne die jetzt üblichen Schlagworte zu gebrauchen" — ein Wort, das man der ebenso siegestrunkenen wie vielfach unbelehrten jüngeren Generation nicht eindring-

648) S. Bernheim in dem sogleich zu besprechenden Werke, S. 282.

649) S. 592 ff. — 650) S. 17 ff.

651) S. 14 ff. Im Wortlaut mitgeteilt in „Gobineaus Rassenwerk", S. 169.

652) Martin Spahn in den „Akademischen Monatsblättern", Jahrg. 11. 1899. Nr. 10.

lich genug vorhalten kann. Um es zu belegen, haben wir jetzt einen Rundgang durch die historische Literatur der letzten Jahrhunderte anzutreten.

*

Den Reigen der französischen Historiker kann ganz unbedingt niemand anders eröffnen als das Brüderpaar Thierry, das zuerst in hervorragenden wissenschaftlichen Werken der Rasse das volle Bürgerrecht in der historischen Literatur erwirkt hat. Und zwar halten wir uns zunächst und vorwiegend an den älteren Bruder, Augustin, wenn auch der jüngere, Amédée, namentlich durch seine Verbindung mit Edwards, in Anthropologenkreisen der bekanntere geworden ist und nach dem äußeren Verlauf der Dinge den Anlaß und das Stichwort für die Rassenbewegung gegeben hat. Aber der andere ist nicht nur mit seiner Geschichte der normännischen Eroberung Englands den Werken seines Bruders über das alte Gallien zeitlich vorangegangen, in ihm ist die ganze Idee, von der Rasse her die Geschichtsdarstellung neu zu befruchten und umzugestalten, entstanden, und schließlich hat doch auch er unvergleichlich viel mehr dafür geleistet. Er hat vor allem die Methode ersonnen und sogleich mit Meisterhand ausgebildet, deren sich der Historiker in der Behandlung von Rassendingen zu bedienen hat, und über die wir, wenn wir es ehrlich sagen wollen, noch heute nicht hinausgekommen sind, noch auch je hinauskommen können. In dieser Beziehung kann die Bedeutung dieser „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands (1825, dann zahlreiche Auflagen) als einer umwälzenden Tat und eines Marksteines der Historiographie gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Was Thierry sein Vorgehen erleichterte und gewissermaßen an die Hand gab, war die in seinem Volke schon weit verbreitete Allgemeinvorstellung von Rasse und dem, was hinter ihr steht, die im populären Sprachgebrauch schon vielfach Wurzel geschlagen hatte und nun nur noch wissenschaftlich vertieft und ausgebaut zu werden brauchte[653]).

In der Einleitung zu seinem Werke gibt Thierry sozusagen ein Programm seines Vorhabens, eine Entwicklung des Rassengedankens als eines Hauptfaktors geschichtlicher Forschung. Er geht dabei aus von dem gleichen Grundphänomen, das später Broca und Lapouge von ihren Gesichtspunkten aus ins Licht gesetzt haben: von der Tatsache, daß die Hauptvölker Europas verschiedenerlei Blut in sich bergen, aus verschiedenen rassischen Elementen zusammengesetzt sind, die infolge vorgeschichtlicher Vorgänge — vornehmlich Einwanderungen und Eroberungen — als übereinandergeschichtet dem Auge des Historikers sich darbieten. Die Mischung

653) Treffend hat das Topinard ausgeführt („Revue d'Anthropologie", 1879, p. 614 ss.): „Les historiens n'ont fait qu'imiter les naturalistes; comme eux ils ont emprunté le mot au langage populaire et lui ont donné un sens à leur convenance..." „A la thèse surannée de Moïse et de Bossuet, de la Providence réglant les destinées des nations, il substitua les influences séculaires du sang, les instincts héréditaires, les traditions de familles et de peuples, en un mot l'idée de race."

hat sie äußerlich und für den oberflächlichen Betrachter zu einer Einheit gestaltet, aber der geschärfte Blick des historischen Analytikers vermag auf Grund der Physiognomik und mit Hilfe von Urkunden und Denkmälern aller Art noch sehr wohl ihre Sonderung vorzunehmen. Was diese Analyse des Historikers von der des Anthropologen unterscheidet, ist, daß ersterer die allgemein ethnologische, letzterer die spezieller anthropologische (d. h. anatomisch-physiologische) Seite jener Elemente vorwiegend ins Auge faßt, jener Stämme oder Volksteile, wie sie in geschichtlicher Wirklichkeit vor ihn hintreten, dieser Rassen oder Unterrassen, wie er sie aus einer Kombination von Vergangenheit und Gegenwart der Völker herausliest oder rekonstruiert, zum Gegenstand seiner Untersuchungen erhebt. Ganz gewiß müssen die anthropologischen Systemrassen auch sein, aber ihr Wert kommt in der Hauptsache den Anthropologen zugute. Für den Historiker sind die Stämme wichtiger, jedenfalls kulturell ergiebiger, und durch anthropologische Haarspaltereien könnte man ihm nur das Konzept verderben.

Um auf Augustin Thierry zurückzukommen, so hat er zunächst das Beispiel gegeben, das rassische Bild der britischen Inseln durch gesonderte Herausarbeitung der auf ihnen vertretenen Hauptstämme (Walliser, Schotten, Iren, Sachsen und zweierlei Normannen) klarzulegen. Er bezeichnet es als beschämend für die englischen Historiker, daß erst ein großer Romandichter (Walter Scott) sozusagen überhaupt von dem Fortleben der Sachsen nach der normännischen Eroberung habe Zeugnis ablegen und Kunde geben müssen. Er selbst verfolgt das Verhältnis und die gegenseitigen Einwirkungen der beiden Stämme durch die Hauptphasen der englischen Geschichte, geht insbesondere den Mischungsverhältnissen gründlich nach. Anfangs waren die Mischungen wenig zahlreich; Antagonismus, ja Kampf blieb lange die Losung: der lange Kampf Heinrichs II. mit Thomas von Canterbury z. B. war ein Rassenkampf. In der Erringung der Magna charta treten Normannen und Sachsen zuerst vereinigt auf, in der Folge zeugt das allmähliche Emporkommen der englischen Sprache von der zunehmenden Verschmelzung. Den entscheidendsten Blutswandel hat dem englischen Volke der Kampf der Rosen gebracht. Damals wurde die vom Eroberer geschaffene Aristokratie zertrümmert, der größte Teil des alten normännischen Adels vernichtet. Die Lücken mußten aus sächsischem Blute aufgefrischt werden. Die Unterschiede des Ranges entsprachen fortan nicht mehr denen der Rasse. Zwar behielt die neue Gesellschaft in vielen Stücken die Formen der alten bei, die normännischen Titel wurden weitergeführt. Reste normännisch-französischer Formeln fanden sich noch in königlichen Erlassen. Aber tatsächlich gehörten Normannen und Sachsen immer weniger mehr der Wirklichkeit und immer mehr nur noch der Geschichte an, und wenn das Berühmen mit normännischer Ahnenschaft bis in die jüngste Zeit in England beliebt geblieben ist, so beruht das in den allermeisten Fällen auf einem Wahn.

Über den herrschenden Stämmen hat Thierry die unterdrückten keineswegs vernachlässigt, im Gegenteil darf man wohl sagen, er habe sie mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Ganz besonders gilt dies von den

Iren, deren rassische Art und Schicksale aufs allergenaueste untersucht werden[654]). Er sagt einmal selbst geradezu von seiner Methode, sie unterscheide sich dadurch von der der früheren Historiker, daß diese alle von den Siegern, er aber von den Besiegten ausgehe[655]). Es hängt dies bis zu einem gewissen Grade mit einem Charakterzuge Thierrys zusammen, der unverhältnismäßig mehr von Gemüt in seine Geschichtschreibung hineintrug, als er von den meisten seiner Fachgenossen gewohnt war, und ein volles seelisches Aufgehen in den Schicksalen der Völker für eines der vornehmsten Erfordernisse des echten Historikers erklärte[656]). Dieser gemütvolle Zug trieb ihn überhaupt durchweg auf die Seite der Unterdrückten, und wir werden alsbald sehen, wie entscheidend er namentlich auf seine Stellungnahme in der Rassengeschichte seines Vaterlandes eingewirkt hat. Zuvor aber noch einiges zu der in dem Normannenwerke befolgten Methode.

Thierry selbst zählt nicht weniger als 134 Sammelwerke, Glossare, Chroniken, Memoiren, Dichtwerke, ältere und neuere Geschichtswerke auf, die er für die Geschichte Großbritanniens herangezogen hat. Vor allem hat er alle Listen der Eroberer Englands verwertet, die er in den alten Geschichtsquellen fand, und die ihm Hunderte altnormännischer Namen lieferten[657]). Bei den Mischungen wie bei den Besiedelungen faßt er nicht nur die Massen-, sondern auch die Einzeleinwanderung ins Auge, wie er denn z. B. das Eindringen vieler französischer Familien in England sowohl nach der normännischen Eroberung wie nach der Eroberung der Normandie durch Philipp August mehrfach aus den Quellen belegt[658]). Ein charakteristischer Zug möge endlich noch hervorgehoben werden: daß er nämlich für die altnormännischen wie die altsächsischen Familien durchweg

---

[654]) Über Schottland und die Schotten „Hist. de la conquête“ etc., T. II [7], p. 44 ss. T. III, p. 2 ss. Ferner Oeuvres compl. T. VI, p. 135 ss. Rassencharakteristik der Iren „Hist. de la conquête“ etc., T. III, p. 161 ss., Rassenkämpfe von Iren und Normannen, ebenda, T. IV, p. 10 ss., ebenda p. 190—226 („Les Irlandais de race et les Anglo-Normands d'Irlande“) das ganze Kapitel geradezu ein Meisterstück von Rassengeschichte, eine denkbar genaue Darlegung der Geschicke der verschiedenen gerade hier besonders deutlich geschiedenen Gruppen, ihrer Berührungen und Wandlungen. Vgl. ferner Oeuvres compl., T. VI („Dix ans d'études historiques“), p. 8 ss., 136.

[655]) „Hist. de la conquête“ etc., T. I [7], p. 14. (Oeuvres compl., T. I.)

[656]) Ebenda, T. IV, p, 95. „La sympathie humaine peut s'attacher à des populations tout entières, comme à des êtres doués de sentiment... Car les êtres collectifs dont nous entretient l'histoire du passé, n'ont point cessé de vivre et de sentir; ce sont les mêmes qui souffrent ou espèrent encore sous nos yeux.“ Und „Lettres sur l'hist. de France“ (Oeuvres, T. V), p. 12: „Il fandrait une sensibilité assez vive pour s'attacher à la destinée de toute une nation et la suivre à travers les siècles. Ce sentiment qui est l'âme de l'histoire, a manqué aux écrivains qui, jusqu à ce jour, ont essayé de traiter la nôtre: ils n'ont rien eu de cette vive sympathie qui s'adresse aux masses d'hommes, qui embrasse en quelque sorte des populations tout entières.“

[657]) Aufgezählt „Hist. de la conquête“, T. II, p. 290—302.

[658]) Ebenda, T. II, p. 81 ss. T. IV, p, 227 ss.

deren ursprüngliche Namensformen an Stelle der in den englischen Geschichtswerken eingerissenen Orthographie wiederhergestellt hat, nicht nur, um die dort vielfach verwischten desto sicherer auseinanderzuhalten, sondern auch, um dem ganzen Geschichtsbilde, mit dem passenden Lokal- und Zeitcharakter, erst die volle Realität („son entière réalité") zurückzugeben[659].

In einem späteren Werke[660]) rühmt sich Thierry, daß er seiner Normannengeschichte nicht nur England, sondern alle Länder zum Schauplatz gegeben habe, welche von nah oder fern den Einfluß der Normannen, zumal den Rückschlag ihres Sieges auf der britischen Insel, zu spüren bekommen hätten, und daß es ihm darum gegangen sei, in diesem erweiterten Rahmen überhaupt solche lebenswichtige Fragen der Geschichtswissenschaft wie die der Herkunft und des Zusammenlebens der europäischen Grundrassen und die der Entstehung der modernen Aristokratien klären zu helfen. Was lag da näher, als daß er nach Lösung jener ersten Aufgabe den gleichen Problemen auch in der Geschichte anderer Länder, vor allem des eigenen Vaterlandes, nachging? Seien doch auch hier jene Hauptfragen über allerlei Nebendingen nur zu sehr vernachlässigt worden und daher französische Geschichte als Rassengeschichte erst noch zu schreiben. Aus den Urverschiedenheiten in Sitten und Charakter der etwa zehn das französische Volk zusammensetzenden Stämme, aus den Besonderheiten ihrer Dialekte und Patois sei sie herauszulesen, sei deren äußerst langsame Verschmelzung zu erklären. Denn mit den bloßen Namen France und Français werde doch jenes alte Germanenvolk, an dessen Existenz sie erinnern, eher erstickt als lebendig erhalten. Und im übrigen bilden die Gegensätze, ja die Kämpfe der verschiedenen Stämme in Frankreich so gut wie in England den Hauptgegenstand namentlich der mittelalterlichen Geschichte. Denn „Les guerres intestines du moyen âge sont le signe de la coexistence de plusieurs races d'hommes mal conciliées: il y a des nations sous les querelles des rois et des seigneurs"[661]).

Mit seinem Plane einer Rassengeschichte seines Volkes traf er nun auf seinen Bruder Amédée, der in seinen drei Werken über das alte Gallien eine erschöpfende und mustergültige Charakteristik der Kelten dieses ihres Hauptlandes in ihren verschiedenen Zweigen, geschichtlichen Phasen und wirtschaftlichen Stufen gegeben, die Gesetze des Rassenlebens ganz im Sinne seines Bruders an ihnen nachgewiesen, auch die ungemeine kulturelle Bedeutung Galliens in hellstes Licht gesetzt hatte[662]). Das lebensvolle Zusammenwirken der beiden Brüder ist genügend wichtig auch für die

---

[659]) Ebenda, T, I, p. 22 ss.

[660]) „Dix ans d'études historiques", 5e Edit, p. 1846, p. 13.

[661]) „Lettres sur l'histoire de France" (Oeuvres T. V), p. 22 ss., 62. „Dix ans d'études historiques" (Oeuvres, T. VI). p. 288 ss.

[662]) Ganz besonders möge aus seiner „Histoire de la Gaule sous l'administration Romaine" noch auf die große ethnologische Überschau des Römerreiches (T. I. p. 93—124) hingewiesen sein, in welcher alle dessen Hauptvölker nach ihren Blutsverhältnissen vorgeführt werden.

Geschichte des Rassengedankens, um es zu rechtfertigen, wenn der Bericht des älteren hier im Wortlaute gegeben wird:

„Mon frère, Amédée Thierry, achevait alors (1828) son Histoire des Gaulois, un de ces ouvrages d'érudition forte et consciencieuse où les textes sont épuisés et qui restent comme le dernier mot de la science. Il allait donner au public une moitié des prolégomènes de l'histoire de France, les origines celtiques, le tableau des migrations gauloises et celui de la Gaule sous l'administration romaine. J'entrepris de donner pour ma part l'autre moitié, c'est à dire les origines germaniques, et le tableau des grandes invasions qui amenèrent la chute de l'empire romain d'Occident. J'éprouvais un véritable plaisir de coeur à l'idée de cette association fraternelle, à l'espoir d'attacher nos deux noms à la double base sur laquelle doit reposer l'édifice de notre histoire nationale. L'ouvrage de mon frère a vu le jour, et il a fait un beau chemin dans le monde littéraire; le mien est resté interrompu[663])."

In der Tat ist der große Entwurf Thierrys nicht in dem geplanten Umfange zur Ausführung gekommen. Von ihm selbst sind, außer der Charakteristik der Franken, Burgunder und Westgoten, welche den sechsten Brief der „Lettres sur l'histoire de France"[664]) bilden, in der Hauptsache nur die „Récits des temps Mérovingiens", ein Quellenwerk, erschienen, welchem allerdings eine Abhandlung im Umfange eines Buches und von entsprechender Wichtigkeit („Considérations sur l'histoire de France") vorangesandt wird, die uns alsbald näher beschäftigen wird. Zuvor aber müssen wir die Frage, was Thierry abgehalten hat, sein Vorhaben durchzuführen, und zwar mit großer Entschiedenheit, dahin beantworten, daß hier innere, nicht äußere Gründe maßgebend gewesen sind. Er ist sich offenbar darüber klar geworden, daß er jenes liebevolle Aufgehen in und Mitgehen mit einem Volke, jene Sympathie, ohne die es nach seinen eigenen Worten keine rechte Geschichtschreibung gebe, die seinen Bruder für die Kelten beseelte und seinem Wirken für diese einen so glänzenden Erfolg eintrug, für die Germanen nicht aufbrachte. Die Dinge lagen damals so, daß die Gegensätze, die in der großen Revolution in der Welt der Wirklichkeit so blutig aufeinander gestoßen waren, in der Wissenschaft noch stark nachzitterten. Für uns ist es heute klar, daß jene Stimmen, welche diese Gegensätze ausschließlich als rassische, die Bürgerkriege der Revolution ausschließlich als den Kampf der keltoromanischen gegen die germanischen Elemente Frankreichs erklären wollen, damit einseitig übertreiben[665]). Aber ein Hauptmoment jener Vorgänge ist damit zweifellos richtig bezeichnet. Und zur Zeit, da die Brüder Thierry sich an die Lösung der Aufgabe einer französischen Rassengeschichte wagen wollten, klaffte der rassische Abstand, mit allem, was er an gegenseitiger Verkennung, Vor-

[663]) „Dix ans d'études historiques", p. 22—23.
[664]) „Lettres sur l'hist. de France", p. 61—84.
[665]) Man vgl. das hierüber in Bd. II, S. 382, Gesagte.

urteil und Abneigung mit sich brachte, noch stark genug, um den meisten Historikern eine überparteiliche Stellungnahme zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen. So hat denn auch Thierry Partei ergriffen, und zwar stand er da, wo sein Bruder stand, nicht da, wo er als rechter Geschichtschreiber der Germanen hätte stehen müssen.

In seinen „Dix ans d'études historiques" hat Thierry später mehrere Veröffentlichungen aus der Jugendzeit (von 1818 ab) wieder abgedruckt, in welchen seine „sympathies plébéjennes", seine „piété filiale" gegenüber den Ahnen der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs ungezügelt zum Ausdruck kommen. („Nous aussi, nous avons des ayeux".) Das Stärkste dieser Art, was er geleistet hat, bezeichnet ein Manifest „Sur l'antipathie de race qui divise la nation française[666])", in welchem geradezu von zwei feindlichen Lagern auf dem Boden Frankreichs, als von einer „vérité sombre et terrible", gesprochen und dem Adel nachgesagt wird, die Mehrzahl seiner Söhne sei noch heute „aussi étranger à nos affections et à nos moeurs que s'il était venu d'hier parmi nous, aussi sourd à nos paroles de liberté et de paix que si notre langage lui était inconnu". Aber Thierry war redlich und weitherzig genug, um sich später zu bekennen, „wie leicht wir alle durch zeitgenössisch-politische Eindrücke, nicht selten auf Kosten der Wahrheit, zu geschichtlichen Anschauungen hingeführt werden, ohne dem Wechsel der Zeiten gebührend Rechnung zu tragen" und sich dementsprechend so weit umzustellen, daß er in reiferen Jahren, wiewohl er nicht aufhörte, sich als „fils des vaincus" zu betrachten und als „fils des hommes du tiers état" zu fühlen, doch jenen daraus resultierenden geschichtlichen Anschauungen einen wissenschaftlich gebändigten, ungleich besonneneren Charakter zu verleihen vermochte. Freilich, die Ansicht, daß die Zurückdrängung des germanischen Elementes, das Thierry nach wie vor stark im verglommenen Licht des Barbarentums sah — er, der doch wie zum Hohn selbst den Namen Theoderichs führte —, ein Glück und einen Fortschritt für sein Volk bedeute, daß mit der Überwindung der germanisch-aristokratischen durch die römisch-monarchische Tradition endlich der unzweideutigen Tatsache der für das französische Volk maßgebenden „filiation gallo-romaine par le sang, par les lois, par la langue, par les idées" gerechter Ausdruck gegeben sei, vertreten auch die im Jahre 1840 geschriebenen „Considérations sur l'histoire de France" noch, und so mußten sie ihn dem Manne fernhalten, der ein Jahrzehnt später den Rassengedanken aufgriff, um ihn auf stark erweiterter Grundlage als einen Pfeiler geschichtsphilosophischer Erkenntnis, einen Hauptbestandteil aller Weltanschauung hinauszutragen. Man kann dies in dem Sinne bedauern, daß durch eine Verbindung mit Thierry dem Gedankengebäude Gobineaus weit früher der methodische Unterbau geworden wäre, den ihm nun erst die Nachfolger gewinnen mußten, aber anderseits ist auch nicht zu bezweifeln, daß gerade durch den Gegensatz zu einem Manne dieses Ranges der durch

666) P. 235—242.

Gobineau eingeleiteten germanischen Reaktion mit der größeren Schärfe auch die größere Wucht zugewachsen ist[667]).

Im übrigen muß nun aber hier stark betont werden, daß der Schwerpunkt und zugleich der bleibende Wert von Thierrys Considérations nicht in der Entwicklung von dessen eigenen Ansichten, die — vornehmlich den kürzeren zweiten Teil ausfüllend — in der Folge von französischen wie deutschen Gelehrten des öfteren widerlegt worden sind, sondern in der klassischen Übersicht über die Wandlungen der Franzosen in der Auffassung ihrer Nationalgeschichte als Rassengeschichte zu suchen sind, welche der erste, umfangreichere Teil bietet. Auch von gegnerischer Seite[668]) ist diesem Stück Geschichte des Rassengedankens die vollste Unparteilichkeit zugesprochen worden: meisterlich hat es Thierry verstanden, die verschiedene Stellungnahme, die einander folgenden Systeme oder Theorien der einzelnen Autoren aus deren eigenem Blute, ihrem gesellschaftlichen Stande, aber auch aus den Zeitverhältnissen zu erklären und gleichsam herauswachsen zu lassen. Alle Späteren, die über diese Dinge gehandelt haben, fußen auf Thierry, geben ihn — meist verkürzt — wieder[669]). Auch wir können nichts anderes tun, fügen aber, unseres Wissens zum ersten Male, eine ergänzende Übersicht über die entsprechenden Erscheinungen der nachthierryschen Zeit hinzu. Es versteht sich, daß wir nur die Haupterscheinungen berücksichtigen können, für die Nebengestalten müssen wir auf Thierry verweisen.

Es wurde schon an früherer Stelle stark betont, und muß hier wiederholt werden, wie sehr in den Quellenwerken und Fundgruben der älteren französischen Geschichte deren Schwergewicht unwillkürlich nach der germanischen Seite verlegt erscheint. Unwillkürlich, sage ich, denn bewußt von der Wissenschaft in die Hand genommen wurden diese Fragen erst seit deren Wiederaufleben im Renaissancezeitalter. Im Jahre 1574 erschien, mit François Hotmans „Francogallia", das erste energisch progermanische Werk, geschrieben von einem Manne, dessen Namen und protestantisches Bekenntnis seine Abkunft genügend bekunden. Das Buch gewann großen Einfluß, rief aber im Zeitalter Ludwigs XIV. eine starke keltische Gegenströmung hervor, wie denn damals auch der Streit, ob die Franken germa-

[667]) Über den Kampf Gobineaus gegen die Germanenverächter (Thierry und Guérard) habe ich in „Gobineaus Rassenwerk", S. 303 ff. gehandelt, ebenda, S. 297—300, das Verhältnis Gobineaus zu Thierry im allgemeinen näher erörtert, wobei auch die Begrenzung und das Versagen Thierrys in gewissen Richtungen stärker hervorzuheben waren, als in diesem Werke nötig schien.

[668]) So von Graf Leusse, der in seinen „Etudes d'histoire ethnique", T. I, p. 606 ss. im Sinne seines Meisters Gobineau scharfe Kritik an Thierry übt.

[669]) So Leusse, a. a. O. E. Seillière in seinem „Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique", p. IV ss. Vgl. auch Mortillet, „Formation de la nation française", p. 186, Loebell, „Gregor von Tours", Beilage 8 (S. 444 ff.), „Die Ansichten der neueren Franzosen über die merowingischen Zustände", Vollgraff, Bd. II, S. 768—771, und „Polit. Anthrop. Revue", Jahrgang XI, S. 486 ff., wo Ludwig Müller nach dem Wagenerschen Staatslexikon weitere Nachträge zur Literatur über den Gegensatz der Rassenelemente in Frankreich bringt.

nischer oder keltischer Herkunft seien, jahrzehntelang die französische Welt in Atem gehalten hat. Das 18. Jahrhundert sollte dann recht eigentlich das der ethnologischen Tendenzwerke werden. Nach der Demütigung und Machtberaubung des Hochadels durch Ludwig XIV. erscholl dessen Protest in Gestalt der 1727 im Haag erschienenen „Histoire de l'ancien gouvernement de France" des Grafen Boulainvilliers, worin dieser den Adel, als die unmittelbaren Nachkommen der fränkischen Eroberer, als die einzige freie und völlig unabhängige Schicht des Volkes in Anspruch nahm, der erst allmählich König und Volk ihre Macht, ihre Rechte und Privilegien geraubt hätten. Die Gegenschrift des Abbé Dubos „Histoire de l'établissement de la monarchie française" (1734) suchte dagegen darzutun, daß überhaupt keine Eroberung stattgefunden habe, daß die Franken nicht als Feinde, sondern als Verbündete der Römer ins Land gekommen seien, und daß ihren Königen, als rechtmäßigen Nachfolgern der römischen Kaiser, von Anfang an und bis heute die legitime Macht zugestanden habe. Montesquieu, den wir oben ausführlicher behandelt haben, brachte mit seinem „Esprit des lois" (1748), in welchem er Boulainvilliers wie Dubos scharf kritisierte, insofern einen gewaltigen Fortschritt, als er nicht mehr mit bloßen Zeitideen und einseitigen Standesbelangen, sondern als unabhängiger philosophischer Systemdenker an diese Fragen herantrat. Seine Gedankengänge über die Germanen sind später, wie wir sehen werden, von Guizot aufgenommen und weitergeführt worden. Vorerst aber gewann immer mehr die unbewußt im stillen weiterwirkende politische Tendenz die Oberhand, und in ihrem Namen führte das Wort der Abbé Mably mit seinen „Observations sur l'histoire de France" (1765), worin er, ein Vorläufer Rousseaus, dem „Volke", als welches sich schon damals mehr und mehr der dritte Stand zu fühlen begann, seinen Anteil an der Souveränität in Gestalt großer politischer Versammlungen, welche aufs Haar den Etats généraux glichen, auch für die ältesten Zeiten zusprach. Damit war man an der Schwelle der Revolution angelangt. Die Zeit war reif für Sieyès' „Qu'est-ce que le tiers-état?" (1789), in welchem diese Frage dahin beantwortet wurde, daß der dritte Stand im Grunde alles sei, bisher aber nichts gewesen sei, fortan jedoch etwas werden wolle. Genau genommen, bilde er ein ganzes Volk, die Kaste der Adligen dagegen ein Volk für sich, „ein unächtes Volk (= un faux peuple"), vergleichbar den Auswüchsen der Pflanzen, die nur von deren Safte leben. Der dritte Stand muß jetzt den Spieß umdrehen: warum sollte er nicht alle die Familien, die närrisch genug sind, auf alte Erobererrechte zu pochen, in die Wälder des Frankenlandes zurückschicken? Die also gesäuberte Nation wird sich leicht darüber trösten, hinfort nur aus Abkömmlingen von Galliern und Römern zu bestehen. Denn wenn denn einmal zwischen Geburt und Geburt abgewogen werden muß, kann diese letztere sich neben der von Sicambern, Wälschen und anderen Wilden aus den germanischen Wäldern sehr wohl sehen lassen. Der dritte Stand muß selbst zum Eroberer werden, dann wird er auch wieder adlig werden, und die heute Privilegierten werden

es eines Tages zufrieden sein, in den Reihen des dritten Standes wieder zu Ehren zu kommen. Ähnliche Äußerungen wie diese, die von Camille Desmoulins noch weit drastischer in seinen Hetzton umgeschrieben wurden, erschollen damals mehrfach[670]).

Der nächste Gegenschlag auf aristokratischer Seite erfolgte erst unter der Restauration mit des Grafen Montlosier „De la monarchie française" (1814), einer Verherrlichung des Feudalstaates, die sich aber zu stark ins Politische verliert, um uns hier weiter zu beschäftigen. Überhaupt können wir diese Reihe der Schriften, in denen die Rasse im wesentlichen nur als Deckmantel politischer Zwecke figuriert, hiermit beschließen, und wollen nur die eine Bemerkung hinzufügen, daß die Gegensätze von galloromanisch und germanisch bis auf den heutigen Tag ungeschmälert fortbestehen, wenn auch mehr als geistiges Prinzip denn als greifbar in bestimmten anthropologischen Gruppen aufzuweisende Wirklichkeit, wiewohl der dadurch bedingte verschiedene Typ des Franzosen zweifellos auch in den Individuen noch mannigfach hervortritt[671]). Daß der hier vorliegende Zwiespalt auf die französische Wissenschaft vielfach abgefärbt hat, ist klar, wenn auch Savigny wohl zu weit geht, indem er — im Hinblick auf Dubos und seine Nachfolger — ganz allgemein sagt: „Die Franzosen haben jeder ein bestimmtes politisches System, dem alle geschichtliche Forschung lediglich dient", und indem er sie namentlich darin von den Italienern unterscheiden will, deren Untersuchung größtenteils auf bloß wissenschaftlichem Interesse beruhen soll[672]). Wir haben mehrfach zeigen können, wie vielmehr gerade bei den Italienern eingesogene Begriffe, wie der niederschmetternde Nimbus des römischen Namens, der wissenschaftlichen Wahrheit im Germanenpunkte entgegenwirkten. Die wenigsten besaßen dort die Weitherzigkeit Muratoris oder auch nur die Einsicht etwa Villaris, den das allgemeine Vorurteil nicht abhielt, nicht nur zum Wesen des Germanentums manches Treffende zu sagen, auch z. B. die fortwirkende Bedeutung der Franken für die italienische Geschichte an einem stärksten Beispiele aufzuweisen[673]).

---

[670]) Proben bei Taine, „Origines", T. I², p. 420.

[671]) Vgl. hierüber die Ausführungen des Grafen Leusse (T. I, p. 612 bis 613): „Il n'y a rien de changé au fond... Le sang parle en 1898 comme après Clovis" etc. Leusse spricht als Germanenenkel.

[672]) „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter", Bd. I², S. 13 ff.

[673]) „Le invasioni barbariche in Italia", 2. Ediz. 1905, p. 23, 433 u. ö. Hier ist wohl der Ort, ein Wort über Sismondi und seine „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge" zu sagen. Er wird vielfach als Italiener angesehen, war aber vielmehr italianisierter Franzose germanischen Geblütes, entstammte einer in Genf eingewanderten Emigrantenfamilie de Simonde aus dem Dauphiné und gab sich den italienischen Beinamen nur aus Begeisterung für das Land und Volk, dem er sein 16bändiges Werk gewidmet hat. Savigny (a. a. O., Bd. I², S. 186) glaubt ihn bekämpfen zu müssen, weil auch er nach italienischer Weise in den Germanen nur „Räuberhorden, deren ursprünglicher Beruf die Zerstörung des römischen Reiches zu sein scheine", gesehen habe. Indessen ließen sich dagegen doch viele Stellen anführen, die wesentlich anders klingen, z. B. T. I,

Zu unserer Überschau über die Entwicklung der Anschauungen der Franzosen im Punkte ihrer Blutselemente zurückkehrend, können wir erfreulicherweise feststellen, daß diese Entwicklung im 19. Jahrhundert alles in allem sich doch weit mehr als früher im wissenschaftlichen Fahrwasser vollzogen hat. Und zwar eröffnen da den Reigen gleich die beiden bedeutendsten Gestalten, ein glänzender Dichterdenker und ein Wissenschafter allerersten Ranges: Chateaubriand und Guizot.

Chateaubriand gebührt unbedingt das Verdienst, diese ganze wissenschaftliche Bewegung, die sich dann freilich vorwiegend an den Namen Thierrys geknüpft hat, ins Leben gerufen zu haben. In einem seiner frühesten Werke, den „Martyrs", taucht das Germanenproblem erstmalig bei ihm auf. Im sechsten und siebenten Buch bringt er in romanhafter Form und Zusammenhang Schilderungen aus dem fränkisch-germanischen Altertum und ergänzt diese dann wissenschaftlich in den dem Werke angehängten Anmerkungen. An diesem Buche begeisterte sich der jugendliche Thierry für diese ganzen Studien: wir besitzen seine eigene lebensvolle Schilderung, wie er als Fünfzehnjähriger, von jenen Bildern Chateaubriands elektrisiert, dröhnenden Schrittes in der väterlichen Halle auf- und abmarschiert sei und laut den Schlachtgesang der Franken „Pharamond! Pharamond! Nous avons combattu avec l'épée" gesungen habe. Er selbst freilich sollte, wie wir sahen, von seiner Germanenbegeisterung alsbald zurückkommen und ins galloromische Lager abschwenken, wogegen der große Meister, der ihn so gepackt hatte, stetig immer mehr darin aufgegangen ist. Mehr noch als in Montesquieu scheint in ihm das Germanenblut erwacht zu sein. „Nos pères, nos ancêtres", heißt es schon in den „Martyrs" von den Franken, und ist auch in seinen späteren Schriften sozusagen sein drittes Wort geblieben. Wie tief er im Germanentum wurzelte, hat vor anderen Tocqueville ihm bezeugt, der von ihm sagte, er sei „l'homme qui, de nos jours, a peut-être le mieux conservé l'esprit des anciennes races"[674]). Wissenschaftlich hat Chateaubriand dies vornehmlich in zwei größeren Werken bewährt: den „Etudes ou discours historique sur la chute de l'empire romain, la naissance et les progrès du christianisme et l'invasion des barbares" und der „Analyse raisonnée de l'histoire de France"[675]). Wir bringen hier nur die wichtigsten Zeugnisse hierfür, die aber wohl genügen dürften, die Aufmerksamkeit auf den auch von den Franzosen neuerdings sehr zu Unrecht vernachlässigten Chateaubriand wieder stärker hinzulenken.

---

p. XI, 3, 5 ss., 13, 16, 53—55. („L'Italie rajeunie par le mélange avec les nations du nord" des öfteren. „Un principe de vie fut rendu à cette contrée." Ferner: „Les nations septentrionales avaient rendu aux Italiens le sentiment de la dignité de l'homme, l'amour de la patrie et le désir de la liberté... La fière indépendance de chaque individu était plus respectée chez les nations barbares" etc. etc.

674) „Souvenirs", p. 255.

675) Die folgenden Zitate beziehen sich für beide Werke auf die Ausgaben von Firmin Didot. Paris 1845.

Dieser hat zunächst den gemeinsamen Ursprung des europäischen Adels erkannt und so hoch angeschlagen, daß er geradezu von einem gemeinsamen Ursprung der neueuropäischen Völker redet[676]. Er hat damit, wie kaum erst gesagt zu werden braucht, einen Hauptschlüssel für das Gesamtverständnis der neueren Geschichte aufgefunden. Denn die Beweisführung Amédée Thierrys, der den Kelten das Übergewicht auf rein quantitativer Basis zusprechen will, würde, selbst wenn sie in dieser Beziehung ganz unanfechtbar wäre, doch auf sehr schwachen Füßen stehen. Nicht um ein Zahlenverhältnis handelt es sich hier, sondern um ein Verhältnis von Leistungen und von Wirkungen in der allgemeinen Geschichte auch Frankreichs, und das ist damit bestimmt, daß in den meisten Gebieten von Süd- und Westeuropa die Germanen die Herrengeschlechter stellten, von denen jahrhundertelang alle entscheidenden Bewegungen ausgegangen sind.

Chateaubriands Schilderungen des sterbenden Rom, und noch mehr die seiner Germanisierung, stehen auf der vollen Höhe unserer heutigen Betrachtungsweise[677]. Klipp und klar spricht er es an mehreren Stellen aus: „L'empire romain-latin était devenu l'empire romain-barbare un siècle et demi avant la chute d'Augustule." Er läßt aber auch, was für einen Franzosen noch weit mehr sagen will, keinen Zweifel darüber, daß ein Volk, dessen Führer damals die höchsten Ämter des Reiches besetzten, nicht nur in den Künsten der Zivilisation schon sehr weit fortgeschritten gewesen sein, sondern auch geistig, ja politisch sehr hoch gestanden haben müsse[678]. Die Rolle der Germanen in den Übergangsjahrhunderten ist mit den Worten: „ils vont donner un autre mouvement aux affaires; ils vont mêler les races, multiplier les malheurs, accomplir les destinées du vieux monde, commencer celles du monde nouveau"[679] im allgemeinen treffend gezeichnet, und die ganze sechste Studie der „Etudes" („Moeurs des barbares"), die ein Charakterbild der altgermanischen Zeit gibt, mit sehr reichlichen Quellennachweisen, ist eine für damals vorbildliche Leistung.

Ungleich wertvoller aber ist noch, was uns Chateaubriand für die Rassengeschichte der Germanen im Verlaufe des Mittelalters bietet. Er ist dem Personenstand und damit den Mischungen, dem Verhältnis des alten und des neuen Blutes, in den jungen Reichen sorgfältig nachgegangen[680], er hat insbesondere den Prozeß der Nationalisierung, des Überganges der Franken in Franzosen, vortrefflich dargestellt[681]. Für die Wandlungen

[676] „Etudes", p. 5/6, 539. „Les jeunes peuples de diverses contrées comme les enfants de divers pays, ont entre eux la ressemblance commune que leur donne la nature, et nés d'un petit nombre de familles alliées, ils conservent dans leur adolescence l'empreinte des traits maternels." Wie klar und deutlich ist hier das ausgesprochen, um das sich später ein Tocqueville mühsam herumwand!

[677] „Etudes", 72/73, 501/2, „Analyse", 2, 17. — [678] „Etudes", p. 502.

[679] „Etudes", p. 183, wozu noch p. 478 (Einwirkung auf das Christentum) hinzuzunehmen.

[680] „Analyse", p. 18, 52, 59.

[681] „Etudes", p. 77, 79, „Analyse", p. 26/27, 62.

des Adels in seinem Vaterlande findet man nicht leicht bei einem anderen Schriftsteller ein so reiches Belegmaterial. Chateaubriand zeigt, wie nach den mörderischen Schlachten der Engländerkriege, in denen ganze Serien oder Schichten des Adels dahingerafft werden, doch jedesmal neue Serien und Schichten erstehen[682]), bis endlich die Opfer der Religionskriege und der Revolution ins ungemessene gehen[683]) und mit der Aufrichtung der absoluten Monarchie durch Ludwig XI., XIII. und XIV. auch die politische Entrechtung des also dezimierten Hochadels erfolgt[684]). Sehr energisch betont er das Recht der Provinzen, insbesondere des Provinzialadels, der neben dem überall an erster Stelle paradierenden Hofadel viel zu sehr vernachlässigt sei: „Si l'on veut connaître notre ancienne patrie, il en faut recomposer le tableau général avec les tableaux particuliers des provinces: seul moyen de rétablir le caractère aristocratique que notre histoire doit avoir, au lieu du caractère monarchique qu'on lui a mensongèrement donné[685]).“ Mit diesen letzten Worten sehen wir Chateaubriand bei dem gerade entgegengesetzten Fazit der vaterländischen Geschichte angelangt wie seinen einstigen Jünger Augustin Thierry, und es ist kaum zu bezweifeln, daß sie vornehmlich gegen diesen gerichtet sind.

Den Höhenpunkt von Chateaubriands Analyse der französischen Geschichte bildet wohl das Kapitel „Féodalité, chevalerie, éducation, moeurs générales des 12., 13. et 14. siècles“[686]), das ihm unter der Hand in manchen Teilen zu einem hinreißenden Hymnus auf das germanische Hochmittelalter erwachsen ist. Dieses hat da das große Haupt der französischen Romantik genau so erschaut wie es noch alle großen Romantiker, wie es nach ihm Jakob Grimm, Richard Wagner und Gobineau erschaut haben. Und können wir es heute anders? Können wir ihm zumal, hundert Jahre nachdem er jene herrlichen Blätter niedergeschrieben, die beschämende Wahrheit des Urteils bestreiten, daß, wenn die Waagen des Gesamtgehaltes jener und unserer Jahrhunderte aneinander gehalten würden, die der unserigen tief sinken müßte? Chateaubriand hat den Grund dieses Abstandes nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber er läßt ihn ahnen: Damals gab es Germanen in Fülle und war alles germanisch, heute gibt es der Germanen und des Germanischen bitter wenig mehr. In seinem Sinne müßten wir allerdings noch hinzusetzen: das Mittelalter war christlich, und die neue Zeit ist es nicht mehr. Denn dieser Herold des Christentums sah in diesem unter anderem auch den großen Völkergestalter, wie er es im 5. Kapitel des 3. Buches seines „Génie du christianisme“ dargelegt hat[687]).

Nicht ohne Staunen wird man aus der vorstehenden, obwohl nichts weniger als vollständigen Skizze ersehen, welch ein bisher kaum beachteter Zuwachs Chateaubriand für die Germanenforschung zu verdanken ist. Und

---

[682]) „Etudes“, p. 80. „Analyse“, p. 27, 35, 51, 93, 205—7, 382.
[683]) „Analyse“, p. 390. „Etudes“, p. 62/63.
[684]) „Analyse“, p. 271, 275, 385, 398. — [685]) „Analyse“, p. 58.
[686]) „Analyse“, p. 91—149. Besonders p. 129/30, 135, 148/49.
[687]) Bedeutsam nachgewiesen namentlich an Spaniern und Engländern.

was nach dieser Seite der dichterische Romantiker und Adelsgebundene für diesen oder jenen vielleicht noch vermissen lassen könnte, wird nun ergänzend hinzugebracht durch einen dem Bürgerstande entstammenden Gelehrten ganz großen Formates wie Guizot. Ganz gewiß war diesem sein Eintreten für die Germanen nicht in der Weise wie Chateaubriand Herzenssache, er hat es sich sogar erst allmählich abringen müssen, und gewissen deutschen Historikern hat er es in diesem Punkte nie ganz recht machen können, weil sie sich einerseits zu sehr an seine Anfänge hielten und anderseits es ihm nicht verzeihen konnten, daß er, wiewohl bei seiner Zerlegung der neueren französischen Gesellschaft, wie den Geist der geselligen Bildung und des gesetzlichen Lebens aus der römischen Welt, den Geist der Moralität aus dem Christentum, so den der Freiheit aus dem Germanentum herleitend, doch die sittliche Höhe, auf der die Germanen über den Römern standen, nicht voll begriffen, vor allem aber sich von der Vorstellung des „Barbaren“ nicht gründlich genug freigemacht habe. Um aber mit letzterem zu beginnen, so darf im Sinne redlicher und gewissenhafter Forschung wohl gefragt werden, ob nicht gerade einem französischen Historiker am ersten ein Teil von Wahrheit und Berechtigung jener Vorstellung einzuräumen sei? und dies zwar aus dem doppelten Grunde, einmal weil jene römische Zivilisation, der die Germanen ein Ende machten oder vielmehr gemacht haben sollen, in der Provinz Gallien, dem geistigen Kern des ausgehenden Römerreiches, den höchsten damaligen Stand behauptete, und sodann weil die Franken der Merowingerzeit, verglichen mit ihren Brüdern in den anderen romanischen Ländern und germanischen Frühreichen, das Germanentum nicht eben im hellsten Lichte haben erstrahlen lassen. Das muß man sich gegenwärtig halten, um Guizot namentlich in seinen Anfängen gerecht zu werden. Denn in der Tat erklingt ja in seinem Pamphlet von 1820: „Du gouvernement de la France depuis la Restauration“ noch ein Ton, der fast an den Sieyès' erinnert: der Riß im französischen Volke wird nach seiner ganzen Tiefe und in allen seinen sozialen Konsequenzen rücksichts-, ja erbarmungslos aufgedeckt. Ein paar Proben aus dem Eingang der Schrift mögen genügen: „Depuis plus de 13 siècles la France contenait deux peuples, un peuple vainqueur et un peuple vaincu. Depuis plus de 13 siècles le peuple vaincu luttait pour secouer le joug du peuple vainqueur. Notre histoire est l'histoire de cette lutte. De nos jours une bataille décisive a été livrée; elle s'appelle la Révolution .... Le cours du temps ne laisse voir, à la fin, qu'une seule et même nation, là où existent réellement encore deux races distinctes, deux situations sociales profondément diverses ... 13 siècles se sont employés parmi nous à fondre dans une même nation la race conquérante et la race conquise, les vainqueurs et les vaincus. La division primitive a traversé leur cours et résisté à leur action. La lutte a continué dans tous les âges, sous toutes les formes, avec toutes les armes.“ Eine Auffassung, die, wie wir heute wissen, und wie auch die Thierrys und vieler anderer, an grenzenloser Einseitigkeit leidet, da sie der Tatsache keiner-

lei Rechnung trägt, daß die germanische Besiedelung auch Galliens jahrhundertelang reichlich so sehr auf dem Wege friedlicher Durchdringung wie auf dem kriegerischer Eroberung vor sich gegangen ist.

Wenn wir nun also hier Guizot als Politiker in gewisse Engen und Vorurteile seiner Zeit verstrickt sehen, so ist die Fülle historischen Lichtes um so höher anzuschlagen, die er in seinen beiden Hauptwerken „Histoire de la civilisation en Europe“ und „Histoire de la civilisation en France“ über unser Thema ausgebreitet hat. Alles findet sich hier beisammen, was den großen Historiker macht: Anschaulichkeit und Klarheit bei strengst wissenschaftlicher Gründlichkeit, Unbefangenheit und Weitherzigkeit, wobei doch auch Größe und Tiefe nicht fehlen. Das tritt gleich in der Weise zutage, wie er — über Bossuet und Montesquieu hinaus — die Zivilisation faßt. Haben jene sich ihren Gesichtskreis freiwillig beschränkt, indem der eine den religiösen Glauben, der andere die Gesetzeseinrichtungen als deren Hauptquelle hinstellte, so will er den Menschen in jeder denkbaren Laufbahn, in der seine Tätigkeit sich entfaltet hat, verfolgen[688]). Die Zivilisation der fünf Hauptkulturländer Europas verteilt sich in der Weise, daß die Englands und Deutschlands vorwiegend germanisch, die Spaniens und Italiens vorwiegend römisch (romanisch) ist. Einzig Frankreich ist ziemlich zu gleichen Teilen aus beiden Blutsquellen getränkt worden[689]). Die Zivilisation aller europäischen Völker weist sehr starke gemeinsame Grundzüge auf, nicht minder freilich große Verschiedenheiten, die Guizot mehr aus einer Verschiedenheit des Naturells der betreffenden Provinzialen als aus einer solchen der erobernden Stämme herleiten will. Für letztere nimmt er nur einen Abstand der Kulturstufen an (Goten und Burgunder standen weit höher als die Franken)[690]). Und nicht minder legt er berechtigten Nachdruck auf die Verschiedenheit der ferneren sozialen Entwicklung der germanischen Hauptstämme: es war von größter Bedeutung, daß die lombardischen Edlen nicht so ausschließlich wie die der Bruderstämme ihren Schwerpunkt auf das Land verlegten, sondern zeitig auch in den Stadtbevölkerungen mit aufgingen und zu Bürgern wurden. Dadurch gewannen die lombardischen Städte ein Übergewicht über alle anderen europäischen, das unter anderem zur Folge hatte, daß im 12. Jahrhundert die Bewegung der Befreiung und des Emporwachsens der Kommunen von ihnen ausgehen konnte[691]). Die Art der Besiedelung bzw. Eroberung gerade auch seines Landes hat sich Guizot jetzt weit besser klar gemacht als zur Zeit der früheren Schrift: er erkennt jetzt, daß die vielberufene „Invasion“ vielmehr auf eine Unzahl kleiner Einfälle hinauslief, die nicht einmal immer kriegerischer Natur zu sein brauchten, und redet von einer „infiltration continuelle“[692]). Und nicht minder ist ihm das

688) „Civilisation en France“, Nouv. Edit. Paris 1846, T. II, p. 387.
689) Ebenda, T. I, p. 32/33.
690) „Civilisation en Europe“, Paris 1846, p. 3/4, 56. „Civilisation en France“, T. I, p. 216/17.
691) „Civilisation en Europe“, p. 277.
692) „Civilisation en France“, T. I, p. 220—222.

aufgegangen, was ein Hauptthema der neueren Sozialanthropologie bildet: die Abnutzung der herrschenden Oberschicht und deren ständige Ablösung und Erneuerung durch aufsteigende Elemente der Unterschicht. Nur so kann eine Gesellschaft am Leben erhalten werden, konnte etwas wie „eine Unsterblichkeit der modernen Zivilisation“ zustande kommen[693]).

Zu einer Analyse dieser Gesellschaft sich wendend, bekennt sich Guizot zunächst die große Schwierigkeit, an der Hand so dürftiger Quellen, wie sie uns vorliegen, das Dunkel der Barbarei zu lichten. Im allgemeinen will es ihm scheinen, als werde dem germanischen Element ein zu großer Anteil an der Zivilisation seines Vaterlandes zugeschrieben, jedenfalls sei dessen Einfluß mehr in seiner herrschenden Stellung als in seinen aus der Heimat mitgebrachten Sitten und Einrichtungen begründet[694]). Darf man hierzu — wie auch zuvor schon zu der Unterschätzung der Stammesunterschiede der Germanen — wohl ein Fragezeichen machen, so wird man um so mehr dem Ausgleich zustimmen können, den er dann bei seiner Schätzung von Römertum, Christentum und Germanentum vorgenommen hat.

Schicken wir voraus, daß Guizot schon in die Organisation der älteren germanischen Gesellschaft für einen damaligen Franzosen erstaunlich tief eingedrungen ist. Er hat diese ganz so vor Augen gesehen, wie wir sie uns etwa heute nach Darré zurechtlegen, als eine Doppelorganisation, gebildet aus einer und derselben Substanz, dem urkräftigen Bauernvolke, das eine Kriegerschar gleichsam wie einen Seitenzweig aus sich hervortreibt und in die Ferne sendet. Diese Ausführungen[695]) über die zweierlei Gesellschaften der Germanen, die „Société de la peuplade ou tribu, tendant à l'état sédentaire“ und die „Société de la bande guerrière, accidentellement groupée autour d'un chef fameux et menant la vie errante“, und vor allem über die Umgestaltungen, die diese auf dem neuen Boden des Frankenreiches erfuhren, gehören zu den besten Partien des Guizotschen Werkes.

Wir haben schon oben (S. 301) Guizots Formulierung der Verteilung der Lebenselemente der französischen Nation auf die drei kulturspendenden Sphären angeführt[696]). Jetzt müssen wir den germanischen Anteil noch etwas näher ins Auge fassen und uns zum Teil im Wortlaut vorführen. Die Hauptstelle lautet: „Les Germains nous ont donné l'esprit de liberté, de la liberté telle que nous la concevons et la connaissons aujourd'hui, comme le droit et le bien de chaque individu, maître de lui-même et de ses actions et de son sort, tant qu'il ne nuit pas à un autre.“ „Fait immense!“ ruft unser Autor aus, „car il était étranger à toutes les civilisations antérieures“. Mußte der antike Mensch ganz im Staate, der christliche ganz in der Kirche aufgehen, sich verlieren, einzig der germanische Mensch hat es dahin gebracht, sich ganz aus sich

693) Ebenda, T. I, p. 59. — 694) Ebenda, T. I, p. 184, 212.

695) Ebenda, T. I, p. 225, 227, 231.

696) Sie findet sich „Civilisation en France“, T. I, p. 213. Dazu die Präzisierung der Hinterlassenschaft Roms, ebenda, T. II, p. 389. (Zentralgewalt, Reich, Königtum, Verwaltung, Gemeindeverfassung.)

und in seiner Weise zu entwickeln, er hat uns die Persönlichkeit gebracht. Diese, das energische Gefühl der persönlichen Freiheit als Unabhängigkeit, der menschlichen Individualität, wird Guizot nicht müde zu feiern[697]). Er zeigt insbesondere, wie dies edle, tiefsittliche Gefühl, das seine Kraft aus der geistigen Natur des Menschen schöpft, auch für das Rechtsleben der Germanen bestimmend geworden ist und individuelles Leben im Gegensatz zur römischen Uniformität in dieses hineingebracht hat. „L'individualité des peuples est proclamée comme celle des hommes." Es hat Jahrhunderte gedauert, ehe das germanische Recht von einem rassenhaften zum territorialen, vom persönlichen zum Sachenrecht wurde[698]). Treffend zeigt Guizot, wie jener Zug individualistischen Freiheitsdranges, in den ersten Jahrhunderten ungebändigt, recht eigentlich die Barbarei schaffen mußte, bis es gelang, ihm ein soziales Gegengewicht zu geben. Dieses geschah durch die Feudalität[699]), welche zwar einerseits auch wieder der Entwicklung des Individuums zugute kam, anderseits aber aus dem Gefolgschaftswesen wie das feste Band unter Kriegern, so überhaupt den Haft jener ganzen aristokratischen Organisation schmiedete, die den Leib der mittelalterlichen Gesellschaft bildet wie die Treue ihre Seele. Denn das ist nun die zweite unschätzbare Errungenschaft, die dem Germanentum verdankt wird: der Grundzug der Hingabe des Menschen an den Menschen, der Treue des Individuums gegen das Individuum[700]). Der Feudalität ist auch die Umwälzung zu danken, daß der Schwerpunkt der Gesellschaft aufs Land verlegt, die Menschheit aus dem Sumpf und dem Marasmus der Städte in die Verjüngung und Gesundung der Natur hinübergerettet wurde[701]). So nur ward es möglich, daß ihr und ihrer Tochter, der Ritterschaft — der Fortsetzung des altgermanischen Kriegertums —, jene Fülle edler Regungen, großer Taten, hehrer Ideale, ja selbst die ersten Blüten und Früchte eines neuen Geisteslebens entwachsen konnten, welche wir im Mittelalter anstaunen[702]). Auch die Ausbildung und die Vertiefung des uns Europäer vor allen unseren Vorgängern auszeichnenden Familienlebens, die Hebung der Stellung der Frau sind aus den Schlössern der Feudalzeit hervorgegangen[703]). Das Bedenkliche der Isolierung und des obligaten Müßigganges, das diese bargen, führt dann überhaupt zu den Schattenseiten der Feudalität: sie ist immerdar eine Feindin der sozialen Ordnung wie der allgemeinen Freiheit gewesen, daher sie von Königtum und Volk unablässig bekämpft wurde. Sie fiel zusammen mit dem Föderalismus: sie

---

697) „Civilisation en Europe", p. 58 ss., 78 ss., 119 ss.

698) „Civilisation en France", T. I, p. 307 ss. Vgl. auch T. II, p. 255 ss., wo dies individuell-persönliche Recht auch dem kanonischen Allerweltsrecht gegenübergestellt wird.

699) „La société féodale, fille de la société germaine."

700) „Civilisation en Europe", p. 59. — 701) Ebenda, S. 97 ss.

702) Ebenda, p. 88 ss. Eine schöne und eingehende Würdigung des Mittelalters als der Wiege aller modernen Gesittung, des Urquells der Phantasie des modernen Menschen „Civilisation en France", T. III, p. 222—232.

703) Ebenda, T. III, p. 328—333.

wollte möglichst viel Gewalt in den Händen der Einzelnen, möglichst wenig in denen der suzeränen Macht konzentriert sehen[704]). Das Königtum und die Städte, die beide nur zum Teil und notdürftig in das Feudalsystem verflochten waren, standen stets gegen den Adel zusammen. Sie haben die Idee der Nation, die politische Einheit geschaffen, den Staat begründet[705]). Dieser Prozeß, der wie mit Naturnotwendigkeit aus der immer gründlicheren Verschmelzung der beiden ursprünglich blutsgetrennten Gesellschaften erwuchs, bedeutete denn freilich zugleich ein wachsendes Übergewicht des römischen, eine immer stärkere Zurückdrängung des germanischen Elementes im sozialen, bürgerlichen und religiösen Leben der Nation. Das Feudalsystem, auf welchem die mittelalterliche Gesellschaft beruhte, ward langsam und sicher unterhöhlt, bis ihm die große Erschütterung von 1789 den Rest gab[706]). Von den blutigen Kämpfen, welche diese Vorgänge seinem Volke eintrugen, wirft Guizot einen wehmütigen Seitenblick hinüber auf das unserige, dem solche erspart geblieben seien, weil es bei uns Eroberung und Tyrannei nicht gegeben habe, vielmehr unser Bauerntum, clanartig aus der Großfamilie erwachsen, sich in der Hauptsache immer den Patriarchalcharakter, und auch im Rahmen der Feudalität immer ein gut Teil Freiheit gewahrt habe[707]).

Man wird Guizot das Zeugnis nicht verwehren können, daß er in seinen anschaulichen, tiefeindringenden Schilderungen die entscheidenden Grundzüge des Wesens und der geschichtlichen Rolle der Germanen unbedingt richtig gewürdigt und bei Namen genannt hat. Insbesondere hat er auch, bei allem Lob des Gallien des 4. und 5. Jahrhunderts als des geistig wertvollsten Teiles des damaligen Römerreiches, keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Germanen im Bunde mit dem Christentum diesem sittlich eine Aufbesserung gebracht, und selbst geistig nichts zerstört haben, was Leben besaß oder Leben verdiente[708]). Für das römische Vermächtnis im französischen Staatsleben zeigt Guizot überall eine ungeteilte Bewunderung, und es scheint ja auch, daß die straffen, festen Formen Roms für den keltischen und iberischen Grundstamm des französischen Volkes geeigneter waren als der freiere, aber auch lockerere germanische Geist.

Guizot ist nicht nur als einer der großen Bahnbrecher der Germanenforschung zu bezeichnen, seine Arbeiten sind auch bis heute das Bedeutendste geblieben, was zu unserer Materie von französischen Historikern gesagt worden. So viel des Guten wir da auch weiterhin noch beizubringen haben, im wesentlichen wird es sich immer nur als eine Nachlese bezeichnen lassen.

Von Thiers ist in diesem Buche kaum etwas zu sagen. Er war ganz politischer Historiker, und wie er sich aller Vorgeschichte und Verwandtem

[704]) „Civilisation en Europe", p. 114.
[705]) „Civilisation en France", T. III, p. 288.
[706]) „Civilisation en France", T. I, p. 286. T. III, p. 223.
[707]) Ebenda, T. III, p. 271—274.
[708]) Ebenda, T. I, p. 93, 161 ss., 180 ss.

gegenüber als Skeptiker bekannte[709]), so ist er auch den davon ja unzertrennlichen Rassenfragen immer ferngeblieben. Auch die Revolution bedeutet ihm vorwiegend politische Umwälzungen, nur gelegentlich deutet er an, was sie im Hintergrunde birgt, wie wenn er[710]) von Mirabeau sagt: „Cet homme extraordinaire, qui, après avoir audacieusement attaqué et vaincu les vieilles races, osa retourner ses efforts contre les nouvelles qui l'avaient aidé à vainere."

Sehr anders Thiers' Freund und Studiengenosse Mignet, auf dessen warme, ja begeisterte Würdigung germanischer Art und Leistungen wir hier nur noch einmal zusammenfassend rückzuverweisen brauchen, nachdem wir aus seiner Akademieschrift „La Germanie aux 8. et 9. siècles" (wieder abgedruckt in seinen „Etudes historiques") so manches Einzelne angeführt haben[711]). Mignet hat recht eigentlich Guizot fortgesetzt (sein „Mémoire" erschien 1841) und fällt besonders ins Gewicht, da er für den objektivsten und vornehmsten der französischen Historiker gilt.

Michelet, in der Schätzung der Rasse der Nachfolger der Thierry und in der Liebe zu den Kelten ihr Gesinnungsgenosse, war ein Feuergeist, sprudelnd von Genie, dessen Kundgebungen man eben da am liebsten lauscht, wo sie diesen Themen gelten und sie mit der heimischen Geschichte verquicken. Wie wunderbar lebensvoll wirkt es, wenn er uns in seiner „Introduction à l'histoire universelle"[712]) berichtet, wie ihm die in seinem Kolleg an der Ecole normale aus allen Provinzen versammelten Schüler einen Abriß ganz Frankreichs dargeboten hätten: die geistvollen Südländer mit Römer- oder Ibererblut, die keltischen Hartschädel, Normannen („les plus héroïques des temps héroïques, les plus industrieux de l'époque industrielle"), Flandrer und Deutschfranzosen, endlich die Pariser, von denen es bezeichnenderweise heißt: „L'absence de caractère indigène, les traits indécis, la prompte attitude, la capacité universelle, me signalaient Paris, la tête et la pensée de la France", und wie ihm dann aus ihren Zügen, ihren Gesten, ihrer Sprechweise eine ganz anders wahre und tiefe Geschichte aufgegangen sei, als die vergangener Tage, die er selbst ihnen vortrug. Und ähnlich lehrt uns seine „Histoire de France", wie er in der Rasse lebte und webte, deren erster Band dieser, der zweite den Provinzen, erst der dritte den Institutionen usw. gewidmet ist. „Races sur races, peuples sur peuples", heißt es da; alle Rassen der Welt haben dazu beigetragen, diese Pandora auszusteuern. Sie sind leicht hergezählt, aber was ist damit getan? Die zusammensetzenden chemischen Elemente erklären einen Körper noch nicht, jetzt beginnt erst dessen eigenes geheimnisvolles Leben. Und so hier, wo es sich um ein so lebendiges, aktives Gemisch wie eine Nation handelt, um ein Gemisch, das imstande ist, an

[709]) Mortillet, „Formation de la nation française", p. 132 ss.

[710]) „Histoire de la Révolution française", T. I 7, p. 275.

[711]) Einige Stellen im Wortlaut „Gobineaus Rassenwerk", S. 516. Die Hauptstellen der Buchausgabe Mignets s. S. 1—3, 7, 10, 158 ff., 392, 394, 422.

[712]) P. 139 ss.

sich zu arbeiten, sich zu wandeln. Denn diese Arbeit, diese sukzessiven Wandlungen, durch die unser Vaterland sich umgestaltet, sie bilden den Gegenstand der französischen Geschichte. Römer und Griechen, Kelten und Germanen haben dazu beigetragen, ein einheitlicher Körper aber ist aus ihnen allen nur erwachsen durch jene innerliche Arbeit, jenen geheimnisvoll aus Notwendigkeit und Freiheit gemischten Geburtsakt, über den uns eben die Geschichte Aufschluß gibt[713]).

Die schon hier angedeutete „Einheitlichkeit" der französischen Nation wird anderwärts noch viel stärker betont. Durch diese Vorstellung unterscheidet sich Michelet nicht unwesentlich von Mitforschern wie Thierry und Guizot, die von der des Disparaten der französischen Rassenelemente nicht loskommen. Die Mischung, sagt er einmal, unvollkommen in Italien und Deutschland, ungleichmäßig in Spanien und England, ist nur in Frankreich vollkommen und gleichmäßig. „Cette fusion intime des races constitue l'ïdentité de notre nation, sa personnalité", und an anderer Stelle: „Son origine est le mélange, l'action est sa vie"[714]).

Das Reizvolle und Fesselnde in Michelets Behandlung dieser Dinge liegt weit mehr in der innigen Hingabe an den Rassengedanken und seiner temperamentvollen Ausbeutung[715]) als in den Einzelheiten der Ergebnisse, die er ihm entnimmt. Immerhin verlohnt es noch heute, die schönen Charakteristiken seiner Leibrasse, der keltischen, in seiner „Histoire de France" zu lesen[716]). Schöngefärbt hat Michelet nicht, er verschweigt nichts, nur nimmt er gelegentlich reichlich viel an geistigem Gut, darunter mindestens zweifelhaftes, für die keltische Rasse in Anspruch[717]), annektiert auch etwas rücksichtslos für sie in Italien auf Kosten der Germanen[718]). Aber wenn er auch mit dem Herzen mehr bei jener ist, so weitet er es doch genugsam, blickt auch scharf und tief genug, um gerade auch die Germanen in der ganzen Größe ihrer geschichtlichen Aufgabe und Leistung — unter vollster Selbstaufopferung ganz Europa zu retten und zu regenerieren — zu begreifen[719]). Uns Deutschgermanen insonderheit rühmt er nach, wir böten das wunderbare Schauspiel einer ewig jungen und jungfräulichen

---

713) „Histoire de France", T. I, Paris 1833, p. 126 ss., 133.

714) „Introduction à l'histoire universelle", p. 48 ss., 51, 64.

715) Diese äußert sich unter anderem auch darin, daß er Menschen, mit denen er literarisch in Berührung kommt, sich auf ihr Blut ansieht (so „Introduction", p. 131, über Forti: „Ce n'est pas en vain qu'on porte dans ses veines le sang des Sismondi"). Ein Gegner, Louis Blanc, wird gar („Histoire de la Révolution française", T. I², p. XVII) ganz genau rassisch unter die Lupe genommen und analysiert mit der Begründung: „La race et le tempérament ne sont pas peu dans notre opposition."

716) F. B. T. I, p. 129 ss., 143—160 u. ö.

717) Ebenda, p. 113 ss., 117, 158 ss. — 718) „Introduction", p. 47, 73.

719) Ebenda, p. 28. Die ganze schöne Stelle abgedruckt „Gobineaus Rassenwerk", S. 515. Wesentlich anders — vielfach kleinlich bemängelnd und verständnislos — lautet allerdings die Besprechung der Germanen in der „Histoire de France", T. I, p. 161—175, 308 ss., 330 ss.

Rasse, und findet dieses symbolisiert in unseren großen Sagenhelden, Sigurd, der den Norden, Dietrich, der den Süden erobert hat, und der Achill und Odysseus, Heldenkraft und Wandertrieb, in sich vereinigt[720]).

Eine überaus sympathische Gestalt unter den französischen Historikern, weniger groß als mehrere andere von ihnen, aber feinsinniger als alle, war Henri Martin. Schüler Augustin Thierrys, ist er, von diesem angeregt, dem ethnographischen Moment, namentlich in der ältesten Geschichte seines Landes, gründlich nachgegangen. Schon in der Vorrede seiner „Histoire de France" gibt er, ähnlich wie sein Meister, eine Übersicht über die germanisierende, romanisierende und keltisierende Phase der französischen Geschichtschreibung. Ihm selbst, der in seinem Frankreich „das Band des europäischen Völkerbündels und die Weihestätte[721]) der modernen Zivilisation", „einen Abriß Europas" sieht, darf jedenfalls nachgerühmt werden, daß er mit meisterhafter Unbefangenheit und Gerechtigkeit bei aller Wärme zwischen den ethnischen Hauptmächten des Franzosentums vermittelt und verteilt hat. Stärker noch und eindrucksvoller als in der „Histoire de France" tritt das hervor in seiner Sonderschrift von 1847: „De la France, de son génie et de ses destinées." Rom zwar erhält hier eine ziemlich starke Absage[722]). Es hat Gallien, mit den Gütern, auch die Übel seiner Zivilisation gebracht, dazu die Sklaverei und das Großgrundbesitzertum (welchen beiden erst mit der Feudalität heilsam entgegengewirkt wurde). Im übrigen lebt das Galliertum unter der Hülle des Römertums fort. Dessen edle und große Seiten erhalten eine schöne Beleuchtung. Die Kelten stellen eine mächtige Rasse, aber eine schwache Gesellschaft dar[723]). Die schon in der „Histoire de France" gegebene treffliche Vergleichung mit den Germanen wird hier wieder aufgenommen[724]) und bietet eine neue Bestätigung dafür, daß namentlich das ältere — „kymrische" — Keltentum, anthropologisch betrachtet, nichts anderes war als ein Quasigermanentum. Der Historiker freilich muß scheiden, und so wird denn z. B. von Martin auch den Kelten mit Recht ein hervorragender Anteil am mittelalterlichen Rittertum zugesprochen, wenn dies auch wieder in erster Linie von den Germanen getragen erscheint[725]). In den bretonischen Legenden wurzeln die Haupttypen der Ritterpoesie. Das Verhältnis von Rittern und Knappen läßt sich als altgallische Einrichtung bis auf Posidonius zurückverfolgen, auch das in der Tafelrunde symbolisierte Gleichheitsprinzip der Ritterschaft ist rein keltisch. Keltischem Geist entstammt die Galanterie im guten wie im schlimmen Sinne. Der keusche Ernst des Germanen und die christliche Geistigkeit läutern und idealisieren die Liebe im Verein mit gallischer Phantasie und Gefühlsmäßigkeit, aber der Urgrund bleibt gallisch.

---

720) Ebenda, p. 32. „Hist. de France", T. I, p. 172. Auf Michelets durch und durch geniale „Histoire romaine" braucht hier nicht zurückgegriffen zu werden, weil sie in unserem Römerkapitel ausgiebig zur Geltung gekommen ist.
721) Vorrede der „Histoire de France". — 722) P. 127 ss.
723) P. 118. — 724) P. 122 ss. — 725) P. 147 ss.

Den von der Vorsehung als Beleber und Erwecker gesandten Germanen, den Franken, die dem Lande wie der Sprache den unsterblichen Namen gegeben, den Normannen, die die alte gallische Eiche zum dritten Male zum Ergrünen gebracht haben, gilt alsdann unseres Verfassers begeisterter Gruß[726]). Hier stehe von diesen schwungvollen Ausführungen nur die knappe und doch erschöpfende Charakteristik der Normannen: „La race normande, souverainement active d'esprit et de corps, génie tout à la fois positif et artiste, avide de gloire comme de gain, prend la tête du mouvement dans la France du moyen âge." Dank diesen führenden Helden erklimmt dann das mittelalterliche Frankreich seine Höhe: „Ainsi, la France du 13. siècle, dans la politique et dans la guerre, dans les lettres et dans les arts, est vraiment la reine de l'Europe. La France du moyen âge est parvenue à son apogée."[727])

Wie Guizot, hebt auch Martin die sittlich veredelnden Wirkungen des Feudalsystems hervor und führt sie namentlich gegen die materialistischen Tendenzen der römischen Latifundienwirtschaft ins Feld, „arbre vénéneux dont le fatal ombrage faisait tout périr autour de lui[728])." Alles in allem gewinnt man aus Martin den Eindruck, daß ihm das Germanentum wie eine Art guter Geist vorgeschwebt habe, daher er auch mit Napoleon hadert, der diesen unterdrücken wollte: „Noble Italien de race, il est exclusivement l'homme du midi, surtout du midi toûrné vers l'orient. Il ne verra dans le génie de la France que l'élément impérial romain, que la tradition des Césars, absorbant la Gaule dans Rome et méconnaissant les affinités germaniques[729])." Anschauungen dieser Art mußten dann Martin auch in die Tiefen des Verständnisses für deutsch germanische Art führen, die er dem Genius seines Vaterlandes eng verbunden wünschte. Wir sahen früher, wie hellseherisch er sich in diesem Punkte geäußert, und wie der Weltlauf seine daraus erwachsenen Wünsche und Ratschläge für immer zunichte gemacht hat[730]).

Fast alles bisher Besprochene entfällt auf die Zeit der Restauration und des ersten Jahrzehntes des Julikönigtums. Die galloromanische und die germanische Strömung ringen in dieser Periode miteinander, aber vielleicht darf man doch von einem Übergewicht dieser letzteren als Fazit reden. Nur hieraus wenigstens läßt sich der Ton von Maßlosigkeit erklären, in welchem 1844 ein Mitglied des Instituts, B. Guérard, in den Prolegomena seiner Ausgabe des „Polyptyque de l'abbé Irminon" sich über die Germanen vernehmen ließ. Diese unerhörten Ausfälle, aus der Revue des Deux Mondes in eine streng gelehrte Monumentalpublikation hinübergenommen, bieten ein abschreckendes Beispiel dafür, bis zu welchem

[726]) P. 133, 137, 144. Im französischen Wortlaut die ganze Stelle „Gobineaus Rassenwerk", S. 514.

[727]) Der ganze Hymnus p. 162—165. — [728]) P. 146 ss.

[729]) P. 245 ss. Vgl. auch p. 255: „Napoléon a dit: ‚il n'y a plus de nationalités compactes en Europe'. C'est pour ce mot qu'il doit mourir à Sainte-Hélène."

[730]) Bd. I, S. 411 ff.

Grade tote Gelehrsamkeit den historischen Blick zu trüben vermag. Die Germanen bedeuten nicht nur die Vernichtung der Zivilisation, sondern das Unglück der Menschheit schlechthin. Ihnen eignet keinerlei Prinzip des Lebens, der Ordnung, der Dauerbarkeit. Sie führten nur ein elendes Dasein. Wenn sie gute Eigenschaften besessen haben, haben sie sie jenseits des Rheins gelassen. Gegen Rom haben sie die schlechtere Sache verfochten, wenn auch zum Siege geführt, was tief zu beklagen ist. Besser wäre es jedenfalls gewesen, wenn Rom sie unterworfen hätte, denn was dieses brachte, stand hoch über allem, was der Welt von den Germanen gekommen ist, wovon nicht einmal die von Guizot gepriesene Freiheit als ein wirkliches Gut sich erweist. Nur in dem Maße hat unser Westen, nachdem er einmal den Stößen der Nordvölker unterlegen, sich wieder erheben können, als wir uns von allem, was wir Germanisches an uns trugen, befreit haben. Heller Zorn lodert aus der Erwiderung, die später Gobineau auf diese Schmähungen gegeben hat. Aber sie riefen auch sofort die Gegenschrift eines germanischen Belgiers aus den Stammprovinzen der Franken hervor: P. A. F. Gérards „La barbarie franke et la civilisation romaine" (Brüssel 1845). Wie immer in solchen Fällen, blieb auch in diesem die Gegenübertreibung nicht aus: alles Schlimme in Mittelalter und Neuzeit, jede Art von Despotismus, Lehnsherrschaft, Papsttum, selbst bis auf Napoleons Militärherrschaft herab, wird auf den Einfluß Roms zurückgeführt, alles Heil von der „barbarie franke" abgeleitet. Indessen enthält die mit viel Wärme und Beredsamkeit abgefaßte Schrift doch allerlei Gutes. Als ihren schlagkräftigen Kern möchte ich den bündigen Nachweis bezeichnen, daß die Trennung zwischen Franken und Galloromern durchaus nicht so streng kastenmäßig vor sich gegangen ist, mindestens nicht so vorgehalten hat, wie von manchen Historikern tendenziös behauptet wird, daß im Adel Frankreichs viele Galloromanen, im Volke viele Franken aufgegangen sind, und daß beide gemeinsam, wenn auch unter germanischer Führung, die französische Geschichte geliefert haben.

Uns erscheint heute diese ganze heftige Auseinandersetzung als eine belanglose Episode, die wir nicht einmal allzu ernst nehmen dürfen. Entbehrt es doch nicht eines gewissen Humors, wie diese beiden Gerharde über Wert oder Unwert der gemeinsamen Nährmutter Germania einander in die Haare geraten. Aber nun zurück zu besseren Dingen!

Wie wenig die wüsten Angriffe Guérards auf die Dauer zu bedeuten hatten, zeigte sich schon bald in der Art und Weise, wie ein Mann von ganz anders klangvollem Namen, Henri Martin, über das gleiche Thema sich vernehmen ließ. Auch von christkatholischer Seite kam man jetzt den Germanen zu Hilfe. Im gleichen Jahre mit des Genannten „De la France" erschienen A. F. Ozanams „Etudes Germaniques", in denen auch dieser sich als Germanenenkel bekennt und den Ahnen nachrühmt: „Ils mirent leur épée au service de notre foi, leur liberté dans nos institutions et leur génie dans nos arts"[731]), auch im einezlnen treffend dartut[732]), wie

731) T. I 5, p. 7. — 732) T. II 5, p. 331.

jeder größeren Epoche der französischen Geschichte eine germanische Invasion vorangegangen sei. Ungleich stärkeren Widerhall noch fand einige Jahre später eine andere katholische Stimme, die des Grafen Montalembert, der in einer berühmt gewordenen Stelle seiner „Moines d'occident" die sittlichen und geistigen Wandlungen, welche durch den Eintritt der Germanen in die römische Welt herbeigeführt wurden, erhobenen Tones feierte[733]).

Von größter Bedeutung für die historische Literatur Frankreichs wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Aufschwung, den die Rassenkunde nahm, und die immer engere Verbindung, in welche beide Wissenschaften nunmehr traten. Noch in den fünfziger Jahren begann Roget de Belloguets vierbändiges Werk „Ethnogénie Gauloise" zu erscheinen, das in der Hauptsache das Thema Amédée Thierrys — eine möglichst allseitige Darstellung des Keltentums — wieder aufnahm, sich aber dafür die in einem Menschenalter errungenen Fortschritte methodologischer wie sachlicher Natur mit allseitiger Gründlichkeit zu eigen machte. Was der genannte hervorragende Vorgänger als Ziel aufgewiesen und angebahnt hatte, hier ist es voll erreicht, das innige Zusammen- oder Parallelarbeiten von Anthropologie, Linguistik, Archäologie und Geschichte zur Gewinnung ethnologisch-historischer Erkenntnisse. Galt dieses große Werk vorwiegend der Haupt- und Stammrasse Frankreichs, so hatte Roget früher schon nicht weniger als drei preisgekrönte Werke der Geschichte Burgunds und der Burgunder, insonderheit deren Ursprung und Wanderungen, gewidmet. Übrigens aber kommen die Germanen auch in seinem Keltenwerke durchaus nicht zu kurz. Wiewohl deren Schwächen sehr wohl von ihm erkannt werden, führt er doch nicht nur die auszeichnenden Körpermerkmale, sondern auch den tapferen, kriegerischen Geist und den Enthusiasmus der Franzosen auf sie zurück und begrüßt vor allem auch die Verjüngung seines Volkes durch das germanische Element[734]). Ähnlich später ein anderer bedeutender Anthropologe und Prähistoriker, Arbois de Jubainville[735]): „Nous devons surtout aux Francs d'avoir ressuscité et fait sortir glorieux d'un tombeau cinq fois séculaire le génie militaire de notre nation condamné à mort par le despotisme romain; nous leur devons enfin les bases de notre politique extérieure. La France, comme l'empire allemand, est une création des Francs." Derselbe Autor betont dann in einem späteren Werke („Les Celtes depuis les temps les plus anciens", Paris 1904) dermaßen stark das germanische Element in seinem Vaterlande, daß er sogar so weit geht, für Deutschland mehr keltisches Blut als für Frankreich und umgekehrt (allerdings „vielleicht") für Frankreich mehr germanisches als für Deutschland in Anspruch zu nehmen.

---

733) Sie findet sich unter anderem vollständig wiedergegeben bei Woltmann, „Die Germanen und die Renaissance in Italien", S. 61.

734) T. II², p. 102. T. III, p. 53, 54, 545.

735) „Les premiers habitants de l'Europe", T. II², p. 5.

Wir schließen gleich hier, wenigstens mit einer nochmaligen kurzen Erwähnung, ein paar Werke an, die zwar in eine spätere Zeit entfallen, aber inhaltlich diesen Übergangswerken zwischen Anthropologie und Geschichte nahestehen: Boisjoslin, „Les peuples de la France. Ethnologie nationale“ (Paris 1878), ein geistvolles Buch, dessen Allgemeinbetrachtungen vielfach vortrefflich, den Kern der Sache treffend sind, dessen Einzeluntersuchungen dagegen Kritik vermissen lassen, kühne Kombinationen, auch wohl Oberflächlichkeiten aufweisen. Gut sind die historischen Übersichten, z. B. über die Keltenfrage[736]). Wissenschaftlich wertvoller und gediegener auch im einzelnen ist G. de Mortillets „Formation de la nation française“. Auch in diesem Buche sind aber als das Belehrendste die allgemeinen Übersichten und Gesamtbetrachtungen zu bezeichnen, von ersterer Art die historisch-anthropologischen[737]) und urgeschichtlich-palethnologischen[738]), von letzterer die über Eroberung, Unterjochung, Verpflanzung, Einfälle, Wanderungen[739]), über Faktoreien, Kolonien, Söldner usw.[740]), über bewegliche und stille Völker[741]). Als Dritter im Bunde sei der früh verstorbene Henri de Tourville genannt mit seiner „Histoire de la formation particulariste. L'origine des grands peuples actuels“ (Paris 1905), welches Buch noch einmal ganz von dem Gedanken erfüllt ist, daß im Germanischen die Seele und die treibende Kraft aller neueren Geschichte beschlossen sei, und diesen Gedanken an den Hauptvölkern Europas durchführt. Ein Grundzug schwungvoll feurigen Lebens charakterisiert das Buch, in welchem zwar die soziale Seite unverhältnismäßig stark hervorgekehrt ist, eben damit aber implicite wie explicite auch wertvolle Rassenaufklärungen, insbesondere zur Geschichte der Kommunen, zur Charakteristik der Sachsen, Franken und Normannen, gegeben werden. Einen besonders eifrigen Anwalt haben die Sachsen in diesem vielversprechenden jungen Autor gefunden.

Nachdem wir diese Entwicklung, auf die zum Teil schon Gobineaus Essai merklich eingewirkt hat, wenigstens in einigen ihrer wichtigsten Erscheinungen zu Ende verfolgt haben, bleibt uns noch ein Blick auf die letzten bedeutenden Historiker der Franzosen zu werfen. Zwei Namen stehen da im Vordergrunde, die, als Kronzeugen der Rasse, eine Zeitlang fast formelhaft in der französischen wie in der deutschen Tagesliteratur zusammen genannt wurden: Renan und Taine.

Renan ist wohl der für die Rasse ergiebigste von allen französischen Schriftstellern, welche über sie das Wort ergriffen haben. Wollte ich alles wiedergeben, was er dazu hat verlauten lassen, so würde das ein eigenes Buch ergeben, in jedem Falle aber den Rahmen des vorliegenden sprengen. So bleibt nur übrig, die Hauptkundgebungen — richtiger: die dauerbarsten und unanfechtbarsten — dem Leser etwas ausführlicher vorzuführen, auf die

[736]) P. 170 ss. — [737]) P. 143 ss. der zweiten Ausgabe von 1900.
[738]) P. 273 ss., 321—329. — [739]) P. 97—101.
[740]) P. 140 ss. — [741]) P. 135—139.

übrigen ihn nur hinzuweisen und ihn in den Stand zu setzen, sich anderswo darüber zu unterrichten[742]).

Das Unstete, Widerspruchsvolle, fast Flackernde, das, mit seiner gesamten geschichtsphilosophischen Einstellung, auch seine Stellung zur Rasse in Renans Lebenswerke als Ganzem aufweist, erklärt sich zur Genüge aus einer gewissen Weichheit und Bestimmbarkeit seines Naturells, die ihn, bei aller Zähigkeit und aller Intensität des Empfindens, doch den verschiedensten, ja entgegengesetztesten Einflüssen zugänglich machte[743]). Im Punkte der Rassen lehren dies am augenscheinlichsten Augustin Thierry und Gobineau. Die Einwirkung des letzteren auf Renan war in den fünfziger Jahren so stark, daß beide in Aufsätzen der Zeit als die Häupter einer neuen Schule, welche die Geschichtschreibung auf die Rasse begründen wollten, bezeichnet wurden. In der Tat haben sich Gobineaus Lehren wohl mit keinem je näher und mannigfacher berührt. Die allgemeine Anschauung von der Rasse und ihrer Bedeutung für das geschichtliche Völkerleben, die Auffassung des Grundwesens von Semiten und Ariern und ihrer Stellung und Bedeutung in der Kulturgeschichte, die ganze Betrachtung dieser Völkergruppen als lebendig, rassenhaft durch die Geschichte dahinwirkender Mächte, ja gleichsam Persönlichkeiten, die Überweisung der heilsam führenden Rolle für die neueren Zeiten an die Germanen, die Beurteilung selbst der verschiedenen Phasen der französischen Geschichte aus dem germanischen Gesichtswinkel, die Bezeichnung insbesondere des Mittelalters als einer „période germanique" — das alles insgesamt ergibt für das Jahrzehnt des Essai eine fast völlige Identität des geschichtsphilosophischen Stand-

[742]) Vorab sei bemerkt, daß unsere Betrachtung hier nur dem Geschichtsphilosophen Renan gilt. Als Orientalist und Religionshistoriker ist er in unseren früheren Bänden vielfach zu Wort gekommen. In jener seiner Eigenschaft als Geschichtsphilosoph nun hat Renan mannigfache, ja radikale Wandlungen durchgemacht, über welche Ernest Seillière in einer größeren Studie „L'impérialisme germaniste dans l'oeuvre de Renan" („Revue des deux Mondes", 15. octobre und 15. novembre 1906. Auch im Sonderdruck erschienen) sehr interessant berichtet hat. Das Verhältnis Renans zu Gobineau ist eingehend und nach den Akten dargestellt worden vom Verfasser in dessen „Gobineaus Rassenwerk", S. 42—57. Renan, der dabei in wenig erfreulichem Lichte erscheint, wird dort als der durch den Essai stärkest beeinflußte Denker erwiesen. Was Chamberlain, Grundlagen S. 218, 225 ff., 290 ff., 324 ff., 327 über Renan als Rassendenker und Charakter sagt, mag, als allzu scharf, in Einzelheiten anfechtbar sein, in der Hauptsache ist es wohl unzweifelhaft richtig.

[743]) Renans eigene Abstammung kommt hierbei nicht wenig ins Spiel: er war reiner Bretone, „il appartient à la race bretonne pure, à cette race triste, douce, inflexible, dont il a si bien parlé" (Sainte-Beuve, „Nouveaux lundis, T. 2, Paris 1888, p. 384). In der Tat kommt er immer wieder auf seine Stammrasse zurück, für die er eine Anhänglichkeit ohne Grenzen empfand. „Nousautres Bretons", sagt er in einem Aufsatze über die keltische Poesie, „nous croyons que l'homme doit plus à son sang qu' à lui-même", und von den altkeltischen Erinnerungen: „sie bedeuteten ihm weit mehr als einen Gegenstand des Studiums, zu ihnen flüchte er sich wie in ein ideales Vaterland. In der Clansluft der bretonischen Feldarbeiter und Seeleute erhalte er sich seine seelische Kraft inmitten eines erloschenen Landes und einer hoffnungslosen Zeit". (Ebenda, p. 408.)

punktes Gobineaus und Renans, die auch die innige Annäherung an deutsches Geistesleben gemeinsam haben[744]). Später freilich ist Renan ziemlich von allen diesen Anschauungen mehr oder minder abgekommen — begreiflich, da sie ihm eben nicht aus seinem eigensten Wesen erwachsen, sondern, mindestens teilweise, von außen zugetragen waren, im Gegensatz zu Gobineau, dem sie im Blute lagen, und der sie daher auch sozusagen von der Wiege bis zum Grabe durchs Leben getragen hat. Gerade in diesen späteren Arbeiten aber findet sich, wie man zugeben muß, noch so viel des Vortrefflichen über die Rasse und ihre Wirksamkeit, daß hier wenigstens das Wichtigste daraus folgen möge, um so mehr, da es nicht nur seinerzeit ein Korrektiv des Überschießenden in Gobineaus System bedeutete, sondern heutigen Tages noch ebensogut berufen scheint, Übertreibungen und Einseitigkeiten im Zeichen der Rasse einzudämmen.

Mit das Beste, was Renan über die Rasse gesagt hat, ja, was überhaupt darüber gesagt worden, enthält der Aufsatz „Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques“ im „Journal Asiatique“, Sér. V. T. 13, 1859, p. 444 ss. Die Geschichte, heißt es da, ist das große Kriterium der Rassen, wie die Praxis des Lebens den Maßstab der Individuen abgibt. Die Tatsache der Rasse ist eine für die Geschichte der Menschheit entscheidende. Gleich zu Beginn liegt die Trennung in Familien mit verschiedenen Gaben und verschiedenen Fehlern vor, deren Kreuzung später Heil oder Unheil über die Menschheit heraufführt. Die Rasse war damals allüberwiegend und regelte alles in den menschlichen Beziehungen. Allgemach aber verlor sie an Wichtigkeit. Ereignisse, die über die Rasse hinausgingen und einen universellen Charakter trugen, propagandistische Religionen wie Buddhismus, Christentum und Islam, Eroberungen wie die Alexanders, um sich greifende Zivilisationen wie die römische und die der neueren Völker, schufen künstliche Gesamtbilder, in denen die Idee der Rasse auf den zweiten Plan zurückgedrängt wurde, ohne doch ganz zu verschwinden. Einige neuere Völker, wie das französische, haben es sogar fertiggebracht, diese Idee gänzlich auszuschalten und — wenigstens offiziell — ihr Gesellschaftssystem auf die Gleichheit der Menschen, als abstrakter Einheiten, ohne Rücksicht auf ihre Abstammung, zu begründen. Die entgegengesetzten Theorien, welche von der Verschiedenheit der Rasse ausgehen, werden dort als paradox, mindestens als übertreibend, angesehen. Man vergißt, daß außerhalb Westeuropas der Unterschied der Rassen noch eine Wichtigkeit ersten Ranges besitzt, und daß in der Vergangenheit dieser Unterschied das Geheimnis aller Vorgänge der Weltgeschichte in sich schließt.

---

744) Seillière hatten sich die Parallelismen in Renans Revue d. d. M.-Aufsätzen der fünfziger Jahre mit dem Essai Gobineaus dermaßen aufgedrängt, daß er (a. a. O., p. 20 des Sonderdrucks) den einen derselben „un véritable manifeste germaniste et féodaliste“ nennt und von einem anderen (p. 25/26) sagt: „Ces pages hardies et spécieuses renferment l'essence du Gobinisme.“ Einzig der pessimistische Schluß des Essai fehle diesem noch. Auch diesen freilich hat Renan später gründlich nachgeholt. Das von Seillière p. 42/43 mitgeteilte Zukunftsbild der Menschheit könnte von Gobineau herrühren.

Gewiß ist es bei der enormen Kreuzung von Blut und Ideen, welche die Jahrhunderte gebracht haben, unmöglich, eine Statistik der Urmenschheit aufzustellen und genau zu sagen, was eine jede der sie bildenden Familien zu dem gemeinsamen Grundstock der Gattung beigesteuert hat. Aber die ursprünglichen Antriebe bestehen fort, auch wenn die Rassen, welche sie gegeben haben, verschwunden oder doch nicht mehr erkennbar sind. Die Rassen sind im Anfange physiologische Tatsachen, laufen dann aber mehr und mehr auf geschichtliche hinaus, bei denen das Blut immer weniger in Frage kommt. Sie sind Dauerstämme, Typen des menschlichen Lebens, die, einmal begründet, nicht mehr sterben, wohl aber oft von Individuen ausgefüllt werden, welche mit deren Begründern fast keinerlei physisches Verwandtschaftsverhältnis mehr haben. Wir wissen nicht, ob die großen Grenzziehungen innerhalb der Menschheit auf deren Entstehung zurückgehen, oder ob spätere Gruppierungen vorliegen, die dann zu ständiger Trennung geführt haben. Sicher aber ist, daß mit der Zeit die Rassen nur noch geistige und moralische Formen (moules) bedeuten. Die gewichtigsten geistigen Umwälzungen sind manchmal das Ergebnis einer wenig beträchtlichen Bluteinflößung gewesen. Fast überall hat die indoeuropäische Rasse sich in kleinen Trupps ausgebreitet, welche im Verhältnis zu den unterworfenen Völkerschaften verschwindend kleine Minderheiten bildeten. Unter diesen Einschränkungen bleibt die Idee der Rasse die große Deuterin der Vergangenheit. Zum Schluß ergeht auch Renan sich in Betrachtungen über die herannahende allgemeine Angleichung, die insofern einen Fortschritt zum Spiritualismus hin bedeute, als sie den Menschen seinen irdischen Ursprung vergessen mache und nur noch eine Brüderlichkeit auf Grund seiner göttlichen Natur bestehen lasse. Aber von Hause aus sei die Verschiedenheit doch einmal vorhanden, und in die ganze Verwickeltheit der menschlichen Dinge werde man nur eindringen können, wenn man der Vergangenheit in ihren rassischen Zusammenhängen nachgehe, welche das Geheimnis der Ideen, Sitten und Einrichtungen gerade auch derjenigen bergen, welche die Erinnerung daran am vollständigsten verloren haben.

Ähnlich kennzeichnet Renan diesen seinen einschränkenden Standpunkt der Rassenlehre gegenüber nochmals in seiner „Histoire générale des langues sémitiques“[745]), wo er ebenfalls dartut, daß der ursprünglich unbegrenzte Einfluß der Rasse durch eine Menge anderer aufgewogen werde, welche den des Blutes manchmal zu überragen, ja ganz zu ersticken scheinen. Und noch wieder an anderer Stelle[746]) sagt er: Die Rasse ohne die Einrichtungen bedeutet wenig. Die Einrichtungen sind wie die Faßreifen, welche den Inhalt eines dauerhaften Behälters bestimmen. Von allen Einrichtungen aber ist die lebenskräftigste die Sprache. Sie hat sich denn auch in der Trennung der menschlichen Gruppen allmählich fast ganz an die Stelle der Rasse gesetzt, oder vielmehr, das Wort Rasse hat seinen Sinn geändert. Sprache, Religion, Gesetze und Sitten bedingten die Rasse weit

[745]) P. XV. — [746]) „Histoire du peuple d'Israël“, T. I[4], p. 2, 3.

mehr als das Blut. Das Blut selbst pflanzte durch die Erbeigenschaften, die es übertrug, Einrichtungen, anerzogene Gewohnheiten reichlich so sehr wie in den Lebenskeimen gegebene Anlagen fort.

Endlich in einem Vortrage in der Sorbonne vom 11. März 1882[747]) erörtert Renan das Verhältnis von Rasse und Nation. Er führt aus, wie Nation und Rasse in Sparta und Athen, bei den Israeliten und Arabern zusammengefallen seien, seit dem Römerreich und in der modernen Welt dagegen auseinanderfallen. So bedeutet denn nun auch die Rasse ein anderes dem Zoologen und Anthropologen, dem sie eine reelle Abstammung, eine Blutsverwandtschaft widerspiegelt, ein anderes dem Historiker und Linguisten. Die zoologischen Ursprünge der Menschheit liegen unverhältnismäßig viel weiter zurück als die der Kultur, der Zivilisation, der Sprache. Urarier, Ursemiten und Urturanier hatten bereits keine physiologische Einheit mehr: Brachyzephalen und Dolichozephalen befanden sich in den menschlichen Gruppen, welche die Sprache wie die Lebensregeln der Genannten schufen. Diese Gruppierungen sind historische Tatsachen, welche sich zu bestimmten Zeiten vollzogen haben, während der zoologische Ursprung der Menschheit sich in unergründlichem Dunkel verliert. So ist das Studium der Rasse von kapitaler Wichtigkeit für den Gelehrten, der sich mit der Geschichte der Menschheit befaßt, wohingegen, die Politik auf ethnographische Analyse begründen zu wollen, auf Schimären hinauslaufen würde, da es reine Rasse nicht mehr gibt, sondern überall nur Zusammensetzungen vorliegen.

In diesem Vortrage schon beginnen die Rückzugsmanöver Renans, welche Seillière dargestellt und Chamberlain so scharf gegeißelt hat. Wir können sie hier beiseite lassen, da es für uns von größerer Wichtigkeit ist, daß die im vorstehenden wiedergegebenen Hauptgedanken seiner späteren Arbeiten die Lage der Rasse in der heutigen Welt in äußerst zutreffender Weise spiegeln. Man nehme nur den einen Satz, daß der Unterschied der Rassen außerhalb Westeuropas noch die allergrößte Rolle spiele und auch in letzterem Bereich das Geheimnis aller weltgeschichtlichen Vorgänge der Vergangenheit in sich begreife. Kann es sprechendere Belege für ihn geben, als — für seine erste Hälfte — die ungeheure Bewegung im Islam, welche, unter arabischer Führung Nation um Nation mit fortreißend, die Welt des Orients durchflutet und ein riesiges Araberreich, mit einer Art Papsttum oder Kalifat, von Marokko bis Indien, in Aussicht stellt, für die zweite Hälfte das Los und das Ringen der Vlamen, die, ganz wie vordem die Polen, nicht ruhen und rasten wollen, bis sie auch als Nation das sein dürfen, als was sie sich als Rasse fühlen?

Wir brechen ab, da wir dies alles nicht weiter verfolgen können. Es ging uns nur darum, zu zeigen, daß Renan unter den Geistern, die Klarheit über die Rasse geschaffen haben, ein hervorragender Platz gebührt. Nicht im gleichen Maße läßt sich dies von Taine sagen.

[747]) „Qu'est-ce qu' une nation?" (Aufgenommen in die „Discours et conférences", Paris 1887, p. 277—310.)

Taine kam von ganz anderer Seite zur Rasse als Renan. Er war Schüler Comtes. Der corps social schwebt auch ihm durchgehends vor. Die Durchdringung von Natur und Geschichte ist für ihn Faktum und Aufgabe. In seinem Hauptwerke, den „Origines de la France contemporaine“, sagt er geradezu: „On permettra à un historien d'agir en naturaliste“[748]), was von seiten der ersteren natürlich lebhafte Widersprüche hervorrief. Taine aber schrieb, auf Comte fußend, der modernen Wissenschaft eine umwälzende Rolle zu. Ihr Weltgemälde sei fortan kein Phantasiegemälde mehr, sondern nach der Natur gemalt[749]). Dies „milieu moderne“ — so war der Titel des letzten Buches geplant — sollte sein unvollendet gebliebenes Werk beschließen.

Das Hauptmittel der neuen Darstellungsweise gab nun eben für Taine die Rasse ab. In der Einleitung seiner „Histoire de la littérature anglaise“, die ebenso unter Thierrys, wie seine späteren Arbeiten höchst wahrscheinlich unter Gobineaus Einwirkung zustande gekommen sind, finden sich die berühmten Allgemeinbetrachtungen über Wesen und Einfluß der Rasse in der Geschichte, welche an Intensität des Sinnes wie des Ausdruckes von keinem je überboten worden sind[750]). Wenige Proben mögen genügen. Mit welcher Beredsamkeit schildert er die durchschlagende Beweiskraft, welche in dem Bestehen und Fortwirken der arischen Rasse gegeben ist: „Il y a là une force distincte, si distincte qu'à travers les énormes déviations que les autres moteurs — das „milieu“ und der „Moment“, die Gelegenheitskonstellation — lui impriment, on la reconnaît encore, et qu'une race comme l'ancien peuple aryen éparse depuis le Gange jusqu'aux Hébrides, établie sous tous les climats, échelonnée à tous les degrés de la civilisation, transformée par 30 siècles de révolutions, manifeste pourtant dans ses langues, dans ses religions, dans ses littératures et dans ses philosophies la communauté de sang et d'esprit qui relie encore aujourd'hui tous ses rejetons si différents qu'ils soient.“ Und sodann die Endeszusammenfassung: „Telle est la première et la plus riche source de ces facultés maîtresses d'où dérivent les événements historiques; et l'on voit d'abord que, si elle est puissante c'est qu'elle n'est pas une simple source, mais une sorte de lac et comme un profond réservoir où les autres sources, pendant une multitude de siècles, sont venues entasser leurs propres eaux.“ Ebenso geben die ersten Kapitel über die Sachsen und Normannen auf Schritt und Tritt Belege dafür, wie sehr es Taine aufgegangen war, daß die Geschichte eines Volkes, vor allem seine Geistesgeschichte, in erster Linie Rassengeschichte ist. Auch die späteren Werke, die „Philosophie de l'art“ und die „Origines“, bringen dann noch eine reiche Fülle von

[748]) T. I, p. V. Vgl. hierzu Albert Sorel, „Etudes de littérature et d'histoire“, Paris 1901, p. 45 ss.: „Taine et Sainte-Beuve“.

[749]) T. VI, p. 140.

[750]) Über die Frage der Beeinflussung Taines durch Gobineau s. „Gobineaus Rassenwerk“, S. 59—62, 64.

Anwendungen des Rassengedankens auf die verschiedensten Gebiete der politischen, der Kultur- und vor allem der Kunstgeschichte[751]).

Von der Auffassung Gobineaus trennt Taine vornehmlich zweierlei: erstlich, daß er in weit stärkerem Maße die Einwirkungen des Milieus mit denen der Rasse verquickt, ja erstere stellenweise so stark betont, daß fast der Schwerpunkt auf ihnen zu liegen scheint, und sodann zweitens, daß er die Rasse meist als etwas mehr oder minder Einheitliches auffaßt, das Mischungsproblem dagegen, Gobineaus eigentliches Hauptproblem, fast ganz außer acht läßt. Weiter als Gobineau ist er dagegen in der Analyse des Wesens hervorragender historischer Persönlichkeiten auf rassischer Grundlage gegangen. Er führt damit gewissermaßen den Gedankengang fort, der ihn an einer wunderschönen Stelle der „Philosophie de l'art" die Helden der Sage und Dichtung aus Herz und Seele der Völker herauswachsen zu lassen lehrt[752]). Berühmt sind namentlich seine Charakteristiken Byrons in der „Histoire de la littérature anglaise" und Napoleons in den „Origines" geworden. Auf erstere kommen wir in unserem Schlußkapitel, über letztere hier einige Worte.

Mit Recht faßt Taine einen solchen Ungeheuergroßen als Produkt und Typus einer Rasse in dem Sinne auf, daß er das oder die zu ihr gehörigen Völker im Gesamtdurchschnitt vieler Jahrhunderte und in allen in ihnen vereinigten Ideenkomplexen verkörpere. So geht er aufs genaueste nicht nur im allgemeinen der Genealogie Napoleons nach, um zunächst seine menschliche Erscheinung als Toskaner-Korse zu erklären, er weist auch den durchgehenden geistigen Zusammenhang mit dem Italienertum in seinem Leben und Wirken nach. Er führt den Spruch des Alfieri an, daß die Pflanze Mensch nirgends kräftiger gedeihe als in Italien, und führt ihn weiter in dem Sinne, daß er für kein Zeitalter in dem Maße gegolten habe wie für das der Renaissance. „Ce qui distingue d'abord un homme de ce temps-là, c'est l'intégrité de son instrument mental (im Gegensatz zu der Vereinseitigung, Abnutzung, Degradierung zu bloßer Routine, der unser Geist verfallen sei)." Napoleon war ein solcher in der ab-

[751]) Aus den „Origines" möchte ich ganz besonders noch die Betrachtungen über die Bedeutung der Aristokratie (T. II, p. 188 ss.) herausheben. P. 211 erwidert Taine auf das in der Revolution mit Bezug auf die Emigranten gefallene Wort eines Deputierten: „La France se purge": „En effet, elle se vide de la moitié de son meilleur sang." Den höchsten Triumph feiert die Rasse, oder doch Taine als ihr Verkünder, in der von Geist überströmenden „Philosophie de l'art." Die Parallele mit der Natur wird dort für die gesamte Kulturwelt mit wahrer Zähigkeit durchgeführt. Erleichtert wird das dem Autor dadurch, daß er — namentlich auch in seiner Darstellung der Persistenz, T. I, p. 226 u. ö. — Rasse und Milieu immer ganz unmittelbar zusammen begreift. Glänzend, wenn auch nicht durchweg einwandfrei, sind die Charakteristiken der Hauptvölker, Griechen, Germanen, ganz besonders der mit sichtbarer Vorliebe behandelten Niederländer, und Romanen, prächtig getroffen die Porträts der die modernen Völker widerspiegelnden Haupttypen, Don Quijote, Robinson, Figaro (T. II, p. 261). Vgl. auch über die Maler als Rassenbildner ebenda, p. 279/80.

[752]) T. II, 296 ss. Von uns abgedruckt im Bd. I, S. 186.

gelegenen Isolierschicht Korsikas herangewachsener Mann „de sang vierge et de race neuve", ein Anachronistisch-Unmoderner, Überzeitlicher, ein nachgeborener Bruder Dantes und Michelangelos, einer der drei souveränen Renaissancegeister, nur daß jene auf Papier und am Marmor, er am lebenden Menschen arbeitete. Genau genommen geht allerdings Napoleon geistig eher noch auf die alten Italiener zurück. Er war jedenfalls ein urrömischer, antigermanischer Geist. Taine nennt ihn „Le Dioclétien d'Ajaccio, le Constantin du Concordat, le Justinien du code civil, le Théodose des Tuileries et de Saint-Cloud". Seine Kaiseridee geht über die deutschen Kaiser, als deren Nachfolger er sich seit 1806 betrachtete, auf Karl d. Gr., über Karl d. Gr. auf die Römer zurück, bedeutet aber nicht etwa eine Kopie oder ein Plagiat, sondern einen Fall von Atavismus: „Elle lui est suggérée par la forme de son intelligence et par les traditions de sa race[753])." Alles in allem dürften wir heute, nach Woltmanns Vorbilde, das gleiche Fazit etwa in die Worte fassen: germanischen Geblütes, aber in italienischer Umwelt und römischer Tradition, wie so viele andere, zum Antigermanen geworden.

Es läßt sich denken, daß schon zu dieser über und über geistvollen Charakteristik dieser und jener Historiker Vorbehalte machen wird. Und das muß man überhaupt zu vielem in Taines Behandlung der Rasse, das weitaus zu vag und alles andere als durchsichtig ist. Er schwelgt zu Zeiten in Rasse, aber er vergißt dann auch wohl, wie sehr die in ihrem Namen aufgestellten großen Thesen der eingehendsten empirischen Belege bedürfen. Ganz vergriffen hat er sich so in der Frage der Germanisierung Italiens, wo seine Darstellung[754]) nach dem Woltmannschen Buche wie ein Kartenhaus zusammenfällt. So wird man sich in wesentlichen historischen Fragen unter Umständen lieber dem rassescheuen Tocqueville als dem rassetrunkenen Taine anvertrauen, und jener diesen vielleicht überhaupt überdauern, trotz der gewaltigen Wirkungen, die auch er errungen und voll verdient hat. Vielleicht wären sie dauernder gewesen, wenn er im Punkte der Rasse das „Ne quid nimis" mehr beherzigt hätte[755]). So hat er jedenfalls eine gegen sie gerichtete Reaktion auch im französischen Historiker-Lager hervorgerufen, wo Taines allzufreies Schalten mit dem Rassenbegriff geradezu eine Angst vor etwas wie Konfusion erweckt zu haben scheint. Wir erwähnten früher die Proteste der Methodiker (S. 283 ff.). Neben ihren Kundgebungen tritt der faktische, in der Anwendung einer Gegenmethode sich äußernde Protest einzelner hervorragender Vertreter des Faches in konkreten Geschichtswerken.

Da treffen wir zunächst auf den Mann, der, wenn einer, an das Germanenproblem noch einmal sine ira et studio herangetreten ist und eben

[753]) „Origines", T. V, p. 5, 23/24, 182—88.

[754]) „Philosophie de l'art", T. II, p. 125—27.

[755]) Sainte-Beuve („Nouveaux lundis", T. VIII⁴, p. 67) wirft ihm nicht mit Unrecht vor, daß er ehrlicher Weise seine englische Literaturgeschichte englische Rassen- und Kulturgeschichte hätte nennen müssen.

dadurch zu seiner Klärung mehr beitragen konnte, als es manchem vor ihm unter trübenden zeitgeschichtlichen Einflüssen möglich gewesen war: Fustel de Coulanges[756]). Er hat sich darüber selbst einmal sehr einleuchtend und unmißverständlich geäußert: vorgefaßte Meinungen hätten bisher in der Frage französischer Ursprünge zu sehr das Wort geführt, Parteigeist auf seiten der Franzosen, Patriotismus auf seiten der Deutschen. Der sei zwar eine Tugend, die Geschichte aber eine Wissenschaft, daher man beides nicht vermengen dürfe[757]). Daß Fustel die Bedeutung des Blutes voll erkannt, hat er an hundert Stellen bewiesen. Nur macht er, wohl durch Taines Beispiel gewitzigt, an keiner viele Worte davon. Vor allem aber will er Werturteile über die Völker ausgeschlossen sehen[758]). Was insbesondere die Germanen anlange, so seien sie abwechselnd ungerecht herabgesetzt und maßlos gefeiert worden. Die Wahrheit liege in der Mitte. Gegen die Verherrlicher des germanischen Freiheits-(oder Unabhängigkeits-) Sinnes führt er an, daß doch die meisten Germanen in den Banden persönlicher Abhängigkeit gelebt hätten, daher man besser von einem Geiste der Unterordnung (subordination) bei ihnen rede[759]). Die ungeheure Sachlichkeit dieses Forschers, die ihn unter anderem auch zum Urkundenpuritaner macht[760]), hindert ihn gelegentlich doch wohl auch an größeren, freieren Ausblicken: so, wenn er die Anschauung, wonach die Germanen die verderbte Gesellschaft des Römerreiches regeneriert hätten, als eine rein moderne, nicht gelten zu lassen wagt, weil sie in den Urkunden der Zeit nicht genügende Stütze finde! (Was übrigens, im Hinblick z. B. auf Salvian, nicht einmal zutrifft[761]).)

Auch der letzte große Historiker der Franzosen, Albert Sorel, nimmt, wiewohl naher persönlicher Freund und großer Bewunderer Gobineaus, der Rasse gegenüber eine sehr reservierte Stellung ein. Schon prinzipiell hält er nicht viel von ihr, er findet sie „sehr ungewiß und konfus in ihren Daten"[762]). Vor allem aber haben ihn die Ausartungen geschreckt, zu denen ihr Mißbrauch in geschichtsphilosophischer oder gar politischer Absicht geführt habe. Im Schlußbande seines Kolossalwerkes „L'Europe et la Révolution française"[763]) zählt er eine ganze Reihe von Wissenschaften auf, die als Vorwand hätten herhalten müssen, um die Menschen zu klassifizieren, zu teilen und zu knechten, und in einem anderen Werke brandmarkt er das System der Nationalitäten, das er mit der Demokratie zusammenbringt, und das mehr Kriege entfesselt habe und noch entfesseln werde, als ehedem die religiösen Streitigkeiten oder der Ehrgeiz der Könige. Galt es dort

[756]) Die Belege hierfür bringen unsere früheren Bände in Fülle. Ganz besonders sei auf seine „Invasion germanique" (von uns Bd. I, S. 318 ff. besprochen), als von bahnbrechender Bedeutung, hingewiesen. Auch Fustels Verdienste um die alte Geschichte („La cité antique") dürfen hier nochmals nicht unerwähnt bleiben.
[757]) „La monarchie Franque", Paris 1888, p. 30 ss.
[758]) „L'invasion germanique", p. 216. — [759]) Ebenda, p. 288 ss., 290.
[760]) „La monarchie Franque", p. 32, 33.
[761]) „L'invasion germanique", p. 554 ss.
[762]) „Montesquieu", p. 117. — [763]) P. 509 ss.

immer nur einem abstrakten Prinzip, dem Staat, dem Königtum, hier wird der Mensch in seinem Blut, seiner Rasse betroffen; die Leidenschaften, welche ehemals nur einige Individuen bewegten, erfassen jetzt die Masse des Volkes[764]). Dem steht denn freilich der begeisterte Preis der Nation — deren Substrat eben doch die Rasse ist — gegenüber, den wir an früherer Stelle wiedergegeben haben[765]), und was Rasse sei, hat gerade Sorel, trotz theoretischer Ablehnung, lebhaft empfunden, er, der sich immer mit Stolz als Normanne fühlte. Was seine Stellung in der Wissenschaft anlangt, so war er ja vor allem, in Rankescher Weise, ein allererster Beherrscher der diplomatischen Seite der Geschichte. Und so fällt denn auch in seinem Hauptwerke, das die Rückwirkungen der Revolution auf Gesamteuropa diplomatisch klarlegt, das Fehlen rassischer Betrachtungsweise weit weniger unliebsam auf als in Sybels Geschichte der Revolution, welche dieses Ereignis als solches und an seinem Entstehungsherde behandelt.

In dem vortrefflichen von Ernest Lavisse geleiteten Sammelwerke „Histoire de France" sind die Rassenverhältnisse klar und besonnen, aber knapp, vielleicht etwas zu knapp, behandelt. Sehr anzuerkennen ist die große Objektivität, mit welcher die germanischen Verhältnisse dargestellt sind, unter mindestens ebenso starker Berücksichtigung der deutschen wie der französischen Literatur. Ähnliches gilt von der „Histoire générale" Lavisse-Rambauds, in deren ersten Bänden namentlich die Ethnographie einen breiten Raum einnimmt und sich durchweg auf der Höhe der Wissenschaft hält[766]).

Von Historikern des Altertums hat besonders Maspéro dieser Seite der geschichtlichen Forschung die größte Sorgfalt zugewandt. Seine „Histoire ancienne des peuples de l'Orient" enthält eine Fülle der wertvollsten Nachweisungen zur Rassengeschichte der alten Völker. Dagegen kehrt nun wieder Duruy in seiner „Histoire des Romains" die bedenkliche Seite aller dieser „questions d'origine et de filiation" hervor, wo durch das Für und Wider gar nicht durchzukommen sei, und eine Masse zweifelhafter Beweise den Geist mehr ermüde als aufkläre. Er führt dann das Beispiel Niebuhrs an, der zuerst auch von dem Mißbrauch der Phantasie im Punkte der Pelasger gesprochen, und daß der Widerwille dagegen ihn abgehalten habe, sie näher zu behandeln, dann aber später der Neigung, die ihn, wie so viele seiner Landsleute, mit fortriß, die verloren gegangene Geschichte zu erraten, nicht habe widerstehen können[767]).

Das Korn Wahrheit, das diese letztere Äußerung enthält, vor Augen, wollen wir uns diesen Landsleuten jetzt zuwenden und haben da gleich zu Anfang einen Unterschied von den französischen Historikern festzustellen,

764) „Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande", T. II, p. 368 ss.

765) Bd. I, S. 294.

766) Im einzelnen sei verwiesen auf T. I, p. 47 ss., 51 ss. („Les Germains"), p. 688 ss. („les Slaves"), T. II, p. 756 ss., 772 ss., 794 ss.: Die mittelalterlichen Einwanderungen der Deutschen in Böhmen, Polen und Ungarn, p. 830 ss. „Les Roumains", p. 884—899. „Origines des nations turques".

767) „Histoire des Romains", T. I, p. XXXVI.

der für uns bezeichnend ist: daß wir uns nämlich am ersten, und dann am eifrigsten und häufigsten, der Universal- oder Weltgeschichte zugewandt haben und vornehmlich von ihr aus, nicht, wie die Franzosen, von einzelnen Volks- oder Landesgeschichten aus, auch zur Herausarbeitung des Rassenbegriffes für die Geschichte gelangt sind.

Unser erster Universalhistoriker war wiederum ein Göttinger, und noch einmal werden wir damit an jene unsere Ruhmesstätte der Rasse geführt, wo Blumenbach als einer der Hauptbegründer der naturwissenschaftlichen Anthropologie gewirkt, Meiners erste geschichtsphilosophische und völkerpsychologische Erkenntnisse gezeitigt, im Hainbund sich ein Deutschtum, das später ebenfalls zu einem Träger der Rasse werden sollte, erstmalig angekündigt, um nicht zu sagen ausgebildet hat. Schlözer war es, der hier nun auch von seiten der Geschichtschreibung das erste Wort in Rassendingen aussprach. Nicht den Namen, den finden wir bei ihm noch nicht, wohl aber die Sache. Nicht nur, daß er, von Linné angeregt, schon Natur- und Weltgeschichte stark miteinander in Verbindung brachte, daß er von der Einheit des Menschengeschlechtes ausging, was ihm Herders Lob, daß er nicht ausschließlich die hervorragendsten Kulturvölker, sondern alle Völker in den Bereich der Universalgeschichte ziehen wollte, was ihm dessen Tadel zuzog, das Wesentliche ist, daß er zuerst die Völker in ihren Anfängen zu ergründen gesucht hat. Wie er in seinem „Nestor" für die alte Volksgeschichte der Russen die zuverlässigsten Quellen aufwies, so ist er ähnlich auch den Ursprüngen der Polen, der Deutschen in Siebenbürgen, der Osmanen nachgegangen. In seiner „Weltgeschichte nach ihren Hauptteilen" (Göttingen 1785—1789) werden die Hauptvölker der alten und neuen Geschichte geschildert, immer vornehmlich im Hinblick darauf, wie unsere Staaten entstanden sind. Seine Lieblingsdomäne ist der Norden, und in dem Bemühen, dessen Stammvölker wiederzufinden („über den weder die Griechen noch Moses uns belehren, woher, wann und von welchen Völkern er seine ersten Bewohner empfangen habe"), hat er vereinzelt wahrhaft Erstaunliches an ahnungsvollen Vorausblicken geleistet. Wie programmatisch erklärt er in der Vorrede seiner „Allgemeinen nordischen Geschichte" (Halle 1771): „Die Slaven sind unstreitig ein nordisches Volk, und da die Methode befiehlt, alle Zweige eines Völkerstammes beisammenzulassen, so kämen demzufolge . . . auch verschiedene andere noch südlichere slavische Staaten gleichfalls in die nordische Geschichte. Zwar sind in diesen Ländern Luft und Klima südlich, allein ihre Bewohner sind Nordländer." Und ein Weiteres: mit seiner Feststellung, daß zwischen dem alten Slavischen russischer Annalen und dem Altdeutschen kein viel größerer Unterschied sei als zwischen unserem Hochdeutsch und Plattdeutsch, zeigt er sich bereits einer „Ursprache des Nordens"[768]) auf der Spur, lange bevor man an die Bopp, Humboldt und Pott auch nur dachte. Für den kritischen

[768]) Johannes von Müller, „24 Bücher allgemeiner Geschichten", Buch 8, Kap. 9, wo die obige Fährte noch durch die Mitteilung erweitert wird, daß eine Menge deutscher Wörterwurzeln sich im Persischen finden.

Sinn Schlözers zeugen Ausführungen wie die folgende: „Kein Wort mehr von Kelten, Skythen, Kelto-Skythen und Sarmaten! Dies sind lauter Lieblingswörter der tiefen Unwissenheit der Alten in der Kosmographie: die Not ließ sie unter den Griechen entstehen, Eitelkeit und Mißverstand pflanzten sie zu den Römern fort, und Unkritik und Mode lallen sie auch heutzutage, bei einem ungleich größeren Lichte der Weltkunde, den alten angebeteten Ignoranten nach[769])."

Diese kritische Seite ist nun aber auch die einzige, von welcher sich Schlözer in die Aufklärung verflochten zeigt, deren überhebliche Anwandlungen er mit den Worten zurückweist: ein Blick auf das Ganze unserer Völkerkunde läßt uns fühlen, welch erstaunliche Ignoranten wir in ihr sind, und deren Hang zu blutleeren Abstraktionen und moralisierenden Verallgemeinerungen ihm vollends fern lag. Weit mehr von diesen erfaßt zeigt sich der nächste unserer bedeutenden und einflußreichen Universalhistoriker, Johannes von Müller, dessen „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" ganz auf der Vorstellung aufgebaut sind, daß die „Sitten" das Erste und Letzte für die Völker seien, und der sich für diesen Grundgedanken in den beweglichsten Deklamationen Luft schafft. Was natürlich nicht ausschließt, daß wir ihm gelegentlich die feinsten Beobachtungen über Wirklichkeiten des Blutslebens verdanken, wofür nur an die Germanenkapitel des achten Buches erinnert zu werden braucht. Ungleich mehr herrscht dieser Geist der Beobachtung in seinen „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft", wiewohl auch in ihnen noch viel „Aufklärung", vermischt mit und bedingt durch eine gewisse Enge des Horizontes, sich findet. Immerhin wird dem Werke schon dadurch ein realerer Zug aufgeprägt, daß sein Verfasser ausdrücklich erklärt, „seinen Privatgefühlen Stillschweigen zu gebieten, um nur die Stimme der verflossenen Geschlechtalter reden zu lassen und den Geist der Altvorderen als Dolmetsch wiederzugeben[770])", wie er denn ja auch dem Ursprung seines Volkes nachgeht, die Tatsache, daß die Waldstädte nicht einerlei Einwohner hatten, mit der Sage von einer Einwanderung aus dem Norden in Zusammenhang bringt[771]) und vor allem zu der Erkenntnis sich durchringt, daß „nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück eines Volkes Fortdauer und Name beruhe, sondern auf der Untilgbarkeit seines Nationalcharakters[772])".

Auch die nächsten Weltgeschichten, die, ihren Endwurzeln nach ebenfalls noch dem Zeitalter der Humanität entwachsen, so lange in populärem Ansehen bei uns gestanden haben, die von Karl Friedrich Becker und die von Schlosser, haben natürlich ihr Teil Völkerkunde mitbekommen, das reichlichere die letztere. In seiner „Universalhistorischen Übersicht der Geschichte der alten Welt", einer Umarbeitung des ersten Bandes seiner „Weltgeschichte in zusammenhängender Darstellung", sind die Ursprungs- (einschließlich Affenverwandtschaft) und Stammesfragen, die Spaltung in Rassen, deren Verbreitung über die Erde, Anteil an der Kultur usw. unter

[769]) „Allgemeine nordische Geschichte", S. 289. — [770]) Teil I, S. 8.
[771]) Teil III, S. 7 ff., 12, 14. — [772]) Teil XII, S. XVIII.

Anlehnung an die damalige Fachwissenschaft einsichtig und besonnen erörtert. Auch über allerlei Phänomene der Urzeit hat sich Schlosser schon verbreitet, und vor allem — was für damals, 1826 ff. etwas besagen will — das Begrenzte und Bedenkliche der Herleitung der Abstammung aus Sprachen richtig erkannt[773]).

Bedeutend näher noch ist unserer heutigen Auffassung der Rassenfragen J. W. Loebell gekommen in seiner „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen" (Bd. I, Leipzig 1846). Dieses treffliche Werk, heute, wo Loebell selbst in Historikerkreisen nur noch durch seinen „Gregor von Tours" und allenfalls als Lehrer Sybels bekannt ist, völlig vergessen, lehrt doch an einem neuen Beispiele, daß man sehr zu Unrecht die älteren Historiker so durchweg der Vernachlässigung unserer Gesichtspunkte angeklagt hat. Nicht nur die ausführliche Einleitung geht von dem durchgängigen Parallelismus von Natur und Geschichte aus[774]) und beleuchtet mehrfach die gegenseitige Einwirkung der jenen beiden gewidmeten Wissenschaften, auch bei den einzelnen Völkern werden die Blutsfragen immer in den Vordergrund gerückt, namentlich das Moment der Abstammung energisch hervorgehoben. In den Worten: „Der geistige Mensch, unbehaftet mit dem besonderen Charakter des Volkes, zu dem er gehört, und die Menschheit, insofern sie ohne diese Besonderheiten gedacht wird, sind nur in der Abstraktion vorhanden", erhalten die Nachzügler der Aufklärung ihre Absage. Die an die Urzeit sich knüpfende Frage der natürlichen Beschaffenheit der menschlichen Gattung, welche die nach deren rassischer Verschiedenheit in sich schließt, ist daher an die Spitze jeder historischen Betrachtung derselben zu stellen. Der Einfluß dieser rassischen Verschiedenheit auf die geistige Bildung, der Ursprung der Kultur und Verwandtes, die Bedingungen und Wurzeln der Bildung einzelner Völker, das Zusammenwirken von Stammes- und Landeseigenschaft, als den beiden natürlichen Faktoren, mit der geheimnisvollen Geistesmacht, welche im Verein mit ihnen die Nationen schafft, die Ungleichheit als Allprinzip, die Stämme, als deren natürliche, die Kasten, als deren künstliche Ausprägung, Semiten und Indogermanen als die beiden großen Hauptgruppen der Kulturmenschheit — das wären die Hauptstichworte des allgemeinen Teiles des ersten Bandes, über den das Werk leider nicht hinausgekommen ist. Sind hier die allgemeinen Vorfragen aller historisch-anthropologischen Betrachtung in mustergültiger Weise geklärt, so hat Loebell in seinem „Gregor von Tours und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwicklung romanisch-germanischer Verhältnisse" (2. Aufl. Leipzig 1869) eine nicht minder wertvolle Probe einer derartigen Einzeluntersuchung geliefert. Gregor von

[773]) Bd. I, 1, S. 37 ff.

[774]) Das Bedenkliche wie das unwiderstehlich Anlockende der Abstammungsfragen wird (S. 4) von diesem Gesichtspunkte aus knapp und schlagend gekennzeichnet: „Natur und Geschichte lieben es, die Erzeugung und erste Entfaltung der Dinge zu verhüllen; nirgends ist es schwieriger, sie zu belauschen, als hier. Aber zu allen Zeiten haben diese dunkeln Regionen den menschlichen Geist besonders angezogen."

Tours ist unsere wichtigste Quelle für die Gewinnung eines Bildes der Zeit nach der fränkischen Eroberung. Er hat allerdings die Angabe der Nationalität fast durchweg vernachlässigt. Damals aber waren wenigstens noch die Namen Kennzeichen (bald nachher wurde deren Vermischung häufiger, daher schon Fredegar in der Bezeichnung der Nationalität sorgfältiger ist), und so hat Loebell es unternommen und meisterlich durchgeführt, mit Zuhilfenahme dieses Momentes jenes Bild des Zusammenlebens und des gegenseitigen Verhältnisses der alten und der neuen Bevölkerung nach Gregor von Tours zu entwerfen. Insbesondere bedeutsam erscheint auch der (S. 80/81) auf Grund zahlreicher Stellen Gregors erbrachte Nachweis, daß Franken, wenn auch nicht in dem Maße wie Lombarden, schon gleich in den Städten sich finden, also nicht nur den Landadel gebildet haben.

Loebell tritt mit seiner historischen Betrachtungsweise aus der Reihe der damaligen deutschen Historikerschaft, die fast ganz unter Rankeschem Einflusse stand, einigermaßen heraus. Sein Gregor von Tours hat nur wenige Seitenstücke, wie namentlich das — übrigens von einem Juristen geschriebene — von uns vielfach herangezogene Werk Gaupps. Er deutet hier selbst Einflüsse der französischen Historiker an. Ich möchte aber für seine allgemeine Einstellung zur Rasse auch solche Arndts annehmen, der diese damals an der Bonner Hochschule aufs kräftigste vertrat.

Noch unmittelbarer hat dann später der Hallenser Historiker Theodor Lindner, der Verfasser einer „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung“, die Rasse in sein Schaffen aufgenommen. Die Einleitung zu diesem Werke, in welchem die Charakterzüge der großen Rassen, wie sie langjährige historische Erfahrung dem Verfasser erschlossen hatte, der geschichtlichen Entwicklung der betreffenden Völker zugrunde gelegt und näher durchgeführt werden, hat Lindner als „Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung“ (2. Aufl., Stuttgart und Berlin 1904) zu einem eigenen Buche ausgestaltet. Wir können aus diesem hier nur die unser Thema unmittelbar berührenden Hauptstellen herausheben: die Eingangsbetrachtungen der Einleitung über Geschichte und ihre Auffassungsweisen, Vererbung (S. 13 ff.), Natürliche Auslese (S. 30 ff.), Völker und Nationen (Abschnitt 6), Völkermischungen (S. 86 ff.), Untergang der Völker (S. 89 ff.), Die drei großen Völkergruppen (Abschnitt 7), Religionen als Produkte der Völker (S. 155 ff.), Physische und geographische Einwirkungen (Abschnitt 10), Die Fortschrittsfrage (S. 232 ff.).

Schon diese kurze Zusammenstellung lehrt, in welchem Maße Lindner den Einfluß der Rasse auf die geschichtliche Entwicklung der Völker in die erste Reihe rückt. Wir haben es in ihm mit einem weitschauenden, vorurteilsfreien und besonnenen Geiste zu tun, der, zukunftsfreudig und auf Grund eines kraftvollen Idealismus hoffend, dabei doch nicht der Seichtigkeit verfällt[775].

[775]) In einem längeren Schreiben an den Verfasser (abgedruckt „Polit. Anthropol. Revue“, Jahrg. 10, S. 639 ff.) nimmt Lindner unter anderem auch zu Gobineau Stellung, dessen Germanenthese er teilt, dessen Dekadenzauffassung er bestreitet.

Die vollbewußte Reaktion gegen die alte in Ranke gipfelnde Weise der Geschichtschreibung bezeichnet das von einem Schüler Ratzels, Hans Helmolt, geleitete Sammelwerk der „Weltgeschichte", das von 1899 ab im Bibliographischen Institut, Leipzig und Wien erschien. In ihm ist der Grundgedanke einer Wiedervereinigung der Geschichtswissenschaft und der Völkerkunde, als getrennter Schwesterdisziplinen, methodisch verwirklicht. Im Lichte der Entwicklung soll die historisch gewordene Verschiedenheit im ursprünglich einheitlichen Menschengeschlechte dargestellt, sollen die Bestandteile einer Einheit höherer Ordnung, die sich in Familie, Stamm, Volk, Nation und Rasse verschiedenfach abstuft, bis sie sich im Begriffe der Menschheit schließt, klargelegt werden. Und zwar hat dies, hat die Aufdeckung aller der physiologischen und ethnologischen, geistigen und gesellschaftlichen Wirkungen und Wandlungen, welche der Mensch als ein Lebewesen der Erde und im Verkehr mit seinesgleichen durch alle genannten Abstufungen hindurch hervorruft, an allen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, an der gesamten „Oekumene" stattzufinden. Geschichtslose Völker gibt es für diese Auffassung nicht, gerade die gemeiniglich nebenangesetzten werden — wofür übrigens schon der Vater der Universalgeschichte, Schlözer, ein Beispiel gegeben hatte — nicht am wenigsten mit herangezogen. Nationen oder gar Staaten erscheinen bei der ethnographischen Methode als Grundlage unbrauchbar. Um indessen eine allzu äußerliche, inhaltslose Anordnung der Bewohner nach ihren Sitzen zu vermeiden, lehnt die von Helmolt vorgesehene sich einerseits an die psychologisch erschlossenen geographischen Provinzen Bastians, anderseits an die geographisch herausgearbeiteten Völkerkreise Ratzels an, um so allmählich eine Anzahl von Gebäuden nebeneinander aufzuführen und damit einen 1896 durch Leitzmann der Vergessenheit entrissenen Plan Wilhelm von Humboldts zu verwirklichen[776]).

Es begreift sich, daß gegen ein Werk, das so ebensosehr ein ethnographisches als ein geschichtliches werden mußte, von seiten der älteren Historiker mancher Einspruch erhoben, insbesondere über Vernachlässigung der führenden Nationen geklagt wurde. Um so lebhafter ist es von seiten derer begrüßt worden, welche die biologische Seite der Menschheitsentwicklung stärker betont wünschten, und schließlich konnten so ausgezeichnete Leistungen wie die Brandts über China, Schurtz' über Hoch-, Hugo Wincklers über Westasien, Paulis über die Etrusker, Graf Wilczeks über die Mittelmeerländer auch auf die anderen nicht ohne Eindruck und Wirkung bleiben. Der letztgenannte hat sich allerdings, neben sehr wertvollen und unanfechtbaren Aufschlüssen, auch zu einzelnen Kühnheiten verstiegen, die auch ein seiner Richtung nahestehender Historiker nicht leicht unwidersprochen wird lassen können. Ihm verdanken wir unter anderem die beste Begründung und Erklärung der Bezeichnung „mittelländische Rasse", als welche nicht im rein ethnographischen, sondern zugleich im universal-

[776]) Bd. I, S. V, 4/5, 19. Bd. II, S. V. Bd. III, S. VI. Bd. V, S. VI.

historischen Sinne zu verstehen sei[777]), — eine Deutung, angesichts deren es doppelt zu beklagen ist, daß neuerdings an dieser bestbewährten Benennung zu rütteln versucht wird. Auch die von Wilczek vorsichtig eingeschränkte Verteilung der drei großen Rassen auf die drei Kontinente ist zu billigen. Wenn aber dieser die allmähliche Umgestaltung der Bevölkerung der Mittelmeerländer, insbesondere Italiens[778]), so summarisch faßt, um nicht zu sagen, so leicht nimmt, daß er bei der Schlußbewertung der Italiener in der Renaissance die charakteristischen Unterschiede der ethnischen Bestandteile, aus denen diese zusammengewachsen sind, ganz ausschaltet und die Renaissance als „eine Wiedergeburt des mittelländischen Geistes" schlechthin bezeichnet[779]), so ist das eine Übertreibung des geographischen und Benachteiligung des ethnologischen Prinzips, die sich kein Historiker, er sei welcher Schattierung auch immer, gefallen lassen kann. Das Blutsrätsel der Renaissance wird wohl überhaupt nie ganz zu lösen sein. Besser aber ein ehrlicher Verzicht als eine derartige Umgehung.

Hätten wir die chronologische Folge einhalten wollen, so hätte Ranke, dessen Weltgeschichte ja schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, vor Helmolt zu stehen kommen müssen. Wir bringen ihn aber erst jetzt, weil wir ihn in seinem Gesamtschaffen betrachten wollen, dessen Abschluß zwar, keineswegs aber dessen Höhepunkt die „Weltgeschichte" bildet, so daß er uns zugleich den Übergang zu den Geschichten einzelner Völker und Zeiträume vermitteln möge, in welchem Bereiche sich doch nun einmal das Hauptleben der deutschen Geschichtschreibung abgespielt hat[780]).

Die allgemeine Stellung Rankes zu anthropologischen Fragen haben wir schon des öfteren berühren müssen. Sie ist von ihm selbst aufs deutlichste vorgezeichnet und daher ungemein leicht zu präzisieren. Wenn je einer, hat Ranke alles gesehen, aber er sah nicht alles mit gleichem Interesse. Er sah das eine stärker als das andere. In Völker und Zeiten, in Menschen und Institutionen, vor allem in die großen Staatsmänner und ihre Ideenkreise wußte er sich mit wahrhaft allseitiger Kraft des Eindringens hineinzuleben, aber letzten Endes bleibt ihm doch alle Geschichte ein Geschehen, das sich mehr neben der Natur her als innerhalb der Natur abspielt, und dessen Niederschlag sich für den Forscher vorwiegend in den Archiven findet. In den beglaubigten Dokumenten sah er ziemlich die einzig sichere geschichtliche Quelle, sie vertreten ihm das eigentlich Konkrete der Geschichte. Das Menschenmaterial im ganzen, für den Anthropologen das Allerkonkreteste, was es gibt, war ihm eine mehr oder minder abstrakte Größe, daher er denn auch immer wieder in die geistige, sozusagen konstruktive Behandlung

---

777) Bd. IV, S. 11. — 778) Ebenda. — 779) Ebenda, S. 44.

780) Der folgende Abschnitt über Ranke ist ein kürzerer Auszug aus einer größeren Arbeit: „Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen" („Polit. Anthropol. Monatsschr.", Jahrg. 16, Heft 8—11), woselbst die nähere Ausführung für manches einzusehen. Zur Einführung in Ranke dient wohl am besten die Aufsatzreihe in A. Doves „Ausgewählten Schriftchen", S. 150 ff.

desselben zurückfällt, wenn es sich ihm einmal als nicht zu umgehende Hauptsache dargeboten. Er kann dann wohl im gegebenen Augenblick, wo das anthropologische Moment dominierend, gleichsam akut, hervortritt, auch dieses bis in tiefe Zusammenhänge hinein durchschauen; aber er ist weit entfernt, es sich dauernd als ein auch geschichtlich mitbestimmendes gegenwärtig zu halten; so tritt es ihm immer wieder zurück, und es konnte geschehen, daß derselbe Mann, der als Historiker wohl für immer als der unerreichte Meister der Einzelforschung dastehen dürfte, die Blutsverhältnisse selbst da, und gerade da, aus dem Auge läßt, wo sie große geschichtliche Entwicklungen entscheidend beeinflussen — eine Tatsache, die sich doch wohl nur so erklären läßt, daß es ihm eben überhaupt nicht darum zu tun war, den anthropologischen Gehalt aus den geschichtlichen Vorgängen herauszuziehen und zu verwerten, mit einem Wort, anthropologisch zu sehen und zu denken[781]).

Am meisten hat er sich letzteres auferlegt in seinem letzten Werke, der Weltgeschichte . . . In der Vorrede stellt er gewissermaßen ein Gleichgewicht fest zwischen den drei großen geschichtlichen Faktoren, dem Milieu, der Rasse und jenem dritten, der Konstellation, dem Kampf der Völkersysteme, den „Abwandlungen der Begebenheiten", nicht zu vergessen die geistigen Mächte, vor allem die Religionen; aber jedes Blatt seines Werkes lehrt doch vernehmlich, wie stark er selbst den dritten derselben bevorzugt. Immerhin ist er hier doch auch der Betrachtung der Hauptphänomene und -zusammenhänge des Bluts- und Rassenlebens der Völker nicht aus dem Wege gegangen; doch läßt sich ein gewisser obligater Zug, ein Zug von Spärlichkeit an den meisten der betreffenden Stellen nicht verkennen[782]).

Kümmerlicher ist die Rolle, welche diesen Dingen in den Werken über die Geschichte einzelner Länder und Völker angewiesen wird. „Überlassen wir den Altertumsforschern, die Herkunft und Wanderungen derselben (der Serben) zu erforschen," heißt es kurz und bündig zu Beginn des Buches über Serbien und die Türkei. Das lehrreichste Beispiel aber nach dieser Seite bietet des Meisters französische Geschichte. Gerade hier bilden die rassenhaften Vorgänge mehr als bei anderen Völkern für wie vieles das letztbestimmende und letzterklärende Moment, daher denn auch nicht nur die Meister der französischen Geschichtschreibung dieses reichlich gewertet und genutzt haben: auch bei uns hat z. B. Gervinus dem Blutsdualismus Frankreichs eine Reihe der treffendsten und tiefeindringendsten Beobachtun-

[781]) Treffend führt A. Dove, a. a. O., S. 158 ff., als Beleg dafür, wie die eigene abstrakt-spiritualistische Art ihn den Gesichtspunkten der neueren Völker- und Rassenkunde fernerrücken mußte, aus, wie Ranke schon in den der Erforschung der Volksaltertümer gewidmeten Werken eines Böckh, Otfried Müller und Niebuhr ein fremdes Element empfunden, Geographie und Völkerphysiologie gar sich möglichst ferngehalten habe.

[782]) Sie finden sich fast durchweg nur da, wo Völker oder Völkergruppen zum ersten Male in der Geschichte auftreten, z. B. I, 1, S. 125. Meder, S. 174 ff., 184 u. ö. Griechen, I, 2, S. 121. Makedonier, II, 2, S. 159. Cimbern, VI, 1, S. 5 ff., VIII, S. 8—9. Nordgermanen, IX, 2, S. 39 ff. Germanen insgesamt, aber auch bei bedeutsamen Rückblicken auf ganze Epochen.

gen über sein Staatsleben und seine geschichtliche Rolle entnommen (in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts"). Auch Ranke kann in seinem einleitenden Kapitel („Elemente der französischen Nation") an der Frage der Blutszusammensetzung nicht ganz vorübergehen, aber er beschränkt sich auch hier auf das Knappstnotwendige, und im ferneren Verlauf seiner Behandlung der französischen Geschichte läßt er dann den anthropologischen Gesichtspunkt so gut wie ganz beiseite.

Fast noch mehr ist dies der Fall in den Eingangskapiteln seiner englischen Geschichte. Es ist eben nicht anders: Ranke schöpft immer erst dann aus dem Vollen, wenn er die menschlichen Träger der geschichtlichen Entwicklung, die leitenden Gestalten, oder wenn er Staatsaktionen und ihre Zusammenhänge und Verflechtungen, oder — und dann vor allem — wenn er geistige Mächte, Prozesse und Wandlungen zur Darstellung bringt. Die allgemeinen Ideen, die das Leben des menschlichen Geschlechtes in sich tragen, der Genius des Okzidents, die Einheit des Völkerkomplexes, den wir die abendländische Christenheit nennen, der kriegerisch-priesterliche Staat des Mittelalters (alles Rankes eigene Ausdrücke) — das sind so seine Lieblingsprobleme, die er nie erschöpfen kann, und auf deren Ergründung er eine von je mit Recht bewunderte Fülle von Tiefsinn und Weisheit verwandt hat. Nur daß sie alle auch ihre Blutsseite haben, hat er kaum je berücksichtigt. Wäre es sonst denkbar, daß er z. B. in seinen Betrachtungen über den Niedergang der antiken Welt („Weltgesch.", Bd. VIII, S. 5 ff.), der uns heute mehr und mehr als eine Folge und ein Symptom des Versiegens des alten volkskräftigenden, geschichtsbildenden Blutes, des organischen Erbgutes der Völker, erscheint, dieses anthropologische Moment so gut wie ganz ausschaltet, höchstens — als Degeneration — implicite und unter moralisierender Einkleidung hineinspielen läßt? Uns anderen aber ist gerade hier das Moralisch-Geistige von dem Physisch-Anthropologischen gar nicht zu trennen, wir können hier gar nicht anders als monistisch denken und empfinden.

Ein anderes Beispiel dieser Art haben wir schon an anderer Stelle[783]) herangezogen und zur Erörterung gebracht: Rankes Stellung zur Gotik. Er scheut geradezu davor zurück, diese den Germanen zuzusprechen, dem Abstraktum Hierarchie soll sie zu verdanken sein. Aber selbst seine sonst allgewaltige Autorität hat nicht verhindern können, daß der Rassengedanke über ihn hinweggeschritten ist, und die Germanen als beati possidentes dieses Ruhmestitels sich behauptet haben, wofür vollgültige Zeugen an der vorbezeichneten Stelle angeführt sind.

Bei Fällen dieser Art liegt zweifelsohne Rankesche Eigenart zugrunde. In anderen hat er nur einfach das hergebrachte Verfahren aller älteren Historiker mitgemacht, Vorgänge als rein historische Fakta zu verzeichnen und zu beleuchten, welche dem anthropologisch geschulten Historiker vor allem Blutsvorgänge, mit entsprechenden kulturellen Rückwirkungen, bedeuten. So wird z. B. die für den Anthropologen so ungemein ins Gewicht

[783]) Bd. II, S. 292 ff. dieses Werkes, und noch ausführlicher „Polit. Anthropol. Monatsschr.", a. a. O., S. 407 ff.

fallende Tatsache der Verpflanzung der Sachsen durch Karl d. Gr. in der „Weltgeschichte“ nur in einer ganz allgemeinen Andeutung leise erwähnt[784]). Noch mehr widerspricht unserer neueren Auffassung die Behandlung der Normanneneinfälle, die bei Ranke lediglich vom Standpunkte des Darstellers einer einzelnen Geschichtsperiode erfolgt. Dem mögen denn freilich die momentan sich abspielenden, zum Teil gewiß wenig erquicklichen Störungen des Völkerlebens in dem Lichte erscheinen, wie sie Ranke namentlich für England in seiner englischen Geschichte so beweglich geschildert hat, dem Gesamt- und Dauerbetrachter stellen sie sich dagegen von einer ganz anderen Seite dar. Er sieht in den Normannen, die man in gewissem Sinne den Schlüsselpunkt der ganzen neueren Geschichte nennen kann, die mehreren Hauptvölkern Europas den besten Teil ihres Adels geliefert und dabei — gerade auch im Sinne Rankes — als das gegebene Bindeglied, die auserlesenen Vermittler germanischen und romanischen Wesens sich bewährt haben, vor allem das regenerierende Element, das dem Blute der Völker das zuführt und bedeutet, was das Eisen dem Blute des Individuums. Und so preisen wir heute viel mehr ein Volk glücklich, dem eine starke Beimischung normännischen Blutes geworden, und empfinden gerade umgekehrt wie Ranke, der[785]) die für ihn charakteristische Wendung gebraucht: „In England und Frankreich war man nicht so glücklich gewesen wie in Deutschland; man hatte die nordischen Einbrüche nicht zurückzuweisen vermocht.“ Wer weiß, ob wir als Volk heute nicht ganz anders daständen, wenn uns, anstatt jenen Völkern, ein gründliches Teil Normannenblutes zuteil geworden wäre?

Aber genug jetzt hiervon! Der Leser ersieht aus diesen Proben, die den Gegenstand natürlich nicht erschöpfen können, zur Genüge, worum es hier geht, und wir können uns jetzt der erfreulicheren Aufgabe zuwenden, nun auch unseren anderen Satz zu belegen, daß ein Mann wie Ranke, kraft seines Genies des Allessehens, doch zugleich, wenn auch wie im Vorbeigehen, wesentliche für unsere Wissenschaft verwertbare Erkenntnisse zeitigen mußte.

Schon was Ranke zur Geschichte der Völkerbildungen beibringt, daß sie nämlich einerseits gewissermaßen geologischen Charakter trage, wie die Formationen der verschiedenen Bildungsepochen, anderseits, vermöge der organischen Verbindung der Völkerelemente, ins Gebiet der Chemie hinüberweise[786]), lehrt, daß er sich unseren allgemeinen Gesichtspunkten nicht wissentlich verschließen, sondern ihre Verarbeitung nur anderen überlassen wollte. Und in wie vielem Einzelnen vollends hat er sich dann als maßgebender Ergründer bewährt, nicht am wenigsten da, wo das Germanenproblem, einer der Kernpunkte der Rassenlehre, in Frage kommt! Ich greife auch hier wieder die Beispiele beliebig heraus, die sich leicht vermehren ließen.

Weltgesch. III, 1, S. 10 heißt es, daß die Sonderung der Germanen von den Kelten um Christi Geburt zwar nicht geschehen, aber zuerst histo-

[784]) V, 2, S. 194. — [785]) „Weltgeschichte“, VI, 2, S. 277.
[786]) Im vollen Wortlaut Bd. I, S. 65 ff.

risch erkennbar sei, und an anderer Stelle[787]) bemerkt Ranke, um den im tiefsten Untergrunde dennoch fortwaltenden Zusammenhang beider anzudeuten, sehr schön: „es ist beinahe, als ob im Frankenreiche der alte gallische Geist der Klientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war, aus der Tiefe wieder hervortauchte und sich in der Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; auch die einheimischen Volkstümlichkeiten erschienen wieder."

Einmal[788]) ruft er aus: „Welch ein Mißbrauch des Wortes ist es, sie — die Germanen bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten — als Barbaren zu bezeichnen!" — ein Ausspruch, den noch mancher Historiker nach ihm hätte beherzigen dürfen. „In bezug auf die allgemeine Kultur verhielten die Germanen sich rezeptiv, aber zugleich durchdrangen sie die Völkerelemente, mit denen sie sich verschmolzen, mit frischem Leben[789])": so wird die allgemeine Einwirkung der Germanen auf die alte Welt gekennzeichnet, zugleich aber[790]) der wichtige und wesenhafte Unterschied hervorgehoben, der bei der allmählichen Germanisierung des Römerreiches zwischen den germanischen Nationen stattfand, indem die einen als Volksheere vordrangen und als Kriegerkaste sich ansiedelten, die anderen langsam kolonisierend vorrückten, in den eroberten Gebieten nichts vom römischen Wesen übrig lassend. Prächtig wird der Gegensatz des römischen Heeresverbandes und der germanischen Kriegsverfassung, ersterer auf dem streng militärischen Gehorsam, letzterer auf dem Prinzip der persönlichen und erblichen Treue beruhend, veranschaulicht.

Als ein bedeutsamer und bezeichnender Zug muß erwähnt werden, daß Ranke die Gesamtheit deutscher Stämme, welche das ostfränkische, später deutsche Reich bildeten, in der Übergangszeit, und auch noch, als sich schon längst der d e u t s c h e Name eingebürgert hatte, im fünften und sechsten Bande seiner Weltgeschichte fast durchweg „Germanien" nennt — umgekehrt und weit richtiger als Jakob Grimm, der mit seiner für alles Germanische schlechthin gebrauchten Bezeichnung deutsch den Begriff und Bereich des Deutschtums ungebührlich erweitert. Nachdem an Karl Martell und Karl dem Großen die Vereinigung romanischer und germanischer Gebiete wie Elemente aufgezeigt[791]), wird dann ausgeführt, wie durch das Emporkommen des „durch und durch germanischen" sächsischen Fürstenhauses die Wesenheit des germanischen Geistes gegen das Vordringen der hierarchischen Doktrinen gerettet und dem Reiche Heinrichs I. und Ottos d. Gr. „eine germanische Ader von überwiegender Kraft und Schärfe gewahrt worden sei"[792]).

---

787) „Französische Geschichte", Bd. I, S. 13.

788) „Weltgesch.", Bd. III, 1, S. 40. — 789) Ebenda, Bd. IV, 2, S. 170.

790) „Epochen der neueren Geschichte" (= Weltgesch., Bd. IX, 2, S. 41 ff.).

791) „Weltgesch.", Bd. V, 2, S. 107, 243 ff.

792) Ebenda, Bd. VI, 2, S. 277.

Zu Anfang des achten Bandes der „Weltgeschichte“ findet sich eine schwungvolle Verherrlichung des Mittelalters, das wieder zu Ehren gebracht zu haben Ranke unter den ersten sich rühmen darf. Es fällt schwer, in diesen denkwürdigen Blättern den unwillkürlich germanischen Unterton zu verkennen und darin nicht einen starken Schritt zu der Auffassung „das Mittelalter germanisch“ zu sehen. Denn nicht nur „unter dem Gesichtspunkte der Erhaltung und Fortpflanzung der Kultur betrachtet besitzt die tausendjährige Epoche, die wir das Mittelalter nennen, unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt“, was mehr sagen will: „mehr als eine der besten Wurzeln seiner eigenen Natur entdeckte unser Jahrhundert im Mittelalter“, dessen germanischen Charakter Ranke auch dadurch unbewußt unterstreicht, daß er einerseits den Adel und das Rittertum, als eine große Einheit Gesamteuropas — das eben in ihnen gleichsam zu einem Gesamtgermanien wurde —, als die Hauptvertreter des damals nicht nur politisch, auch geistig Angebahnten und Geleisteten zur Geltung bringt[793]), anderseits selbst von demjenigen Elemente, das er sonst gerne dem germanischen als ebenbürtigen Partner zu koordinieren liebt, dem romanisch-kirchlichen, gesteht, daß es, unbeschadet der Idee, tatsächlich immer mehr mit germanischem Blute aufgefüllt worden sei[794]). Eine induktive Verfolgung dieser Fährte freilich, und vollends eine Ausdehnung derselben auf die Gesamtheit der ausschlaggebenden Schichten und Stände des Mittelalters, lag Ranke noch fern. Entscheidend war für ihn nicht, wie für uns, der Gesichtspunkt, daß die unversiegliche Zeugungskraft der damaligen Germanenwelt diese im Wettbewerbsprozeß mit den Niedergangsrassen quantitativ, ihre überlegene Begabung, die ihnen allgemach alle höheren Stellen erschloß, sie auch qualitativ in die Vorhand brachte. Von der Voraussetzung, daß „die romanischen Völker der Hauptsache nach noch auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Altertums ausgegangen, beruht hätten“, mag Ranke nicht lassen; er ist hier nach den außerordentlichen Einblicken, die er auch in dieser Richtung vielfach getan, schließlich doch auf halbem Wege stehen geblieben. Er, und die ihm gefolgt sind, möchten uns in den „Romanen“ implicite die Römer als etwas Lebendiges, als Fleisch und Bein, als Weggenossen durch die Geschichte zugesellen. Wer Arndt und Jakob Grimm, Gaupp und Raumer in sich aufgenommen, dem sind die eigentlichen M e n s c h e n des Mittelalters Germanen, auch da, wo sie als Romanen wahrhaft etwas bedeutet haben; die Römer gar bedeuten ihm bestenfalls etwas wie Laren und Penaten.

---

793) „Weltgeschichte“, Bd. VIII, S. 409.

794) „In diese Kirche gingen nunmehr auch die Germanen ein“ („Weltgesch.“, Bd. IX, 2, S. 50/51). „Die Menge der Germanen als Bischöfe“ wird für das Franken- wie für das Westgotenreich hervorgehoben. Ähnlich an mehreren Stellen der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (Bd. I, S. 7 u. ö.). Die Hauptstelle aber findet sich in den „Römischen Päpsten“ (Bd. I 6, S. 15), wo Ranke, nachdem er der germanisierenden Elemente im päpstlichen Rom gedacht und festgestellt hat, daß „des letzteren Gewalt in einem frischen Boden Wurzel geschlagen“, es geradezu ausspricht: „D i e H i e r a r c h i e, i n d e m r ö m i s c h e n R e i c h e g e s c h a f f e n, h a t s i c h i n d i e g e r m a n i s c h e N a t i o n e r g o s s e n.“

Und so dürften wir denn in Ranke keinen der Schutzpatrone unserer germanischen Idee[795]) erkennen? Die Beantwortung dieser Frage wird davon abhängen, wie man sich zu seiner berühmten Erstlingsschrift „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" (Bd. I, Leipzig und Berlin 1824) stellt. Vielen — und der Verfasser bekennt sich zu ihnen — will diese noch heute als die größte aller Rankeschen Offenbarungen scheinen. Ihre Kardinalsätze — daß die romanischen und germanischen Nationen als eine durch die Völkerwanderung begründete Einheit erscheinen, von demselben oder nah verwandten Stamm; daß im mittelalterlichen Leben die Begebenheit, die Bewegung immer von den Germanen ausging; daß Rittertum, geistliche Orden, Poesie, Entwicklung der Städte, Baukunst, große geistige Bewegungen — alles doch von den Germanen in die Hand genommen! — den abendländischen Völkern im Mittelalter gemeinsam war, gemeinsam auch, Zeiten und Völker verknüpfend, jene drei großen Atemzüge dieses geheiligten Vereins: Völkerwanderung, Kreuzzüge und Pflanzungen in fremden Weltteilen, jene die Einheit repräsentierenden äußeren Unternehmungen, die, aus demselben geistigen Grunde stammend, eine von Anfang bis jetzt fortlaufende Entwicklung des germanischen Lebens bilden — ermutigten den Verfasser einst, auf Grund der Tatsache, daß Ranke mehrmals an solchen entscheidenden Stellen, wo er die mittelalterlichen Lebensäußerungen charakterisiert oder zusammenfaßt, die Bezeichnung g e r m a n i s c h da anwendet, wo offenbar romanische Elemente mitwirkten[796]), ihn für jene — Gobineausche — Geschichtsauffassung in Anspruch zu nehmen, wonach das Mittelalter in seinen höchsten und bedeutsamsten Erscheinungen, nach dem vorwiegenden, produktiven, inspirierenden Elemente als germanisch sich darstellt. Vorübergehend wurde ihm dann freilich diese Freude getrübt durch die Entdeckung M e i n e c k e s, daß Ranke in der fünfzig Jahre später erfolgten Neubearbeitung seines Jugendwerkes die betreffenden Stellen geändert und germanisch durch romanisch-germanisch bzw. romanisch und germanisch ersetzt habe[797]).

Aber wird durch diesen Nachweis wirklich das W e s e n t l i c h e der obigen Darlegung berührt? Gewiß, die nach dem alten Satze a potiori fit denominatio von dem jungen Ranke frischweg vorgenommene Verallgemeinerung ist von dem alten Ranke eingeschränkt, gewissermaßen zurückgenommen worden. Aber allzuviel ist damit doch nicht geändert. N i c h t zurückgenommen ist, daß bei den großen Unternehmungen, die „eine von

[795]) Eine solche hat es auch für Ranke gegeben: „Weltgesch.", Bd. IV, 2, S. 77.

[796]) Im Text sind nur die wichtigsten Sätze angeführt. Weitere Belege in „Gobineaus Rassenwerk", S. 510 ff. Einer wenigstens möge hier noch folgen: „Das lateinische Kaisertum zu Konstantinopel hätte bei längerem Bestande das ganze griechische Reich germanisieren müssen." (S. XXV.)

[797]) Der Humor der Sache brachte es freilich mit sich, daß nun wiederum ich darauf aufmerksam machen konnte, wie diese Säuberung nicht ganz vollständig geglückt sei, indem die verräterischen Germanen — ein Symptom ihrer Unaustilgbarkeit — zwar nicht in der allerdings entscheidenden Einleitung, wohl aber in der Abhandlung selbst an einzelnen Stellen versehentlich stehen geblieben sind.

Anfang bis jetzt fortlaufende Entwicklung bilden", indem die Kreuzzüge die Völkerwanderung, und die außereuropäischen Kolonisationen die Kreuzzüge fortsetzten, „die Begebenheit, die Bewegung von den Germanen ausging". Das genügt. Für die drei Atemzüge, welche Ranke mit Recht als die großartigsten und folgenreichsten Lebensäußerungen des Mittelalters heraushebt, bedurfte es eben jugendlicher Germanenlungen. Dem durch und durch asthmatisch gewordenen Römertum wären sie einfach nicht mehr möglich gewesen.

Nicht um ein quantitatives Versehen handelt es sich hier bei Ranke, sondern um einen qualitativen Sinneswechsel, um zweierlei Fühlen. Fest steht in jedem Falle, daß er einmal in seinem Leben so gefühlt, die Dinge so angeschaut hat, wie das Wort germanisch vollinhaltlich besagt. Ein Stück vom Seher ist immer nötig, um ganze Epochen der Menschheitsgeschichte nach ihrem Geist und Inhalt zu erfassen. Dieser Sehergeist hat auch Ranke erfüllt, als er jene erste Beurteilung des germanischen Mittelalters schrieb: Da hat er gesehen, was und wie nach ihm so viele andere gesehen haben. Dann kommt mehr und mehr der Forscher zur Geltung, der nicht gewissenhaft genug zu Werke gehen zu können glaubt, die zunehmende Vorliebe für Synthesen tritt hinzu, vielleicht auch der Drang nach Gleichmäßigkeit, indem der greise Meister bei der Sammlung seiner Werke in den späteren die Fragen der romanisch-germanischen Völker weniger aus der Höhe in die Weite betrachtet finden mochte — kurzum, die ursprüngliche Form der Abhandlung wurde verleugnet, und mit ihr jene geniale Unmittelbarkeit, welche sie wohl noch für jeden rechten Historiker zu einem Erlebnis hat werden lassen. Darum wagen wir aber doch bei dem jungen Ranke gegen den alten zu verharren und zu sagen: dort hat er dem Geiste, hier dem Buchstaben nach die Wahrheit gesehen. Und so kommt denn eine Dankesschuld zu der Ehrfurcht hinzu, die wir ihm in jedem Falle zu zollen hätten.

Die Versuchung wäre nun groß, gleich hier einen Blick auf die unermeßlichen Einwirkungen zu werfen, welche Ranke in seinem eigensten Revier, dem der mittleren und neueren Geschichte, auf ziemlich die gesamte deutsche Historikerschaft ausgeübt hat. Aber der Instinkt, der den Verfasser treibt, im Sinne des Gesamtaufbaues wie der Einzeldisposition seines Werkes lieber die chronologische Folge innezuhalten und daher die Geschichte des Altertums vorwegzunehmen, wird hoffentlich auch vom Leser geteilt werden. Und da tritt denn nun freilich Ranke mehr zurück. In seiner Behandlung der alten Geschichte geht er mehr neben deren großen Meistern her, ohne sie zu beeinflussen, was ja übrigens auch schon dadurch ausgeschlossen war, daß sie ihre Hauptwerke vollendet hatten, als er mit dem seinigen hervortrat. Auch ist wirklich alte Geschichte nicht seine starke Seite. Seine glänzendste Gabe, die großer Überschauen, tiefdringender Synthesen, kommt hier weniger zur Auswirkung, wo das Konkretum Volkstum und Rasse ganz anders laut nach Berücksichtigung rief, und daher eben die Männer das Feld zu bereiten hatten, an denen, wie wir oben sahen, Ranke vorbeiging.

Für das Griechentum wäre da zunächst Boeckh, vor allem aber, als ruhmvoll führend, Otfried Müller zu nennen, der schönste Typus deutscher Hellenenbegeisterung, von der unter anderen das Grabmal auf dem Kolonoshügel des dort „auf dem Schilde" Gebliebenen zeugt. Eine der sympathischsten, lebensvollsten und fruchtbarsten Gestalten der deutschen Gelehrtenwelt, hat er auch auf unserem Felde die wichtigsten Anregungen geboten. Mit unter den ersten erkannte er die Notwendigkeit, „der Forschung nach der eigentümlichen Bildung eines Volkes einen Begriff von dessen ursprünglichem und natürlichem Verhältnis zu anderen Stämmen des Menschengeschlechtes und dem Platze, den es in den Geschlechtern und Familien der Nationen eingenommen, zum Grunde zu legen"[798]). Danach verfuhr er denn selbst bei Makedonen, Griechen, Etruskern mit einer so begnadeten Divinationskraft, daß bis heute die späteren Bearbeiter dieser Felder ihn als grundlegend anerkannt haben[799]). Seinen Haupt- und Dauerruhm verdankt er seinen Forschungen über die Stämme der Hellenen, die über den Lokal- und Teilgeschichten Griechenlands vor ihm fast gänzlich vernachlässigt worden waren. Er zuerst zeigte methodisch, daß die Geschichte der hellenischen Verfassungen, der Kunst, Wissenschaft und Sprache in der Stammgeschichte ihre gemeinschaftliche Wurzel und Begründung habe, daß die hellenische Nationalität in den Stämmen bis auf die tiefste Wurzel sich spalte und verzweige, daher sie in jeder Richtung des geistigen Lebens auseinandertreten und erst vereint den vollen Begriff des Griechentums geben[800]).

Kein anderes Werk wohl hat Müller mit solcher Liebe geschrieben wie das über die Dorier. Man möchte meinen, er habe in dem Aufrichtigen und Edelgearteten der dorischen Natur („τὸ εὔηθες, οὗ τὸ γενναῖον πλεῖστον μετέχει", nach Thuc. III, 83), das er feiert, das eigene Wesen wiedergefunden. Jedenfalls aber bewahren seine Schilderungen, wie der Dorier im Staate den Kosmos, die Einigkeit des Mannigfaltigen suchte, wie der Sinn für Maß in jeder Beziehung zum Gleichgewicht des Gemütes, zu einer reinen und klaren Harmonie führte, und wie dem allen das dem Dorierstamm eingeborene männliche Gepräge erst die volle Wirkung verlieh, ihren Zauber bis auf den heutigen Tag, auch wenn wir alles das abziehen, was wir seitdem im Hellenentum anders ansehen gelernt haben. Wie ja denn auch die religiösen Aufschlüsse, die Müller über die Dorier gegeben — der Apollokult, vom dorischen Urlande um Tempe ausgegangen, in seinen Grundideen mit dem Geist des dorischen Volksstammes übereinstimmend, später hellenischer Nationalkult, das politische Leben der Hellenen aufs heilsamste beeinflussend; der Schöpfergeist der Mythologie in der Gestalt des Herakles sich konzentrierend, die dann ebenfalls, über Böotien und Attika bis in die Kolonien dringend, zum Nationalheros heranwuchs — im wesent-

798) „Die Etrusker", S. 9.

799) Vgl. unter anderen Kretschmer, „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", S. 285. Busolt, „Griech. Gesch.", Bd. I² S. 162.

800) „Geschichten hellenischer Stämme", Bd. I², S. 10, Bd. II², S. VI.

lichen unerschüttert geblieben und vorbildlich für alle späteren geworden sind. Nur eines stellt sich uns heute wohl etwas anders dar. Müller, dem die Pelasger noch ein wirklicher Stamm (mehr oder minder der Komplex der südlicheren Stämme, das, was wir heute als das mittelländische Element fassen) sind, dem bzw. denen die nördlichen Stämme als Hellenen entgegengesetzt werden, hatte schon richtig erkannt, daß zwischen diesen beiden Stammesgruppen auch die griechischen Götter zu verteilen seien, will nun aber neben Zeus, Hera, Demeter und Hephästos sogar Athene den Pelasgern zuweisen[801]), während wir heute wohl kaum mehr daran zweifeln, daß ihr neben Apollo bei den Hellenen ihr Platz gebührt.

Das ganze Werk über die Stämme sollte ursprünglich nur Entwürfe und Vorstudien zu einem umfassenderen über die allgemeine Geschichte von Hellas bedeuten, das der allzufrüh — erst 43jährig — Geschiedene nun glücklicheren und langlebigeren Nachfolgern überlassen mußte.

Von ihnen hat wohl zuerst Max Duncker in seiner „Geschichte des Altertums" den Gesichtspunkten der Herkunft und Abstammung, der Übereinanderschichtung, Ablösung und Mischung der alten Völker methodische Berücksichtigung geschenkt und diese insbesondere auch der griechischen Geschichte zugute kommen lassen. Ich muß indessen davon absehen, über das in den früheren Bänden Gebotene[802]) hinaus dies noch näher zu belegen, man kann sich sehr leicht bei ihm selbst darüber belehren.

Die früher sehr verbreitete Schätzung Dunckers hat neuerdings durch das harte Urteil Wilamowitz'[803]) einen schweren Stoß erlitten. Vielleicht ist dieses nicht unbegründet, trifft aber gerade die uns angehenden Partien weniger, da Duncker hier die von Wilamowitz angefochtenen eigenen Aufstellungen nicht gemacht hat. Bedauerlicher ist es, zu sehen, wie dieser jetzt auch von Ernst Curtius und seiner „Griechischen Geschichte" so stark abrückt[804]). Wenn eines, muß dieses Werk aus der Zeit und den Verhältnissen seiner Entstehung heraus beurteilt werden. Die mehr gefühlsmäßige Hellenenbegeisterung — wie sie gerade auch z. B. aus Curtius' flammenden Worten auf seines Lehrers Otfried Müller Ende in Athen sprach — stand damals noch in höchster Blüte und erstickte so manche kritische Regung, von der sich ein Menschenalter später ein Eduard Meyer oder Wilamowitz leiten lassen konnte. Dem gewaltigen Werke George Grotes — der übrigens bezeichnenderweise aus einer ursprünglich deutschen Familie stammte — hatten wir in Deutschland nichts an die Seite zu setzen. So rief alles nach einer Darstellung des Griechentums, die zugleich populären Ansprüchen genügen mußte. Wie sehr Curtius dies geglückt ist, beweist am besten die Tatsache, daß seine griechische Geschichte, in welcher er — ähnlich

801) „Die Dorier", Bd. I 2, S. 14 ff.

802) Insbesondere sei hier nochmals daran erinnert, daß wir Duncker die beste Zusammenstellung alles auf die phönizischen Ansiedlungen und Mischungen in Griechenland Bezüglichen verdanken. („Gesch. des Altert.", Bd. II 4, S. 34 ff., Bd. V, S.. 42—55, 107, 233, 240, 455.)

803) „Aristoteles und Athen", Bd. I, S. 379.

804) In seinen „Erinnerungen", S. 173 ff., 210.

wie Mommsen, wenn auch mit formal weniger drastischen Mitteln — antikes Leben modernem Verständnis nahezubringen suchte, sich jahrzehntelang neben der römischen seines nordischen Landsmannes als eines der Lieblingswerke des wissenschaftlichen wie des volkstümlichen Schrifttums behauptet hat. Erst dann konnten und mußten eine Reihe kritisch anders fundierter Fachwerke sie ablösen. Das aber muß in diesem Buche ganz besonders hervorgehoben werden, was nicht das geringste von Curtius' Verdiensten ausmacht, daß er schon damals — in den fünfziger Jahren — die Blutsfragen durchweg aufs gründlichste und sorgfältigste behandelt hat. Daß dabei manches neuerer Forschung nicht standgehalten hat, versteht sich von selbst, ist aber unwesentlich gegenüber seiner als untrüglich sicher und richtig erwiesenen Haltung in der ethnischen Hauptfrage der griechischen Geschichte, der der Semitisierung Griechenlands, in welcher er ganz unzweifelhaft richtiger gesehen hat als Wilamowitz und Eduard Meyer. Wir können darüber auf das Griechenkapitel unseres zweiten Bandes verweisen, im übrigen aber darauf verzichten, Einzelheiten aus Curtius' Werk herzuzählen, da ja dieses sozusagen von Anfang bis zu Ende dafür zeugt, daß sein Verfasser als der ersten einer aus der allseitigen Erschließung des Orients die einzig gegebene, durch die Rassenkunde seitdem immer mehr bestätigte Folgerung stärkster orientalischer Einwirkungen auf die griechische Kultur gezogen hat.

Von Curtius' Nachfolgern, Busolt, Holm und Beloch, ist namentlich der letztere, nicht nur durch seine „Griechische Geschichte", auch durch seine „Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" (Leipzig 1886), für unsere Fragen höchst fruchtbar geworden, wofür wiederum unser Griechenkapitel den Beweis erbringen möge. Ein Mann ganz großen Formates hat sich unter jenen nicht gefunden. Wilamowitz aber, der einzige, der nach Otfried Müller eine Griechische Geschichte großen Stiles hätte schreiben können, hat Mommsens Wunsch, ganz zur alten Geschichte überzutreten, nicht erfüllen mögen, sondern es vorgezogen, bei der Philologie zu bleiben. Auch so aber werden wir noch sagen dürfen, daß wir in ihm, wenngleich wir eine hellenische Gesamtgeschichte nicht von ihm bekommen haben, einen der stärksten Förderer der Kenntnis hellenischen Kultur- nicht nur, auch hellenischen Rassenlebens zu erblicken haben. Er selbst hat sich ja auch, über alle fachlich-obligate Abgrenzung hinaus, mehr und mehr als Historiker gefühlt. „Das philologische Problem (der Homerfrage) ist zu einem historischen geworden, weil die Philologie selbst zur Geschichtswissenschaft geworden ist", dies Bekenntnis legt er schon in den „Homerischen Untersuchungen"[805]) ab, und aus Anlaß späterer über die Zusammensetzung der Bevölkerung Attikas[806]) sagt er: „Die Zersplitterung, aus der der Volkskörper erwächst, kann sich der Historiker im Gegensatze zum Sprachvergleicher nicht stark genug vorstellen." „Daß wir mit den auf die Sprache gebauten Rassen nicht auskommen", daß diese gewisse Probleme nur verwickelt und verwirrt („die Probleme der Urzeit nur so lange einfach sind, als man gar nichts von ihr

[805]) S. 417. — [806]) „Aristoteles und Athen", Bd. II, S. 39.

weiß"), war ihm schon früher aufgegangen[807]). Und so muß denn auch er es an sich erfahren, daß der rechte Historiker, und gar der griechische, ohne den Ethnologen gar nicht denkbar ist. Wie Vortreffliches hat er alsdann als solcher geleistet! Man braucht dafür nur die ersten Seiten der zweiten Auflage seines „Euripides' Herakles" zu lesen, vor allem, was er dort über die so wichtigen Blutsbestandteile der Karer und der Thraker ausführt. Ein weiteres Beispiel bietet die schon erwähnte Zergliederung der Bevölkerung Attikas, die er in einer seiner reifsten Schöpfungen ernsthaft vornimmt, in einer früheren humoristisch-burschikos ausklingen läßt[808]). „Und doch ist die Verschmelzung zu einer Rasse," heißt es an der ersteren Stelle, „einem wirklich einheitlichen und seiner Einheit sich bewußten Volke mit ganz bestimmter Sprache und Sinnesart, vollzogen, ehe der Nebel der Sage sich lichtet," und an der zweiten: „Auch das Athenertum ist nur ein wohlgeratenes Gebäck, dazu der Zufall oder die Zuchtwahl den Teig gerührt hat. Das pelasgische Mehl haben jonische, thrakische, dorische Gewürze schmackhaft gemacht, und schließlich wäre der Kuchen ohne eine tüchtige Portion semitischer Hefe doch noch sitzen geblieben." Diesen halb ironischen Worten gehen andere ganz ironische voraus, die lehren, wie wenig an sich rassische Betrachtung Wilamowitz lag, wie schwer er sich daran gewöhnt hat („Aus dem Chaos einer gräulichen Völkermischung sollen die historischen Volksindividualitäten hervorgegangen sein. Feinheit des Blutes, Reinheit der Rasse, Einheit der Begabung sind Schrullen, über die ein aufgeklärtes Zeitalter hinaus ist.") Von seiner Vorstellung des Aussichgewordenseins der hellenischen Kultur zumal mochte er nicht lassen, und man muß ihm auch zugestehen, daß er zur Abwehr von Übergriffen der entgegengesetzten Anschauung — wie wenn man etwa Herakles, als einen importierten Sonnengott, der dorisch-hellenischen Welt rauben wollte[809]) — der rechte Mann war. Wie viele schöne Erkenntnisse wir im einzelnen seinem Tiefblick für das griechische Leben verdanken, hat unser Griechenkapitel gelehrt. Erinnert sei hier nur nochmals an das Wichtigste: seine Deutung der Kultuswanderungen als Stammeswanderungen und Aufdeckung der stammlich lokalen Entstehung der Heldengestalten, seine Entdeckung des kleinasiatischen Ursprungs der Hellenen-Sage, und nicht zuletzt seine Ergründung der tieferen (Bluts-)Ursachen des Peloponnesischen Krieges[810]). Alles in allem bietet Wilamowitz, der sich wiederholt als ganz und gar kein Freund der Rasse bekannt hat, die auch ihn in ihren Ausartungen als Theorie schrecken mochte, ein sprechendes Beispiel dafür, wie ein solcher doch mehr, als er selbst weiß oder wissen will, in ihrem Fahrwasser segelt und zu ihrem Ausbau als Idee unfreiwillig nicht wenig beiträgt.

Mindestens im gleichen Maße wie die der griechischen darf sich die Wissenschaft der römischen Geschichte der hervorragendsten deutschen Ver-

---

807) „Euripides' Herakles", Bd. I², S. 26.
808) „Aristoteles und Athen", Bd. II, S. 39/40. „Aus Kydathen", S. 142 ff.
809) „Euripides' Herakles", Bd. I², S. 26.
810) S. Bd. I, S. 316, Bd. II, S. 91, 92, 101.

treter berühmen. Gleich an ihrem Eingangstore treffen wir auf zwei große Gestalten — Savigny und Niebuhr —, die uns, der eine von der rechtlichen, der andere von der politischen Seite, die römische Welt zum ersten Male voll erschlossen haben. Ganz allgemein wird Niebuhr gefeiert als der Mann, der eine neue Ära historischer Kritik heraufgeführt, als der Begründer einer Methode, in welcher sachliche Prüfung und Sichtung an Stelle der Phantasie, lebensvolle Anschauung an Stelle der Abstraktion das Wort führt. Darüber hinaus aber dürfen wir ihn noch begrüßen als einen der ersten unter unseren Großen, dem ein Herz für die Rasse schlug. Gobineau nennt ihn an erster Stelle unter den Inspiratoren seines Rassenwerkes („Unter Niebuhrs Händen ward ein Rom zutage gefördert, das Titus Livius nicht kannte"), und Michelet erinnert mit Recht daran, daß er bereits zwölf Jahre vor Augustin Thierry die ganze Bedeutung der Rassenfrage erkannt und in der historischen Wissenschaft zur Geltung gebracht habe[811]).

In der Tat steht gerade nach dieser Seite seines Wirkens Niebuhr wahrhaft vorbildlich da. Wie fast immer die bahnbrechenden Genies, ist auch er in manchem zu kühn vorgegangen. Seine vermeintliche Entdeckung altrömischer Heldenlieder hat ihm August Wilhelm Schlegel erbarmungslos zerpflückt. So ist ihm auch in Rassendingen wohl einzeln ein Irrtum untergelaufen, da seine von Sybel gerühmte Haupteigenschaft, „die Energie, womit er den vergangenen Dingen sozusagen auf den Leib rückte", erklärlicherweise gerade hier nicht am wenigsten zur Anwendung kam. Aber gerade hier auch hat es ihm ebensowenig an Besonnenheit gefehlt. Wiewohl gewissermaßen ein Neuling in diesen Fragen, hat er im Grunde schon die Regel gegeben, die wir heute, nach unendlichem Kopfzerbrechen mit ihnen, nur immer und immer wieder beherzigen sollten: Da, wo wir von den Blutsfragen einmal nichts wissen können, vornehmlich also in vielem Prähistorischen, ihnen nach Kräften aus dem Wege zu gehen, und so namentlich gleich die Verschiedenheit der Rassen als ein Faktum zu betrachten, ohne in Spekulationen darüber einzugehen, woher diese Verschiedenheit entstanden sei[812]). Wenn anders wir hingegen in den Geschlechtern und Stämmen das Grundwesen der Rasse verkörpert zu sehen haben, so wissen wir auch, was wir dem Manne zu danken haben, der diese wiederholt mit scharfem und liebevollem Blicke ins Auge gefaßt, seiner Weise entsprechend, durchweg die geschichtlichen Phänomene bei alten und neueren Völkern ver-

[811]) Michelet hat in seiner „Histoire romaine" (T. I, p. X/XI) in einem schönen, breit ausgeführten Gleichnis mit leise humoristischem Einschlag Niebuhrs Entdeckerfahrten als wissenschaftliche Invasion eines modernen Barbaren mit der kriegerischen der alten Barbaren verglichen. Die Schilderung seines kritischen Dreinfahrens in die Trümmer der alten Überlieferung schließt er mit den Worten: „Il a détruit, mais il a reconstruit." Es ist überhaupt bezeichnend für Niebuhr, daß er, über das Materielle seines Wirkens hinaus, so manche bedeutende Geister für seine Persönlichkeit erwärmt hat, die dann doch auch wieder eben jenem Wirken zugute kam. Man sehe z. B. wie sich Arndt („Versuch", S. 387), Sybel („Drei Bonner Historiker", in den „Vorträgen und Aufsätzen" S. 25 ff.) und Schwegler („Römische Geschichte", Bd. I, S. 145 ff.) über ihn geäußert haben.

[812]) „Vorträge über alte Geschichte", Bd. I, S. 2/3.

gleichend zu betrachten, durch die alte wie neuere Geschichte verfolgt und aus allerlei Parallelismen in ihnen bedeutsame Schlüsse auf das Gesamtleben der Völker gezogen hat[813]). Keiner vielleicht unter den großen Historikern der Neuzeit hat ferner den Fragen des Blutes, der Abstammung, Vermischung, Verzweigung und Verwandlung der Völker im einzelnen solche Sorgfalt zugewandt wie Niebuhr (mehr z. B. als sein größter Nachfolger, Mommsen). Namentlich seine Vorträge über alte Geschichte bringen fast auf jedem Blatte Belege hierfür, daher sich solche hier erübrigen. Nur das muß als Wichtigstes hervorgehoben werden, daß er in seiner römischen Geschichte zum ersten Male auch mit der Sichtung und Sonderung der römisch-italischen Volkselemente Ernst gemacht hat[814]). Sein genialer Klarblick hat sich auch hier vielfach bewährt, wenn auch absolute Treffsicherheit damals noch weniger als heute möglich war[815]). Aber allein mit dem Satze der Vorrede seines zweiten Bandes, daß „die Stände Roms verschiedenen Nationalursprungs gewesen seien", hat er eine neue Erkenntnisquelle erschlossen, und dadurch, daß er das Zusammenwachsen der Kräfte und Anlagen jener verschiedenen Nationen zu neuen lebendigen Bildungen, das Ursprünglichste in der urkundlichen Geschichte, aufzuweisen vermochte, ist es ihm möglich geworden, in das Geheimnis römischer Größe tiefere Blicke zu tun, als in der Zeit der gebildeten römischen Literatur den Römern selbst vergönnt war[816]). Hier sei nun auch noch angefügt, daß, was Niebuhr an einer Stelle seiner römischen Geschichte[817]) zusammenfassend abwägend über das vorbringt, was Rom in seiner Zerstörerrolle den Völkern genommen und in seiner Vermittler- und Einigerrolle den Völkern gebracht hat, vielleicht das Tiefgründigste, jedenfalls das Gerechteste ist, was sich über diesen so dunklen wie bedeutungsvollen Punkt sagen läßt.

Versagt hat Niebuhr in einer Hauptfrage völlig: der der Wandlung des italischen in das italienische Volk. Aus der Tatsache, daß man die verschiedenen Völkerstämme des Altertums noch heute scharf unterscheiden könne, schloß er auf das unbedingte und unmittelbare Fortleben jener in den heutigen Stammesgruppen, insbesondere z. B. der Etrusker in den Bewohnern von Toskana (trotz dessen Schicksalen einschließlich Sulla!). Eine Verschie-

---

[813]) „Vorträge über römische Geschichte", Bd. I, S. 121, 160 ff. „Vorträge über alte Geschichte", Bd. I, S. 262—265.

[814]) „Pendant quatre ans il a fouillé hardiment la vieille ville, l'a partagée en maître entre les races qui l'ont fondée, l'adjugeant tantôt aux Etrusques, tantôt aux Latins." Michelet, a. a. O.

[815]) Wie sehr nach dieser Seite gesündigt werden kann, lehrt noch geraume Zeit nach Niebuhr K. W. Göttling in seiner „Geschichte der römischen Staatsverfassung" (Halle 1840), dessen Versuch, die Elemente der drei Stämme ethnisch zu scheiden, daran scheiterte, daß er sie auf völlig hinfällige ethnologische Voraussetzungen begründete (er nahm die Latiner für den Sabinern stammfremd).

[816]) So treffend Savigny, „Gesch. des r. R. im M.-A.", Bd. I², S. XII/XIII.

[817]) Diese Stelle war mir entgangen, als ich „Gobineaus Rassenwerk", S. 362 und Bd. II dieses Werkes, S. 171, niederschrieb. Sie ist daher zur Berichtigung bzw. Ergänzung dort hinzuzudenken.

denheit der neuen von den alten Bewohnern, soweit er sie überhaupt anerkannte, sollte „von der großen Mischung mit so vielen Sklaven, nicht von den Einwanderungen kommen, obgleich die Goten, die mit Weib und Kind kamen, sehr zahlreich waren“[818]). Keine Ahnung also von dem, was uns später Jakob Grimm, Woltmann und andere gebracht haben. Es ist dies um so merkwürdiger, als Niebuhr, selbst ein Kerngermane (Dithmarscher), im übrigen allerwärts in Denken, Fühlen und Handeln diesen auch bekundet hat, und nur dort im Sonnenlande seine Fährte nicht aufzufinden vermochte. Wie sehr ihm aber die Anliegen des Blutes, und zumal des angeborenen, am Herzen lagen, ersehen wir daraus, daß er schon damals, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, das Nationalitätsprinzip proklamieren und neuerdings gar als Vorläufer des alldeutschen Gedankens erwiesen werden konnte[819]).

Wie die Edelgestalt Niebuhrs, ist auch der Riese Mommsen dem Holsteiner Lande entsprossen. Kurze Zeit versuchte dieser sich dem Landsmanne anzuschließen, bald aber „schwang er sich vom festesten Glauben an Niebuhrs glänzende Phantasien zur doppelt erhebenden Einsicht, mit Niebuhr geirrt zu haben, auf“[820]). An die Stelle der Nachfolge trat eine innere Gegnerschaft, die, wie sich der Verfasser nach einer Äußerung aus Mommsens eigenem Munde überzeugen konnte, dem Gesamtwirken Niebuhrs galt, zum mindesten dem auf dem Gebiete der römischen Geschichte: Das alte Lied, daß die Nachfolger an dem Neuen, das große Vorgänger gebracht, vor allem das Anfechtbare sehen, das Geglückte und dauernd Haltbare aber, als verstände es sich von selbst, schweigend mit durchgehen lassen. Es leidet übrigens keinen Zweifel, daß die bis zur Abneigung gehende Ablehnung Niebuhrs durch Mommsen nicht sowohl in noch so bedeutenden Divergenzen der wissenschaftlichen Anschauung und Methode, als in den Tiefen der gesamten Weltanschauung ihren Grund hatte, wie wir alsbald sehen werden. Hier genüge einstweilen die für uns wichtigste Feststellung, daß die Gegensätze der beiden Männer nicht etwa durch eine verschiedene Einstellung zu den Rassendingen bedingt war. Denn da wird man höchstens sagen können, daß Niebuhr, als erster Ergründer, sie etwas stärker in den Vordergrund gerückt, auch in einigen wichtigen Blutsfragen (Patrizier und Plebejer) richtiger geblickt hat. Vernachlässigt hat aber auch Mommsen diese am allerwenigsten, und Vieles und Großes haben wir ihm, trotz einzelner schwerwiegender Irrtümer, zu danken bekommen.

Dove redet in seinen Erinnerungen an Mommsen von dem einer naturwissenschaftlichen Behandlung Analogen in seiner römischen Geschichte. Ganz gewiß beherrscht diese ein urwüchsig naturhafter Zug, mit dem freilich der neuerdings viel angefochtene einer stark und unnötig modernisieren-

818) „Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde“, S. 328 ff., 528 ff.

819) S. Bluntschli, S. 634 ff. und die Mitteilungen bei Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat“, S. 203/4, 208.

820) A. Dove, „Zur Erinnerung an Theodor Mommsen.“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 26.)

den Einkleidung zusammenhängt. Frei davon sind seine fachwissenschaftlichen Werke, das Staatsrecht, die „Römischen Forschungen" usw., in denen er allerdings auch nicht in dem Maße als Licht- und Wärmespender auftritt wie in der mehr populären „Römischen Geschichte". An diese haben denn nun aber auch wir uns zunächst und vornehmlich zu halten, wenn wir bei Mommsen ernten wollen.

Klar und fest überweist dieser in dem Kapitel über die ältesten Einwanderungen in Italien die Untersuchung des Ursprungs der verschiedenen Rassen und deren genetische Beziehungen zu den verschiedenen Klimaten dem Naturforscher, nimmt aber ausdrücklich die Aufgabe auf sich, die sukzessive Völkerschichtung in dem zu behandelnden Lande darzulegen, um die Steigerung von der unvollkommenen zur vollkommeneren Kultur und die Unterdrückung der minder kulturfähigen oder auch nur minder entwickelten Stämme durch höherstehende Nationen so weit möglich rückwärts zu verfolgen. „Die Elemente der ältesten Geschichte sind die Völkerindividuen, die Stämme": Diesen Kardinalsatz aller Rassenlehre bringt dann auch Mommsen des weiteren zur Anwendung. Mit sicherem Instinkt lehnt er zwar wiederum die genauere chemische Analyse der Bevölkerung des ältesten Rom ab[821]), geht aber um so eifriger dem Vorgange des Zusammenwachsens, dem Verschmelzungsprozeß nach, aus welchem wir deren geschichtliches Leben (wie das der meisten Nationen) erstehen sehen[822]). In seinem bahnbrechenden Werke über die unteritalischen Dialekte hatte er sich den anschaulichen italischen Nationalbegriff gewonnen, den er seiner römischen Geschichte, wohl etwas zu einseitig, zugrunde gelegt hat. Das etruskische Element in der Dreieinheit des geschichtlichen Rom ist darüber zu kurz gekommen, hier findet sich eine der Lücken in Mommsens Darstellung. Auch die indogermanischen Dinge sieht man heute etwas anders an: Mommsen stand noch ganz im Banne der Vorstellung von einer gräco-italischen Einheit, während jetzt die von jenem zu Unrecht sehr geringgeschätzten, man wäre versucht zu sagen: schlecht behandelten Kelten den Italikern immer näher gebracht werden. Wie er aber im übrigen in seinen drei ersten Bänden, denen er Seitenarbeiten ohne Zahl, vom kleinsten bis zum größten Umfange, zur Stütze gab, ins Mark der römischen Geschichte gedrungen ist, das ist bekannt genug, um hier einer Ausführung nicht zu bedürfen. Selten wohl hat man die Größe eines Volkes so aus seiner Substanz herauswachsen sehen, deren Wichtigstes doch immer die Bevölkerung bleibt. Ihre Grundlagen, ihre Entwicklung und Wandlungen hat Mommsen mit unerreichter Meisterschaft geschildert. In einem Punkte nur versagt er auch hier: während er die Wichtigkeit und Wirksamkeit einer aristokratischen Basis, wie sie mit den patrizischen Geschlechtern — die er so eindrucksvoll vor uns erstehen läßt — gegeben war, voll würdigt, läßt er sich im Verlauf seiner Darstellung durch politische Motive, die in seiner subjektiven Veranlagung begründet lagen, zur Ver-

---

821) Bd. I 5, S. 49. — 822) Ebenda, S. 85.

kennung des rassenhaften Untergrundes der Haltung der Patrizier in deren Abwehrkampf gegen die Plebejer bestimmen[823]). Das Zusammenschmelzen der Patrizier und der dadurch herbeigeführte Wechsel der Aristokratien, die Umwandlung der römischen Bevölkerung durch das Aussterben des altitalischen Bauernblutes infolge der endlosen Kriege und später Bürgerkriege, das Eindringen fremden und immer fremderen Blutes durch die Sklavenwirtschaft, die zur Freigelassenenwirtschaft führte, endlich die in den Juden gleichsam verkörperte Zersetzung — das alles zieht an uns vorüber bis zu dem Moment, da Caesar die Alleinherrschaft an sich reißt. Dann folgt die große Pause, zum mindesten für das Publikum draußen. Den vierten Band hat Mommsen nicht geschrieben[824]). Der Verfasser hat aber das Glück gehabt, im Winter 1872 auf 73 seinem Kolleg über die Kaisergeschichte bis auf Hadrian beizuwohnen und dessen Inhalt genau schriftlich festzuhalten. Es gibt immerhin, in Mommsens nie auch nur im leisesten schwankendem Stil gehalten, eine Vorstellung von dem, was uns durch die Einstellung der Fortsetzung des Hauptwerkes entgangen. Dann plötzlich, nach dreißigjähriger Unterbrechung, tritt der greise Meister noch einmal aus seinem Schweigen hervor und schenkt uns in seinem fünften Bande („Die Provinzen von Caesar bis Diokletian") das wohl schönste seiner Werke. Es ist wie der vollglühende Sonnenuntergang eines herrlichen Tages. Die prachtvollen ethnographisch-kulturgeschichtlichen Schilderungen, welche schon die früheren Bände aufweisen[825]), sind in diesem, wie gewissermaßen obligater, so auch noch durchgearbeiteter und vertiefter. Man weiß nicht, welcher man die Palme erteilen soll, Gallien, Britannien, Griechenland, Kleinasien, Judäa, Iran (in der Einleitung zum Partherkapitel), Ägypten, Berberland — und ihrer aller Romanisierung bzw. Latinisierung — in allen waltet die allerberufenste Meisterhand. Wie viel für jeden Freund der Völkerkunde daraus zu lernen, dafür haben hoffentlich unsere früheren Bände einen Beweis geliefert.

Ein besonderes Wort erheischen nur noch die germanischen Dinge. Schon in der Einleitungsvorlesung des vorerwähnten Kollegs über die Kaisergeschichte hatte Mommsen es ausgesprochen: „Die großen Gegensätze des Germanismus und Romanismus, die noch heute die Existenz der Welt bedingen, entwickeln sich in der Kaiserzeit; in ihr liegt die Wurzel dieses gewaltigen Problems," und daher auch dort allem Germanischen große Sorgfalt zugewandt. Noch mehr mußte das natürlich im fünften Bande geschehen, wo denn freilich auch der Widerstreit sich für den Geschichtschreiber des Römertums noch mehr fühlbar machen mußte, der darin lag, daß die Germanen ihm so vielfach nur hemmend und zerstörend entgegen-

[823]) Hier ist die Stelle, wo Niebuhr klarer gesehen hat, wie auch Günther („Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes", S. 79) treffend ausführt.

[824]) Über die Gründe Wilamowitz, „Erinnerungen", S. 181.

[825]) Von einem dieser typischen Bilder, dem des Kulturstandes Spaniens (Bd. I 5, S. 685 ff., II 5, S. 1 ff.) konnte Ratzel im „Thürmer-Jahrbuch" 1904, S. 50, mit Recht rühmen, daß es das Verständnis der Zustände aller werdenden Völker des damaligen Römischen Reiches erschließe.

traten, und daß anderseits ihre eigene nationale Entwicklung darzustellen nicht in seinem Aufgabenkreise lag[826]). Daß ihm dies aber an sich ein Bedürfnis war, hat er dadurch bewiesen, daß er außerhalb seiner „Römischen Geschichte", in von ihr ganz unabhängigen Arbeiten, sein Wissen und seinen Fleiß mit vollstem Eifer in den Dienst der Germanenforschung stellte. Die Abteilung „Antiquitates" der Monumenta Germaniae stand unter seiner Leitung, den Jordanes hat er selbst darin herausgegeben. Dem, was schon der fünfte Band der „Römischen Geschichte" über Ansiedlungen und Verpflanzungen von Germanen, ihre Verwendung als Auxiliartruppen, über Legionslager in Deutschland usw. gebracht hatte, ließ er später noch eingehende Sonderstudien verwandten Inhalts folgen[827]). Am wertvollsten ist vielleicht die über die Einrichtungen der frühesten germanischen Königsherrschaften, in welcher er treffend ausführt, daß die Neubildung der germanischen Staaten nicht in den als Trümmer des Kaiserreichs ihre neuen Bahnen beginnenden „Bastardstaaten" Odoakars und Theodorichs, sondern nur bei den Langobarden und vor allem bei den Franken sich vollziehen konnte[828]).

Seltsam, daß auch Mommsen die Umwandlung des italischen in das italienische Volk durch die Germanen, wenn auch nicht, wie Niebuhr, direkt leugnet, doch als nicht geschehen ansieht, indem er[829]) ohne weiteres Italiker und Italiener zu e i n e r Erscheinung zusammenfaßt und gerade in ihrem Verhältnis zu den höchsten Zweigen des geistigen Lebens, Kunst und Literatur, solidarisch beurteilt. Wie denn überhaupt, je mehr wir uns der eigenen Zeit Mommsens nähern, desto mehr wir auf bis zur Unbegreiflichkeit Wunderliches bei dem großen Manne stoßen, das seinen Allernächsten Pein verursacht hat. Derselbe Mommsen, der in den fünfziger Jahren das seitdem hundertfältig wiederholte Wort vom Judentum als „dem Ferment der Dekomposition" geprägt hatte, brachte es in den achtziger Jahren fertig, uns die Juden als einen Stamm unter Stämmen — Sachsen, Schwaben, Pommern — im Deutschen Reiche aufreden zu wollen! Von da war dann nur ein Schritt bis zu jenem Artikel in der „Independent Review", in welchem er über den „germanischen Adam" der Alldeutschen, als unserer „nationalen Narren", höhnt, und zu der Befehdung Bismarcks, die diesem in öffentlicher Reichstagssitzung[830]) das Wort eingab: „Ich kann

---

826) Bd. V, S. 153. Was die Zerstörerrolle anlangt, so verwahrt sich zwar Mommsen gegen die gewohnte Auffassung, daß die Barbaren Rom umgestoßen hätten. „Das römische Volk ist in sich selbst zusammengebrochen", heißt es in der genannten Einleitungsvorlesung.. Die Germanisierung Roms will er nicht in dem meist angenommenen Umfange gelten lassen, er schränkt sie zu Gunsten einer Illyrisierung ein. (A. a. O., S. 228 ff.)

827) So unter anderen „Die germanischen Leibwächter der römischen Kaiser" im „Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", Bd. 8, 1883, S. 349 ff.

828) Ebenda, Bd. 14, 1889, S. 542 ff.

829) In den — auch im einzelnen höchst anfechtbaren — Vorbetrachtungen zum 15. Kapitel des ersten Buches.

830) In der Sitzung vom 24. Januar 1882.

nur annehmen, daß die Vertiefung in die Zeiten, die 2000 Jahre hinter uns liegen, diesem ausgezeichneten Gelehrten den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart vollständig getrübt hat," mit welcher Deutung freilich die Haltung Mommsens noch keineswegs erschöpft ist. Vielmehr müssen wir das Teil weltanschaulicher Veranlagung mit hinzunehmen, das ihn, den liberalen Demokraten, wie wir schon andeuteten, unter anderem in einen an Antipodentum grenzenden Gegensatz zu dem konservativ gerichteten Niebuhr brachte und mehr als einmal Veranlassung wurde, daß er die daraus erwachsenen Schwärmereien — „die heilige Allianz der Völker ist das Ziel meiner Jugend gewesen und ist noch der Stern des alten Mannes" heißt es in dem genannten Artikel — in seine Geschichtsbetrachtung hineinspielen ließ. Aber Mommsen war zu groß, zu gesund und letzten Endes auch zu germanisch-deutsch, als daß nicht im Untergrunde seiner Seele Überzeugungen hätten leben sollen, die grundverschieden von allem Obigen klangen und ihn — er mochte wollen oder nicht — denen Gobineaus urnahe brachten. Sie sind leider weniger bekannt geworden, da seine „Reden und Aufsätze" (zweiter Abdruck, Berlin 1905) nicht allzu verbreitet sind. In diesen Festreden aber haben wir zweifellos sein Innerstes vor uns. Und da wirft er denn einmal die Frage auf, ob nicht „bei der allgemeinen Gleichartigkeit der Zivilisation im europäischen Staatengebiet und der engen Verschlingung aller materiellen Interessen die Dinge sich hinneigen zu einer Analogie jenes lateinisch-griechischen Staatenkomplexes, mit welchem die antike Kultur abschloß" und schließt mit dem Ausdruck „der Empfindung des ungeheuren Unglücks, welches über die Welt kommen würde, wenn dieselbe zur einheitlichen Öde gemacht würde"[831]). Auch im Punkte des Judentums hatte Mommsen sich zur vollen Höhe einer großen historischen Anschauung zurückgefunden, indem er in dem gewaltigen Kapitel seines fünften Bandes über Judäa vor allem den Fluch, die entsetzliche Tragik betonte, die der Gegensatz und die Gegnerschaft des Judentums gegen alle Völker über die Menschheit gebracht habe. Und vom Lateinertum spricht er einmal als von „jenem unstaatlichen Konglomerat, welches jetzt unter dem Namen der lateinischen Rasse ein namhaftes Element der politischen Konfusion ist"[832]). Endlich das Positive! In einer Festrede über die Germania des Tacitus heißt es von unserer deutschen Nation, als der Erbin, Fortsetzerin und Hauptvertreterin der Germanen, die gewissermaßen im Kleinen das zu wiederholen habe, was jene im Großen jahrhundertelang geübt haben, „... die, wenn nicht im Heiligen Römischen, so in dem neuen Deutschen Reich sich nach Jahrtausenden zu großem Schaffen hat zusammenfinden dürfen, und deren Zukunft auf lange hinaus die Geschichte der Welt noch mehr bedingen wird, als ihre 2000jährige Vergangenheit es getan hat"[833]).

Von denen, die sich neben Mommsen an der römischen Geschichte versucht haben (Ihne, Peter, Schwegler), hat sich keiner dauernd behaupten

[831]) „Reden und Aufsätze", S. 142.
[832]) Ebenda, S. 318. — [833]) Ebenda, S. 153.

können. Das weitaus Beste bietet nach unserer Seite Schwegler, dessen Ausführungen über die Blutszusammensetzung des römischen Volkes im allgemeinen weit besser begründet sind als z. B. die Göttlings. Insbesondere hat er auch schon richtig erkannt, daß die Klienten von der Plebs streng zu trennen seien.

Da, wo Mommsen die Feder fallen ließ und zu der Schilderung der Ära der Umwälzung nur Ansätze machte, hat dann sein Schüler Otto Seeck sein Werk aufgenommen und zu Ende geführt in seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ (Bd. I, Berlin 1895). Weit bewußter als Mommsen macht er Ernst mit der rassischen Betrachtungsweise. In seinem dritten Kapitel legt er dar, daß nicht die früher angenommenen moralischen Ursachen, sondern „Die Ausrottung der Besten“ den Untergang der Völker herbeiführe. Im vierten Kapitel („Sklaven und Klienten“) schildert er das entsetzliche Durcheinander der Bevölkerung des letzten Rom, das durch eine Blutmischung von solchem Umfang und solcher Mannigfaltigkeit, wie sie in der Geschichte wohl nicht zum zweiten Male dagewesen, entstanden sei. Er zeigt, daß die sogenannten romanischen Nationen, abgesehen von dem ihnen verbliebenen Kern heimischer Rassen, vor allem semitisch durchsetzte Ableger eines Rom ohne Römer gewesen sind, bis die Germanen ihnen neues Blut zuführten, wie sehr Romanismus und Semitismus seit jener Zeit verquickt sind, und was Rom mit seinen unzähligen Freigelassenen — denen wir, nach Gobineaus Beispiel, noch die Veteranen der Militäransiedelungen hinzurechnen müssen — damals über ganz Südeuropa gebracht hat. Alles Darlegungen, die Gobineaus Bezeichnung des lateinischen Elementes als eines Negativwertes als einen zwar starken, aber erklärlichen Ausdruck erscheinen lassen. In Seecks letztem Kapitel endlich, „Die Barbaren im Reich“, wird die Auffassung, daß es ein germanisches Rom längst gegeben habe, ehe das alte Reich auch dem Namen nach gestürzt wurde, bestätigt und belegt. Die Denkfaulheit, geistige Trägheit und Öde der letzten Römerwelt wie die geistige und körperliche Verkommenheit der Rasse finden anschauliche Schilderung. Endlich dann die allmähliche Germanisierung: mit den drei knappen Sätzen: „Die Germanen beherrschen schon jetzt das Reich — Der alte Name Rom umfaßt ein neues Geschlecht — Junges Germanenblut rollt jetzt in des römischen Volkes Adern“ wird sie uns höchst lebendig vor Augen geführt.

Der letzte unserer hervorragenden Althistoriker, Eduard Meyer[834]), schafft und schaltet auf einem gegen das seiner letzten Vorgänger ungemein erweiterten Arbeitsgebiete. Er kehrt zu dem Dunckers zurück, er meistert die Geschichten aller Hauptvölker Vorderasiens und des Mittelmeerkreises, nur in weit strenger wissenschaftlicher Weise. Dabei ist er inzwischen in das eigentliche Zeitalter der Rasse hineingewachsen, mit der er sich daher methodisch auseinandersetzen muß. Er hat dies mit äußerster Gründlichkeit getan einerseits in einer Sonderschrift „Zur Theorie und Methodik

834) Die folgende, einem Lebenden geltende Charakteristik ist inzwischen leider zum Nekrolog geworden.

der Geschichte" (Halle a. S. 1902), anderseits in der ersten Hälfte des ersten Bandes der Neubearbeitung seiner „Geschichte des Altertums" (Stuttgart und Berlin 1907), der er den Untertitel „Elemente der Anthropologie" gegeben hat. Niemand wird verkennen, welch großes Zugeständnis hierdurch an den Rassenstandpunkt gemacht ist, das auch durch die theoretische Abfertigung, die er in diesem Buche der Rasse — wie übrigens auch der ethnographischen Betrachtungsweise Ratzel-Helmolts — zuteil werden läßt, nicht abgeschwächt wird. Es stellt sich nämlich sehr bald heraus, daß diese Ablehnung nur den Übergriffen gilt, den „Theorien", welche doch jeder vernünftige Bekenner der Rasse längst hat fallen lassen. So spricht sich denn unser Historiker mit ziel- und pflichtbewußter Energie gegen die im Sinne der Rasse erhobenen Reformforderungen und -anschauungen aus, was ihn aber nicht hindert, schon in diesen grundsätzlichen Auseinandersetzungen über die Grundfragen der Anthropologie an seinem Teile so viel des Vortrefflichen zu bringen, daß allein nach diesem Abschnitt[835]) manchem die Ahnung kommen könnte, dieser Gegner der Rasse habe für die Aufhellung von deren Wesen mehr geleistet als viele ihrer Verfechter — eine Ahnung, welche wir alsbald voll bestätigt finden werden, wenn wir uns nunmehr der Gesamtgestalt Eduard Meyers als Gelehrten zuwenden.

Als bekannt wird dabei vorausgesetzt, daß dieser über ein so ungeheures Wissen verfügt, daß man dabei an die alten Benediktiner erinnert wird, daß dies aber nie tot erscheint, vielmehr erst die immer gleichmäßig lebendige Wirkung seiner allerverschiedensten Arbeiten auch ihn zu einem Historiker von Gottes Gnaden erhebt. Sein Grundwesen ist eine seltene Klarheit, ruhige Besonnenheit und doch höchste Bestimmtheit der Ansichten. Ihm fehlt das stürmische Vorwärtsdrängen Mommsens, daher er weniger begeisternd als dieser, aber auch weniger befremdend wirkt. Er ist eine erzkonservative Natur, was ihn ebenso dem aristokratischen Gedanken zutreiben wie von dem Weltbürgertum der Demokraten hinwegscheuchen mußte und unter anderem während des Weltkrieges eine Säule des Deutschtums aus ihm schuf. Aber auch wissenschaftlich hat sich dieser Gegensatz, namentlich auch wieder gegen Mommsen, stark ausgewirkt. In aller Seelenruhe sprach es Meyer aus, daß der Caesar Mommsens — dieser Abgott der Demokraten — nie existiert habe, und seitdem glaubt wohl auch niemand mehr daran. In manchen wissenschaftlichen Fragen hat dieser konservative Zug Meyer allerdings in einem Grade beherrscht, daß er ihm Veranlassung wurde, kaum mehr haltbare Positionen zu verteidigen, so, wenn er mit am längsten für die Stammesverwandtschaft von Pelasgern und Hellenen eintrat und an der asiatischen Herkunftshypothese der Indogermanen auch dann noch festhielt, als außer ihm kaum noch jemand etwas davon wissen wollte. So auch ist er just in dem Momente, da den Theologen in ihrem Kampfe gegen Drews' „Christusmythe" bange zu werden drohte, diesen mit einem umfangreichen Werke im Sinne des alten Glaubens zu Hilfe gekommen.

[835]) „Rasse, Sprachstamm, Volkstum" (S. 72—79).

Nur von dem Gesamtbilde Meyers her kann man, wie gesagt, dieses sein Verhalten in einzelnen Fällen richtig deuten. Seine Vorsicht entspringt immer aus Gewissenhaftigkeit, nie aus Engherzigkeit. Er hält sich theoretisch alles mögliche vom Leibe, aber nie aus Enge des Horizontes, sondern umgekehrt aus einer weiten Überschau über das Gesamtgebiet des Wissens, und nicht, weil er von den einzelnen Wissenschaften, die er ausschließt, nicht den rechten Begriff hätte, sondern weil er ihr Wesen im innersten Grunde erfaßt hat. So bringt er denn auch über sie alle eine Fülle von Aufklärung. Philosophen, Soziologen, Anthropologen, Politiker können von ihm lernen wie kaum von einem wieder, am allermeisten vielleicht gerade wir. Es wäre des Zitierens kein Ende, wenn dies voll belegt werden sollte. So begnüge ich mich damit, für die allgemeinen Grundfragen auf die früheren Bände zu verweisen[836]). Was aber das einzelne betrifft, so muß sich das vollends ein jeder im eigenen Studium dieses Meisters erarbeiten, auf das hier nur empfehlend hingeleitet werden kann. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß das aus einer Werkstätte wie der seinigen hervorgegangene ethnographische Geschichtsmaterial für unsere Zwecke immer von doppeltem Werte sein wird. Die kritische Sichtung, deren auch dieses hier und da bedürfen wird, vollzieht sich von selbst nach dem allgemeinen Gange der Forschung. Unvergleichlich viel öfter aber darf man seine Ergebnisse hinnehmen als die Frucht einer wissenschaftlichen Berufstreue und Objektivität, welche selbst das Heikle alles Bedenklichen zu entkleiden und in die Sphäre des Überpersönlichen zu erheben vermag. Kein anderer hat über jüdische Dinge je so unbefangen, so deutlich und so unwidersprochen reden dürfen wie Eduard Meyer. Nicht als letztes endlich wollen wir es diesem danken, daß er seine theoretischen Vorbehalte nicht alle wahrgemacht, daß er auch Widersprüche nach dieser Seite nicht gescheut hat, wenn der Geist über ihn kam. Wie kräftig hat er der Vorgeschichte abgesagt! Wie konnte er sich nicht genug darin tun, zu betonen, daß es in seiner Wissenschaft nur auf das Einzelne, Individuelle und Besondere einerseits, auf das Sichere anderseits ankomme[837])! Und dann hat er doch

---

[836]) Hier nur das Wichtigste: Begrenzung unserer Erkenntnismöglichkeiten: Bd. I, S. 15. Klassifikation und Zwischenglieder: Bd. I, S. 42. Geschlechter und Stämme: Bd. I, S. 256, 268—272. Volkstum und Nationalität: Bd. I, S. 292 ff. Dazu nehme man noch die Ausführungen über Beharrungs- und Differenzierungstrieb in der organischen Welt („Geschichte des Altertums", Bd. I, S. 12), über Kulturkreise (Elemente d. Anthropol., S. 79 ff.), über das zersetzende Element der Kultur (ebenda, S. 82) und vor allem die ausgezeichnete Gegenüberstellung von Individualität und Homogenität, unbewußt wie in ein Warnungssignal gegenüber den Vereinheitlichungsbestrebungen unserer Zeit ausklingend (ebenda, S. 83 ff.): (im Hinblick auf) „die absolute Herrschaft einer homogenen, alle individuellen Unterschiede aufhebenden und darum einer weiteren Entwicklung nicht mehr fähigen Kultur, mit der das menschliche Dasein selbst aufgehoben und an Stelle des Menschen eine Rasse getreten wäre, die uns so fremdartig und so gleichgültig wäre wie die Gattungen des Tierreichs."

[837]) „Zur Theorie und Methodik der Geschichte", S. 3 ff., 24 ff. „Elemente der Anthropologie", S. 185.

schließlich nicht umhin gekonnt — er, der die Indogermanen am liebsten ganz aus der Geschichte ausgeschlossen hätte, weil sie weder zeitlich noch örtlich sich fixieren lassen[838]) —, wenn auch unter Verwahrungen und Entschuldigungen, vortreffliche Charakteristiken des Semiten wie des Indogermanen zu geben, denen man kaum etwas hinzuzufügen braucht, und in denen auch die Führerrolle des letzteren, bei der verdient autoritativen Stellung Meyers doppelt wirksam, zur Geltung kommt[839]). Wenn man über Grundwesen und Bedeutung der Rasse innerlich so einig ist, wie es die Ausführungen der zuletzt angedeuteten Stelle implicite besagen, dann wollen alle Einzeldivergenzen nichts mehr bedeuten.

Der Übergang zur mittleren und neueren Geschichte, der uns jetzt obliegt, ist wiederum nur im Zeichen Rankes denkbar, zu dem wir daher noch einmal zurückkehren müssen, um uns vor allem zu erinnern, in welchem Maße er die deutsche Geschichtschreibung ein Menschenalter lang beherrscht, ihre maßgebendsten Vertreter beeinflußt hat. Es genügt für dieses Werk, die hervorragendsten aus ihnen herauszugreifen. Für Rankes überragende Größe könnte nichts sprechender zeugen, als daß seiner Schule drei solche Meister ersten Ranges entwachsen sind wie Sybel, Waitz und Giesebrecht.

Daß der in Rede stehende Einfluß Rankes wesentlich mit in der Richtung der Abkehr von der Rasse erfolgen mußte, ist aus unserer obigen Charakteristik (S. 327 ff.) wohl klar. Am stärksten tritt er bei Sybel, wenigstens in einem seiner Hauptwerke, dem bändereichen Werke über die Geschichte der französischen Revolution, hervor. Weder in der allgemeinen Einleitung noch bei den Kämpfen der Stände, noch selbst bei der Schilderung der Departementaleinteilung findet er auch nur ein Wort für den sozusagen metahistorischen Hintergrund der Vorgänge und Zustände; es könnte scheinen, als gebe es gar kein Blut in der Geschichte. Und die Übergehung dieses wichtigsten Momentes muß um so auffallender erscheinen, als es doch nicht nur in den zeitgenössischen Quellen, auch in der Behandlung der Revolution durch die französischen Historiker so stark hervortritt. Unwillkürlich knüpft sich hieran für den, der eine ganze Reihe französischer und deutscher Historiker unter dem Gesichtspunkte der Rasse durchgearbeitet

838) „Gesch. d. Altert.", Bd. I, S. 11.

839) „Gesch. d. Altert.", Bd. I 2, 2, S. 384 ff., 753 ff., 782 ff., bes. 784. Streng genommen gehört übrigens auch die Semitisierungsfrage Griechenlands, in die Meyer doch ziemlich energisch eingegriffen hat, schon ins Prähistorische. Jedenfalls kann sie mit rein historischen Mitteln, monumentalen und literarischen Urkunden, nicht entschieden werden. Der strengst gewissenhafte Historiker kann oft nicht anders, als tief ins Dunkel der Vorzeit hinabzusteigen, und muß dabei dann die Kühnheit über die Vorsicht obsiegen lassen. Das hat glücklicherweise auch Meyer getan. Ein Beispiel. In seiner Abhandlung „Sumerer und Semiten in Babylonien", Berlin 1906, hat er es unternommen, eine Scheidung der sumerischen und semitischen Elemente in der babylonischen Religion vorzunehmen — ein Beginnen, bei dem Sicherheit des Ertrages von vorneherein ausgeschlossen war. Vgl. dazu Haupt, „Der 68. Psalm" (aus dem „American Journal of Semitic languages", Vol. 23, 1907), p. 233.

hat, eine Rückerinnerung in dem Sinne, daß dort ein frischerer, lebendigerer, natürlicherer Ton herrscht, womit ganz gewiß dem Geist der deutschen Geschichtschreibung nicht zu nahe getreten werden soll, die aber vielleicht doch noch gewonnen haben würde, wenn ihr aus dem Blutsquell der Rasse etwas mehr zugeflossen wäre. Gerade Sybel wäre nach Temperament, Scharfblick und Darstellungsgabe der berufenste Vertreter deutscher Wissenschaft auch in so veränderter Gestalt geblieben. Ist er es nicht gewesen, der in seiner „Entstehung des deutschen Königtums" (1844) die Theorie vom Geschlechterstaat der alten Germanen verfocht? Wie vieles zeugt ferner dafür in seinen kleineren historischen Schriften! Wie hat er, in einem Worte, so eindringlich beredt, daß es zum geflügelten zu werden verdiente, die blutliche Identität des Germanen und des Deutschen als Grundlage der sittlichen verkündet[839a]), wie sinnig und schön das Naturgefühl des Germanen, als einen seiner Kernzüge, aus dessen eigener Natur erklärt und dem aller anderen Völker entgegengestellt[840])! Seine von Below aufgenommene und fortgeführte These, daß die mittelalterliche Kaisertragödie aus einem Wahn hervorgegangen und uns lediglich zum Verderben ausgeschlagen sei[841]), wird zwar neuerdings immer wieder mit guten Gründen bestritten; in jedem Falle aber bleibt Sybel das Verdienst, gezeigt zu haben, wie die germanische Idee an deutschen Notwendigkeiten sich brechen mußte.

In der deutschen Verfassungsgeschichte, als deren bedeutendster Vertreter und allseitigster Ergründer sich Waitz bewährt hat, spricht das Blut allzu vernehmlich mit, als daß es nicht an allen entscheidenden Stellen mit berücksichtigt werden müßte. Das ist denn auch durch Waitz ausgiebig geschehen, wofür wir die Proben an geeigneter Stelle gebracht haben.

Bei dem Schöpfer der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", Wilhelm von Giesebrecht, haben wir eine doppelte Weise zu unterscheiden, in der er für uns in Betracht, ja sagen wir es geradezu, in der er uns zu Hilfe kommt. Einmal als Lieferant von Quellenmaterial. Wie reichlich er solches gespendet hat, lehren unsere früheren Bände. Dann aber als Deuter und Beleuchter dieses Materiales, und als solcher muß er uns hier beschäftigen. Da könnte denn, wenn man gleich aufs Ganze gehen wollte, mit der Feststellung begonnen werden, daß diese Kaisergeschichte als eine patriotische Tat ersten Ranges zu werten ist, wenn nicht zu befürchten wäre, daß im Sinne Fustel de Coulanges', der dem Patriotismus überhaupt keine Stelle in der Geschichtschreibung vergönnen wollte, uns die Geltendmachung dieses Gesichtspunktes auch hier verwehrt würde. Indessen könnten wir dann doch darauf erwidern, daß jene Feststellung nicht nur im deutschen[842]), sondern, und sogar noch mehr, zugleich im germanischen

---

839a) S. Bd. II, S. 395 dieses Werkes. — 840) Ebenda, S. 290.

841) „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" (Bd. II, S. 240).

842) Da es um das höhere deutsche Empfinden in unserer Zeit gar so traurig bestellt ist, sei immerhin an den flammenden Appell erinnert, den Giesebrecht in seiner ersten Vorrede von 1855 (bes. S. VI/VII ff.) an dieses richtet. Auch die schönen Worte über deutsche Art und Aufgabe (Bd. I, S. 730) gehören hierher.

Sinne zu verstehen ist. Es läßt sich nämlich kaum ein zweites Werk aufweisen, das in der Frage, die wir oben (S. 333 ff.) bei Gelegenheit von Rankes Jugendwerk erörtert haben, der der weltgeschichtlichen Rolle der Germanen, in dem Maße für die von uns dort vertretene Anschauung in die Wagschale fiele.

Zwar könnte es zunächst scheinen, als gehe Giesebrecht ganz mit Ranke. Bei den allgemeinen Überschauen wägt er ganz in dessen Weise ab (Germanisch — Romanisch, Germanismus — Romanismus), und da er die Normannen sogar noch bestimmter als Ranke in den romanischen Kreis zieht, scheint dieser sogar fast bevorzugt. Aus der konkreten Einzeldarstellung indessen, und aus einer näheren Betrachtung zumal eben auch dieses romanischen Kreises, ergibt sich doch ein ganz anderes Bild. Schon bei dem ersten dieser mehr abstrakt zusammenfassenden Rückblicke[843]) wird zwar die Kirche noch als ein ebenbürtiges romanisches Gegengewicht gegen die germanischen staatlichen Einrichtungen aufgeführt, welchen „der Charakter des germanischen Wesens so tief eingeprägt war, daß die Entwicklung der (im 10. Jahrhundert) sich trennenden Nationen keinen ganz verschiedenen Gang mehr nehmen konnte". Im Verlauf hat dann aber gerade Giesebrecht an den verschiedensten Stellen seines Werkes gezeigt, wie stark eben auch diese Kirche selbst germanisiert, von Germanen ausgefüllt, in ihren entscheidenden Stadien von ihnen beeinflußt, ja geleitet worden ist. Am unbedingtesten zeigt sich dies an der großen Kirchenreform des 11. und 12. Jahrhunderts, die, von Cluny und den Kaisern angeregt, von einem Verwandten des Kaiserhauses (Leo IX.) begonnen, von einem anderen (Calixt II.) zum Abschluß gebracht wurde, was Giesebrecht die Worte eingibt: „Es war, als ob alles Große auch jetzt noch die letzte Kraft aus dem Kaisertume saugen müsse[844])." Stand es so um die Kirche, so verdanken wir nun auf der anderen Seite Giesebrecht auch den Einblick in eine der Germanenart entsprechend weit tiefere Bedeutung jener „staatlichen Einrichtungen", mit welchen, als mit einem Lebenselement, „das fränkische Volk das ganze Abendland durchschlang und umschlang": „In gewissem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germanischen Völker in diese Gesetze (die Kapitularien Karls d. Gr.), strömt alles weitere Leben derselben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres ganzen Staatslebens genannt. Mit noch größerem Rechte könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen[845])."

Und nun ein Letztes. Wiederholt betont Giesebrecht, am stärksten von der ottonischen Zeit, daß die Tendenzen, die das deutsche Leben bewegten, zu universeller Bedeutung gediehen, daß im Schutze des deutschen Kaisertums die Kräfte auch der übrigen Nationen Europas im stillen gereift seien, daß dann aber, nach den Kreuzzügen, Frankreich ein ähnliches und vielleicht noch größeres Übergewicht gewann[846]). Sehen wir nun, wie sehr

843) Bd. I, S. 317.
844) Bd. III, S. 930. — 845) Bd. I, S. 119 ff.
846) Bd. III, S. 978 ff., Bd. IV, S. 365.

Giesebrecht, in dieser Beziehung eine der maßgebendsten Quellen, uns den Induktivbeweis erleichtert, daß das von ihm theoretisch dem romanischen Kreise zugeteilte Frankreich faktisch, durch die Substanz seines Menschenmateriales, ein germanisches Frankreich war[847]), so werden wir auch ihn wohl als Zeugen für die These „Das Mittelalter germanisch" in Anspruch nehmen dürfen, namentlich wenn wir uns dahin bescheiden, dies nur bis zum 13. Jahrhundert zu verstehen. Denn mit dem Untergang der Staufer ist auch die Sonne der Germanen, für Gesamteuropa wenigstens, hinabgesunken.

Zu den hervorragendsten Werken gehören unter dem rassengeschichtlichen Gesichtspunkt die Arbeiten Felix Dahns. Er hat die germanische Urgeschichte und die ersten germanisch-romanischen Entwicklungen aufs allergründlichste und mit allseitigem Eingehen auf die einander begegnenden und durchdringenden Volkstümer (nach ihren verschiedensten Symptomen) behandelt. Auf jene Werke ist daher um so mehr summarisch zu verweisen, als einige davon (namentlich die „Könige der Germanen") zugleich die imposantesten Literaturverzeichnisse enthalten. Dabei ist Dahn eine Persönlichkeit, in der selbst ein gutes Teil germanischer Jugendkraft lebt, der heroische Grundzug des germanischen Wesens findet in ihm einen verständnisvollsten und beredten Dolmetscher[848]).

Für so treffliche Verfasser geschichtlicher Einzeldarstellungen wie Heinrich Leo, Reinhold Pauli, Alfred Dove, Gregorovius und andere muß ich meine Leser, nächst dem von mir selbst zu den verschiedensten Gegenständen beigebrachten Belegmateriale, auf eigenes, sicher lohnendes, Studium verweisen[849]).

---

[847]) Bezeichnend, daß den Höhepunkt dieser Epoche ein „Zeitalter des heiligen Bernhard" (Giesebrecht, Bd. IV, S. 382) bilden konnte.

[848]) Das Hauptwerk Dahns bleiben immer seine „Könige der Germanen", eine ungeheure Arbeit, die uns Älteren noch zu einer unerschöpflichen Quelle der Belehrung werden konnte, die aber in dem veränderten Zeitalter, das sich auf 20bändige Werke nicht mehr einlassen kann, kaum die alte Geltung behaupten dürfte. Um so mehr sei daran erinnert, daß Dahn in seinem kleineren Buche „Die Germanen" (Leipzig 1905) das Wesentlichste über diese nochmals übersichtlich zusammengetragen hat, insbesondere eine vortreffliche Entwicklung des germanischen Staatslebens vom Sippen- bis zum Reichsstaat gibt. Nächst den „Königen der Germanen" wäre seine „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" zu nennen (4 Bände 1881 bis 1890), sowie seine Neubearbeitung von Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung". Aber auch seine Nebenwerke, sein „Prokop von Cäsarea", seine „Westgotischen Studien" (Würzburg 1874), sollten nicht vergessen werden. Letzteres Buch bringt eine besonders genau ausgeführte Probe dessen, was für uns in Dahns Wirken und Ergebnissen das Wichtigste ist: eine Analyse des Gesetzbuches des westgotischen Volkes als einer Mischung von antiken, jüdisch-christlichen und germanischen Elementen. Ähnliche Untersuchungen, auf das gesamte Staatsleben ausgedehnt, bringt für alle germanischen Stämme das Dahnsche Hauptwerk. Als Muster möchte ich daraus den Band über die Franken (Bd. 7) herausheben, in welchem namentlich auch der doppelte Gegensatz gegen die alten Rassen einerseits, gegen die Gothen anderseits — welcher eine so grundverschiedene Entwicklung der Franken- und Langobarden- und der Gotenreiche bedingt — sehr klar herausgearbeitet ist.

[849]) Nur für Pauli möchte ich doch eine Ausnahme machen, der in allen seinen Schriften („König Aelfred", „Die Politik Wilhelms des Eroberers", nament-

Als eine besondere Gruppe stellen sich uns drei vorzugsweise politische Historiker dar: Dahlmann, Gervinus und Treitschke.

Geschichte und Politik sind von Hause aus unzertrennlich. Politik ist die ins Werk gesetzte Geschichte, wie Geschichte soweit nicht ein Stück Naturgeschichte, der konkrete Niederschlag der Politik. Jeder Politiker muß daher bis zu einem gewissen Grade ein Historiker, wie jeder Historiker in gleichen Maßen ein Politiker sein. Die genannten drei sondern wir darum aus der Reihe ihrer Mitforscher ab, weil bei ihnen das Politische in solchem Maße überwog, daß ein ganzer und großer Teil ihres Wirkens, sei es als Schriftsteller, als Volksvertreter oder wie sonst in staatsmännischer Betätigung, auf dem politischen Felde verlief.

Bei Dahlmann wird man sich in materieller Hinsicht vornehmlich an seine „Geschichte von Dänemark", in ideeller an seine „Politik" (2. Aufl. 1847) halten, die freilich Fragment geblieben ist. Indessen sind doch unsere Grundfragen darin vertreten. Gleich die ersten Seiten bringen die für jeden politischen Historiker unumgängliche Auseinandersetzung über das Verhältnis von Volk und Staat, die wesentlich auf das Blut begründet wird, und die Darlegung der Entwicklung des Naturstaates zum Kulturstaat: „Die Geschichte hat von jeher häufig die stille Urbildung der Natur unterbrochen, indem sie verschiedenartige Stämme und Volkstümlichkeiten übereinanderschichtete und gerade aus der Vermischung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildungen gewann." Das Volk von Attika, der Staat von England müssen dies im einzelnen belegen. Im folgenden werden dann die hauptsächlichsten Staatsverfassungen, Sparta, Athen, Rom, England, untersucht unter methodischer Berücksichtigung der Blutsverhältnisse. Ganz Dahlmann eigen ist die schon in der Einleitung auftretende Unterscheidung von Volk und Bevölkerung, bei der ihm die „blutsverwandte Volksnatur" und was sie ethisch und ideell in sich birgt und zeitigt, auf der einen, rein tatsächliche Verbundenheit durch den Staatsverband auf der anderen Seite vorschwebt. Am markigsten kommt diese Gegenüberstellung zum Ausdruck, wenn Dahlmann sagt, Rom habe den germanischen Staaten die Bevölkerung geliefert, die Germanen aber das Volk hinzugetan.

Gervinus' bleibende Bedeutung ist wohl vor allem in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" zu suchen, welche letztere er zum ersten Male unter einem großen nationalpolitischen Gesichtspunkte und im Zusammenhange mit unserem gesamten Kulturleben gefaßt hat. Ausgesprochen oder unausgesprochen legt er dabei die Blutsverhältnisse (verschiedene Veranlagung der Stämme, Mischungen usw.) allen wichtigeren Beziehungen und Leistungen zum Grunde, wie in seinem Gesamtschaffen, so auch hier getragen von einem hohen germanischen Ge-

lich aber in seiner mit Lappenberg verfaßten „Geschichte von England") das Blutsleben reichlich und gründlich berücksichtigt. Insbesondere dehnt er diese Untersuchungen auch auf die Abstammung hervorragender Individuen aus (Bd. 4, S. 689, Wiclif als Sachse, S. 710, Chaucer als Normanne).

meingefühl, das ihn das vorwiegende Walten des germanischen Geistes in der neueren Geschichte immer wieder betonen läßt, ohne daß er darum die von diesem abliegenden Kundgebungen und Betätigungen ungebührlich verkleinerte. Am schönsten tritt seine germanozentrische Geschichtsauffassung in jener Stelle seiner Literaturgeschichte[850]) hervor, wo er vom Dreißigjährigen Kriege sagt, „er habe ins Herz des Sitzes des Protestantismus alle Völker der Welt wieder zusammengebracht, wie sie seit den Kreuzzügen nicht waren; die Kinder der deutschen Erde, Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer, Schweden, die ihren Ursprung über ihrer neuen Nationalität vergessen hatten, wüteten im Eingeweide ihrer Mutter"[851]).

Das politische Moment tritt naturgemäß in der Literaturgeschichte mehr nur von der nationalen und kulturellen Seite hervor, reiner, weniger geistig dagegen in der „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts". Es ist klar, daß es hier leicht verfänglich wirken mußte, indem die Gefahr nahe lag, persönliche, durch Zeitströmungen genährte politische Anschauungen — bei Gervinus liberal-demokratischer Art — als historisch-objektive Thesen zu verwerten. Gervinus ist dieser Gefahr durchaus nicht entgangen[852]), und sein später immer weiter gehendes Sichverbeißen in den demokratischen Gedanken hat ihn auf Abwege geführt, die seiner Gesamtbeurteilung äußerst abträglich geworden sind. Indessen — hat die Folgezeit ihm nicht gerade in seiner Hauptthese, um derentwillen sein Buch seinerzeit verboten wurde, der Verkündigung des bevorstehenden Sieges der Demokratie, recht gegeben? Und hat er damit etwas anderes vorausgesagt, als zwei Jahrzehnte früher Tocqueville, nur von sehr anderem politischem Standpunkte aus? Den wahren Grund der Demokratisierung der abendländischen Völker hat bewußt freilich erst Gobineau, dessen Essai im gleichen Jahre mit dem Buche von Gervinus erschien, in der Ausrottung der Besten durch den Weltlauf, welcher „der Schlangenzahn der Demokratie" am gründlichsten nachhelfe, aufgewiesen. Aber unbewußt erkannt und ohne es zu wollen aufgedeckt hat ihn auch Gervinus in eben dieser seiner „Einleitung", wo er unsere volkliche Erschöpfung aus unserem geschichtlichen Lose, unsere besten Kräfte um hoher Ziele, wie einst um der Verjüngung der Welt willen, zu opfern, erklärt[853]). Wie denn überhaupt Gervinus abschließend nachgerühmt werden muß, daß er über seiner noch so stark ausgebildeten Vorliebe für vielfach konstruktive Gedankengänge die Wirklichkeiten des Blutslebens nie aus dem Auge gelassen hat. Um sich dessen ganz inne zu werden, braucht man nur einmal zu sehen, wie der soeben genannte Kritiker Gervinus' die gleichen Probleme handhabt, nämlich unter völliger Zurückhaltung unter

[850]) Bd. III, S. 193.

[851]) Vgl. auch die verwandte Stelle in Gervinus' „Grundzügen der Historik", Leipzig 1837, S. 60, wo gesagt wird, daß in den Anfangsgeschichten der gotischen, angelsächsischen und fränkischen Stämme wie typisch die spätere Entwicklung der spanischen, italischen, englischen und französischen Staaten vorgebildet liege.

[852]) Das wird sehr gut dargelegt von Meinecke, „Historische Zeitschrift", Bd. 115, S. 522 ff.

[853]) S. 178. Der Wortlaut der Stelle in unserem Bd. II, S. 396.

jenem Gesichtspunkte des Blutes. Ihm, dem begeisterten Jünger Rankes, hätte es freilich nicht so leicht begegnen können, daß er eine Idee oder ein Prinzip aus germanischer oder romanischer Wurzel abgeleitet hätte, von der andere mit ziemlich gleicher Berechtigung das Umgekehrte aussagen konnten. Er zog es vor, sich bei der berühmten ausgleichenden Rankeschen Synthese zu beruhigen, und niemand wird ihm bestreiten wollen, daß für die Versuche, die großen elementaren Grundlagen des Mittelalters auf ethnischer Basis zu sondern, exakte Beweise nie werden beigebracht werden können, niemand aber auch imstande sein, zu verhindern, daß solche Versuche immer wieder angestellt werden. Meinecke selbst gibt[854]) eine dankenswerte kritische Übersicht über einige der hauptsächlichsten unter diesen, und in seinem Werke „Weltbürgertum und Nationalstaat" (München und Berlin 1908) desgleichen eine solche über die Hauptstimmen, welche sich im deutschen Geistesleben über diese Materie haben vernehmen lassen. Die ungewöhnliche Gabe feinsinniger Zergliederung, vergleichender Sichtung und Abschätzung der verschiedenartigsten Gedankengänge, die dem Verfasser eignet, tritt darin glänzend hervor. Wie nahe ihn sein Thema mehrfach dem unsrigen bringen mußte, braucht kaum bemerkt zu werden.

Von Treitschke sind das für die Rassenkunde wichtigste Werk natürlich seine Vorlesungen über Politik, die nach seinem Tode (Leipzig 1897) veröffentlicht wurden. Ein ganzes Kapitel des ersten Bandes (S. 268 ff.) ist darin dem Thema „Rassen, Stämme, Nationen" gewidmet. Alle damit zusammenhängenden Probleme finden ihre Erörterung, die Verschiedenheit der Abstammung, der die Geschichte umbildend entgegenwirkt, der ethnographische Prozeß, durch welchen im Fluß des historischen Lebens die Nationalitäten entstehen, und angesichts dessen man manchmal vor einem Wunder zu stehen glaubt, Stammesgemeinschaften als erste Form staatlicher Bildung, Autochthonenwahn und Blutsreinheitswahn, die Wirklichkeit allseitiger Vermischungen, der nationale Verschmelzungsprozeß, zuerst als Völkermord, dann als Segen, die Bedeutsamkeit des weiblichen Elementes für denselben, der Untergang der Völker. Man kann nicht sagen, daß Treitschke materiell wie ideell Neues in diese Erörterungen hineingebracht hätte, alles Wesentliche darin ist auch schon von vielen anderen Seiten gesagt worden. Neu ist nur die Weise, wie Treitschke es vorbringt, das Feuer seines Temperamentes, das sprühende Leben, die Kühnheit und Großartigkeit der Grundauffassung. Man denke nur, was es besagen will, wenn derselbe Mann, der den Fortschrittswahn von den höchsten Gesichtspunkten und gründlicher als noch einer abfertigt[855]), dann doch für die

[854]) A. a. O., S. 518 ff. S. 527 führt er unter anderem auch Belows Untersuchungen in seinem „Deutschen Staat des Mittelalters" (Bd. 1, 1913) auf.

[855]) „Politik", Bd. I, S. 9—11. „Es gilt von dem Leben der Völker, was von der Natur gilt, daß keine neue Kraft angesammelt werden kann ohne einen Verlust nach anderer Seite. Schon Plato hat gesagt, die Erfindung der Schrift sei ein Unglück für die Menschheit gewesen, die Phantasie und das Gedächtnis hätten sehr darunter gelitten. Das ist offenbar richtig. Und dieses Unglück ist dann noch vermehrt worden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst... Die Anschauung aber,

Menschheit, insonderheit deren Kern, den auch ihm die Weißen, und aus ihnen wieder abgesondert — neben den Griechen — die Germanen bilden, sich noch solch stolze Ziele und Aufgaben aus dem Weltlauf herauszulesen vermag, wie sie sozusagen aus jedem Worte Treitschkes heraustönen. Dies im einzelnen auch durch die übrigen Werke weiter zu verfolgen, hätte keinen Sinn: es gibt wohl nicht leicht einen neueren Historiker, aus dem reicheres und eindringlicher redendes Belegmaterial für die eben angedeuteten Grundlinien von Treitschkes „Politik" zu holen wäre.

Unter den Gründen, die Treitschke gegen die These einer stetigen Aufwärtsentwicklung der Menschheit anführt, figuriert auch die biblische Lehre von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes, „die durch keine auch noch so hohe Kultur überwunden werden könne". Hier klingt schon einer der Grundzüge mit an, die Treitschkes Wesen bestimmen: der christliche. Sein Christentum war ihm eines der Fundamente des abendländischen Völkerlebens, ja von allen das festeste: christliche Völker können nach ihm nicht sterben[856]). Für uns Heutige seltsamerweise schließt er die „uns allen ehrwürdigen alten heiligen Erinnerungen der Juden" in dieses sein Christentum ein, er, der doch anderseits in so beweglichen Klängen nach einer Nationalkirche, als einem Seitenstücke der slavisch-orthodoxen und des „papistischen Weihrauchs", rief. Vielleicht hätte ihm die Folgezeit dafür die Wege gewiesen. Während seiner Lebenszeit mußten ihn wohl andere Anliegen ernstlicher beschäftigen, die deutsche Weltgeltung, um alles in einem zusammenzufassen. „Da das Ziel der menschlichen Kultur doch die Aristokratie der weißen Rasse auf dem ganzen Erdball sein wird, so wird die Bedeutung eines Volkes am letzten Ende davon abhängen, welchen Anteil es an der Beherrschung der transatlantischen Welt besitzt . . . Die deutsche Zukunft aber wird davon abhängen, wie viele Menschen dereinst auf der Erde deutsch reden."

Den über alles hohen Begriff vom Deutschtum, der ihn beseelte, entnahm Treitschke der tieferen Verkettung desselben mit dem Germanentum, mit dem er es in gehobenen Momenten in der Weise J. Grimms geradeswegs identifizierte. An einer Stelle der „Politik", wo er Griechen und Germanen als die beiden edelsten und zugleich als die am meisten weltbürgerlichen Nationen der Weltgeschichte bezeichnet[857]), fährt er ganz unmittelbar fort: „Aus dem Hellenentum ist der Hellenismus und späterhin das Byzantinertum hervorgegangen, aus dem Deutschtum alle romanischen Staaten."

Das deutsch-germanische Geschichtswerk Treitschkes par excellence nun ist sein letztes und größtes, seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert". Hier geht eine wahre Lust am Germanischen als beherrschender Grundzug

---

der Fortschritt bestände darin, daß der Komfort zunimmt, ist eine niedrige, plumpe Verirrung... Die menschliche Geschichte verläuft nicht geradlinig, sondern in Spirallinien: große Fortschritte werden erkauft durch schweren Verlust."

[856]) Er entnimmt diesen Satz als Schluß der Auferstehung des italienischen Volkes unter Cavour. („Historische und politische Aufsätze", Bd. I, S. 493.)

[857]) S. 286.

hindurch, und zwar ist besonderer Wert darauf zu legen, daß Treitschke nicht nur anläßlich großer weltgeschichtlicher Entscheidungen zugunsten des Germanentums (wie z. B. der, daß die protestantischen Germanen die Meere beherrschen sollten) seine Triumphrufe ausstößt, sondern daß er vor allem germanisches Leben und Weben durch alle Kundgebungen unserer geistigen so gut wie unserer politischen Geschichte sinn- und liebevoll verfolgt[858]).

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, und fehlt andauernd nicht an solchen, welche diesen urpatriotischen Zug als unwissenschaftlich bemängeln. Darauf ist aber zu erwidern, daß in diesem Punkte zweierlei durchaus auseinanderzuhalten ist. Erinnern wir uns des zuvor Gesagten, daß Treitschkes Wirksamkeit zum Teil eine rein politische war. Hierher gehört z. B. auch seine publizistische Beteiligung an den „Preußischen Jahrbüchern". Niemanden wird es einfallen, zu bestreiten, daß hier sein Patriotismus gelegentlich als „Chauvinismus" sich äußert, der aber auf diesem Felde wohl seine besondere Beurteilung beanspruchen darf. Ganz anders steht es um seine wissenschaftlichen Werke (denen die überaus hochstehende Sammlung seiner „Historischen und politischen Aufsätze" durchaus einzureihen ist): in Beziehung auf diese hat er selbst seinen Tadlern die beste Antwort gegeben, indem er darauf hinweist, daß Patriotismus und Wissenschaft bei französischen und englischen Historikern immer Hand in Hand gegangen seien, und er stolz darauf sei, als Deutscher es ihnen gleichzutun.

Wie tief und klar von den großen englischen Historikern, die uns jetzt beschäftigen müssen, zuerst Gibbon in das Rassenleben hineingeblickt hat, haben reichliche Erwähnungen in unseren früheren Bänden dargetan. Manches ließe sich ihnen noch hinzufügen[859]). Die Hauptstelle, über die durch die germanische Einwanderung bewirkte physiologische Umwandlung des italischen Volkes, liebte Woltmann zu zitieren, er kommt immer wieder darauf zurück, und sie muß schließlich auch hier einmal im Wortlaut stehen: „This diminutive stature of mankind was daily sinking below the old standard, and the Roman world was indeed peopled by a race of pygmies, when the fierce giants of the north broke in and mended the puny breed. They restored a manly spirit of freedom, and after the revolution of ten centuries, freedom became the happy parent of taste and science[860])." Das ist gewiß eine schöne Probe der markigen und gedankenvollen Art, in der das gewaltige Werk („History of the decline and fall of the Roman Empire", 12 voll. 1774—1788) abgefaßt ist. Doch darf man sich dadurch nicht zu der Vorstellung verleiten lassen, als bilde sie gewissermaßen das, oder auch nur ein, Haupt- und Leitmotiv des

[858]) Vgl. das (Bd. I, S. 197) über Goethe und Schiller Gesagte, die „in schlichter Germanentreue fest zusammenstanden", und vor allem die Bildnisse Uhlands (Bd. II, S. 30) und Rückerts (Bd. III, S. 689), die schon kaum mehr nur mit der Feder, eher mit dem Meißel geschaffen scheinen.

[859]) Vgl. z. B. T. I, p. 382—83 über die germanischen Stämme und Kriegszüge. T. V, p. 258 über die römischen Senatorenfamilien des 5. Jahrh.

[860]) Sie findet sich am Schluß des 2. Kapitels des ersten Bandes.

Ganzen. Vielmehr herrscht in diesem, wie ja übrigens schon der Titel besagt, das absterbende, nicht das aufsteigende Element vor, und die Betrachtung eines französischen Denkers[861]), der es mit gewissen im Sande verlaufenden Flüssen Australiens vergleicht, ist nicht ganz unberechtigt. Unwillkürlich symptomatisch wirkt in diesem Sinne auch der Umstand, daß Gibbon bei den großen Überblicken[862]) nach dem Sprachgebrauch, der eine „lateinische Kirche" und ein „lateinisches Kaisertum" hervorgebracht hat, durchweg von den Abendländern, im Gegensatz zu den morgenländischen Griechen, als „Lateinern" redet. Dieser Gobineausche „Negativwert" ist ihm somit der maßgebende für das Mittelalter geblieben, die allbefruchtenden Keime und Kräfte des Germanentums sind ihm nicht zum Gegenstand eingehenderer Betrachtung geworden.

Das größe englische standard work über Altgriechenland bildet George Grotes „History of Greece". Es ist vor der Zeit der eigentlichen wissenschaftlichen Erschließung des Orients geschrieben, daher es Grote noch möglich wurde, die Frage der orientalischen Einwanderungen mit ein paar Worten abzutun. Ähnlich verhält es sich mit dem über die vorhistorischen Stämme der Griechen Gesagten. Übrigens aber bringen die Kapitel 12 bis 27 in ihren geographisch-ethnographischen Darstellungen der enger griechischen wie der weiteren mittelländischen Welt viel wertvolles Material in gründlicher und besonnener Verarbeitung. Ganz unverhältnismäßig mehr aber hat sich mit dem Blutsleben der Griechen befaßt George Finlay in seinen beiden Werken „Medieval Greece" und „Greece under the Romans", in Untersuchungen, die allerdings, wie aus den Titeln hervorgeht, mehr den späteren Griechen zugute kommen. Aber Finlay verstreut auch allgemeinere Betrachtungen über Bevölkerungsverhältnisse über das ganze Werk, er bringt treffliche Beobachtungen über die Rassengesetze, über das tragische Los unfehlbaren Dahingerafftwerdens der Oberschichten und die größere Dauerbarkeit der Unterschichten, über die überragende Tragfähigkeit des Bauernstandes, und vor allem über Blutswandel[863]). Der mittelalterliche griechische ist natürlich sein Hauptthema, und er ist und bleibt ja auch einer der merkwürdigsten Vorgänge des neueren Völkerlebens[864]). Da Finlay fast sein ganzes Leben auf griechischem Boden verbracht hat, war er in diesen Fragen kundig wie einer.

Bei den besten englischen Darstellungen der heimischen Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert können wir die erfreuliche Beobachtung machen, wie allmählich mit dem Besinnen auf die eigene Abstammung und Art auch das Gefühl für die Verwurzelung im Gemeingermanischen und das Verständnis für dieses wächst. Wir können hier natürlich nur einige wenige Beispiele für diese Vorgänge beibringen.

[861]) E. Littré, „Etudes sur les barbares", Paris 1883, p. 2/3.
[862]) Z. B. T. XI, p. 288 ss., T. XII, p. 117 ss.
[863]) Hauptstelle „Medieval Greece", p. 43 ss.
[864]) Hauptstellen „Medieval Greece": das ganze erste Kapitel bringt eine genaue Analyse der Blutszusammensetzung. „Greece under the Romans", 2. edit., p. 402—414.

Sharon Turner stellt in der Vorrede der sechsten Auflage seiner „History of the Anglosaxons“ (Vol. I, London 1836) fest, daß zur Zeit des ersten Erscheinens seines Werkes das angelsächsische Altertum bei seinen Landsleuten so gut wie vergessen gewesen, jetzt aber erfreulich wiedererweckt und zu verdienter Würdigung gelangt sei. Kein Wunder — gibt doch der ganze dritte Band seines Werkes eine eingehende und liebevolle Schilderung der Sitten, Verfassung und Regierung, des geistigen und religiösen Lebens der Angelsachsen, auch (S. 247 ff.) eine genaue Skizze der angelsächsischen Bevölkerung um die Zeit der normännischen Eroberung nach dem Doomesday-Book. Turner hat aber auch in seinen ersten Kapiteln die allgemeineren unerläßlichen ethnologischen Voruntersuchungen in einer für die damalige Zeit höchst anerkennenswerten Weise durchgeführt. Die Bedeutung der Germanen (des „German stock“) für Gesamteuropa wird höchlich gewürdigt, alle ihre Hauptstämme aller Länder aufgezählt, „they have all sprung from that great fountain of the human race“[865]). Wie eine Dankesregung eines seines Blutes Bewußten wirkt die schöne Betrachtung über die Bedeutung der kontinentalen Sachsen in der späteren Geschichte[866]).

Auch Francis Palgrave („The rise and progress of the English commonwealth“, Vol. I, London 1832) läßt den ethnischen Fragen und Vorgängen vollste Berücksichtigung zuteil werden. Hervorgehoben sei im besonderen, daß er auch die germanischen Ansiedlungen vor der sächsischen Eroberung (Vandalen, Markomannen, Quaden, Tungern, Sachsen vor „Hengist und Horsa“) zu Ehren bringt[867]). Palgrave liebt Parallelen zur Gewinnung von Aufschlüssen über germanisches Leben, z. B. über das Herabsinken adliger Freier zu Hörigen in England und Spanien, über das Verhältnis von Rechten und Sitten der Goten in Spanien und Skandinavien[868]).

Der ganze Stolz auf das Vollgermanentum der Engländer ertönt aus Stubbs' „Constitutional history of England“ (2. Auflage, Oxford 1875 ff.). Fremdelemente seien in den englischen Blutskörper nur im Mindestmaße eingedrungen, die entscheidenden Eroberungen seien alle germanisch gewesen, einzig in kirchlichen Einflüssen habe das Ausland mitgesprochen. Fazit[869]): „The German element is the paternal element in our system, natural and political.“ Ganz besonders betont Stubbs auch noch die innige Verschmelzung des normännischen und des sächsischen Elementes, die so weit gehe, daß heute eine Sonderung nur noch dem sorgsamsten Nachspüren gelingen könne[870]).

Auch Macaulay geht als bewußter und durchdrungener Germane an die Bewältigung der in seinem großen historischen Werke[871]) gestellten Aufgabe. Ihm ist die germanische Zivilisation im Vergleich zur antiken

---

865) Vol. I, p. 94 ss. — 866) Vol. I, p. 155 ss.
867) P. 355 ss., 384 ss. — 868) P. 23, 128.
869) Vol. I, p. 11 ss. — 870) Vol. I, p. 546.
871) „History of England from the accession of James the second.“ Ich zitiere nach der zwölfbändigen deutschen Ausgabe von Beseler.

„eine zweite und glorreichere", und dementsprechend tut er die hohle und windige Ausgeburt der Aufklärung, die in den Pariser Salons des 18. Jahrhunderts entstandene Mißachtung des Mittelalters, der Epoche höchster Blüte jener Zivilisation, gebührend ab[872]). Im Eingang gibt Macaulay eine meisterlich knappe und klare Übersicht über die Kapitel Sachsen und Dänen, Normannen und Sachsen, Kirche und Rasse. Er kommt zu dem Schlusse, daß „in keinem Lande die Feindschaft der Rassen höher gestiegen, in keinem aber auch vollständiger geschwunden sei als in England". Letzteres gilt indessen nur für das germanische England, dem keltischen Teile der Bevölkerung des Inselreiches gegenüber haben die rassischen Gegensätze und Gegnerschaften um so unversöhnlicher weitergeklafft. Und gerade nach der Seite der Schilderung dieser Dinge ist der Schwerpunkt des Macaulayschen Werkes zu verlegen, insoweit wenigstens es sich bei diesem um Rasse handelt. Jedenfalls zeigt sich der so selten hochstehende Mann, wenn irgendwo, in diesen Schilderungen in seiner ganzen Größe. Mit vollendeter Objektivität, mit edler Gerechtigkeit mißt er das Für und Wider der feindlichen Rassen ab. Er verschweigt oder beschönigt nichts im Punkte der grausamen Unterdrückung und Niederwerfung der Iren und Hochschotten, er versenkt sich in die Tiefen ihrer Volksseele und gewährt daraufhin auch seinen Lesern die erschütterndsten Einblicke. Aber er motiviert auch mit psychologischer Meisterschaft das Nichtanderskönnen der Sieger, die er in Parallele mit den Spartanern in ihrem Verhältnis zu ihren Untertanen stellt. Aus der klassischen Darstellung Macaulays erst gewinnt man vor allem eine richtige Würdigung der Iren in ihrer Bedeutung als Rasse, indem er nämlich überzeugend dartut, daß es jahrhundertelang zwar bedeutende Iren in Fülle gegeben habe, nur aber überall in der Welt mit Ausnahme von Irland[873]).

Carlyle war im allgemeinen zu moralisierend in seiner Geschichtsbetrachtung, als daß er den Realitäten der Rasse viel Beachtung hätte schenken sollen. Mit dem Ethnographischen macht er sichs daher verhältnismäßig bequem, selbst z. B. bei der Vorgeschichte Preußens im ersten Bande seiner Geschichte Friedrichs d. Gr. Das schmeckt ihm alles zu sehr nach Dryasdust, in dem er sich den dem seinigen entgegengesetzten Geist verkörpert dachte. Indessen, gerade weil Carlyle methodisch diese Fragen vermeidet, ist das gelegentliche Durchschlagen rassenhafter Anschauungen, die bei ihm durchaus von Instinkt und Temperament getragen erscheinen, um so bedeutsamer. Indirekt spricht schon sein Heroengedanke für Hierarchie und Rassengeist. Auch hinter großen geschichtlichen Entscheidungen wittert er rassische Hintergründe: so spricht er z. B. anläßlich des 10. August

---

[872]) Bd. I, S. 9—11.

[873]) Über die Blutsverhältnisse Hochschottlands und Irlands Bd. I, S. 70 ff. Niederwerfung der Hochschotten Bd. VI, S. 65—76. Rassenkämpfe zwischen Iren und Sachsen Bd. I, S. 139, Bd. III, S. 138 ff., Bd. V S. 170 ff., 177, 211 ff., Bd. VII, S. 384—391. Irland und die Reformation Bd. I, S. 73 ff. Hugenottisches Bd. III, S. 18, Bd. IX, S. 116.

1792 von einer „mad Gaelic effervescence“ und ein anderes Mal in seiner Geschichte der französischen Revolution von „Gaelic impetuosity“. Das germanische Ideal ist ihm Glaubenssache, es fällt ihm sozusagen zusammen mit der Wahrheit, dem abstrakten Ziel und Zentrum seiner Welt- und Geschichtsanschauung. Naiv identifiziert er dies zuzeiten sogar mit dem englischen, besonders mit Rücksicht auf die Kämpfe um Nordamerika, während er anderseits wiederum — besonders in „Past and Present“ — England wahrhaft entsetzliche Wahrheiten sagt. In der mächtigen Vertretung des gemeingermanischen Ideales aber ist er dann auch den übrigen germanischen Stämmen so nahe getreten wie kaum ein anderer großer Brite oder Schotte. So sagt er vom skandinavischen Heidentum: „It is interesting as the creed of our fathers; the men whose blood still runs in our veins, whom doubtless we still resemble in so many ways[874])“ und ähnlich einmal von Cromwell und seinesgleichen „men who, like their old Teutsch fathers in Agrippas days, have a soul that despises death[875])“. Und wie er sich hier als Germanensproß fühlt und sich seiner skandinavischen Abkunft rühmt, so appelliert er ein anderes Mal an die Schweizer als Verwandte: „Honour to you, o kinsmen, and may the old deutsch Biederkeit and Tapferkeit and valour, which is Worth and Truth, be they Swiss, be they Saxon, fail in no age! Not bastards, true-born were these men, sons of the men of Sempach, of Murten“ (von den Männern, die an jenem 10. August für Ludwig XVI. ihr Blut ließen)[876]). Wie endlich Carlyle mit uns Deutschen lebte und webte, dafür zeugen seine Biographien Friedrich d. Gr. und Schillers, ganz besonders die letztere, in der er von deutschem Wesen so schöne Kunde gegeben hat[877]).

---

874) „Works“, Vol. 5. „On heroes, hero-worship and the heroic in history“) p. 16.

875) „Works“, Vol. 10 „Past and Present“, p. 164.

876) „History of the french Revolution“, Vol. II, p. 302.

877) Man vergleiche auch Carlyles Bekenntnis zum Nibelungenlied („Critical and miscellaneous essays“, Vol. 3, London 1869 p. 151): „If the primeval rudiments of it have the antiquity assigned them, it belongs specially to us English Teutons as well as to the German.“

Neuntes Kapitel

Deutschdenker.

Als „Deutschdenker" habe ich eine Reihe den verschiedensten Geistesgebieten und Berufen entstammender, aber in dem e i n e n Zentrum des Deutschtums zusammentreffender Denker ausgesondert, bei denen allen die Rasse immer und überall als Unterton mitschwingt, bald stärker, bald schwächer, bald bewußter, bald unbewußter, bald mehr allgemein nordisch, bald enger germanisch. Keiner von ihnen würde das Bekenntnis zum „Deutschland über alles" verleugnen, und sollte darum seine Wissenschaftlichkeit angefochten werden, so würde er das ruhig über sich ergehen lassen, höchstens das zugeben, daß Deutschtum das Erste und Letzte für ihn bedeute, das er auch in die Form der Wissenschaft nur einkleide. Dieser Gesichtspunkt, daß die Wissenschaft nur gewissermaßen als Mittel verwandt wird, nur formale Bedeutung hat, mußte der maßgebende für uns bleiben. Sonst hätten wir auch Männer wie Dahn und Treitschke hierher ziehen können, die doch in erster Linie als hervorragende Wissenschafter vor uns stehen.

Gemeinsam ist allen diesen Geistern der Kampf gegen das Ausländertum, der bald — wie etwa von Klopstock und Arndt — mehr im allgemeinen, bald gegen besondere Gegner des Deutschtums geführt wird. Da nehmen dann die einen, wie Hutten und seine Nachfolger, die Front mehr gegen Rom, Lessing und andere gegen die Französelei, mehr oder minder alle gegen das Judentum. Im ersteren Falle geht es dabei um religiöse und kulturelle, implicite aber auch um politische Fragen, im zweiten gehen die Auseinandersetzungen vorwiegend ästhetisch-literarisch vor sich, mit Juda erfolgen sie auf allen Feldern und in allen Formen.

Bedarf diese abgesonderte Behandlung einer Gruppe „Deutschdenker" einer Rechtfertigung? So möchte sie damit gegeben sein, daß derer, die deutsch denken, im heutigen Vaterlande immer weniger werden, und daß daher die Bilder der Besten, die dies ehedem getan haben, einem solchen undeutschen Geschlecht nicht eindringlich genug namentlich auch in dem Sinne vorgeführt werden können, daß sich dieses des rassischen Untergrundes, auf dem es steht, wieder mehr bewußt werde.

H u t t e n eröffne, wie billig, diese Reihe. Er hat von je, und mit Recht, als das Urbild eines deutschen Kämpfers gegolten, der sich seinen unerhörten Wagemut aus den Tiefen seines germanischen Bewußtseins schöpfte. Schicken wir gleich voran, daß die Einseitigkeit seines Kampfes gegen Rom zeitgeschichtlich bedingt war: das Wesentliche an ihm ist, daß er sich seine Ideale — die damals dahin lauteten: Deutschland mittelst der Idee der Reformation politisch wie kirchlich neu aufgebaut zu sehen — aus dem Geist des germanischen Ritters zurechtlegte, der in jedem Jahrhundert der

gleiche gewesen wäre, wenn er auch in verschiedenen sich verschieden offenbart hätte. Hier dessen Hauptzüge: die Abneigung gegen die Städte, die ihm schon den Abfall von altdeutscher Sitte bedeuten, die Verwünschung des Handelsgeistes, das ausgeprägte Stammesgefühl, das für Hutten den Untergrund seines Deutschbewußtseins bildete[878]). Dieses erscheint bei ihm auf die höchste Höhe getrieben: die Deutschen sind ihm eine tapfere Nation, die Königin der anderen, auch an echter Gesittung das gebildetste Volk, demgegenüber die so hochmütig auf es herabsehenden Römer als die ärgsten Barbaren erscheinen. Auch durfte er damals noch mit Stolz es aussprechen, daß die Deutschen noch nicht entartet seien: an der Gestalt Sickingens richtete er sich zu dem Glauben auf, daß „deutsch Blut noch nicht versiegt, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt sei". Daneben freilich hat er auch wie keiner damals erkannt, was den Deutschen fehle. In seiner Rede über den Türkenkrieg (1518) hat er unsere unaustilgbare Schwäche und damit unser unvermeidliches Schicksal in Sätzen ausgesprochen, die Wort für Wort noch heute gelten: „Ohne Einigkeit muß Deutschland zugrunde gehen . . . Neben der Einigkeit gebricht es den Deutschen auch an Besonnenheit. Kraft haben wir Deutschen im Überfluß, aber die zweckmäßige Verwendung fehlt. So bleibt unsere Tapferkeit stets eitel, unsere Kraft nutzlos . . . Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen, aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt jene Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Tatendurst verkommt im Dunkeln[879])."

Hutten ist ein Rassentypus allerersten Ranges. In ihm, wie in dem drei Jahrhunderte später der gleichen reichsunmittelbaren Ritterschaft entsprossenen Stein, hat sich der germanische Geist mit einer Quellfrische und Unmittelbarkeit offenbart, wie es außer in diesem wohl nur noch im Bauernstande (Luther!) denkbar war. Was Hutten wie Stein, der eine auf dem geistigen, der andere auf dem politisch-sozialen Felde, zunächst völlig fern der Wissenschaft, von sich gegeben, hat dann doch in dieser hundertfältig widergeklungen. Des regen Treibens der deutschbewußten Humanisten des 16. Jahrhunderts haben wir an früherer Stelle Erwähnung getan[880]). Aus dem 17. haben wir sodann als Deutschdenker vor allen den Ostfriesen Hermann Conring herauszuheben, der in seinem Hauptwerke über die Entstehung des deutschen Rechts (1643) zwar zu-

---

[878]) Hutten rechnete sich zur fränkischen Ritterschaft, einer der streitbarsten des Reiches, und appelliert gerne an den „fränkischen Mut". Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er von den deutschen Stämmen dem sächsischen die Palme reicht, in dessen Lob er immer von neuem ausbricht. Die Sachsen sind ihm die klügsten, gesundesten und stärksten der Deutschen, stets frei, nie besiegt. In Arminius haben sie den größten Heerführer hervorgebracht, und — was Hutten ihnen besonders hoch anrechnet: sie haben sich die Rechtsgelehrten vom Halse gehalten.

[879]) Ich darf nicht versäumen, meine Leser auf das klassische Werk von David Strauß über Hutten zu verweisen, das die Quintessenz seines Wirkens vollendet wiedergibt.

[880]) Bd. II, S. 268.

nächst dieser Wissenschaft in Verbindung mit der der deutschen Geschichte und des deutschen Altertums einen bedeutenden Aufschwung brachte, dann aber schon wenige Jahre nachher mit einer Schrift hervortrat, die wir nach unseren heutigen Anschauungen geradeswegs als anthropologisch bezeichnen müssen: „De habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis" (Helmstedt 1645). Es ist erstaunlich, wie Conring damals schon unsere Hauptanschauungen und -kenntnisse von heute vorausgenommen hat. Zunächst arbeitet er den germanischen Typus heraus, für den er, unter Beibringung einer Fülle klassischer Zeugnisse, die vier Hauptmerkmale der Körpergröße, der lichten Haut, der blauen Augen und der blonden Haare feststellt. Er nimmt dann gegen Hippokrates Stellung, der dem Klima viel zu viel Einfluß zuspreche. Nicht diesem, das ja nicht überall im Verbreitungsraume der Germanen gleichmäßig, sondern ihrer Unvermischtheit sei deren Rasseneinheitlichkeit zuzuschreiben, wie ja auch umgekehrt das Aufhören dieser Gleichartigkeit auf Vermischungen zurückgehe. Einen zweiten noch verhängnisvolleren Grund („majus longe detrimentum") des Wandels jener einstmaligen Körperlichkeit erkennt, Conring in der veränderten Lebensweise. Er darf auf Grund des hierzu Vorgebrachten[881]) — vielleicht neben Comenius — den Ruhm unseres ersten Gesundheitsreformers beanspruchen. Auch wie unheilbar wir uns damit, dank der auch nach dieser Seite inzwischen in Kraft getretenen Erblichkeit, festgerannt haben, entgeht ihm nicht („Habitus inde corporum ex vita et misto connubio primum variegatus jam quasi in hereditatem venit, ut etiamsi ad priscam vivendi aequalitatem rediremus, par tamen forma recuperari nequeat."). Selbst die für die Rasse schädlichen Einwirkungen des Christentums hat Conring schon richtig gesehen und mutig bei Namen genannt. (....„praecipue ex quo barbari mores Christiana pietate imbuti nonnihil sunt et mitigati. Una enim cum pietatis doctrina luxuria succrevit et avaritia, vetera pacis et otii mala" etc.) Weit über sein Bekenntnis zum Deutschgermanentum hinaus aber hat er auch ein solches zum Gesamtgermanentum abgelegt. Schon in der vorliegenden Schrift findet sich eine Stelle, in der er, fast in der Weise Kriegks, von denen „qui in Italorum, Gallorum, Hispanorum, Britannorum mores transiere, patria terra relicta", noch als Mitgermanen redet. Dann aber, in der Einführung zu Clüvers „Germania antiqua" (Wolfenbüttel 1663), führt er gründlicher aus, wie das Studium der deutschen Altertümer Gesamteuropa zugute kommen müsse, da germanischer Geist und germanisches Gesetz nicht nur einen integrierenden Bestandteil der romanischen Welt bilde, sondern auch die slavische entscheidend beeinflußt habe. („Omnis pene Europa in Germaniae gentium ditionem transiit.")

Die Gestalt dieses großen Universalisten ist für die Masse der Gebildeten durch die allerdings noch weit gewaltigere Leibnizens einigermaßen verdunkelt worden. Er lehrt aber, wie sehr das Gesunde, Echte und Wahre

[881]) Wir haben diese Seite des großen Mannes bereits gewürdigt, Bd. I, S. 443.

überzeitlich ist: wir können uns seine Erkenntnisse heute fast besser zunutze machen, als es seine Zeitgenossen vermochten. Denn Männer seiner Art standen in der Geistesöde, die der Dreißigjährige Krieg auf lange hinaus schuf, wie einsame Felsen in der Wüste oder in den Fluten. Ein solcher Einsamer ist im Grunde auch im darauffolgenden Jahrhundert Justus Möser noch gewesen. Seit zuerst Goethe (im dritten Bande von „Dichtung und Wahrheit") in fast überschwänglicher Weise sein Lob verkündet hat, sind ihm zahlreiche Neuere darin gefolgt[882]), ja, er wird fast allgemein als „ein seinem Zeitalter unbegreiflich vorgeeilter", als „ein mit einer Art wissenschaftlicher Sehergabe ausgestatteter Genius" gefeiert. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß das durchaus Neue und Wesenhafte dieses Mannes das gewesen ist, daß er als erster und lange einziger im Jahrhundert der Aufklärung und der kosmopolitischen Humanität sich als Germane gefühlt, daß er den Anker deutschen Lebens mit zielbewußter Kraft in den festen Grund unserer altgermanischen Vergangenheit, die, wenn irgendwo, in seiner kernsächsischen Heimat in Verfassung und Sitte noch lebte, versenkt hat. Für diese germanischen Institutionen einschließlich Fremdenrecht usw. ist er mit einem gelegentlich herben, der neueren Humanität daher anstößigen Konservatismus eingetreten. Aber er hat bahnbrechend damit gewirkt und ist mit seinen germanischen Anschauungen ebenso ein Vorläufer der Arndt, Fichte und Jahn durch die in seinen „Patriotischen Phantasien" zutage tretenden Gesinnungen, wie der Savigny, Jakob Grimm und Eichhorn durch die tiefeindringenden wissenschaftlichen Untersuchungen über altgermanische Verfassung in seiner „Osnabrückischen Geschichte" geworden.

Ja, wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen und sagen: wie er dadurch, daß er sich mit aller Wucht dem Rousseauschen Gleichheitswahn entgegenwarf, daß er dem daraus erfolgenden Generalisieren und Zentralisieren gegenüber „den wahren Plan der Natur, die ihren Reichtum in der Mannigfaltigkeit zeigt", zu Ehren brachte, der höchsten Verkörperung des Individuellen in der Nationalität, und damit den Ideen von 1813, vorarbeitete, so habe er durch sein beispiellos energisches Eintreten für das Bauerntum als das echteste Gewand des Germanentums die Ideen von 1930 angebahnt und das lösende Wort ausgesprochen, das einzig noch uns heute zum Worte der Rettung werden könnte, und das allein schon uns Grund gibt, ihn mehr denn je als das zu feiern, was sein ihm zu seinen Lebzeiten beigelegter Ehrenname besagt: als den Anwalt des Vaterlandes („advocatus patriae"). Meinen wir doch Darré zu lesen, wenn wir ihn lesen, der, ganz wie jener, im Bauernstande den Kern der deutschen Nation findet, der in der Rückversetzung in die goldene Zeit der bäuerlichen germanischen Volksgemeinde und ihrer Urfreiheit sich Kraft und Erfrischung für die so grundandersartigen Zeiten holte, und der schon

---

[882]) Sehr gut über Möser Häusser, „Deutsche Geschichte", Bd. I, S. 130 ff. Rohmer, „Die Lehre von den politischen Parteien", S. 201. Auch Bluntschli, S. 464—69, 474 ff.

damals, wo doch noch niemand den unerhörten Sumpf ahnen konnte, zu dem unsere Städte heute geworden sind, scherzweise den Vorschlag machte, „die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu einem Privilegium der Bauern zu machen[883])". Daß er in jenen Begriff des Bauern als des echten Germanen den Adel mit hineinzog, versteht sich bei einem Möser von selbst. Er hat auch diesem, seinem Ursprung, seinen drei Grundquellen („bei einer landbauenden Nation, dergleichen die deutsche ist"): Grund- oder Landadel, zugleich Kriegsadel, Dienstadel und Briefadel, vortreffliche Untersuchungen gewidmet, auch schon das englische Beispiel empfohlen, die jüngeren Söhne des Adels in die Bürgerwelt zu entsenden[884]).

Unter den Deutschdenkern darf und muß nun auch, und zwar unmittelbar neben denen der Befreiungskriege, die große Frau nochmals ihre Stelle finden, der, wie wir an einem entscheidenden Punkte unseres zweiten Bandes dargetan[885]), das ihr von hugenottischer Seite zugeflossene Germanenblut, wie schon Goethe erkannte, die tiefsten Einblicke in germanisches, in deutsches Wesen ermöglichte. Daß Stein in jenem Jahre 1812 in Petersburg mit Entzücken den Kapiteln aus „De l'Allemagne" lauschte, die ihm Madame de Staël aus dem Manuskripte vorlas, daß Arndt die Gewalt ihrer Persönlichkeit („eines Spiegels hellsten Geistes und klarster Treue und Redlichkeit") so überstark empfand, daß er die Französin ganz darüber vergaß[886]), diene statt jeder Charakteristik und zugleich als Ansporn, die einführenden Betrachtungen und die ersten Kapitel, wenn nicht mehr, von dem Buche zu lesen.

Arndt war bei uns vor der Rassenbewegung in weiten Kreisen nur nach seiner einen Seite, als Patriot und Franzosenhasser, bekannt und gewürdigt. Und doch ist die andere, die des Konservativen und Rassenmannes, die hier zur Betrachtung kommt, mindestens ebenso wichtig. Seine bleibende Bedeutung hält derjenigen für seine Zeit völlig die Wage. Wer aus seinem deutschen Patriotismus und daraus zeitweilig erwachsenen Franzosenhaß ein Vorurteil gegen ihn als Ethnologen herleiten wollte, würde durchaus in die Irre gehen. Es ist erstaunlich, wie unbefangen und gerecht er ein Menschenalter nach jenen großen Kämpfen der Franzosenzeit die Völker einschließlich des französischen angefaßt, wie liebevoll er, der Kerngermane des Nordens, sich namentlich auch in die südlichen versenkt hat. Als erster Deutscher hat er in seinem „Versuch in vergleichender Völ-

[883]) Heute droht, was damals Scherz war, blutiger Ernst zu werden. Soeben (Juli 1930) veröffentlicht ein so erzkundiger Anthropologe wie Carl Röse in der „Sonne" einen Aufsatz: „Der Bauernhof, Keimzelle und letzter Rückhalt der nordischen Rasse", in dem ebenfalls als einziger Ausweg bezeichnet wird, unsere Großstädte ihrem Geburtenrückgang zu überlassen und nur eine gute Kinderzucht auf dem Lande zu sichern.

[884]) Die Hauptstellen über unser Bauerntum finden sich in dem zweiten Teil der „Patriotischen Phantasien" (Band II der Gesamtausgabe der Werke von 1820), die über den Adel Ges. Werke, Bd. IV, S. 256 ff., 272 ff., über „Menschenrechte" und Verwandtes Bd. VIII, S. 307 ff., 313 ff.

[885]) Bd. II, S. 398 ff. Vgl. A. Sorel, „Madame de Staël", p. 6, 106/7.

[886]) Arndt, „Wanderungen" pp., S. 50.

kergeschichte" (Leipzig 1843) die Geschichte der europäischen Völker in allererster Linie als Blutsgeschichte skizziert und damit ein wirklich erstaunliches Buch zustande gebracht. Arndt war, wenn je einer, ein prädestinierter Rassenmann. Neben höchster geistiger Intuitionskraft eignete ihm auch leiblich ein Luchsauge und, nach seinem eigenen Ausdruck in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben", eine „Hühnerhundnase zum Aufwittern des verschiedenen Blutes". So hat er auf seinen vielen Reisen die Rasse zunächst in Fleisch und Blut geschaut, wovon nicht nur der „Versuch", wovon auch die besagten „Erinnerungen" und die „Wanderungen mit Stein" auf Schritt und Tritt Zeugnis geben, mag er nun auf vaterländischem Boden sich die deutschen Stämme zergliedern, in Rußland das dortige bunte Völkergemisch aufs Korn nehmen oder unter den französischen Burgundern (im Frühling 1799) wie in heimischer Umgebung auftauen[887]). Dann aber hat er alle seine Eindrücke auch wissenschaftlich verarbeitet und zu einem Blutsbilde gestaltet, dem noch heute kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen ist, wenn wir auch seitdem — in fast einem Jahrhundert — manches hinzugelernt haben, und die Technik sozusagen der Völkeranalyse eine andere geworden ist. Aber neben Gobineaus und Woltmanns Werken wird Arndts „Versuch" immer einer der Grundsteine der Rassenlehre bleiben. Es ist genau der gleiche Geist, der aus ihm weht. Arndt ist, bei aller Begeisterung, nordisch besonnener als Gobineau, und, bei aller Besonnenheit, schwungvoller als Woltmann, in den Grundlehren aber beiden urverwandt. Beide sind in nuce schon in ihm enthalten, wenn auch beide von dem großen Vorgänger, dessen Wirken für die Rasse das damalige Geschlecht schmählich verklingen ließ, keine Ahnung gehabt haben. Um so voller tönt uns inzwischen Belehrten alles das in die Ohren, was Arndt über die südlichen Romanen, Italiener und Spanier, bei denen er das germanische Blut grundsätzlich hervorkehrt und in allen seinen Wirkungen und Schattierungen aufspürt, über Nordfranzosen und Belgier, über Engländer und Schotten, nicht zuletzt über die eigenen Landsleute ergründet und zu meisterlichen Charakteristiken zusammengefaßt hat. Materiell bietet ja Arndt dem, der von Woltmann kommt, nichts Neues, im Kern wie in allen Einzelheiten ist es die gleiche Lehre. Aber für deren Befestigung bringt er dennoch ein Größtes hinzu: die lodernde Glut eines edlen, starken Herzens für den unendlichen Reichtum unserer Sprache, unserer Helden- und Volkslieder, unserer erhabenen christlich-germanischen Baukunst, Malerei und Musik, wie für die Großtaten der germanischen, insbesondere der normännisch-französischen Ritterschaft. Für Arndt persönlich ist charakteristisch seine Vorliebe für die Spanier. Die eigene Verwandtschaft mit ihnen dehnt er auf die ganzen Völker aus. Cervantes, „in dem ganz Spanien und noch viel mehr", stellt er neben Shakespeare, „in dem ganz England und ganz Europa ist". Wem es um wahre Völkerverbrüderung — das heißt um das Maß des davon auf Erden Möglichen — zu tun ist, der kann dafür bei Arndt edelste Keime finden. Verweist er uns doch,

[887]) Im „Versuch", S. 210, aufs anschaulichste geschildert.

als auf die Quelle geistigen und seelischen Verstehens, auf die immerhin durch die Jahrhunderte verdeckte, aber nie ganz verschüttete, Blutsgemeinschaft, die im stillen, wenn auch abgeschwächt, weiterwirkt und in den großen Leuchten des Geistes ihre rätselhafte Ausprägung findet.

Neben den „Versuch“ treten zunächst die „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“, die auch wieder viel Wertvolles zur Rasse bringen, vor allem die allgemeinen Beobachtungen und Betrachtungen[888]), die uns ein urlebendiges Bild von Arndts praktischer Methode geben, demnächst über die Mischungen im Russenreiche. In allem Bisherigen sehen wir die Rasse sozusagen von außen angefaßt. In den „Erinnerungen“ nimmt er sie dann gleichsam von innen. Was hier über Wesen und Gesetzgebung der Germanen, über unsere Stämme, vor allem aber unser Bauerntum und unseren Adel ausgesagt wird, gehört zum köstlichsten, was wir darüber besitzen. Der Möser nachgerühmte Sehergeist darf auch Arndt im vollsten Maße zugesprochen werden. Wie denn überhaupt die große Linie bäuerlicher Weisheit und Erkenntnis ganz unmittelbar von Möser über Arndt — als einen Höhepunkt — und Riehl auf Darré führt. Wie keiner aber hat Arndt den schweren Konflikt vorausgesehen, den das Aufkommen der Industrie über das Leben und Schaffen der modernen Völker, nicht am wenigsten des unsrigen, verhängen mußte. Der Segen des Landbaus, der Unsegen der Industrie hat nie beredtere Verkündung gefunden, und selbst das hat Arndt schon geahnt, was eben jetzt sich vollzieht und den Segen des Landbaus in Unsegen zu verkehren droht: die Industrialisierung der Landwirtschaft.

Ein letzter Zug darf bei Arndt nicht übergangen werden: daß er nämlich, wie sein Vaterland in den Mittelpunkt der ganzen neueren Geschichte, so sein Volk mit naiver Unbekümmertheit über alle neueren Völker stellt. Es ist schon früher von uns ausgeführt worden[889]), daß er damit nichts anderes tut, als was auch bedeutende Franzosen und Italiener für ihre Völker tun, und daß diese harmlose Ruhmredigkeit bei allen dreien — bei dem Deutschen vollbewußt, bei den Franzosen halbbewußt, bei den Italienern unbewußt — der gleichen Quelle germanischen Selbstbewußtseins entspringt. Bei Arndt muß auch noch eines nicht sowohl zur Entlastung — damit würden wir ihm etwas vergeben — als zur rechten Würdigung angeführt werden, daß er nämlich in seiner schönen Charakteristik des Deutschen[890]) jenen hohen Rang nicht am wenigsten auf seinen Universalismus begründet, den er ja in der Tat vor allen anderen Völkern voraus hat, und der ihn befähigt hat, in den gemeinsamen Opferstock der Völker die größte Einlage zu machen.

Neben Arndt treten seine damaligen Mitkämpfer stark zurück. Friedrich Ludwig Jahn wird so leicht niemand für einen großen Geist erklären, und doch gebührt auch diesem urwüchsigen Volksmanne ein ehrenvoller

---

[888]) S. 39—44 der Reclamschen Ausgabe.

[889]) Bd. I, S. 94. — [890]) „Versuch“, S. 392 ff.

Platz in unserer Rundschau. Hat er doch in seinem „Deutschen Volkstum" nicht nur Begriff und Wort des Volkstums erst geschaffen und erklärt[891]), er hat es auch als das offenbart, in welchem sich die Rasse, als sein Substrat, am sichtbarsten kundgibt[892]). Und wie unvermerkt und dank einem großen Instinkt — der ihn unter anderem auch in uns Deutschen „das Mittel- und Mittlervolk Europas", in den Germanen „die Weltretter" und in ihnen mit den Griechen gemeinsam „der Menschheit heilige Völker" erkennen ließ — gelang es ihm dann auch am Faden jener Zusammengehörigkeit in die Tiefe der Rasse hinabzudringen und sie nach allen wesentlichen Seiten zu erfassen. Seine Ausführungen über Rassenreinheit, gegen Mischungen und Mischlinge sind das denkbar kernigste und gesündeste, was sich hierüber, soweit da überhaupt generalisiert werden darf, sagen läßt: dem Problem im einzelnen nachzugehen, hat unser Mann, wie billig, anderen überlassen. Die Generationenreihe erkennt er als das Ewige des Volkstums wie der Rasse, und in dem Kapitel über den Geschlechteradel bringt er dementsprechend sein Tiefstes[893]).

Wie eigentümlich mutet uns heute neben diesen beiden vollgermanisch-deutschen Männern Joseph G ö r r e s an, dessen fabelhafte Wandlungsfähigkeit doch wohl zum guten Teile nur aus dem mütterlicherseits in ihm vertretenen Italienerblute zu erklären ist[894]). Ihn indessen doch unter die Deutschdenker aufzunehmen, zwingt die Episode seines „Rheinischen Merkur", dessen flammender Patriotismus, wenn auch zeitgeboren, doch unzweifelhaft in germanische Tiefen drang. Was hier im Tageskampfe den Publizisten Görres zeitweilig zu einem der beredtesten Deuter deutsch-germanischer Lebensnotwendigkeiten machte, die Versenkung in den uralten Stammesgeist, hat zu den verschiedensten Zeiten seines Lebens auch dem mehr vermeintlichen als wirklichen Wissenschafter Görres keine Ruhe gelassen. Den Wurzeln der Volksstämme nachzugraben, blieb bis ins späteste Alter eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, von der unter anderem seine „Japhetiden und ihre gemeinsame Heimat Armenien" (1844) und „Die Grundwurzeln des keltischen Stammes" (1845) zeugen. Sie sind aber wissenschaftlich belanglos, da Görres' Hang zu phantastischen Kombinationen hier völlig in den Bann der Bibel und der Offenbarung gestellt erscheint. Anders lagen für ihn die Dinge, wo es nicht galt, schwierige ethnologische Rätsel zu lösen, sondern einfache und nur vergessene historische Wahr-

---

891) „Deutsch heißt volkstümlich." „Volkstum ist das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit."

892) Aus einem „unnennbaren Etwas" hat die Wissenschaft allmählich sowohl physiologische („nachartende Schädelbildung") wie geistige Merkmale („ins ganze Völkerleben vererbte Besonderheiten") herausgelesen, die dann kraft der Persistenz weiterleben.

893) Vgl. die von uns Bd. I, S. 246 mitgeteilten Äußerungen.

894) Eine sehr gute Charakteristik von Görres gibt R. G o t t s c h a l l, „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh.", Bd. 1, Breslau 1855, S. 352 ff.

heiten zu verkünden[895]). Dafür ist denn in der Zeit nach den Freiheitskriegen auch Görres einmal der rechte Mann gewesen — die Franzosen nannten seinen Merkur „den vierten Alliierten" —, wie er ja übrigens auch schon vorher als Germanist und sogar Iranist unserer Romantik nahegetreten war, durch die er dann freilich immer entschiedener und ausschließlicher ins Lager der katholischen Kirche hinübergeführt wurde.

In denkbar scharfem Gegensatz zu den Geistessprüngen dieses Mannes, der vom roten Jakobiner durch den Kerndeutschen hindurch sich zum Römling wandelte, konnte der nächste unserer Reihe, Wolfgang Menzel, am Schlusse seiner „Denkwürdigkeiten" sein Lebenswerk dahin umreißen, daß sein „germanischer Grundzug" in allen seinen Werken ohne Ausnahme zutage trete. Und eben darum gehört auch er unter unsere Deutschdenker, wiewohl er im übrigen ein Vielschreiber war, der sich auf den allerverschiedensten Gebieten ergangen hat. Er ist heute so gut wie vergessen, und auch der Verfasser kann sich nicht rühmen, mit seinen Schriften eine nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. In seinem Kampfe mit dem „Jungen Deutschland" hatte er seine Deutschtümelei in einer Weise ausgebildet, die ihn auch nach dem Zeugnis der ihm gesinnungsmäßig Nahestehenden vielfach übers Ziel hinausschießen ließ. Dagegen verdient nun aber ein älteres Werk von ihm, sein „Geist der Geschichte" (1835), gerade auch unter dem Gesichtspunkte dieses Buches erneute Beachtung, da Menzel darin als einer der ersten und entschiedensten Verfechter des Rassengedankens in Deutschland aufgetreten ist. Allerdings haben seine Ausführungen, insbesondere seine mehr symbolische Einkleidung des ethnographischen Materiales[896]), ernstlichen wissenschaftlichen Widerhall nicht gefunden. Aber sie zeugen entschieden von Tiefsinn, der sich auch in den apokalyptischen Schlußpartien seines Werkes, wie in der Begründung der von ihm geweissagten Endkatastrophe der Menschheit, kundgibt. Den tragischen Zug in der Geschichte hat er erkannt und gekennzeichnet wie wenige: „Der Mensch durchbricht die horizontale Linie naturnotwendiger Geschichtsentwicklung durch die vertikale Richtung auf die ideale Welt. Daher kommt der Zwiespalt des Ewigen und Zeitlichen, der nicht endende Kampf. Er wird immer dauern und immer erhabener werden, aber im Kampf werden wir untergehen; nicht hier, nur drüben feiern wir den Sieg." Diese Lehren sind, wie man sieht, urgermanisch, wie ja denn auch Menzel bei der Weissagung eines allgemeinen Vertilgungskampfes und der Vernichtung der Bewoh-

---

[895]) Schon in der Vorrede des „Rheinischen Merkur" (wiederabgedruckt Ges. Schr., Bd. I) kündigt sich dessen historisch-patriotischer Zug bezeichnend an. Parallelen mit altgermanischen Vorgängen kehren wieder (S. 192, 197). „Offenbar sind die Deutschen das Organ geworden, in dem die Geschichte weiter wirkt."

[896]) Menzel nahm nur zwei Hauptrassen an, die Weißen, die Kinder des Nordens, die er dem Einfluß des großen Fixsternhimmels, dem Gesetz einer höheren Weltordnung unterstellen wollte, und die Schwarzen, die Kinder des Südens, die unter dem Einfluß der Sonne in den Tierkreis gebannt, ohne freies Selbstbewußtsein, ohne historische Erinnerung, ohne ein Ziel des Strebens, nur dem nächsten Tage leben. Aus der Mischung beider entstehen die übrigen Rassen.

ner unseres Planeten sich ausdrücklich auf die des Sturzes der Eddagötter beruft[897]).

Wie seinerzeit die Freiheitskriege, hat dann, nach dem Menschenalter der Unterdrückung der damals aufgeschossenen Keime, wieder die Bewegung von 1848 ein mächtiges Aufflammen des deutschen Patriotismus nicht nur in seinen politischen Strebungen, auch in seiner tieferen historischen und blutlichen Begründung gebracht. Das schönste Zeugnis dieser deutschen Erhebung bietet Rudolf von Raumers „Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse", Erlangen 1848, in welchem die Germanenlehre Gobineaus, Arndts und Woltmanns, jener wogenden Zeit angepaßt, in wuchtiger Zusammenfassung und doch im einzelnen liebevoll eingehender Ausführung, zugleich in packender Form, wie zu einem Brevier gestaltet erscheint. Wenn eines, verdiente dies schöne, zu Unrecht verklungene Buch einen Neudruck.

Auch Gustav Freytag ist wohl erst durch die umwälzenden Bewegungen jenes denkwürdigen Jahres ganz zu dem geworden, was er uns als Deutschdenker bedeutet. In den fünfziger Jahren entwarf er jenes umfangreiche Werk seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", in welchem er unser Volkstum in seiner historischen Entwicklung und Ausgestaltung zur Darstellung brachte, indem er die Hauptepochen unserer Geschichte wie genealogisch sich auseinander entwickeln ließ — ein Verfahren, das er dann später in seinen „Ahnen" dichterisch wiederholte, indem er ein deutsches Geschlecht von den germanischen Urwäldern bis zur Gegenwart geleitete. Die „Bilder" sind ein Werk, das sich zwar fast populär gibt, dabei aber an wahrhaft wissenschaftlichem Gehalt mehr birgt als viele ungleich anspruchsvoller auftretende. Es hat sich denn auch bis auf den heutigen Tag behauptet und ist mit in erster Linie berufen, die treibenden und gestaltenden Kräfte unseres nationalen Lebens, insoweit sie namentlich auch auf unserem Blute beruhen, auch einem Laienpublikum anschaulich vor Augen zu führen.

Mindestens erwähnen müssen wir auch Bogumil Goltz, der in „Der Mensch und die Leute" (Berlin 1858), in seiner „Physiognomie und Charakteristik des Volkes" (ebenda 1859), endlich in „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius" (ebenda 1864) die mit diesen Titeln bezeichneten Themen durchweg auch von der Blutsseite illustriert[898]).

Lagarde, den die Vertauschung seines angeborenen deutschen gegen einen angenommenen französischen Namen nicht gehindert hat, neben Arndt und Fichte unser deutschester Deutschdenker zu werden, bietet, wie das stärkste, so zugleich ein typisches Beispiel dafür dar, wie einer von der

[897]) Das Verdienst einer Hervorziehung Menzels als Rassenkünders gebührt Th. Bieder, der unter anderem im zweiten Teile seiner „Geschichte der Germanenforschung", S. 62 ff. eine Analyse des „Geistes der Geschichte" mit reichlichen Zitaten gibt. Vgl. auch Kocholl, S. 165 ff.

[898]) Vgl. bes. „Der Mensch", I, S. 1—7, II, S. 3 ff., IV, S. 31/32, 51, „Physiognomie" pp., S. 1—5 (zum Wesen des „Volkes"). „Zur Geschichte d. d. Genius", erstes Kapitel.

Rasse sich nichts an-, ja wie er gegen sie Stellung nehmen und dann doch ihr dienen, ja ihr unfreiwilliger Verkünder werden kann. So oft er auf die oder auf eine Nation zu sprechen kommt, lehnt er ausdrücklich den Blutsgesichtspunkt für die Ergründung von deren Wesen ab. Der Herleitung des Wortes natio von nasci spricht er jeden Wert ab[899]). „Nationen entstehen nicht durch physische Zeugung, sondern durch historische Ereignisse. Historische Ereignisse aber unterliegen dem Walten der Vorsehung, welche ihnen ihre Wege und Ziele weist[900]).“ „Nur durch geistige Mächte können Völker jung und frisch erhalten werden[901]).“ „Kein ideal gesinnter Mensch wird je leugnen, daß der Geist auch die Rasse überwinden kann und soll[902]).“ „Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte[903]).“ Ja, Lagarde hält es geradezu den Juden vor, daß sie am Rassenstandpunkt festhielten, während die Deutschen auf die Rasse nur bei Pferden, Rindvieh und Schafen Gewicht legten[904]). Dürfen wir uns darnach wundern, wenn er über die Eindeutschungsmöglichkeiten für die Juden, über den Charakter und die Folgen der Mischehen von naivster Harmlosigkeit zeugende Illusionen hegt[905])? Und wenn er, der mit tiefstem Seherblick die ganze deutsche Geschichte für einen einzigen großen Entdeutschungsprozeß erklärte, es doch nicht erkannte, daß dem der physische Prozeß einer andauernden Entnordung zugrunde lag? Es ist klar, daß wir es bei dieser einseitig ethisch-geistigen Einstellung zur Rasse mit einer Anschauung zu tun haben, die Lagarde vielleicht von Hause aus mit-, vielleicht aber auch von fremder Seite bestärkt bekommen hat. Ein junger Forscher[906]) nimmt dafür — wohl nicht ohne Grund — Fichtesche Einflüsse an.

Und nun sehe man, wie derselbe Lagarde dann doch wieder unbewußt der Rasse Tür und Tor öffnet. Schon sein berühmter Ausspruch: „Humanität, Nationalität, Stammeseigentümlichkeit, Familiencharakter, Individualität sind eine Pyramide, deren Spitze näher an den Himmel reicht als ihre Basis“ ist ein erster Schritt dazu und würde nur allenfalls im Sinne der Rassenlehre dahin zu ergänzen sein, daß man sich jene Pyramide in die Erde hinein verlängert zu denken habe, wo alsdann nicht die Humanität, sondern die Animalität, wie Darwin will, die letzte, endgültige Basis bilden würde. Ganz ähnlich legt er, als auf einen Irrtum, den Finger auf den Sprung, den Jesus aus der Homunkulität seiner Umgebung unmittelbar in das Menschentum gewagt habe, anstatt allmählich über Geschlecht, Stamm und Volk zu diesem fortzuschreiten[907]). Die ganze Schrift „Juden und Indogermanen“ lehrt, wie Rassengegensätze den Menschen Lagarde innerlich bis zum Sieden erregen konnten, wenn auch der Denker Lagarde

---

899) „Deutsche Schriften“, S. 160 ff. (Die Zitate beziehen sich auf die erste Gesamtausgabe von 1886).

900) Ebenda, S. 84 ff. — 901) Ebenda, S. 33 ff. und ganz ebenso, S. 133.

902) „Mitteilungen“, Bd. II, S. 159. — 903) „Deutsche Schriften“, S. 31.

904) „Mitteilungen“, Bd. II, S. 162. — 905) „Deutsche Schriften“, S. 472.

906) Curt Klamroth, „Staat und Nation bei Paul de Lagarde“, Leipzig 1928, S. 33 ff., 67.

907) „Deutsche Schriften“, S. 305.

sich nicht eingestehen mochte, wie sehr ihn die Rasse beschäftige, die ihm doch, da er der Ethnologie an sich niemals aus dem Wege ging, schon allein da mannigfach entgegentrat, mochte er von Basken, von Ungarn, von Spaniern oder von Bayern reden. Auch das Hindurchblicken der Rasse durch die Nationalität ist ihm gelegentlich nicht verborgen geblieben. Als Hauptbeispiel hierfür mögen die Lombarden dienen, deren stille Einwirkung auf das innere Leben der Kirche er ebenso hervorhebt wie ihre beherrschende Stellung im Gesamtleben Italiens[908]). Nicht minder geht er dem Blute einzelner berühmter Männer nach, nicht immer sind da seine Annahmen haltbar — wie wenn er z. B. von einer keltischen Abkunft Händels, als Hallorensohnes, fabelt —, aber es ist doch bezeichnend, daß er in Augustin, und zwar sehr stark, das Punische, in Amerigo und Garibaldi das Germanische, in Leibniz und Lessing das Slavische (will sagen: die slavische Beimischung) ihrer Abkunft betont. Natürlich mischt er in Gedanken dem Blute immer ein Geistiges bei und ist denn auch da am stärksten, wo er die Wirkungen des Blutes auf einem geistigen Felde schildert. Dahin gehören seine Betrachtungen über den Adel, dahin vor allem seine Darlegung der ethnischen Zusammensetzung der Kirche[909]). An beiden sollte niemand vorübergehen. Bei letzterer Gelegenheit namentlich erkennt man, wie tief sich Lagarde in die Seele der Völker zu versenken vermochte. Man fühlt sich hier unwillkürlich an den von ihm so überaus hochgestellten Herder erinnert.

Für die Erfassung und Charakteristik zweier Völker hat Lagarde sozusagen sein Letztes hergegeben, für die Germanen nach der positiven, für die Juden nach der negativen Seite. Es sind, wie man sieht, die beiden, die zurzeit vom Weltgeist in den Vordergrund irdischen Ringens gestellt sind. Bei den Germanen geht er begreiflicherweise von ihrem als Ideal aus ihrer besten Zeit ihm vorschwebenden Bilde aus: „Alle Germanen sind, nicht trotzdem, sondern weil sie Freunde der Freiheit sind, Aristokraten im besten Sinne des Wortes.“ „Sie haben aristokratisches Regiment geführt, weil sie königlich gesinnt waren.“ Unsere ureigene Individualität war unsere Persönlichkeit. Allerdings „lag in unserer ungemessenen Subjektivität, wie die Stärke, so auch die Schwäche der germanischen Naturanlage“[910]). In der richtigen Ahnung, daß dieser ungemessenen Subjektivität der Halt einer großartigen Institution not tue, haben die Germanen sich einst der Kirche angeschlossen. Aber die römische Kirche hat es nicht verstanden, der germanischen Nationalität Rechnung zu tragen, mit welcher ihr religiöses Leben in Beziehung zu setzen demnach, nach ihrer Losreißung von Rom, den germanischen Völkern als erste Hauptaufgabe zufällt[911]). Wir sahen an anderer Stelle, wie dies für uns zu etwas wie einer „Deutschkirche“ führen müßte. Was unsere weltlichen Aufgaben anlangt, so kann das, was Lagarde hier verlangt und anrät, nur in allerkürzeste Stichworte gefaßt werden: da ein Volk nur vom Arbeiten, vom Ausbau seiner Aufgaben

[908]) „Deutsche Schriften“, S. 297, 463. — [909]) „Deutsche Schriften“, S. 295 ff.
[910]) Ebenda, S. 298. — [911]) Ebenda, S. 300.

lebt, so haben wir, entsprechend unserem Ausdehnungsdrang und unserer kolonisatorischen Begabung, alle Kräfte auf die Schaffung eines Großgermanien, praktischer ausgedrückt: auf die Bildung eines Mitteleuropa, zu konzentrieren. Das kann freilich nur gelingen, wenn wir uns von der Industrie, die das beste Teil jener Kräfte aufzusaugen droht, ab- und dem Lande, wo sie nur wachsen können, wieder zuwenden. Ein dritter Faktor unseres wirtschaftlichen Lebens, der allgemach die beiden anderen in verhängnisvollem Grade überwuchert hat, der in der Börse verkörperte Kapitalismus, führt Lagarde zum Judentum hinüber[912]).

Von den Juden stellt Lagarde dreierlei fest: daß sie, wiewohl „überall auf das äußerste gehaßt und wunderbarer Weise zugleich verachtet, doch zugleich, wenigstens in Europa, die Herren der Nichtjuden", zweitens, daß sie „die Träger der Verwesung, die Schlacken einer längst ausgebrannten Zeit", drittens, daß sie nicht, wie gemeinhin angenommen, eine Religionsgemeinschaft, sondern eine Nation sind. Hier haben wir ein weiteres, und nicht das am wenigsten beweiskräftige Beispiel dafür, wie Lagarde trotz allem doch rassisch nicht nur zu empfinden, auch zu denken vermochte: das gleiche Ergebnis, zu welchem die neueste Rassenkunde, nach langwierigen, höchst überflüssigen Streitereien und Haarspaltereien, gelangt ist, daß wir in den Juden — wie in allen anderen Völkern — eine Rassen*komposition*, und eben damit eine Nation, zu erblicken haben, hatte sich Lagarde kraft angeborenen Instinktes längst gewonnen, und es macht dabei gar nichts aus, daß seine Analyse des rassischen Gewirrs, das sie darstellen[913]), im einzelnen etwas anders ausgefallen ist als heute etwa die Günthers. Beiläufig bemerkt, dürfte sich Lagarde, so gut wie wir dies heute tun, das Abstechen der noch allen aufgefallenen jüdischen Minorität von der Art ihrer Stammesgenossen aus jener ihrer starken Vermischung erklärt haben. Jedenfalls hat er immer wieder den einzelnen Juden vom Judentum unterschieden und in Anlehnung an Worte Jesu nur ersterem, nicht aber dem Volke, die Möglichkeit einer Neugeburt zugesprochen[914]). Das letztere ist und bleibt ihm die wertloseste Nation der Geschichte, von der nie eine Erfindung ausgegangen, und die noch dazu auch ethisch verarmt ist. „Der Jude liebt nie, und darum wird er nie geliebt. Darum ist er uns fremd — ein schweres Unglück in jedem europäischen Volke."

Vor der Betrachtung unserer letzten Deutschdenker müssen wir hier eine Bemerkung einschalten. Das Bild der Neugestaltung Europas durch die Germanen ist, kulturell genommen, das Letzte und Höchste, was auch die Rassenkunde als Ergebnis ihrer Forschungen im Gebiete der neueren Geschichte aufweisen kann. Dieses Bild haben die Juden umgeworfen. Die Physio-

---

[912]) Die Stellen, an denen Lagarde von Juden und Judentum redet, sind in allen seinen Schriften überaus zahlreich. Die beiden großen Ausführungen aber, an denen sozusagen eine methodische Auseinandersetzung mit ihnen erfolgt, finden sich erstlich in seinem „Programm für die Konservative Partei Preußens" (S. 468 bis 472 der „Deutschen Schriften") und sodann in der Sonderschrift aus den „Mitteilungen": „Juden und Indogermanen".

[913]) „Deutsche Schriften", S. 287. — [914]) Ebenda, S. 305 ff.

gnomie der modernen Völker ist durch ihren Eintritt in und ihren Einfluß auf das abendländische Völkerleben total umgestaltet worden. Diese Umwälzungen konnten sich nicht ohne schwere geistige und vielfach auch politisch-soziale Kämpfe vollziehen, die dann wiederum in einer kaum mehr übersehbaren Literatur sich spiegeln mußten. Der ganzen Anlage dieses Buches nach würde eine Übersicht über diese in dessen Rahmen mit entfallen. Eine solche aber in der allem übrigen entsprechenden Ausführlichkeit zu geben, verwehren dem Verfasser äußere wie innere Gründe. Zwar, das Unerquickliche des Beginnens dürfte ihn nicht abschrecken — kein seiner Verantwortung bewußter Autor würde danach fragen —, und zudem könnte er es sich ersparen, mit eigenen Ansichten hervorzutreten, wo er nur den vielstimmigen Chor der Früheren wiederzugeben brauchte. Durchschlagend für Verkürzung war daher, neben dem gegen Ende immer mehr sich bemerklich machenden Raumgrunde, vor allem der, daß die wichtigsten jener Stimmen doch schon wiederholt, zuletzt in dem immer weiter verbreiteten „Handbuch der Judenfrage", gesammelt und beleuchtet worden sind, so daß es hier wirklich nur noch darauf ankommen kann, einerseits den Gesamteindruck zu bezeichnen, welchen die durch das Judentum hervorgerufene Literatur hinterläßt, und demnächst gewisse Hauptphasen oder Etappen festzustellen, in welchen diese literarische Bewegung oder dieser literarische Kampf sich abgespielt hat. In ersterer Beziehung ist denn nun mit aller Bestimmtheit darauf hinzuweisen, daß es nur einer unfaßbaren Verblendung möglich war, wie es allzu lange geschehen, in der abgrundtiefen Abneigung gegen das Judentum, die aus den Kundgebungen der Jahrhunderte, vorwiegend, aber nicht nur, bei den abendländischen Völkern, hervordringt, Zeitvorurteile, überhaupt Sonderströmungen oder die Anschauungen bestimmter Völker, Kasten und Stände mitsprechen lassen zu wollen, anstatt einfach das Aufbäumen vor allem des arisch-germanischen Genius daraus herauszuhören, der auch in den antipodischsten Naturen und Vertretern der verschiedensten Weltanschauungen immer der gleiche bleibt, gleichviel ob er sich in einem Friedrich II., einem Ludwig dem Heiligen oder Bernhard von Clairvaux, einem Luther, Petrus Martyr oder Bruno, einem Goethe, Fichte oder Schleiermacher, einem Schopenhauer, Dühring oder Lagarde verkörpert. Höchstens kann man sagen, daß die verschiedenen Epochen dem Judenhaß verschiedene Form und Farbe gegeben haben. Im Mittelalter, dem zuerst das Spukgespenst des „Ewigen Juden" aufging, erscheint er elementar, als rein instinktmäßige Regung der Völker. Zu Luthers Zeit faßten sowohl dieser, der zwar auch die soziale Seite gründlich durchschaute, als auch die Päpste noch vieles mehr theologisch, was wir heute mit einem ganz anders starken Akzent nach der rassischen Seite ausdeuten. Das Zeitalter der Aufklärung brachte, wie in so vieles, auch in die Judenfrage Verwirrung. Mendelssohn will die Blutsfrage ausdrücklich ganz ausschalten, nur die menschliche und die religiöse Seite soll für ihn existieren. So umarmt er sich (1770) mit Lavater „rein als Mensch". Und was hier auf dem geistigen Felde, sollte sich ähnlich bald darauf auf dem politisch-sozialen zutragen.

Selbst ein Geist wie Mirabeau konnte sich vorübergehend zum Anwalt der Juden machen, und die Revolution brachte diesen goldene Tage. Aber die erbarmungslose Wirklichkeit klaffender Gegensätze konnten begriffliche Konstruktionen, Schwärmereien und Phrasen nicht aus der Welt schaffen. Der gleiche Mendelssohn mußte doch später in Klagen darüber sich ergehen, daß seinem Freunde Lessing die an „Nathan" sich knüpfenden Erfahrungen seine letzten Tage verbittert hätten, und auf die Revolution folgte erst Napoleon und dann das Nationalitätenzeitalter. Beide, einander noch so entgegengesetzt, nahmen doch die schärfste Frontstellung gegen das Judentum ein. Durch das Hinzutreten der ökonomischen Fährnisse, welche dieses den europäischen Völkern mehr und mehr bereitete, steigerte sich die „antisemitische Bewegung" bis zur Gluthitze, führte wohl auch zeitweise zu Exzessen, vor allem aber zu einer endgültigen Klärung bei allen Denkfähigen, nach welcher ein Rückfall in die künstlich genährten Illusionen und Wahnvorstellungen des Aufklärungszeitalters ein für alle Male undenkbar erscheint. Mit des der Person nach noch heute unaufgeklärten Naudh „Die Juden und der deutsche Staat" und mit Dührings „Judenfrage" seien aus der Unzahl von Schriften des gleichen Inhalts nur zwei Muster herausgehoben, in welchen die Summe der dem damaligen Geschlechte aufgegangenen Erkenntnisse besonders prägnant gezogen war. Seitdem sind wir in das Zeitalter der Rasse, vor allem der wissenschaftlichen Behandlung der Rasse, eingetreten, und dieses hat nun nochmals einen Wandel auch in die Erörterung der Judenfrage gebracht. Er beruht vor allem darauf, daß diese jetzt wieder mehr von der Wissenschaft in die Hand genommen wurde, und daß, während zuvor vorwiegend doch immer die zeitgenössische Judenschaft als ihr Objekt figuriert hatte, das Judentum jetzt nach allen Seiten und in der ganzen Fülle seiner historischen Entwicklung ins Auge gefaßt wurde[915]). Bedeutende Historiker wie Renan, bei uns Wellhausen, hatten dem vorgearbeitet und dafür gesorgt, daß die wertvollen, ja großen Seiten des älteren Judentums gebührend zur Geltung kamen. Auch die in Anlehnung an die Assyriologie mächtig aufblühende Bibelforschung brachte die ehrliche Schätzung gewisser Teile des Alten Testamentes in Aufnahme, wenn auch dessen Gesamtgeist, nach einer Reihe aufhellender Schriften, dem Arier wohl oder übel als das Nessushemd aufgehen mußte, das sein Blut vergiftet hatte[916]). Friedrich Delitzsch dürfte

---

[915]) Nach Beendigung dieses Bandes ist mir noch das Buch von S. Passarge, „Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem" (München 1929) bekannt geworden, das zweifellos zur Aufhellung dieser dunkelsten aller Fragen ein gutes Teil beiträgt, wenn auch nicht daran zu denken ist, daß dem großen Rätsel je ganz beizukommen sein werde. Aber Passarge hat unwiderleglich dargetan, daß dafür jedenfalls der Rassengesichtspunkt allein nicht ausreichen würde. Als ein Hauptergebnis des Buches stellt sich der Nachweis dar, wie tief das orthodoxe Judentum im Denken und Fühlen, in Anschauungen und Gebräuchen der allerprimitivsten Urmenschheit stecken geblieben ist — eine gründliche wissenschaftliche Deutung dessen, was Lagarde den Verwesungsstoff der Juden nannte.

[916]) Ihering, „Vorgeschichte der Europäer", S. 304 ff.

in dieser Frage das letzte Wort gesprochen haben, der zugleich, wie noch mehr sein Freund Paul Haupt, wie Sayce und andere, für die rein anthropologischen Unterlagen dieser Probleme ein gutes Teil Erkenntnisse beigesteuert hat. Von dem allen konnte denn nun die etwa mit dem Beginne dieses Jahrhunderts ernstlicher einsetzende Rassenkunde Gebrauch machen, und so findet sich ja denn auch, nachdem schon im vorigen Männer wie Adolf Wahrmund, Richard Andrée und andere vorangegangen, ziemlich in jedem bedeutenderen Rassenbuche die Judenfrage eingehender behandelt. Man darf sagen, daß so allgemach, nach den Stürmen, die zeitweise auch in der Literatur vorgeherrscht, und die in der Wirklichkeit weiter tobten, in der Wissenschaft eine gewisse Ruhe zurückgewonnen worden ist, wenn auch allein schon die Schriften eines Arthur Trebitsch immer daran gemahnen würden, auf welch tragisch unterhöhltem Boden alle und jede Judenforschung sich bewegt.

Kein anderer Rassendenker nun hat in der bezeichneten Richtung sich damals stärker eingesetzt und größere Wirkungen hervorgerufen als Chamberlain. Wir dürfen so diesen unmittelbar an Lagarde anreihen, dessen Grundanschauungen er teilt, aber nunmehr ganz anders von der Rassenseite belegen konnte. Das ganze umfangreiche fünfte Kapitel seiner „Grundlagen" ist dem Judentum gewidmet. Wir erhalten einen Überblick über die anthropologischen, historischen und antiquarischen Forschungen über das Judentum, über die Anthropogenie der Israeliten, über die von Chamberlain als Bastardierung bezeichneten Mischungen der Juden, über das Werden und Wesen wie über die inneren Gegensätze des Judentums, über die geschichtliche Rolle und heutige Stellung des jüdischen Volkes. Dessen Unheilsbedeutung für die Völkerwelt erfaßt Chamberlain ganz ebenso tief und betont er ganz ebenso stark wie Lagarde. Nur seine Stellung zur Rasse, sein Festhalten an ihr beurteilt er gerade umgekehrt. Mit Recht stellt er die Juden nach dieser Seite als ein Muster hin, von welchem die anderen Völker viel lernen könnten und erst jetzt langsam zu lernen anfangen[917]).

Von den verschiedensten Seiten ist hervorgehoben worden, mit welcher Klarheit Chamberlain die Feinde des Germanentums, Juden und Jesuiten, nach ihrem Wesen erkannt, mit welcher Kraft er dieses zur Darstellung gebracht habe. Aber weit über dies gewissermaßen nur negative Verdienst geht die positive Leistung seiner germanischen Selbsterkenntnis: über das geistige Wesen des Germanen, insbesondere auch über seine bekannte und von allen Urteilsfähigen erkannte realideale Doppelnatur hat er so meisterlich schön, so unerschöpflich reich gesprochen, daß man wohl sagen darf, nur ein Mann, in dem jenes geistige Wesen sich in höchster Ausprägung verkörpert habe, habe auch solche Worte dafür finden können. In seinem späteren Wirken ist dann Chamberlain — und das sichert ihm einen Ehrenplatz unter den Deutschdenkern, unmittelbar nach und neben Lagarde — aus dem Germanen, der er von Geblüte war, immer mehr zum Deutschen,

[917]) S. 258, 273 ff., 276, vgl. S. 324—26, 452.

der er der Neigung nach sein wollte, und schließlich auch zum wirklichen Wahldeutschen geworden, und er hat unsere Art und Kunst, unsere Anlagen und Aufgaben wiederum so tief ergründet und so markig wiedergegeben, daß auch hier das Rätselvolle dieser Erscheinung sich nur aus dem Blute — das ja Chamberlain nachweislich deutsch beigemischt war — erklären läßt.

Eine überaus seltsame Erscheinung darf hier nicht fehlen: der Rembrandtdeutsche, jener dem äußersten, protestantischen Norden unseres Reiches entstammende einsame Denker, der einst im Süden unseres Vaterlandes als gläubiger Katholik enden sollte. Von Hause aus hatte ihn, wie seine 1926 veröffentlichte Nachlaßschrift: „Niederdeutsches. Ein Beitrag zur Völkerpsychologie" bezeugt, die Rasse tief bewegt. Dies Büchlein, das zur Aufhellung seines nicht leicht zu durchschauenden heimischen Stammes viel Schönes, freilich auch viel Willkürliches bringt, zeigt ihn durchaus als Vorläufer Woltmanns. Nach seiner Abfassung hat er sich noch längere Zeit ernstlich mit Rassenfragen beschäftigt, ist auch mit Vertretern des Rassengedankens wie Lapouge und Alexander von Peez in Verbindung getreten, und erst spät, unter dem Einfluß des Kirchenglaubens, hat er sich von der Bevorzugung des Stammtümlichen der anderen Auffassung zugewandt, daß das menschliche Blut bestimmbar, geistgebunden und geistbeherrscht bleibe, und daß der Geist des Ganzen in der Menschheit stärker und zielbestimmender sei als der Geist des einzelnen Stammes. Letzterer führt dagegen noch sehr stark das Wort in Langbehns Hauptwerk „Rembrandt als Erzieher". Dieses kaleidoskopartig am Leser vorbeiziehende reformatorische Gedankenwerk konnte eine Zeitlang Lagarde zugeschrieben werden. Sehr verwandte Anschauungen sprechen in der Tat aus ihm, doch ist die Verwechslung wohl eher auf formale Gründe — beide überschütten ihre Leser mit Anregungen und lassen sie zuweilen darüber kaum zu Atem kommen — zurückzuführen. Ganz eigen ist dagegen Langbehn die Ausdehnung seiner reformatorischen Bestrebungen auf das Gebiet der Lebensweise, insbesondere auch auf das der Ärztekunst. Ihm gebührt das Verdienst, als erster auf die ungemeine Bedeutung der natürlichen Heilkunst gerade auch für die Rassenhygiene nachdrücklich hingewiesen zu haben.

Unser letzter ganz hervorragender Deutschdenker war Arthur Moeller van den Bruck. Auch er stand einsam, die Masse der Deutschen weiß noch heute nichts von ihm. Vergebens hat der Verfasser sich wieder und wieder bemüht[918]), die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Das neue Deutschland hat für Denker dieser Art keinen Sinn und — kein Brot. So kam es, daß dieser große Verkünder deutscher Art sich den Tod geben mußte. Aber aus seinen gewaltigen achtbändigen „Deutschen, unserer Menschengeschichte", und aus seiner letzten Schrift, der in die Tiefen deutschen Wesens dringenden Prophetie „Das dritte Reich" (Berlin 1923) holt sich doch vielleicht noch nachträglich mancher eine ernst mahnende Vorstellung von dem,

[918]) S. „Hammer", 15. April 1908. „Unverfälschte deutsche Worte" 1. April 1908. „Deutscher Volkswart", Heft 7, 1914 und mehr oder minder alle Bücher des Verfassers, besonders „Gobineaus Rassenwerk", S. 280.

was wir an ihm verloren. Auch ein gutes Teil Rassenerkenntnis spricht aus den Schriften des Mannes zu dem, der sie daraus herauszulesen weiß. Stand Moeller in früherer Zeit nach dieser Seite mehr unter dem Einflusse Chamberlains, so ist es um so bedeutsamer, daß er sich gegen Ende seines Lebens so unbedingt zu Gobineau bekannt hat. „Wir müssen bis zu Gobineau gehen, um Rasse im Mythos begriffen zu sehen. Der Mann, der zum ersten Male über Rasse nachdachte, sprach bis heute auch das letzte Wort über Rasse aus, und er ist sogar mit seinen Irrtümern immer noch wahrer gewesen als alle Forschungsergebnisse, die seine Rassenanschauung hinterher ergänzt haben." Wie das gemeint, deute das andere Wort, das er dem obigen voransandte: vor dem Weltkrieg sei die Rassentheorie in verhängnisvoller Weise das geblieben, was ihr Name besagte. „Wenn wir heute wieder von Rasse sprechen, dann tun wir es mit dem Bewußtsein, daß es diesmal um Sein oder Nichtsein geht[919])."

---

[919]) „Das Gewissen", Jahrg. 6, 1924, Nr. 14.

Zehntes Kapitel

Sprachforscher. Germanisten.

Die Sprachforschung als selbständiger Zweig der Wissenschaft ist jungen Datums, sie ist im Grunde erst eine Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts, und hat dann da vornehmlich bei uns ihre großartige Entfaltung genommen. Zuvor stand sie weitaus vorwiegend im Dienste der Völkerkunde, wenn es auch an Ansätzen zur Selbständigkeit nicht ganz gefehlt hat. Der große Philologe Joseph Justus Scaliger nahm schon in seiner 1599 verfaßten „Diatriba de Europaeorum linguis“[920]) eine Klassifikation der europäischen Sprachen vor, bei welcher er mit der Ansetzung von 11 Stämmen (matrices) und der Abgrenzung der Zweige, charakteristischen Unterschiede und geographischen Verbreitung der Sprachen dem heute geltenden Sprachbilde sehr nahe gekommen sein dürfte. Von demselben Scaliger bringt Courtet de l'Isle[921]) ein bedeutsames Zitat, das uns lehrt, wie gründlich dieser es mit der Graduierung innerhalb der gesamten organischen Welt genommen, die er, nachdem sie von der Pflanze bis zum Menschen gediehen, auch von Mensch zu Menschen fortgeführt sehen will: „Itaque in hominis quoque specie invenimus divinos, humanos, feros“ — eine Unterscheidung, die naturgemäß auch auf das Sprachgebiet hinüberwirken muß. Zum Austrag kam sie dort freilich erst im Blütenzeitalter der Linguistik, im vorigen Jahrhundert. In Frankreich haben da die semitischen Sprachen in Renan, die indogermanischen in Pictet ihren Hauptverkünder gefunden. Letzterer hat in seinen „Origines Indo-Européennes. Essai de paléontologie linguistique“ (Part. 1, 2, Paris 1859) ein Loblied wie auf die Rasse überhaupt — als ein Organ der Vorsehung —, so insbesondere auf die indoeuropäische, als „l'instrument principal des desseins de Dieu sur les destinées de l'homme terrestre“ gesungen und diesen Höchststand vornehmlich in feinsinnigen Betrachtungen über die Sprache, übrigens aber auch in einer warmen und schönen Allgemeincharakteristik der Indogermanen veranschaulicht[922]).

Ein eigenes Ding ist es um den großen französischen Lexikographen Littré. Wir haben in unserem ersten Bande an einer Reihe von Beispielen dargetan, welch gediegene Belehrung man sich — objektiv — über das Thema „Rasse“ aus dem Material seines Riesendictionnaires gewinnen kann. Er hat nun aber auch noch außerhalb desselben persönlich nicht sowohl als Sprachforscher wie als Historiker über Rassendinge das Wort ergriffen. Während wir aber da, wo er einfach die Tatsachen reden läßt, seiner licht-

---

[920]) „Opuscula varia“, Paris 1610, p. 119. Näheres bei Benfey, „Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland“, S. 228.

[921]) P. 129. — [922]) P. II, p. 753 ss.

vollen Zusammenstellung die wertvollsten Belehrungen über Werden und Wesen der Rasse entnehmen, zeigen seine eigenen Reflexionen, daß man ein glänzender Lexikograph und eine Säule des Positivismus sein und dabei doch von Fundamenten geschichtlicher Entwicklung Begriffe haben kann, die, kurz gesagt, alles auf den Kopf stellen. Zwar, wenn er[923]) es grundsätzlich verwirft, daß ein Franzose seiner Rassenherkunft nachgehen solle, da doch Kelten und Lateiner, Franken, Burgunder und Westgoten alle gleichermaßen zu Franzosen geworden seien, so ist das seine Sache. Und ebenso muß man ihm seine antigermanische Einstellung zugute halten, die er ja mit manchen wertvollen Landsleuten teilt, wiewohl sie ihn gelegentlich in die seltsamsten Widersprüche verwickelt. Er billigt[924]) die von uns (S. 309) charakterisierten Guérardschen Verunglimpfungen der Germanen, führt sie zum Teil noch weiter aus. Das Hereinbrechen der Barbaren hat die Entwicklung des Abendlandes nicht gefördert, sondern zurückgehalten, indem durch die Rassenmischung ein gegen die früheren „zivilisierteren Rassen" zurückstehender Mitteltypus geschaffen wurde[925]). Selbst auf das Christentum wird diese Auffassung ausgedehnt. Auf dem Konzil zu Nicäa glänzten Wissenschaft, Heiligkeit, Freiheit. „La vraie vitalité avait dès lors repris naissance, et par les seules forces de la société gréco-latine." Dann aber hörte das auf: „Tout cela baissa plus tard quand les barbares eurent apporté leur sauvagerie, leur ignorance et leur brutalité sans frein[926])." Nur zu begreiflich erscheint es da denn freilich, wenn er unter anderem gegen J. Grimms Ansicht polemisiert, nach der wir geistig noch weit Größeres als Gesamtergebnis der germanischen Neugestaltung davongetragen haben würden, wenn auch die in die romanische Welt untergetauchten Germanen ihre Sprache beibehalten hätten[927]). Und doch muß nun derselbe Littré eingestehen, daß die Germanen „nicht aufgehört haben, die Annalen des Menschengeschlechtes um große Namen und große Werke zu bereichern[928])", und er tut dies mit solcher Aufrichtigkeit, daß er sogar den Mut findet, in einem wahren Hymnus auf das Mittelalter dieses dem Altertum als ebenbürtig an die Seite zu stellen[929]). Freilich: für dies alles mußten die Germanen erst „christianisiert und latinisiert" werden! Hier beginnt nun das, was zuvor als „Auf-den-Kopf-Stellen" bezeichnet wurde. Das Große soll den Germanen aus Christentum und Latinität gekommen sein, nicht sie erst das Große in die christlich-lateinische Welt hineingebracht haben! Ihren Gipfel erreicht die Verblendung, die aus dieser Auffassung spricht, in dem Triumphruf sozusagen, den Littré ausstößt, nachdem mit dem Verschwinden des letzten Karolingers und Hochkommen des ersten Capetingers die Germanen-Barbaren aus der romanischen Welt als Füh-

---

923) „Revue des Deux Mondes", 1860, 15 novembre, p. 321, unter Berufung auf Byron.

924) „Etudes sur les barbares et le moyen âge". 4me Edit. Paris 1883. P. 195—240, bes. p. 200 ss.

925) „Revue des Deux Mondes", a. a. O., p. 315. — 926) „Etudes", p. 128.

927) Ebenda, p. 147. — 928) Ebenda, p. 145. — 929) Ebenda, p. 238 ss.

rer ausgemerzt gewesen sein sollen. Denn „dès lors il n'y a plus partout que des chefs indigènes, des Français en France, des Italiens en Italie, des Espagnols en Espagne, et des Allemands en Allemagne"[930]). Er weiß also nicht oder läßt es sich nicht anfechten, daß auch in der gesamten romanischen Welt alle Herrscher (einschließlich der Capets) damals und in der Folgezeit germanischen Geblütes geblieben sind und zieht es vor, die Welt mit bisher unbekannten „einheimischen" — also wohl iberischen, keltischen und italischen — Dynastien zu beglücken.

Aber genug hiervon — es galt nur, zu zeigen, welche Auswüchse jahrhundertelang gehegte Falschmeinungen auch bei den bedeutendsten Geistern zeitigen können. Übrigens aber brauchen wir nicht außerhalb unserer Grenzen zu gehen, um auf das Barbarenvorurteil zu stoßen. Der einflußreichste unserer eigenen älteren Sprachforscher, Adelung, hat von unseren germanischen Vorfahren in einer Weise gesprochen, daß nach Jakob Grimm, der dies belegt, niemand ohne Empörung seine Schilderungen lesen kann. Dieser selbe Adelung hat uns dann allerdings auf dem Wege rassenkundlicher Erkenntnis einen entschiedenen Schritt weiter gebracht. Während er noch in jener seiner „Ältesten Geschichte der Deutschen" (1806) an der in damaliger Zeit allgemein verbreiteten Methode festhielt, Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen aus Mischungsprozessen zu erklären, welche die betreffenden Völker in historischen oder prähistorischen Zeiten durchgemacht haben sollten, und so z. B. die „deutschen Bestandteile im Persischen" mit dem Aufenthalt der Goten am Schwarzen Meere, in der Nähe Persiens, verknüpfte, ist ihm in seinem kurz nachher erschienenen, von ihm selbst nicht mehr vollendeten „Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde" aus der Einsicht, daß die germanischen Bestandteile im Persischen daselbst nicht als Fremdlinge, sondern „als tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Formen verwebt" erscheinen[931]), die richtige Ahnung erwachsen, „der Germane, der Slave, der Thraker, der Kelte usw. können mit dem Perser gleichzeitig aus einer und derselben Sprachquelle geschöpft und sich nur durch Zeit, Klima und Sitten wieder von ihm entfernt haben". Damit stand er schon im Vorraum des gewaltigen Baues, den dann ein paar Jahrzehnte später Franz Bopp mit seiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Gotischen und Deutschen" (Berlin 1833) errichtet hat.

Dieser große Meister hat es damals ermöglicht, „die Hauptereignisse vieler reichbegabter Sprachen oder großartiger Dialekte einer untergegangenen Stammsprache zu einem Ganzen zu vereinigen", er hat gezeigt, wie der lange Zeitraum, der die europäischen Sprachen vom Sanskrit trennt, einschneidende Begriffsänderungen herbeiführen mußte, wie die Glieder des indoeuropäischen Stammes, „weil sie vieles hatten, auch vieles einbüßen und dennoch sprachliches Leben tragen konnten", wie „die alten Stammschwestern durch vielfache Verluste, vielfache Veränderungen, Lautunterdrückungen, Um-

[930]) P. XXIV. Ebenso wird p. 148 Karl d. Gr. als der letzte Germane im lateinischen Abendlande bezeichnet.

[931]) „Mithridates", Bd. I, 1806, S. 279.

wandlungen und Verschiebungen einander fast unkenntlich geworden sind". Ganz besonders hebt Bopp, und wohl mit Recht, die weltgeschichtliche Bedeutung der Entdeckung hervor, daß auch die Slaven sich an das — nach seiner damaligen Meinung asiatische — Urvolk anschlössen. Wenn er aber daran den bedenklichen Satz knüpft, daß „die Genealogie und Urgeschichte der Völker nur aus den untrüglichen Zeugnissen der Sprachen ermittelt werden können"[932]), so muß freilich, in Berücksichtigung des Umstandes, mit welcher skrupellosen Unbedingtheit er von Späteren aufgegriffen worden ist, gesagt werden, daß daraus alle die Übergriffe der Sprachwissenschaft entstanden sind, welche wir an früherer Stelle geschildert, und welche schließlich zu ihrer zeitweiligen völligen Ausschaltung in völkerkundlichen Fragen geführt haben[933]).

Mit am meisten hat wohl zu dieser Entwicklung Wilhelm von Humboldt beigetragen, der zum guten Teil als philosophischer Denker an die Sprachwissenschaft herantrat und den großen sprachlichen Empiriker Bopp nach dieser Seite bewußt oder unbewußt ergänzt hat. Humboldts Verdienste um die Sprachwissenschaft sind unbestritten und werden in Fachkreisen sehr hoch angeschlagen. Er ist in seiner Einleitung zu dem großen Werke über die Kawi-Sprache, das den Sondertitel führt: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" (Berlin 1836, 4°), allen Verkettungen der Sprachen im Leben der Völker, ihrer Entstehung und Ausbildung, ihren Wirkungen, ihrer Geschichte, ihren Verarbeitungen und Verwertungen in Kunst und Wissenschaft, Poesie und Prosa scharf- und tiefsinnig nachgegangen. Der großen Förderung, die daraus der Sprachkunde erwachsen, entsprechen allerdings die Ergebnisse für die Völkerkunde in keiner Weise. Schon seine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers, welche den ersten Band von Humboldts Gesammelten Werken eröffnet, lehrt, wie einseitig geistig dieser, bei seinem Hange zur Abstraktion, geschichtliche Dinge anfaßte, wie sehr daher die Realitäten, Blut und Rasse zumal, bei seiner Welt- und Geschichtsbetrachtung zu kurz kommen mußten. Dazu kamen dann die auf ihn besonders stark erfolgten Einwirkungen des 18. Jahrhunderts. Ein schöner Wahn von Menschheit und Menschlichkeit, von Weimar als dem Zentralsitze der „Humanität" noch besonders genährt, hat ihn zeitlebens umgaukelt und einer unbefangen soliden Erfassung der Völkerverhältnisse nicht wenig im Wege gestanden. Daher dann das Schwanken, die Halbheit, die Unentschlossenheit in seinem vorgenannten Hauptwerke. Glücklich der, dem es klar wird, was er darin endgültig dem Geiste, was der Sprache, was dem Anthropologischen zuteilt — er selbst ist sich jedenfalls nicht klar darüber gewesen. Manchmal wagt er sich etwas weiter vor, scheint sich aber dann wieder selbst zu berichtigen, so daß man unzweideutige Zugeständnisse und selbst indirekte Anerkenntnisse gewissermaßen festhalten muß[934]).

[932]) Vorrede, S. VII. — [933]) Vgl. Bd. I, S. 96 ff. dieses Werkes.

[934]) Ersterer Art sind Stellen wie S. CCXIV/XV: „Der nationale Charakter beruht eigentlich auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Ge-

Etwas anders liegt die Sache, wo Humboldt sich der konkreten Aufgabe der Behandlung eines bestimmten Volkes, und nicht nur nach der sprachlichen Seite, gegenübersieht. In seiner „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens" hat er eine als mustergültig anerkannte, auch für die Völkerkunde (besonders in den Abschnitten 38—47: Iberer und Kelten, ihre Vermischung und Verwandtschaft) wertvolle Monographie geliefert. Aber er hat wohl selbst empfunden, daß hier nicht seine Stärke lag. Und so dürfen wir es auch nicht beklagen, daß sein in den neunziger Jahren gehegter Plan einer vergleichenden Anthropologie mittelst Studium und Vergleichung aller einzelnen Nationen nicht zustande kam, und zwar, weil er alsbald — charakteristisch für Humboldt — vor dem noch größeren eines auf geschichtlicher Grundlage beruhenden Werkes über den Geist der Menschheit überhaupt zurücktrat. Auf dem Wege des Nationalen suchte er eben das Übernationale, sein menschheitliches Ideal wollte er durch das Studium der Nationen bestätigt sehen[935]).

August Friedrich Pott ist in erster Linie der Fortsetzer und Vervollständiger Bopps gewesen; er hat sich aber auch an Wilhelm von Humboldt angeschlossen, dessen Hauptwerk er neu herausgab und mit einer biographischen Einleitung versah. Wie nahe er diesem auch in Weltanschauungsfragen stand, lehrt das Motto, das er seiner Schrift „Über die Ungleichheit menschlicher Rassen" voransetzte: es ist dies ein Humboldts „Kawisprache" entnommener Hymnus auf die Menschheit als einen großen, nahe verbrüderten Stamm und auf die Menschlichkeit als Gewähr für dessen Vervollkommnung. Die Unzulänglichkeit dieser als Kritik Gobineaus gefaßten Abhandlung für die allgemeinen Rassenfragen ist anderen Ortes dargetan worden[936]); hätte es noch eines Beweises dafür bedurft, daß überhaupt

meinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiß das undurchdringliche Geheimnis der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht" und S. CCXXXII: „Es kann scheinen, daß ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüts gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äußert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen und vor allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Taten aufdrücken." In den Worten vollends „Der Zivilisation und der Kultur wird oft zugeschrieben, was aus ihnen nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Dasein verdanken" (S. XXXIII) meint man doch eine sehr deutliche Ahnung der Rasse zu verspüren, zumal im vorhergehenden vom „Geist der Volksstämme" und von den Wirkungen des Genies in der Weltgeschichte die Rede ist, „das sich ebensowohl in Völkern als in Individuen offenbart".

[935]) Näheres hierüber bei Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat", S. 45/52. Auch Meinecke findet hier die Grenze von Humboldts Können. „Seine Konzeptionen blieben nur zu oft geistige Luftgebilde und nahmen keine Körperlichkeit an."

[936]) Eingehend über das Thema „Pott und Gobineau" (auch mit Stimmen über Pott) „Gobineaus Rassenwerk", S. 117—127. Vgl. auch Bd. I, S. 96 ff. dieses Werkes, wozu aber nachzutragen, daß Pott in anderen Sonderwerken (über die Zigeuner, und vor allem in seinen „Personennamen") auch für die Völkerkunde Hochwertvolles geschaffen hat.

die Sprachwissenschaft in diesen nur in gewissen Grenzen zuständig sei, so wäre er hier erbracht worden. Es war an der Zeit, daß andere Wissenschaften jetzt in den Vordergrund traten, mit denen sich die Sprachwissenschaft zuvor auseinanderzusetzen und demnächst dann zu vereinigen hatte, wenn sie überhaupt noch gehört werden und womöglich ihren alten Einfluß zurückgewinnen wollte.

Diese so schwierige wie dankenswerte Aufgabe hat in erster Linie Otto Schrader gelöst. Er ist jahrzehntelang der führende Mann der allgemach mehr und mehr im Bunde mit der prähistorischen Archäologie und der Anthropologie wirkenden Sprachwissenschaft gewesen. Es war undenkbar, daß es zu diesem Bunde ohne vorhergehende Streitereien mit den Hauptvertretern der beiden jüngeren Wissenschaften gekommen wäre — die Hauptdivergenz betraf die Frage der Heimat der Indogermanen, indem Schrader sich der Ansicht jener, wonach „die gesamten Indogermanen vom Ganges bis zum Atlantischen Ozean im Grunde verkappte Germanen sind, Germanien gleich Indogermanien ist", bis zuletzt nicht anschließen mochte —; aber diese liegen weit hinter uns und haben dem Hauptergebnis von Schraders Schaffen keinen Eintrag tun können, das wir dahin zusammenfassen dürfen, daß er in seinem Hauptwerke, dem „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte" (Straßburg 1901), den Gesamtschatz der zunächst auf linguistischem Wege erschlossenen, dann aber auf urgeschichtlichem und anthropologischem geprüften, gesichteten und erweiterten Kenntnisse über die Indogermanen in alle Kreise der Wissenschaft, nicht am wenigsten auch in die der unsrigen, im weitesten Umfange hinausgetragen hat. Zuvor schon hatte Schrader in dem zweiten bedeutenden Werke, das wir ihm verdanken, „Sprachvergleichung und Urgeschichte" (1883, dann noch zweimal aufgelegt), die Klärung zwischen den beiden Wissensgebieten vollzogen und ihr gemeinsames Wirken angebahnt, wie dies schon die bloßen Titel seiner vier Hauptteile besagen: „Zur Geschichte der linguistischen Paläontologie. Zur Methode und Kritik der linguistisch-historischen Forschung. Das Auftreten der Metalle. Die Urzeit." Wenn wir von der Frage der Urheimat absehen — in welcher er zwischen den Extremen der asiatischen und der nordeuropäischen Hypothese eine mittlere Stellung einnimmt —, hat uns Schraders Zusammenfassung der indogermanischen Forschungsergebnisse in seinem Monumentalwerke Licht über alle Seiten indogermanischen Lebens und Wesens verbreitet, nicht etwa nur über die geistigen, auch über die Ethnogenie, die Körperbeschaffenheit, die Übergänge und Mischungen der urzeitlichen wie der geschichtlichen Indogermanen, alles dies überdem noch veranschaulicht und nähergebracht durch sorgfältigste Übersichten über den Gang der Forschung und ergänzt durch überreiche Literaturnachweise[937]).

[937]) Eine gute Charakteristik Schraders gibt der Aufsatz Friedrich Kluges in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 205, November 1907: „Otto Schrader als Sprachforscher", aus welchem man namentlich auch ein Bild von dessen reichem Nebenschaffen gewinnt. Hinzuzufügen wäre diesem noch Schraders letzte Veröffentlichung, die lichtvolle und knappe verkürzte Darstellung unseres Wissens um die

Ganz von selbst mußte sich eine Rückwirkung der großen Entdeckung Bopps auf die einzelnen Sprachgebiete und des weiteren eine gegenseitige Befruchtung dieser mit der Indogermanistik ergeben. Vor allen anderen Zweigen hat dies die Germanistik erfahren, deren wohl für alle Zeiten erster Großmeister Jakob Grimm ja denn auch nicht selten geradeswegs unter den Begründern und Häuptern der vergleichenden Sprachwissenschaft mit aufgeführt wird. Doch ist das nur eine Seite seines so vielseitigen wie reichen Schaffens. Mit dem gleichen Rechte kann die Rassenkunde die Hand auf ihn legen, denn wohl kein zweiter hat so leicht die Quellen des Wissens um unser Volkstum und unsere Volkskunde so reich gespeist wie er. Ich kann nicht daran denken, dies auch nur einigermaßen erschöpfend darzutun, ich kann nur meine Verwunderung und mein Bedauern darüber ausdrücken, daß er bisher von unserer Seite so wenig herangezogen worden ist und daran die Hoffnung knüpfen, daß ihm einmal eine Sonderarbeit gewidmet werde, in welcher dann etwas wie Vollständigkeit eher angestrebt werden könnte.

Treffend ist von Grimm gesagt worden, es sei in ihm etwas von derselben Kraft, die Sprache, Recht und Mythos geschaffen habe[938]). Wenn wir an unserem Teile sagen wollten, der Geist der Rasse habe in ihm Wohnung genommen, würden wir ungefähr dasselbe damit ausdrücken. Er stellt sich uns dar als eine Art umgekehrter Ranke. Wie diesem die Rasse fremd und er ihr fern blieb, so ist sie Grimm vertraut, er lebt in ihr und in allen ihren Kundgebungen, er wittert sie überall, allerwärts atmet er stammes- und volkstümlichen Geist ein und aus. Selten oder nie geschieht das in langen trockenen Darlegungen. Sein echtes Dichtergemüt gibt ihm dafür immer die knappsten und markantesten Wendungen ein; mit Vorliebe bedient er sich auch der Bilder. So gleich da, wo er das Wesen der Rasse in ihrer Reinheit wie in der unvermeidlichen Mischung schildert — eine Schilderung, die schließlich in das Bild des Meeres, dem die Ströme zueilen, ausmündet[939]). Es dürfte nicht zu viel behauptet sein, wenn wir sagen, ein Etwas von der hier in Frage stehenden geheimen Kraft, ein Stück, ein Partikelchen Rasse habe ihm stets vorgeschwebt, so oft er auf irgendwelche Fragen des Völkerlebens zu sprechen komme. Jedenfalls darf dieser Satz, aus dem Subjektiven ins Objektive gewandt, dahin formuliert werden, daß, wo immer er das Völkerleben berührt, das ganz unmittelbar eine Bereicherung der Rassenkunde bedeutet.

Gewiß, auch Grimm gehört zu denen, denen die Rasse sich sozusagen im Germanentum inkarniert. Schon darum ist er nicht für jedermann, aber er ist einmal nicht anders denkbar. Nur weil er so war, konnte er die in allen Farben immer wiederkehrenden Charakteristiken des Germanen — nach ihm Deutschen — entwerfen, die im Grunde nur sein eigenes Wesen widerspiegeln. Ich begnüge mich hier mit der wie mir scheint schönsten derselben:

Indogermanen im 77. Bändchen der Quelle & Meyerschen Sammlung „Wissenschaft und Bildung" („Die Indogermanen", Leipzig 1911).

938) R. von Raumer, „Geschichte der germanischen Philologie", S. 535.

939) „Deutsche Mythologie", Bd. I, S. XXI/XXII.

„Deutscher Art angemessen ist ein sinniger Ernst, der sie dem Eitlen entführt und auf die Spur des Erhabenen leitet“[940]), schon deshalb, weil die Einkleidung der Eingangsworte — was heute doppelt nötig — davor bewahrt, diese Art etwa in dem jeweiligen Volksstande voll verwirklicht sehen zu wollen. Aber genug, Grimm geht von dem Kollektivbilde des Germanen als von einem Idealbilde aus, das in dessen größten Zeiten doch auch einmal Leben gewonnen hat, und von dieser Vorstellung geleitet kann er ihm denn nun nicht genug Großes und Schönes zusprechen und zudenken. Die Germanen haben ganz allein den Sieg des Christentums entschieden, sie haben die Schicksale des ganzen Mittelalters gelenkt. Welche Höhe der Macht aber wäre ihnen erst beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunder, Langobarden und Westgoten gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet[941])! Vorzüglich geht der Meister der Geschichte germanischen Innenlebens, des Glaubenslebens zumal, nach. Er schildert wie selbsterlebt die Seelenkämpfe, die die künstliche Aufpflanzung des Christentums den Germanen brachte, und wie sie sich nur durch Hinüberrettung von allerlei Heidnisch-Rassenhaftem in die Kirche aus diesen Kämpfen befreiten. Er ist einer der ersten Verkünder des Mittelalters und seiner Glorie gewesen und findet schlagende Worte zur Widerlegung seiner Verkleinerer[942]). Mit unter den ersten auch hat er die Reformation als eine seelisch-geistige Bewegung des gesamten Germanentums über alle staatlichen, sprachlichen und kulturellen Schranken hinweg aufgedeckt. Gewiß mag er bei alledem Einzelnes idealisiert haben, die Einheit und Einheitlichkeit, die er den Germanen schon für die fernsten Zeiten zuschreiben will, hat schwerlich existiert, und deren Zusammenfassung als einer „deutschen“ hat sich vollends nicht durchsetzen können. Trotzdem bleibt, wie er dem pangermanischen Gedanken vorgearbeitet, was alles er ihm erwirkt und errungen, unschätzbar. Lange vor Woltmann, und ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, ist er schon Woltmannsche Bahnen gewandelt[943]). Er hat den Italienern ihr Renegatentum vorgehalten, kraftvollste Worte für deutsches Recht als uns blutseigen und gegen römisches als uns auferlegt gefunden, die Gotik, die ein Ranke uns anzueignen zagte, uns geradeswegs aus unseren Wäldern heimgeholt, unser Eigentumsrecht auf die altfranzösische Heldenpoesie geltend gemacht. Die provenzalische Poesie wollte er die gotische, die nordfranzösische die fränkische taufen[944]). Dies und jenes hiervon mag manchem an geistigen Annexionismus anklingen. Verlassen wir denn die „äußere Politik“ des Meisters und wenden wir uns seiner inneren zu.

Wo die Wiege der Rasse stand, da ist Grimm recht eigentlich zu Hause. Man höre ihn über die Bedingungen, unter denen die Familie zum Stamm,

---

940) Ebenda, S. XLIII. — 941) „Geschichte der deutschen Sprache“, S. IV.

942) „Kleinere Schriften“, Bd. I, S. 31. „Deutsche Rechtsaltertümer“, 2. Aufl., 1854, S. XV.

943) Näher ausgeführt ist dies Bd. II, S. 308 ff.

944) „Geschichte der deutschen Sprache“, S. 479.

zum Volk sich erweitert[945]), oder über die tiefsinnige Weise, in welcher im Altgermanischen die Sprache die urtümliche Bedeutung der Familie für die gesamten sozialen und Standesverhältnisse zum Ausdruck bringt[946]). Und nun gar unsere Stämme! Keiner wohl ist in ihr Wesen als das des wahren Prüfsteins der Rasse tiefer eingedrungen als Jakob Grimm. Alle Wege hat er dazu beschritten, mit gleicher Liebe es dem Recht und der Sitte, der Sprache, der Poesie und dem Glauben, der Sage und der Geschichte abgelauscht[947]). Selbst im einzelnen Deutschen sieht er gerne den Sohn seines Stammes, das heißt, würdigt ihn als Rassenmenschen, wie er denn z. B. einmal Schiller als Schwaben, Goethe als Franken charakterisiert[947a]). Geht es dann von den Stämmen aufwärts zu Völkern und Gesellschaften, gleich weiß Grimm auch diesen von den verschiedensten Enden die Blutsseite abzugewinnen und in ihrem vorgeschichtlichen wie geschichtlichen Leben sich spiegeln zu lassen. Ersteres überwiegt natürlich bei ihm, da ja Mythos und Sprache hier seine Hauptforschungswerkzeuge sind. Seine deutsche Mythologie bietet dem sinnvollen Leser sozusagen schon ganz allein eine ganze Völkerkunde. Und so bereit er ist, der vergleichenden Ethnographie das Haltbare von ihren Ergebnissen einer Urgemeinschaft zwischen den Völkern, namentlich den europäischen, zuzugeben, einen geistigen Urbesitz an Sprache, Sage und Religion gelten zu lassen, der in unerschöpflichem Sichmitteilen durch Völker und Generationen verzweigt und verästelt erscheint[948]), noch mehr ist er doch darauf bedacht, dem Volke seines Blutes und seiner Wahl seinen Eigenbesitz an allen jenen Gütern zu wahren. Das gilt vor allem von seinen Göttern, und fast mehr noch von seinen Helden. Ist ihm doch Heroologie die höchste Fassung der Genealogie, und insofern der eigentliche Kern der Blutsgeschichte eines Volkes. Mit Recht beklagt er es daher, daß gerade von den Beständen unserer Heldengenealogie so wenig erhalten ist[949]).

Ganz besonders haben Grimm die Kriterien für die Sonderung von Völkern und Rassen schon in vorgeschichtlicher Zeit beschäftigt. Er macht einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den Völkern Asiens und Europas, insofern erstere, in weit höherem Grade autochthon, nach verhältnismäßig kurzer Aufregung im gelobten Lande der Heimat verweilen, letztere dagegen erst nach unabsehbar langen Wanderungen zu einer solchen gelangen, daher ihre Geschichte „immer lange, dunkle Zeiten voraussetzt"[950]).

945) „Kleine Schriften", Bd. I, S. 164.

946) „Deutsche Rechtsaltertümer", 2. Aufl., S. 228.

947) Dies in Grimms Werken in seiner ganzen Reichhaltigkeit selbst aufzuspüren, muß dem Leser überlassen bleiben. Erinnert sei hier höchstens besonders an die liebevolle Behandlung der Dialekte, z. B. deren schöne Parallele mit den griechischen („Geschichte der deutschen Sprache", Bd. II, S. 834). Über Mischungen und Zusammenflüsse einzelner Dialekte, „Deutsche Grammatik", Bd. I 3, S. 24.

947a) „Kleine Schriften", Bd. I, S. 378.

948) Hierüber belehrt vornehmlich die Vorrede seiner „Deutschen Mythologie" (S. VII. XXIII u. ö.).

949) S. „Deutsche Mythologie", Kapitel 15 („Helden").

950) „Geschichte der deutschen Sprache", S. 161.

Ebenso stellt er die mythischen und die Kulturzeitalter einander gegenüber: jene gründeten sich auf wiederholte Schöpfung, die goldenen Menschen waren nicht einer Abkunft mit den ehernen usw., während die nach den Ausgrabungen gewonnenen Zeitalter der zweiten Art, des Steines, der Bronze und des Eisens, überhaupt nicht einzelnen bestimmten Völkerfamilien überwiesen werden können[951]). Mit am liebsten verweilt Grimm da, wo Sage und Geschichte einander berühren, geschichtliche Helden in der Sage sich niederschlagen; vor allem aber galt sein Bemühen der Aufhellung des ethnischen Untergrundes der sagenhaften Gestalten von Riesen und Zwergen, als der von dem einwandernden Stamme zurückgedrängten Ureinwohner[952]).

Wenn dann die Völker die Schwelle der Geschichte überschritten haben, mag sich ihr liebevoller Begleiter erst recht nicht von ihnen trennen, nur daß jetzt mehr die Sprache, wie zuvor mehr der Mythos, in den Vordergrund tritt. Als ein Beispiel dafür, wie unauflöslich er die Bildung und Entwicklung der Sprache mit der der Völker Hand in Hand gehen läßt, möge die lebensvolle Weise dienen, in welcher Grimm die Lautverschiebung mit der Völkerwanderung in Zusammenhang bringt, nämlich als eines der Symptome des gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Vorschrittes und Freiheitsdranges der Germanen. „Ein so heftiger Aufbruch des Volkes mußte auch seine Sprache mit erregen, und es lag ein gewisser Mut und Stolz darin, media in tenuis, tenuis in aspirata zu verstärken.“ Sinnvoll wird nun wiederum das Verhalten der verschiedenen Stämme zur Lautverschiebung psychologisch ausgedeutet: „Die vordersten und rührigsten in der großen Bewegung, Franken, Alemannen und die übrigen Hochdeutschen, wird es nicht erklärlich, warum sie alle von der zweiten auf die dritte Stufe schritten? . . . . Als Ruhe und Gesittung wiederkehrten, blieben die Laute stehen, und es darf ein Zeugnis für die überlegene Milde und Bändigung des gotischen, sächsischen und nordischen Stammes geben, daß sie bei der ersten Verschiebung beharrten, während die wildere Kraft der Hochdeutschen noch zur zweiten getrieben wurde[953]).

Es ist nicht mehr wie recht, daß wir von Jakob Grimm vornehmlich als von dem ungeheuren Sprachmeister scheiden, schon darum, weil sein letztes großes Unternehmen, das Deutsche Wörterbuch, darauf gerichtet war, alles, was je in deutschem Geist und deutscher Zunge gefühlt und gedacht, gesagt und geschrieben worden, wie in einer gewaltigen Vorratskammer zu Hauf zu tragen[954]).

---

951) Ebenda, im ersten Abschnitt.

952) „Deutsche Mythologie“, 17. und 18. Kapitel. „Geschichte der deutschen Sprache“, S. 121, 765.

953) Ebenda, S. 417 ff., 437 ff.

954) Jak. Grimms Rede „Über den Ursprung der Sprache“ (6. Aufl., 1866) könnten wir, als im wesentlichen doch rein sprachliche Dinge erörternd, aus dem Spiel lassen, wenn darin nicht (S. 36/37) die Sprache als Beweismittel für den Polygenismus verwendet wäre.

Neben einem Manne wie Jakob Grimm treten alle Mitbewerber ganz unverhältnismäßig zurück, doch verdienen einzelne von ihnen immerhin ehrende Erwähnung; vor anderen Kaspar Zeuß, dessen Buch „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ (München 1837) eines der bleibenden Quellen- und Nachschlagewerke bildet, auf die man immer wieder wird zurückkommen müssen. Gegliedert in die beiden Hauptteile „Das Altertum“ und „Die neuen Umgestaltungen“, setzt es sich die Darstellung der großen Auseinandersetzung der Nordstämme mit den Südstämmen Europas im ausgehenden Altertum und beginnenden Mittelalter an der Hand der Quellen zum Ziele und lehrt im Zusammenhange ihrer Parallelwirkungen besonders überzeugend die Suprematie, die überragende Bedeutung der Germanen innerhalb der Dreigruppe Germanen—Kelten—Wenden[955]). Zu der Ausgestaltung des klaren und echten Bildes der Germanen, das die Wissenschaft verschiedener Zweige im vergangenen Jahrhundert in emsigem, zielsicherem Schaffen an die Stelle eines trüben und falschen früherer Zeitalter gesetzt hat, darf Zeuß sich rühmen ein nicht geringes Teil beigetragen zu haben.

Die indogermanischen Errungenschaften in ihrer Rückstrahlung auf die germanistische Wissenschaft, insbesondere unsere Sprachkunde, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst August Schleichers, dessen vorzügliches Buch „Die deutsche Sprache“ (zuerst Stuttgart 1859 erschienen) nach dieser Seite vorbildlich gewirkt hat.

Müllenhoffs bändereiche „Deutsche Altertumskunde“ ist mehr eine Aufspeicherung gelehrten Wissens als eine weiter hinaus wirkende Quelle der Belehrung. Das Werk hat den an sich wohlverdienten Einfluß nicht gewonnen, weil ihm bei seiner unglaublich ungefügen Anordnung und der Überfüllung, in der es gewissermaßen stecken geblieben ist, nur engste Fachmänner die rechten Anregungen entnehmen können.

Von den Jüngern und Nachfolgern Jakob Grimms ist wohl keiner den Spuren des Meisters treuer und bewußter gefolgt als Friedrich Kluge. Er hat es sich geradezu zum Ziele gesetzt, im Sinne Grimms überall die Einheit von Sprache und Volkstum, anders ausgedrückt die Einheit des Blutes und des geschichtlichen Erlebens, das Hervorgehen des einen aus dem anderen, darzutun, und auch er hat sich dabei, wiewohl im weitesten Felde des Indogermanentums reichbewandert, mit solcher Entschiedenheit an den heimischen Stamm gehalten, daß er von sich rühmen durfte, seine ganze sprachwissenschaftliche Tätigkeit habe immer dem Deutschtum gegolten. Belege für das hier Gesagte mögen die reichlichen Erwähnungen Kluges in unseren früheren Bänden erbringen. Seine hauptsächlichsten hier in Betracht kommenden Arbeiten sind, außer der Einleitung zu seinem „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache“, seine „Deutsche Sprachgeschichte“ (Leipzig 1920) und „Von Luther bis Lessing“ (5. Aufl. Ebenda 1918).

Ein erfreuliches Zeugnis für das heilsame Ineinanderwirken der verjüngten Sprachwissenschaft, der Anthropologie und der Archäologie, der

[955]) Vgl. bes. S. III ff.

immer stärkeren Anpassung der Sprachwissenschaft an die Realwissenschaften, bieten neuerdings zwei aus dem Kreise der ersteren bzw. der Germanistik hervorgegangene Arbeiten: die „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" von Paul Kretschmer (Göttingen 1896) und „Germanen und Kelten" von Gustav Neckel (Heidelberg 1929). Objektiv unbefangener, selbstentäußernder kann man nicht vorgehen als Kretschmer, wenn er, als Sprachforscher[956]), gegen Schrader, der nach seiner Ansicht die Sprache für kulturgeschichtliche Erschließungen ungebührlich bevorzugt habe, ausdrücklich der Archäologie den Vorrang in diesen Dingen zuweist. Während das Kretschmersche Buch für die ersten Bände ausgiebig hat benützt werden können, war dies für das Neckels, das sonst dem Keltenkapitel des zweiten zweifellos sehr zugute gekommen wäre, leider noch nicht möglich. Um so mehr möge hier nachdrücklich darauf hingewiesen sein. Das Verhältnis der beiden Schwesterstämme erscheint hier zeitlich, blutlich und kulturell wunderbar geklärt. Eine Parallelveröffentlichung über Kelten und Italiker wäre darnach dringend zu wünschen.

---

956) S. 50. Ähnlich S. 20 ff., 48 ff. Bei Neckel ist das Zusammenwirken auf Grund der neuesten Gestaltung der Wissenschaft schon im Titel („Historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen") ausgedrückt.

Elftes Kapitel

Literar- und Kunsthistoriker.

Auch aus diesen Feldern müssen mindestens einige Proben beigebracht werden, wenn sie auch an Wichtigkeit für unser Thema den meisten anderen Wissenschaften nicht gleichkommen.

In Frankreich hat vor anderen J. J. Ampère die rassenkundliche Betrachtungsweise in die Literaturgeschichte eingeführt. Das interessanteste und lehrreichste Beispiel dieser Art bietet seine „Histoire littéraire de la France avant le 12me siècle“ (Paris 1840), in welcher der Grundsatz verfochten und belegt wird, daß trotz der Verschmelzung der Rassen dank einer geheimen Wirkung von Erblichkeit und Atavismus, die sich im Völkerleben so gut wie im Familienleben bemerklich mache, gewisse Züge der einzelnen Rassenkomponenten wie ein unaustilgbarer Unterton („comme un accent presque ïneffaçable“) durch die Jahrhunderte fortdauern. Die sechs „chapitres préliminaires“ enthalten sozusagen eine Rassenvorgeschichte Frankreichs, die Kultur der Iberer und Kelten, die phönizischen, griechischen und römischen Einflüsse werden klargelegt. Der zweite Band bringt dann die Germanen hinzu, deren Rolle sehr sinnvoll und lebendig geschildert wird (Ampère war selbst in der germanischen Welt sehr zu Hause, hatte unter anderem ihre Hauptreviere einschließlich Islands bereist). Es wird gezeigt, wie für die neue Religion und für die neue Gesellschaft ein ganz neuer Mensch nötig war, wie ihn eben die Germanen brachten; wie vornehmlich dank ihrem Einfluß die kriegerischen Eigenschaften, der Ehrenpunkt, der Sinn für Abenteuer, der ritterliche Geist, das Freiheitsgefühl, die Geltung des Mannes um seiner selbst willen, in Literatur und Leben zur Geltung gekommen seien. Ampère wendet sich vom Standpunkte der Ungleichheit der Rassen energisch gegen Guizots Vergleich der urzeitlichen germanischen Völker mit den Wilden der Neuen Welt: „Les Algonquins, livrés à eux-mêmes, auraient-ils produit une civilisation et une littérature comme celle de l'Islande?[957])“ Es braucht darnach kaum gesagt zu werden, daß schon Ampère der hohen Würdigung altfranzösisch-germanischer Heldenpoesie, die wir bei späteren bedeutenden französischen Literarhistorikern feststellen konnten, die Bahn gebrochen hat[958]). Ihm eigen ist aber außerdem noch eine ungewöhnlich starke Bewertung des griechischen Elementes für die französische Entwicklung in Schrift, Sprache, Inschriften, Medaillen usw. und eine Zurückführung gewisser Dichtungsgattungen der provenzalischen Poesie, südfranzösischer Tänze, griechischer Wörter im Französischen und Sprachanalogien auf das Fortwirken jenes Elementes. Ja, er redet geradezu von einer „veine d'hellénisme“, die er durch die französische

[957]) T. II, p. 110. — [958]) T. III, p. 228 ss.

Literatur verfolgen und an Gestalten wie Racine, Lafontaine, Fénélon, Massillon und André Chénier belegen will[959]). So wenig nun ein solcher hellenischer Einschlag wird bestritten werden können, darf doch von unserem Standpunkt aus hinzugefügt werden, daß die Verwandtschaft mit und Hinneigung zu griechischem Geiste sich bei den genannten französischen so gut wie bei manchen unserer deutschen Dichter aus der Gemeinsamkeit nordischen Blutes erklären könnte. Übrigens aber sucht Ampère ganz allgemein in sehr vielen Männern und Gruppen der Literaturgeschichte das Blut auf und mißt ihm gebührende Bedeutung bei.

Das mußte gelegentlich auch der Mann tun, den wir jetzt noch betrachten wollen, der allgewaltige Stabschwinger, das langjährige kritische Orakel der Franzosen, Sainte-Beuve. Wir sahen früher, wie er einen Mirabeau, einen Renan als Kinder ihrer Rasse begriff und würdigte. Nur stemmte er sich, kritisch veranlagt, wie er war, gegen jede Verallgemeinerung oder auch nur Erweiterung solchen Verfahrens, vor allem gegen jeden Versuch, eine Vorstellung von irgend etwas wie Gesetzmäßigkeit damit zu verbinden. Ein Feind aller und jeder Geschichtsphilosophie, erklärt er alle für eine solche als maßgebend bezeichneten Faktoren für unzulänglich, die Rasse sowohl wie die Umwelt im allerweitesten Sinne, einschließlich aller geistigen Momente wie Erziehung, Beeinflussung durch Ideen usw. Er betont allen diesen einzelnen Faktoren gegenüber die Verwickeltheit, die Unstete und Unsicherheit des Ganzen („le flottant, l'inconsistant, l'imprévu des choses, le hasard, dont jamais on ne fera la part assez grande"). Der Rassenbetrachtung im besonderen stellt er die Individualbetrachtung gegenüber. Was die Rasse an Gleichheit oder Ähnlichkeit liefert, wird durch die unbegrenzte Verschiedenheit der Individuen („cette différence d'homme à homme dans une même nation et jusque dans une même famille") aufgewogen. Hier liegt das wahre unergründliche Rätsel, „l'étincelle même du génie en ce qu'elle a d'essentiel". Keiner wird diesen skeptischen Vorbehalten ihre Berechtigung versagen, die Rassenenthusiasten werden immer gut tun, sie zu beherzigen, um erneut zu erkennen, daß hier, wie überall in der geistigen Welt, Kräfte gegen Kräfte, Einflüsse gegen Einflüsse, Wahrheiten gegen Wahrheiten stehen, und daß die großen Welträtsel, insoweit überhaupt, nur durch Inangriffnahme von verschiedenen Seiten zu lösen sind[960]).

Von dem bedeutendsten unserer einheimischen Literar-Historiker, Gervinus, haben wir in unserem Historikerkapitel gesprochen. Im damaligen Zeitalter genügte noch ein großer Instinkt, wie ihn dieser Sohn eines unserer besten deutschen Stämme besaß, um der Rasse von den verschiedensten Seiten

[959]) T. I, p. 114 ss., 125.

[960]) Die Hauptstellen über diese Fragen finden sich in der gegen Taine gerichteten Betrachtung „Nouveaux Lundis", T. VIII [4], p. 68, 92. Zusammenfassend behandelt Sainte-Beuves Stellung Sorel in dem Aufsatz „Taine et Sainte-Beuve" („Etudes de littérature et d'histoire", bes. p. 49—58). Bezeichnend, daß jener über die von der Rasse ausgehende Charakterisierungsweise äußert, sie sei „une règle, un procédé d'artiste, soit; une méthode de savant, non".

nahezukommen. Heute wird sie ganz anders bewußt als Leitfaden durch das Labyrinth unserer geistigen Schöpfungen aufgegriffen. Ihr Hauptwortführer ist da Adolf Bartels mit seiner „Geschichte der deutschen Literatur" geworden. Wie er unseren Rassencharakter im ganzen unverändert geblieben findet, so betont er auch die unverändert starke Wirkung des germanischen Blutes. Allerdings ist der germanische Charakter ein Charakter der größten Gegensätze, die aber anscheinend ausgeglichener sind als die der romanischen Volkscharaktere. Mit Recht wird der Aufbau unserer Literatur auf die Stämme, als die natürlichen Verbände der Individuen, hervorgehoben[961]): Niemand kann, auf welchem Gebiete es auch sei, in deutsches Wesen eindringen, es sei denn auf dem Wege über die Stämme. Damit ist dann auch schon das Verfahren Bartels', unsere Dichter als Stammesvertreter zu behandeln, wie dies auch Driesmans ähnlich getan, grundsätzlich gebilligt, wenn auch das Gewagte desselben gelegentlich bei ihm ebenso zutage tritt wie bei jenem. Die kerndeutsche Art dieses urnordischen Mannes ist genugsam bekannt. Sie beseelt auch dieses sein wichtigstes Werk[962]) und spricht besonders volltönend aus der Schlußparänese an die Deutschen, sich an ihr Volkstum zu halten, das allem Europäertum und Weltbürgertum zum Trotz bleiben müsse und werde[963]).

---

[961]) Bd. II, S. 815 ff. Vgl. Bd. I, S. 6, 258 u. ö.

[962]) Von seiner andauernd ernsten Befassung mit den Rassenfragen zeugt außerdem sein Buch „Rasse. Sechzehn Aufsätze zur nationalen Weltanschauung" (Hamburg 1909), das in dem Satze gipfelt, daß „die großen Fragen der Zukunft Rassenfragen sind" (S. 198).

[963]) Der Verfasser gesteht, im übrigen der Entwicklung auf dem Gebiete unserer neueren Literaturgeschichte nicht haben folgen zu können. Was ihm gelegentlich von einzelnen der zurzeit dort meistgenannten Autoren bekannt geworden, widerspricht zu sehr seiner eigenen Vorstellung von Wissenschaft, als daß er sich versucht gefühlt hätte, ihm näher nachzugehen, auch wenn er die Zeit dazu gefunden hätte. Eine unverzeihliche Lücke dieses Buches würde es dagegen bedeuten, wenn dieses nicht zum mindesten noch einen kräftigen Hinweis auf ein Werk brächte, das, soeben schon in dritter Auflage erscheinend, nach Plan und Ausführung allereigentlichst in unseren Wissens- und Forschungskreis entfällt: „Joseph Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften." (4 starke Bände in 4⁰, erste Auflage Regensburg 1912 ff.) Leider ist es dem Verfasser erst zu spät, nach vollendeter Drucklegung des Textes, bekannt geworden, so daß er sich darauf beschränken muß, das herauszuheben, was das Werk ganz unmittelbar mit uns und unserem Thema verbindet. Im Grunde besagt dies schon sein Titel mit voller Deutlichkeit. In die zwei Sätze: „Die Stämme und Gaue, die Schöpfer des literarischen Lebens" und „Der Mensch und seine Erde durchdringen einander, und eines prägt das andere" läßt sich Sinn und Gehalt des Ganzen zusammenfassen. Soweit uns eine Nachprüfung möglich war, gelangt es hier meisterlich zur Darstellung, wie unsere im weitesten kulturellen Sinne gefaßte Literatur, ja, wie unser Glaube und Sitte, Sage und Dichtung, Wissenschaft und Kunst aus unserem Blute erwachsen. In erster Linie ist das erstaunlich reiche Buch natürlich ein Schatzhaus für den Literarhistoriker. Für ihn ist insbesondere auch die Frage wichtig, inwiefern Nadler im einzelnen der Nachweis der in ihrer Allgemeinheit zunächst neuen und fast befremdenden These gelungen sei, daß die Klassik in den „Altstämmen", (d. h. den reingermanischen Stämmen des Nordens und Westens), die Romantik in den „Neustämmen" (d. h. den im Mittelalter durch die germanische Besiedelung des Ostens hinzugewonnenen) ihre

In der Welt der Kunst hat zuerst Winckelmann den Menschen der Neuzeit die Augen geöffnet. Im ersten Kapitel seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ führt er den Nachweis, daß das Außerordentliche und Typische, was die Griechen in der Kunst erreicht haben, mit dem Himmelsstriche, der Denkart, den Sitten, den Staatsverfassungen, überhaupt der ganzen Kultur des Volkes auf das engste zusammenhängt. Niemand wird im Jahrhundert Montesquieus etwas anderes erwarten, als daß hierbei der Himmel (insbesondere die südliche Wärme) das reichlichste Teil abbekommt. Um so gewichtiger ist dann aber das, was doch auch für die Rasse abfällt. Winckelmann geht sogar nach dieser Seite schon ziemlich weit. „Die Tiere sind in ihren Arten nicht verschiedener, als es die Menschen sind“, heißt es da einmal[964]), und eine Seite weiter wird sogar die Macht der Erblichkeit kräftig hervorgehoben, dank welcher die unterscheidenden rassischen Merkmale auch dann noch bei Kindern und Enkeln kenntlich bleiben, wenn diese in anderen Ländern gezeugt sind. Des weiteren weist dann Winckelmann darauf hin, daß die großen Künstler immer ihre Nation in ihren Werken sich spiegeln lassen: Rubens gebe dafür das sprechendste Beispiel, von dessen langjährigem Aufenthalte in Italien sich auf seinen Bildern keine Spur finde. Wenn Goethe im Eingang seines „Winckelmann und sein Jahrhundert“ den Entdecker einer uns heute so geläufigen Wahrheit einen neuen Kolumbus nennen konnte, so beweist das nur, wie tief die Nachfahren der Scholastik bis dahin in der abstrakt-schematistischen Betrachtungsweise dieser Dinge versunken waren.

Jenen Grundgedanken Winckelmanns, noch dazu mit weit stärkerer Betonung der Rasse, auf allen Gebieten der bildenden Kunst und für alle Völker zur Anwendung gebracht zu haben, ist das hohe Verdienst C. Schnaases. („Geschichte der bildenden Kunst.“ 2. Aufl. Düsseldorf 1866 ff.) Tief durchdrungen von der Überzeugung, daß die Kunst zu den notwendigsten Äußerungen der Menschheit gehöre, daß daher auch der Kunstgeschichte eine hervorragende Stelle innerhalb der geschichtlichen Disziplinen gebühre, hat er in bahnbrechender Weise den Gedanken durchgeführt, daß dieselbe im Zusammenhange mit dem gesamten Kulturleben der Völker zu behandeln sei. So zeigt denn auch sein Werk durchweg eine sehr durchdachte Begründung auf die ethnischen, insbesondere auch die Mischungsverhältnisse als bedingende und erzeugende Unterlage der Künste. Der Stammcharakter der Völker wird überall mit in erster Linie für deren Deutung und Ergründung herangezogen und seinerseits wiederum aus den verschiedenen Bestandteilen der Völker erklärt[965]). Hieraus und aus dem

---

Vertretung finde. In jedem Falle aber verdient dies Denkmal deutschen Geistes und Fleißes die regste Beachtung von seiten eines jeden Freundes der Rassenwissenschaft.

[964]) S. 40 der Originalausgabe.

[965]) Hervorgehoben seien besonders Indien (Bd. 1, S. 63 ff.), Persien (Bd. 3, S. 301 ff.), Frankreich (Bd. 4, S. 480 ff.), Normannen (S. 548 ff.), Italien (Bd. 7, S. 2 ff., 507: Römer und Germanen, Nord- und Süditaliener), Spanien (Bd. 7, S. 579 ff., Bd. 8, S. 13). Bd. 8, S. 72 ff. werden die verschiedenen Strömungen der Renaissance auf verschiedene Blutsverhältnisse zurückgeführt.

ganzen hohen Stande des geistigen Wesens dieses Mannes ergibt sich, daß er mehrfach bei der Lösung bedeutsamer Fragen des Rassen- und Kulturlebens ein gewichtiges, dem unserer Historiker ebenbürtiges Wort in die Wagschale werfen konnte.

Ganz eine andere Gestalt, nur darin Schnaase verwandt, daß auch er den Künsten einen ersten Platz im Getriebe der Menschheit anwies, war Franz Xaver Kraus. In ihm haben wir den edelsten und charaktervollsten Vertreter des germanischen Geistes innerhalb der katholischen Welt des 19. Jahrhunderts zu erblicken. Wenn einer, ist er der lebende Beweis dafür, daß in Luther jener Geist zwar am machtvollsten verkörpert, aber mitnichten erschöpft gewesen sei, daß ein Teil davon, obzwar niedergehalten, auch in der alten Kirche noch fortlebe und immer wieder nach Lautwerden, nach neuen Ausdrucksformen ringe. Kraus selbst hat deren drei ausgefunden und zur Anwendung gebracht, die erste — kirchenpolitische — in seinen unsterblichen „Spektatorbriefen", die, bislang von Rom aus unterdrückt, doch hoffentlich seinem Volke nicht endgültig verloren sein werden, die zweite — kirchengeschichtliche — in dem geplanten großen Werke über die Geschichte der innerkirchlichen Reformbewegungen vor der Reformation, über dem er leider dahingestorben ist, die dritte — kunstgeschichtliche — in den Werken, die uns eben jetzt hier beschäftigen müssen. Vor allen anderen steht da seine große „Geschichte der christlichen Kunst". Es muß im allgemeinen dem Leser überlassen bleiben, die germanische Ader in der Entwicklung der christlichen Kunst an der Hand Krausens durch das ganze Werk zu verfolgen. Unwillkürlich hat man den Eindruck, daß dieser, dem tiefstes germanisches Empfinden den eigenen Busen erfüllte, das mütterliche Element noch ungleich stärker zur Geltung gebracht, manches noch weit deutlicher bei Namen genannt haben würde, wenn ihm Kossinna und Woltmann schon bekannt gewesen wären. Aber auch so, wo einzig höchste Unbefangenheit und Gerechtigkeit den anderen gegenüber ihm die Feder führt, sind noch schöne Kränze und Kronen genug für die Germanen übrig geblieben. Der warme, schöne Ausklang des ersten Bandes, in welchem die Segnungen des Benediktinerordens gepriesen werden, die Charakteristik des Mittelalters (d. h. des Hochmittelalters) als einer der harmonischen Höhenepochen der Menschheit[966]), vor allem aber das ganze 15. Buch des zweiten Bandes über die Gotik, in welchem einem genialen Einfall Jakob Grimms eine meisterliche historische und kunstwissenschaftliche Begründung zuteil wird, mögen dies bezeugen. Wie ihn dann aber auch für die Neuzeit der germanische Gedanke immer stärker beherrscht hat, bekundet nichts besser, als daß er, wie er dem Verfasser selbst einmal versichert hat, in den Schlußbetrachtungen seines ungeschrieben gebliebenen letzten Bandes der Überzeugung Worte zu verleihen gedachte, daß „das tiefe Sehnen nach einer höheren „Befriedung, das die Seele der modernen Menschheit durchzittert, seit Cornelius in den bildenden Künsten keinen adäquaten Ausdruck mehr zu finden

[966]) Bd. II, S. 162 ff.

vermocht, sondern nur noch in Wagners Worten und Tönen fortgeklungen habe".

Nächst der Kunstgeschichte kommen vor allem die geschichtlichen, kultur- und kunstgeschichtlichen Partien von Krausens „Dante" (Berlin 1897) für uns in Betracht. Bildet doch Dante, wie einen Zentral- und Höhenpunkt des gesamten Mittelalters, so auch einen Brennpunkt der diesem gewidmeten Studien, nicht am wenigsten auch vom Blutsgesichtspunkte aus, wie dies — und was wir von Aufhellung hierüber Kraus verdanken — denn auch an früherer Stelle dargetan worden ist[967]). Wie sehr Kraus für die rassenhafte Betrachtung auch der ganzen neueren Geschichte zugänglich und bis zu einem gewissen Grade selbst prädestiniert war, davon zeugen nicht nur Äußerungen wie die von uns[968]) wiedergegebene und verwandte mündliche, vor allem auch eine seiner letzten Arbeiten, sein Lebensbild Cavours. Noch in seinem letzten Sommer hat er mit bedeutendem Eindruck Gobineau gelesen, dessen düstere Schlußausblicke er voll teilte und in der gleichen Weise, mit der Erschöpfung des germanischen Blutes, begründete.

Im Zeichen Gobineaus hat sich auch die Personalunion von Völkerkunde und Kunstwissenschaft wenn nicht vollzogen, doch vollendet in einem Manne, dem wir die gründlichsten und wahrscheinlichsten Aufschlüsse über „Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft" (Freiburg i. B. 1896) und über „Die Anfänge der Kunst" (ebenda 1894) verdanken, und in dem wir zugleich einen der ersten Kenner der ostasiatischen Völker schätzen: Ernst G r o ß e. Schon in dem letztgenannten Werke hatte er wie programmatisch die Kunstwissenschaft für die Erfüllung ihrer nächsten und dringendsten Aufgaben an die Ethnologie verwiesen. In seinen „Kunstwissenschaftlichen Studien" (Tübingen 1900) hat er dann diesen Gedanken methodisch weiter- und durchgeführt, insbesondere werden in dem Kapitel „Kunst und Rasse"[969]) wertvolle und zum Teil ganz neue Gesichtspunkte über Rasse und Volk, Haupt- und Unterrassen, Konstanz des Typus, künstlerische Begabung der Rassen, Wirkung der Mischungen, Einführung fremder Rassenelemente in die Völker durch Künstlergruppen eröffnet.

Es läge nun an sich nahe — und läge namentlich dem Verfasser nahe —, auch die Musikgeschichte für diese Betrachtungen mit heranzuziehen. Aber kurz könnte dies nicht, und lang dürfte es nicht geschehen. So mögen die Andeutungen, welche unsere früheren Bände hierüber gebracht haben, genügen und es dahingestellt bleiben, ob sich später einmal die Möglichkeit finden wird, dies Thema an anderer Stelle ausführlicher zu erörtern.

Dagegen möge zum Abschluß dieses Kapitels noch ein Mann genannt sein, der, von Beruf Theaterleiter, aber auch in den bildenden Künsten gründlich zu Hause, dazu ein regsamer kulturpsychologischer Denker, sich

---

967) Bd. II, S. 325.

968) Ebenda, S. 220. Das im Text über Fr. X. Kraus und den germanischen Geist Gesagte findet sich näher ausgeführt in des Verf. Nachruf auf Kraus („Deutsche Monatsschrift", März 1902, S. 864 ff.).

969) S. 115—166.

seiner Zeit auch den durch Gobineau aufgeworfenen Problemen ernstlich zugewandt hatte[970]) und dann in seinem großen und bedeutenden Buche „Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung" (Leipzig 1904) des zum Zeichen die Rasse als ausschlaggebendes Moment der Kulturgeschichte bei einer ganzen Reihe wichtiger Gelegenheiten berücksichtigt hat: Max Martersteig. Auf dieses sein Werk muß um so mehr in heutiger Zeit hingewiesen werden, als sein Verfasser dem Theater noch seinen geschichtlich gegebenen Zusammenhang mit den großen Errungenschaften und Geschehnissen des Kulturlebens gewahrt sehen wollte, der ihm durch die neuesten sozialen Umwälzungen völlig verloren zu gehen droht.

---

[970]) Vgl. die in „Gobineaus Rassenwerk", S. 176 ff. mitgeteilten Briefauszüge Martersteigs an den Verfasser.

Zwölftes Kapitel

Dichter.

Wenn irgendwo, muß der Verfasser sich hier bescheiden, einzelnes herauszugreifen, von dem sogar nur das wenigste voll ausgeführt werden kann, während anderes nur als Anregung hingeworfen sein möge. Diese und jene Notiz wird vielleicht manchen zur weiteren Verfolgung reizen. Ganz wegbleiben durften die Dichter nicht: scheint doch für die Berechtigung des über deren Wichtigkeit in den Einführungsworten unseres ersten Bandes Gesagten die Tatsache zu sprechen, daß sie in den Rassenarbeiten der Jüngeren mit wachsender Vorliebe analysiert werden. Vielleicht erwächst dem Älteren damit aber zugleich die Pflicht, ein Beispiel der bei solchen Analysen zu übenden Vorsicht zu geben.

Stark zu kurz kommen im folgenden die romanischen Literaturen. Der Wunsch und die Hoffnung des Verfassers, sich aus diesem Anlaß nochmals gründlicher in sie zu vertiefen, hat sich nicht verwirklichen lassen. Übrigens aber ist ja über die Hauptgestalten der italienischen, Dante und Petrarka, das Nötigste und Wichtigste in unserem zweiten Bande, bei Gelegenheit des Mittelalters, gesagt worden, worauf daher hier nur rückverwiesen zu werden braucht. Auch Manzoni hatten wir dort schon mehrmals heranzuziehen. Indessen müssen wir seinem „Discorso sopra alcuni punti della storia longobardica in Italia[971])“ hier noch etwas näher nachgehen. Er erörtert hier unter anderem die Frage, ob zur Zeit des Eindringens Karls d. Gr. Longobarden und Italiener ein einheitliches Volk gebildet hätten, und glaubt dies stark bezweifeln zu müssen. In einer späteren Abhandlung „D'una opinione moderna sulla bontà morale de' Longobardi“ zählt er die verschiedenen Auffassungen hierüber her. Bemerkenswert ist dabei die völlige Zurückhaltung und Unbeteiligung, die Objektivität eines Mannes, der an einen eigenen Zusammenhang mit jenen Longobarden auch nicht von fern zu denken scheint. Um so sprechender bricht unbewußt germanischer Geist und germanisches Fühlen durch in dem Schlußchor des dritten Aktes der Tragödie „Adelchi“, in welchem der wahnvolle Jubel und die Hoffnung auf Unabhängigkeit der unterdrückten Italiker nach der Besiegung der Lombarden durch Karl einen grausamen Dämpfer erhalten. Da wird dem „volgo straniero“, das die Überlebsel des Römerreiches den Eroberern immer geblieben sind, und ihrem „misero orgoglio d'un tempo che fù“ erbarmungslos das Urteil gesprochen:

„Tornate alle vostre superbe ruine,
All'opere imbelli dell'arse officine,
Ai solchi bagnati di servo sudor.

[971]) „Opere varie“, Mailand 1845, p. 151—171, 228—236.

Il forte si mesce col vinto nemico,
Col novo signore rimane l'antico;
L'un popolo e l'altro sul collo vi sta.
Dividono i servi, dividon gli armenti;
Si posano insieme sui campi cruenti
D'un volgo disperso che nome non ha."

Daß damals ein italienischer Dichter oder Denker der Germanenlehre in unserem heutigen Sinne gehuldigt haben sollte, ist natürlich ausgeschlossen, und so ist auch die Freude eines deutschen Bekenners derselben über einen vor Jahren (1909) von der Turiner „Stampa" ausgegrabenen Vers Leopardis

„Pur manifesto si convince in tutto
Che di seme tedesco il mondo è frutto"

unbedacht und verfehlt gewesen, da dieser Ausspruch, einer satirischen Dichtung aus Leopardis letzter Zeit (den „Paralipomeni") entnommen, vielmehr ironisch zu verstehen ist. Leopardi war von Kindheit an viel zu stark mit antiker Sinnesweise getränkt, nährte auch seinen italienischen Patriotismus viel zu ausschließlich mit römischen Ideen, um die sich damals nur erst schüchtern regenden germanischen Anschauungen zu würdigen.

Bei den Spaniern finden wir Cervantes, um mit diesem zu beginnen, seiner gotischen Abkunft vollbewußt. Freilich reichte auch sein Stammbaum in sehr frühe Zeiten der spanischen Geschichte hinauf und wies, nach seinem grundlegenden Biographen Navarrete, Verwandtschaft mit den Königen von Leon auf[972]). Auch die Saavedra, mit denen die Cervantes Blutsverbindung eingegangen waren, waren uralt; der Name findet sich schon in einer der ältesten Romanzen. An unserem Dichter sollte sich das Wort Gobineaus bewahrheiten, daß „noch das letzte Aufflackern gotischer Kraft den stolzen spanischen Adel begeistert habe". Schon das Äußere des Helden von Lepanto verriet den Gotensproß. In der Vorrede zu seinen Musternovellen redet er selbst von seinem Goldbart, und an den Hauptfiguren seines Don Quijote, namentlich auch den weiblichen, verwirklicht und verherrlicht er das germanische Schönheitsideal[973]). In einem der dem Roman vorangeschickten Sonette, das dem Sonnenritter (Caballero del Febo) in den Mund gelegt ist, wird Don Quijote gefeiert als

Godo Quijote, ilustre y claro,

und wie sehr er in Worten und Werken sich als solcher bewährt, lehrt die gesamte Geschichte des „sinnreichen Junkers". Daß dieser, wie je eine dichterische Gestalt, in alle Tiefen des Humors getaucht erscheint, darf vielleicht als der am meisten germanische Zug in Cervantes bezeichnet werden. Er

---

[972]) Näheres hierüber bei Schack, „Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien", Bd. I (nicht II, wie S. 312 unseres zweiten Bandes irrig zu lesen), S. 311 ff.

[973]) Genauer ist dies ausgeführt von Woltmann („Politisch-anthropol. Revue", Jahrg. 5, S. 355 ff. „Das Schönheitsideal in Cervantes' Don Quijote"). Auch in seine „Germanen in Frankreich", S. 130 ff. übergegangen.

gipfelt in der Gegenüberstellung mit Sancho Pansa, der äußeren wie der inneren. Im 21. Kapitel des ersten Teiles macht Don Quijote diesem klar, daß es zweierlei Arten von Geschlechtern in der Welt gebe, die einen leiten ihren Ursprung von Fürsten und Monarchen her, sind aber mit der Zeit so heruntergekommen, daß sie sich wie eine umgestürzte Pyramide in die Spitze verlieren, die anderen, geringen und niedrigen Ursprungs, müssen sich erst emporarbeiten. Dem hier geschilderten äußeren Lose des Ritters und seines Knappen entsprechen die Weltanschauungen beider, und erst aus dieser ihrer völlig unvereinbaren seelischen Einstellung wird es offenbar, daß der Dichter in ihnen nicht nur zwei Individuen, sondern zwei Rassen einander gegenübergestellt hat. Natürlich ist dies nicht bewußt geschehen, aber es ist klar, daß der hochfliegende, unbekümmerte, naive Idealismus, den wir hier mit dem platten, erdfesten Materialismus ringen sehen, der Edelrasse ebenso entspricht wie der letztere, dessen ewigen Typ wir in Sancho vor uns sehen, der niederen Rasse der Iberer[974]). Daß uns in dieser symbolischen Bedeutung der Schicksale des Helden zugleich eine Episode des Untergangs des Gotentums vorgeführt wird, daß wir, in Don Quijote, die entartenden Goten den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen machen sehen, verleiht dem Werk erst seine ganze tragische Tiefe.

Auch die Familie Lope de Vegas rühmte sich eines hohen Alters. Kein anderer Dichter hat so wie er den Ruhm und Glanz des spanischen Namens in Geschichte und Sage verherrlicht, und wie begreiflich, treten auch da wieder die Goten weitaus in die vorderste Reihe. Ganz besonders bevorzugt Lope die Schilderungen aus den Zeiten der Wiederauferstehung der christlichen Reiche, die Charakteristiken der alten patriarchalisch-einfachen Kastilianer, die bald ihre Äcker bestellen, bald das Schwert gegen die Ungläubigen führen. „Man glaubt die alten erzgepanzerten Gestalten mit Helm und Schild aus den Nischen und von den Grabsteinen des Domes von Burgos ins Leben treten zu sehen[975])." Und nehmen wir dazu die ganze naive Urwüchsigkeit von Lopes Dichtweise, die Urkraft, die aus seinem Schaffen ohne Ende in die Welt geströmt ist, die Unmittelbarkeit, mit der er sich aus eigenstem Herzensdrang in jene alte Heldenzeit versetzt, so dürfen wir jenes Gleichnis wohl fortsetzen und sagen: man glaubt in ihm selber eine jener Gestalten vor sich zu sehen — einen alten Gotenritter noch im 16. und 17. Jahrhundert!

Anders in vielem Calderon. Zwar, darin blieb auch er der Sitte und Tradition der spanischen Germanen getreu, daß er, wie die meisten Adelssöhne im Dichterkleide, zuerst dem Waffenhandwerk huldigte. Wie Cervantes, wie Lope (der auf Philipps Armada mit gegen England zog), nahm

[974]) Auf eines möchte ich noch aufmerksam machen, daß nämlich der Dichter nicht verfehlt, die äußerliche Verkittung der Rassen durch das Christentum hervorzuheben. Das altchristliche Blut („cristiano viejo") beansprucht Sancho in dem vorgenannten Kapitel ebenso für sich wie die alten Hidalgos.

[975]) So Schack, der alles Obige (a. a. O., Bd. III, S. 265—269) an den einzelnen Dramen Lopes anschaulich ausführt.

auch er zuerst Kriegsdienste, und ward Ritter von Santjago, um später als Priester zu enden. Aber obwohl nur ein Menschenalter jünger als Lope und von ebenso sicherer germanischer Abkunft wie dieser — bei ihm trat mütterlicherseits zum Gotenblute noch niederländisches hinzu, da seine Mutter einem alten nach Spanien verpflanzten flandrischen Rittergeschlechte entstammte —, zeigt er doch die Wesenszüge des Germanen nicht mehr in dem gleichen unverfälscht nordischen Lichte. Der geschichtliche, fast möchte man sagen der moderne Spanier und der Südländer treten in ihm stärker mit hervor. Die nichtgermanischen Bestandteile des spanischen Volkscharakters reden mit. Wohl konnte Schack den Gesamtbau seiner Dramen noch mit den Bauten der Gotik vergleichen, aber er sah sich doch genötigt, auch die maurische Architektur und ihre Arabesken in seine Parallele mit hineinzuziehen. Dem allen entspricht es, daß Calderon die altspanische Geschichte so gut wie ganz links liegen läßt, fast nur die seiner Zeit berücksichtigt, wie er ja auch seinen Tragödien und Komödien der Ehre durchaus nur den zurechtgekünstelten spanischen Begriff seiner Epoche von dieser, nicht den altgermanischen Ehrbegriff zugrunde legt. Das für Calderon ganz und ausschließlich Charakteristische ist dagegen, daß er den Schwerpunkt seines an sich auch durchaus heldischen Denkens ins Religiöse verlegt, die höchsten Offenbarungsmöglichkeiten des Heroismus in der Religion aufgewiesen hat. Daß die Religion ihm nur als Christentum, und das Christentum nur als Katholizismus denkbar erschien, ist dann freilich wiederum eine weitere Seite der historischen Bedingtheit dieses großen Germanen.

August Wilhelm Schlegel hat in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur die treffende Bemerkung gemacht, daß der ritterliche Geist die politische Existenz des Rittertums in Spanien am längsten von allen Ländern überlebt habe. In unsere Sprache übersetzt, bedeutet das, daß germanische Art und germanischer Einfluß dort am spätesten von den romanischen Ländern erloschen ist. Wie stark sie dann auf dem Wege über das Theater noch im 17. Jahrhundert nach Frankreich hinübergewirkt haben, hat Schlegel ebenfalls geschildert[976]). Insbesondere weist er auf die Verwandtschaft C o r n e i l l e s mit dem spanischen Geiste auf der Grundlage des Germanischen hin: „Der Reiz der spanischen Poesie besteht in der Verbindung von hohem begeistertem Ernst in Gefühlen, d i e e i g e n t l i c h a u s d e m N o r d e n a b s t a m m e n, mit dem lieblichen Anhauch des Südens und dem blendenden Pomp des Orients. Corneille hatte Verwandtschaft mit dem spanischen Geiste, a b e r n u r v o n d e r e r s t e n S e i t e: man könnte ihn für einen in der Normandie erzogenen Spanier halten." Er beklagt es dann, daß er die Bahn des Cid nicht weiter verfolgt, sondern, wie später auch sein Nachfolger R a c i n e, sich in die antikisierende Strömung der Zeit mit habe hineinreißen lassen. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß eine genaue Prüfung des Wirkens der beiden großen französischen Dramatiker ein ganz ähnliches Verhältnis ergeben würde wie das zwischen Lope und Calderon. Der ursprünglichere, germanischere, ist der Nor-

[976]) In der 20. Vorlesung („Sämtliche Werke", Bd. 6, S. 63 ff.).

manne Corneille sicher gewesen. Doch kann dies hier nur als ein Wink zu weiterer Nachforschung geboten, und vollends auf das Problem „Voltaire als Tragiker" nur hingedeutet werden[977]).

Es lag auf der Hand, daß mit dem Erwachen der Romantik jenseits wie diesseits des Rheines mit anderem auch vieles Germanische wieder erweckt werden mußte. Es war gleich kein Zufall, daß das Haupt der französischen Romantiker so gut wie das der Klassiker seinen Ruf als Dramatiker mit einem spanischen Stücke begründet hat. Hier war und blieb nun einmal die eine der Hauptschatzkammern der Romantiker aller Länder, und für die Romantik floß keine andere Quelle so ergiebig wie die germanische. Ein anderes ist es, was Viktor Hugo im 19. Jahrhundert aus deren Gewässer herausdestilliert hat. Was ihm aber vorgeschwebt hat, ist um so klarer. Wie Don Ruy Gomez de Silva dem König Carl die lange Reihe seiner Ahnen im dritten Akte des „Hernani" vorführt, kann, wer es einmal gehört, so wenig vergessen, wie gewisse Szenen im vierten Akte in der Gruft Karls d. Gr. Und zum Überfluß hat uns der Dichter selbst in der Vorrede darüber aufgeklärt, daß er im Romancero general sich seine eigentliche Inspiration geholt habe, und sein dramatisches Gebäude einer gotischen Kathedrale verglichen, der er nur, wie der Baumeister des Domes von Burgos, eine schier maurische Türe eingefügt habe. Erinnern wir uns hier, daß Hugo einige Jahre später (im ersten Kapitel des dritten Buches seiner „Notre Dame de Paris") einen schwungvollen Hymnus auf die Gotik überhaupt gesungen hat, in welchem er mit tiefem Sinn und noch tieferer Ahnung die Notre-Dame-Kirche, „diese steinerne Symphonie, das Kolossalwerk eines Menschen und eines Volkes", als die Schwester der Iliaden und der Romanzeros bezeichnet — wie in einer Vision die arische Geisteswelt in nuce umgreifend. Noch manches Weitere ließe sich wohl aus diesem Dichter herausholen. So jene prächtige Warnungsrede des Marquis de Nangis an Ludwig XIII. in der 7. Szene des vierten Aktes von „Marion de Lorme", in welcher das Wüten Richelieus in den französischen Hoch-

[977]) Es sei indessen dem Verfasser wenigstens vergönnt, auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen eine gewisse Handhabe für die Lösung dieses Problemes zu geben. Die Schätzung Voltaires hat bei uns allzu lange und zu ausschließlich im Zeichen Lessings gestanden. Dieser bekämpfte ihn seinerzeit, um als Deutscher der damals so gut wie heute grassierenden Französelei entgegenzutreten. Die Schwächen Voltaires hat er mit der ihm eigenen Schärfe erkannt und bei Namen genannt, für seine Vorzüge aber fehlte ihm der Sinn. Andere aber urteilten anders. Schon A. W. Schlegel hat das Einseitige und Übertreibende in Lessings Kritik betont und berichtigt. Vollends steht dessen Urteil die bewundernde Verehrung Friedrichs d. Gr., Karl Augusts und anderer kerngermanischer Männer gegenüber. Auch unsere Weimarer Großen sind doch von Voltaire stark berührt worden, selbst Gobineau hatte notorisch eine geheime Sympathie für ihn. Der Verfasser, der in jüngeren Jahren etwa ein Dutzend Voltairescher Tragödien gelesen hat, bekennt namentlich von deren besten — Zaïre, Alzire, Tankred, Adélaïde du Guesclin — tief bewegt worden zu sein und den Eindruck davongetragen zu haben, daß Voltaire im kleinen Finger mehr echte Dichtergabe verrät als Lessing in der ganzen Hand. Dies alles aber ist nicht anders zu erklären als daß aus dem seltsamen Gemisch, das Voltaire als Gesamtgestalt darbietet, doch auch viel Germanisches gesprochen haben muß.

adel eine Beleuchtung wie durch Feuersglut erhält. Sie ist leider zu lang, um hier wiedergegeben zu werden. Die germanische Ader bricht so bei Hugo immer wieder durch, wie es ja auch bekannt ist, daß er zeitweise für deutschen Geist und deutsches Wesen tiefes Verständnis bekundet, ja höchste Begeisterung geäußert hat. Mag man dem nun auch bei Hugos ungemeiner Wandlungsfähigkeit nicht allzu viel Wert beimessen, es wäre doch nicht denkbar gewesen, wenn er nicht eben aller Wahrscheinlichkeit nach burgundisches Blut besessen hätte[978]).

Es ist bekannt und öfter — besonders lebensvoll von Karl Hillebrand in seiner Französischen Geschichte — dargestellt worden, welche Hochblüte die Epoche der Restauration, wie der französischen Wissenschaft, so auch der schönen Literatur Frankreichs noch einmal gebracht hat. Unter anderem fiel, wie wir sahen, auch der hohe Aufschwung der ethnologischen und der Beginn der anthropologischen Studien in jene Jahre. Es müßte eine lohnende Aufgabe sein, nachzuweisen, inwieweit diese auch in der poetischen Welt von damals ihre Echos gefunden haben. An einer der bedeutenden Dichtergestalten, Beyle (Stendhal), hat Ernest Seillière dies ausgeführt. In seinem Werke über „Die romantische Krankheit"[979]) zeigt er (in dem Kapitel „Über den Dualismus Frankreichs"), wie jener, der, mit Edwards befreundet, von ihm in seine Anschauungen eingeweiht war, diese in seiner Weise vornehmlich in der Anwendung auf Nord- und Südfranzosen verarbeitet habe.

Von Lamartine teilt Graf Leusse in der Vorrede seiner „Etudes d'histoire ethnique" den folgenden bedeutsamen Ausspruch mit: „Plus j'ai voyagé, plus je me suis convaincu que les races sont le grand secret de l'histoire et des moeurs . . . Tandis que la constitution primitive, le sang d'une race, agit toujours et se manifeste après des milliers d'années dans les formes physiques et les habitudes morales de la famille et de la tribu, le genre humain coule par fleuves et par ruisseaux dans le vaste océan de l'humanité, mais il n'y mêle que bien rarement ses eaux, souvent jamais, et il ressort comme le Rhône du lac de Genève avec le goût et la couleur de son onde." So müßte wohl noch manches aufzutreiben sein, was aber anderen vorbehalten bleiben möge[980]). Es wird Zeit, daß wir zu unseren eigenen Dichtern kommen.

Es ist Klopstocks unvergängliches Verdienst, daß er in einer Zeit, da das Germanentum für die Forschung und die Spekulation so gut wie begraben lag, als instinktiver Panegyriker unserer Rasse ihm den ersten Atem wieder einhauchte. Die vielfach nebelhaften Vorstellungen, die ihn dabei leiteten, die irrigen Voraussetzungen, die ihm mit unterliefen, können

[978]) Über das Äußere V. Hugos und seinen Mischtypus Woltmann, „Die Germanen in Frankreich", S. 98.

[979]) Deutsche Ausgabe. Berlin 1907. S. 412 ff.

[980]) Nach der „Anthropological Review", T. I, p. 481—484 hätte Eugène Sue in seinen „Rival Races, or the Sons of Joel, A legendary Romance" Kelten und Germanen und ihre jahrhundertelangen Kämpfe in zwei typischen feindlichen Familien verkörpert. Die Germanen scheinen dabei sehr schlecht wegzukommen, da Sue sich durchaus als Kelte fühlt.

die Tragweite dieser Tat nicht verringern. Daß er Kelten und Germanen durcheinanderwarf, kreiden wir ihm sogar im allgemeinen heute vielleicht weniger an als die Generation vor uns, wenn uns auch seine Begrüßung Ossians nicht minder wie sein Ansingen selbst des Thrakers Orpheus als Kelten seltsam genug anmutet, und die unbedingte Identifizierung der nordischen mit der gemeingermanischen Mythologie und Poesie uns nicht mehr liegt. Die Hauptsache aber bleibt: er hat alles das, was nach ihm anderthalb Jahrhunderte eifriger Forschung zutage gefördert, als echter Dichterseher in allen wesentlichen Zügen richtig ergründet und zum Ausdruck gebracht. Das gilt nicht nur vom Metaphysischen — wie es in ihm selber lebte —, sondern auch von der historischen Rolle des Germanentums. Auf die drei für diese entscheidenden Fakta hat er die Hand gelegt: daß die Germanen schon an der letzten großen Wende des Altertums — bei Pharsalus — den Ausschlag gegeben haben (dritte Szene der Hermannsschlacht), daß die Kampfstellung gegen das zwiefache Rom, das der Römer wie der Römlinge, uns mit unserem ganzen geschichtlichen Dasein gegeben ist (Oden „Mein Vaterland" und „An den Kaiser"), und daß wir dem neueren Europa die anthropologische Substanz, wie selbst Frankreich und England den Namen, geliefert haben. (Ode „Mein Vaterland".) Allerdings füllt dieser Heroldsdienst für das Germanentum nur Klopstocks mittlere Periode aus: er kam zu diesem von der Antike und ging von ihm zum Christentum. Der jugendlichen Begeisterung, die einst aus seiner Ode „Kaiser Heinrich" gesprochen, stellt er später selbst die Messiasstimmung gegenüber: nicht mehr Germanien, das gelobte Land wird jetzt sein Vaterland: „Ich sah die höhere Bahn. Sie führet hinauf zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts."

Damit sagte Klopstock dem germanischen Gedanken Lebewohl, den dann in seiner ganzen Fülle erst Heinrich von Kleist wieder aufgenommen hat. Ja, man darf wohl sagen, dieser sei ganz dazu prädestiniert gewesen, sein ganzes Leben und Schaffen darin gipfeln zu lassen. Auch der preußische Edelmann hat dem Germanenherold in ihm nicht im Wege gestanden. Seine drei dramatischen Hauptwerke, Prinz von Homburg, Käthchen von Heilbronn, Hermannsschlacht, bilden die ungezwungenste Klimax vom Preußen zum Deutschen, vom Deutschen zum Germanen. Und diese Klimax hätte sicher noch ihre Fortsetzung und Krönung gefunden, wenn Kleist seinen Robert Guiskard, in den er sein ganzes Wesen ergießen wollte, zur Vollendung gebracht hätte. In der Hermannschlacht tritt das Negative noch zu sehr hervor, der Haß — gegen antike und moderne „Römer" und ihre Gefolgsleute — hat stark daran mitgearbeitet. Im Guiskard würde das Positive, die heilige Begeisterung, die Durchdrungenheit von der Mission des Germanentums, wie sie aus vereinzelten Aussprüchen unseres Dichters auch so auf uns gekommen ist[981]), wohl ungetrübter das Wort geführt

981) Vgl. namentlich den Bd. II, S. 296 mitgeteilten („eine Gemeinschaft, in deren Schoß die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgendeiner anderen aufbewahrt hatten, ... die den Grundstein des Obelisken der Zeiten gelegt hat und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war").

haben. So dürfen wir annehmen, daß Kleist mit der Vernichtung des Manuskriptes seines Guiskard zugleich die höchste und letzte Fassung seines Germanenideales der Vernichtung preisgegeben habe.

Unsere Weimarer Klassiker haben wir schon an früherer Stelle gehört, müssen ihnen aber noch kurz Jean Paul zugesellen, der zwar den beiden Dioskuren fernblieb, sich aber an Herder — im Zeichen des Deutschtums — eng anschloß. Sehr möglich, daß diesem tiefsinnigen Wahrtraumdeuter auch einmal die eine oder andere Rassenwahrheit wie im Traume zugefallen ist. Gesucht hat er sie kaum je. Und in den Bänden seiner Schriften, welche seine politisch-historischen Abhandlungen enthalten (oder enthalten sollen), finden wir durchweg das bestätigt, was er in der Vorrede seiner „Friedenspredigt an Deutschland" nur von dieser sagt: daß sie im Grunde mehr Moralisches als Politisches bringen. Immerhin, viel Deutsches, auch mit germanischem Untergrunde, ist in den „Dämmerungen für Deutschland", den „Politischen Fastenpredigten" und der „Friedenspredigt" sicher zu holen. „Deutschland als das Herz Europas" geht anscheinend auf ihn zurück, ist jedenfalls ein Lieblingsgedanke von ihm, und wen der etwa geschreckt haben oder in Zukunft schrecken sollte, den möge es beruhigen, daß Jean Paul, Kosmopolit wie damals die meisten Deutschen, ihm durch eine eben aufdämmernde rassenkundliche Erkenntnis jede nationalistische Spitze abzubrechen verstanden hat. War er doch einer der ersten, der sich die Lehre Herzbergs von der gemeingermanischen Basis aller europäischen Reiche zunutze machte und den Schluß daraus zog, daß „die deutschen Kriege in Europa immer Bürgerkriege seien". Und als sei auch das noch nicht genug, fügt er hinzu: „wiewohl im höheren Sinne jeder auf der Menschenerde immer einer zwischen Landsleuten ist"[982]).

Ein ergiebiges Feld müßte wohl die deutsche Romantik abgeben, namentlich wenn man sie, wie es doch geschehen muß, in ihrer engen Verbindung von Poesie und Wissenschaft betrachtet. Wir brauchen dafür nur an die reiche Ernte bei Jakob Grimm und an die Brüder Schlegel zu erinnern. Aus der eigentlichen romantischen Dichtung wäre aber gewiß noch manches hinzuzugewinnen.

Eines der allermerkwürdigsten, ja ein geradezu einzigartiges Beispiel von Rassenpersistenz, vom Durchschlagen des Blutes auch durch vieljahrhundertjährige Einflüsse der Umwelt bietet Chamisso[983]). Er entstammte einem der ältesten — ursprünglich lothringischen — Geschlechter, das bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts urkundlich nachweisbar ist. Familienverbindungen, welche die Grafen von Chamizzot in Verwandtschaft mit verschiedenen regierenden Häusern Europas brachten — so im 17. Jahrhundert mit den Herzögen von Lothringen, mit Christian IV. von Dänemark, ja mit Johann Sigismund von Brandenburg —, müssen

[982]) „Friedenspredigt", Kap. 4 („Vaterlands- oder Deutschlandsliebe").

[983]) Die folgenden Nachrichten sind im wesentlichen dem Werke „Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso, herausgegeben von J. E. Hitzig", Bd. 1, 2, Leipzig 1839, entnommen.

das Beste zur Erklärung des Prozesses der Eindeutschung Chamissos tun, der, während alle seine Angehörigen nach Aufhebung ihrer Verbannung ins französische Leben zurücktraten, als Wahldeutscher bei uns blieb. Wir können jenen Prozeß nach allen Seiten aufs genaueste verfolgen. Was das Äußerliche, sozusagen das Technische betrifft, so hören wir, daß ein leiser französischer Akzent Chamissos Aussprache des Deutschen immer angehaftet habe. In seinem Stil dagegen erhob er sich von der anfänglichen Unbeholfenheit, von der wir noch Proben besitzen, im Laufe der Jahre zu einer Vollkommenheit, daß Friedrich Wilhelm IV. in dem berühmten Briefe, den er dem Dichter in dessen letzter Zeit schrieb, von einer „Verdeutschung, ja Zerdeutschung" Bérangers durch diesen und von Chamissos eigenem „Goetheschem Deutsch" reden konnte. Ja, so ganz war dieser jetzt zum Deutschen geworden, daß er sich in der Vorrede zur französischen Übersetzung des Schlemihl seinen früheren Landsleuten gegenüber wegen seiner Germanismen entschuldigen mußte. Und nun das Seelische. Die Briefe geben ein ergreifendes Bild davon, wie Chamisso im Schwanken zwischen seinen beiden Vaterländern mit sich gerungen. In „Peter Schlemihl" hat er sich dann diese Kämpfe dichterisch von der Seele geschrieben, in der dreijährigen Reise um die Welt wissenschaftliche Ablenkung von ihnen gesucht und gefunden. Von ihr aber kehrte er dann als voller Deutscher heim, der er dann — und der besten einer — noch 20 Jahre lang geblieben ist. In einem Briefe an seine Gattin aus Paris vom November 1825 hat er das Innerste dieser Vorgänge klargelegt: „‚Findest Du noch alles besser dort wie bei uns?' Laß einen gutmütigen Verweis dich nicht verdrießen. Hätte ich je in Frankreich alles besser gefunden als in Deutschland, so würde mich nichts vermocht haben, die Heimat, die die Natur mir gab, mit einer anderen, selbstgewählten zu vertauschen. Deutscher Volkstümlichkeit hat sich das Tiefere, Heiligere in mir zugewandt; so bin ich durch Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion ein Deutscher. Aber dem Manne, der viele Städte der Menschen gesehen und Sitten gelernt hat, ziemt am besten, nachdem er eine Wahl getroffen hat, ein freier Blick und ein freimütiges Urteil, und so mag ich wohl vieles in Deutschland tadeln, wie ich auch in Frankreich vieles loben muß." So hatte er im Deutschtum den festen Pol gefunden („τὸ τοῦ πόλου ἄστρον war der Wahlspruch seines späteren Lebens), von dem er nun im Geiste nicht wieder abließ, wenn auch die Natur ihm wieder und wieder zu verstehen gab, daß er einst von ganz anderer Seite diesem zugesteuert sei: soll er doch noch in den Fieberphantasien der Todesnacht vorwiegend französisch gesprochen haben! Aber über den Tod hinaus ist dann doch ihm, als einem unserer gemütvollsten Dichter, der mit Fouqué, dem Emigrantenbruder älterer Serie, als „Frank' und Deutscher" sich gefunden, dem alten Goethe Jahr um Jahr in Versen gehuldigt, Uhland als seinen „hohen Meister" begrüßt hatte, das rechte Echo hierauf aus dem deutschen Dichterwalde geworden. Die schönen poetischen Nachrufe Dingelstedts, Gaudys, Andersens und anderer geben Kunde davon, wie sehr er der Unsere war. Wenn freilich Dingelstedt singt:

„Ein Fremdling warst du unsrem deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden?",
so ist dies insofern eben doch irrig, als vielmehr gerade durch sein Blut jene Bestimmung in diesen Sohn des Frankenstammes gelegt war. Trotz seines Charakters als französischer Edelmann des 18. Jahrhunderts trug er genügend germanische Keime in Blut und Herzen, um ihn nachher sich zum deutschen Mann und Dichter entwickeln und in letzterer Eigenschaft als französischen Franken unmittelbar neben seinen deutschen Stammesbruder Rückert treten zu lassen.

Rückert und Uhland haben, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch das gerade für uns Wichtige gemeinsam, daß sie in hohem Maße Stammesdichter sind. Wie schon Goethe und Schiller, verkörpern auch sie uns nochmals den fränkischen und den schwäbischen Stamm, innerhalb deren Gebieten ja auch beide so gut wie ihr ganzes Leben verbracht haben, da, was dies an Reisen aufweist, nur sozusagen als Ausflüge in Betracht kommt, und sie dauernd nie außerhalb der heimischen Lande geweilt haben. Bei Uhland tritt das Stammtümliche auch in seiner Poesie, nach der geschichtlichen Seite zumal, kräftig hervor, bei Rückert mehr nur nach Seiten der Natur und der Menschenart, die vielfältig in ihm widerklingen. Das Urgermanische in beiden hat Treitschke schön geschildert. Von Rückert sagt er, „es lebe in ihm noch etwas von dem urkräftigen Natursinn jener grauen Vorzeit, da die Germanen einst die Tiere des Waldes in ihren Kämpfen und Listen belauschten". Sicher ist, daß Rückert all sein Leben lang vor allem der Natur zur Befruchtung seines Tiefsinnes bedurft hat, daß dem einsamen Verkehr mit ihr alle die sinnvollen, nicht selten ins Erhabene sich steigernden Meditationen entsprossen sind, dank denen und in denen nicht am letzten er bei uns fortlebt. Das ist ein indischer Zug, und fast möchte man glauben, im indischen Gewande habe sich Rückert nicht weniger wohlgefühlt als im heimischen. Brahmanenweisheit hat er uns spenden wollen, einen Brahmanen zeigt uns das schönste und eindrucksvollste seiner Bilder. Dem Weisen aber gesellt sich auf diesem Gebiete der Dichter und der Sprachkünstler. In seinen Nachdichtungen aus indischen Epen — neben denen die aus Firdusi, als dem Germanischen noch unvergleichlich näherkommend, am allerwenigsten vergessen werden dürfen — hat er den tiefsten Sinn der Entdeckungen der Indogermanisten erschlossen, ihre Wahrheit sinnfällig dargetan, die Ureinheit jenes Stammes noch einmal personifiziert. Das will noch weit mehr besagen als seine Leistungen für die Sprachwissenschaft, wiewohl Rückert auch als einer der größten Sprachforscher und Sprachkenner anerkannt ist.

Dies alles sind bekannte Sachen. Ganz unbeachtet sind dagegen Rückerts Dramen geblieben, und gerade in ihnen finden sich nun einige Stellen, die für das Rassenleben im Völkerleben aufhellend in Betracht kommen. Vor allem haben wir da der Columbus-Trilogie zu gedenken. Im dritten Aufzuge von deren zweitem Teile gibt Colombos Lootse, Sebastian Rodriguez,

in Anknüpfung an die Mißhandlungen der Indianer, „dieser Nachgeborenen, Schwachen“, eine Charakteristik derselben, in der es heißt:

„Die Wilden sind so dumm nicht, wie sie scheinen,
Noch so verächtlich, wie, sie zu verachten,
Die Unsern immer in Versuchung sind,
In deren Herzen gar das Mitgefühl
Der gleichen Menschheit nicht recht rege wird
Beim Anblick dieser von Natur versäumten,
Mißfarbigen, bartlosen Angesichter.“

Im weiteren Verlauf wird dann der Untergang der Indianer ergreifend geschildert, entsprechend den Worten des Kaziken Behechio über das Treiben der Weißen.

„Wohin sie kommen, welkt von ihrem Hauch
Des Landes Blüt', und die Bewohner kranken.“

Wie sehr Colombo selbst an den von ihm freilich mitbegangenen Sünden der Weißen gelitten, kommt schon im zweiten Teile mehr und mehr zum Ausdruck, bis es in dem Gespräche mit Las Casas in der Todesstunde des Helden noch einmal in seiner ganzen lastenden Tragik in die erschütterndsten Töne ausklingt[984]).

Im ersten Teil seiner Tragödie „Kaiser Heinrich IV.“ bringt Rückert gleich im ersten Aufzuge ein Gespräch lombardischer Edlen, das zeigt, wie bedeutsam die Blutsabstände in deren nur äußerlich homogener Schar unter der Oberfläche immer mitgesprochen haben. Hier die wichtigsten Stellen:

„Fünfter Lombarde: Wer liebt die Deutschen hier?
Dritter Lombarde: Du scheinst sie sehr zu lieben.
Vierter Lombarde: Weit mehr als uns.
Erster Lombarde: Du bist nicht von den Unsern.
Zweiter Lombarde: Du bist von deutschem Blute.
Fünfter Lombarde: Das sind wir alle, von den Longobarden.
Zweiter Lombarde: Das ist lang her; die Longobarden sind
Lombarden längst geworden, doch du bist
Ein Impfling von den Sachsen oder Franken;
Von ihnen stammen deine Väter her.
Fünfter Lombarde: Ist es ein Schimpf, von deren Stamm zu sein,
Die diesem Lande Könige, Kaiser gaben,
Seit Karl, der Große, Desiderius,
Den letzten Longobardenkönig, schlug?
Zweiter Lombarde: Die Longobarden sind ein edleres
Geschlecht von Ursprung, als die rohen Sachsen,
Die wilden Franken; und was ungeschlacht,
Was deutsch an ihnen war, das hat nun ganz
Die welsche Luft aus uns hinweg geläutert.

---

984) S. Bd. I, S. 334.

Fünfter Lombarde: Ich bin so welsch als ihr.
Erster Lombarde: Was soll der Streit? Wir zanken um des Kaisers Bart" usw.

Uhland ist von seinem heimischen Stamme aus, den er in seinem Drama „Ernst von Schwaben", seinem Eberhardzyklus, seiner „Schwäbischen Kunde" und wie vielfach sonst noch verherrlicht hat, in doppelter Richtung ins Weitere — Deutschland-Germanien — hinaus geschritten. Der eine Weg führte ihn durch die rauhen Klüfte der Geschichte, der andere über die lachenden Fluren der Sage und der Dichtung. Jener brachte unseren Dichter, der unter anderem in der Württembergischen Ständeversammlung die alten Rechte des Schwabenvolkes mannhaft verteidigt hatte, am Ende in die Frankfurter Nationalversammlung, wo er das geträumte Deutsche Reich scheitern sah. Für die Bitternisse und Enttäuschungen, die dem Deutschen dieser Weg der Dornen eintrug, ward auf dem anderen an Blüten und Früchten überreichen dem Germanen die vollste Entschädigung. Uhland ist unser germanischster Dichter. Alle Saiten germanischen Lebens hat er erklingen machen. Seine Vorliebe gehört dem Norden, ohne daß die übrigen germanischen Lande darunter zu leiden hätten. Am wohlsten scheint er sich da zu fühlen, wo Sage und Geschichte ineinander übergehen, ja, man darf sagen, von keinem anderen Dichter könne man so wie von ihm lernen, wie untrennbar beide zusammengehören, wie ganz unmittelbar die Sage aus der Geschichte hervorquillt. Gleich plastisch lebendig stehen die Gestalten beider in der Bildung seiner Meisterhand vor uns. Bei aller Schlichtheit ist Uhlands Poesie doch von einer tiefen Symbolik umwittert. Vom „Guten Kameraden" hat Treitschke gesagt, „einfacher sei nie gesagt worden, wie den streitbaren Germanen seit der Cimbernschlacht bis zu den französischen Kriegen im Schlachtgetümmel zumute war". Neben dieses Lied der Treue konnte seinerzeit das der Untreue („Der Knecht hat erschlagen den edlen Herrn") gestellt werden, um in seinen markigen Zügen durch eine bloße Änderung der Überschrift den Fluch der Novemberrevolution zu symbolisieren. In „Des Sängers Fluch" scheinen ganze Zeitalter unserer sagenhaften Urgeschichte aufzuleben. Es ist die Krone seiner Balladen, wie er der erste Meister der Ballade, der germanischen Dichtform par excellence ist.

Ganz eigen ist Uhland die völlige Parität, die er allen Germanen, deutschen wie romanischen, angedeihen läßt. Das germanische Frankreich steht nicht minder leibhaftig vor uns als unsere eigene Vor- und Urgeschichte, sein Roland ist so populär bei uns geworden wie sein Siegfried. Hier eben ist es, wo der Mann der Wissenschaft und der Dichter in Uhland am engsten und fruchtbarsten ineinander greifen. Uhland war ja bekanntlich sein eigener Waffenschmied. In geruhsamen gelehrten Untersuchungen, aus denen später die acht Bände „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" hervorgegangen sind, hat er sich die Waffen geschmiedet, die er als Dichter schwang. Und da hat er es sich denn vor allem am Herzen liegen lassen, auch wissenschaftlich den Nachweis zu führen, daß Roland

und seine Genossen aus dem altfranzösischen Epos germanische Helden seien. Zu einer Zeit, da die Franzosen diese Studien noch ganz liegen ließen, hat Uhland unter den Ersten Wahrheiten aufgedeckt, die heute allen geläufig sind, wie die, daß mit den Franken, wie später mit den Normannen, auch germanischer Gesang nach Gallien eingewandert sei, daß die hauptsächlichsten Sagenbildungen, welche in der epischen Poesie Verwendung gefunden haben, unter dem vorwaltenden Einfluß und auf dem nationalen Sagengrunde der fränkischen und skandinavischen Eroberer zustande gekommen seien, daß überhaupt, wie in der Erzählungspoesie der Contes und Fabliaux das keltische, im epischen Gesange das germanische Element der frankogallischen Nation dominiere, daß insbesondere das karolingische Epos in einem germanischen Volksstamme erzeugt und nur in einer romanischen Mundart abgefaßt und ausgebildet sei[985]).

Uhland bietet ein seltenes Beispiel großartiger Selbstbeschränkung. Als Gelehrter wie als Dichter hat er sich in den Kreis germanisch-romanischen Lebens in Dichtung, Sage und Geschichte eingeschlossen, und wo er, ganz vereinzelt, dies Gehege einmal verläßt, um, wie in seinem Gedicht „Ver sacrum", die sakralen Kolonisationen der Römer zu verherrlichen, möchte man fast vermuten, daß ihn auch hierzu die geheime Verwandtschaft angetrieben habe, die er der Grundidee und vielleicht sogar den Formen nach zwischen jenen Vorgängen und solchen aus der germanischen Welt obwalten sah.

Sehr stark vom Rassengedanken bewegt ist offenbar Immermann gewesen. In unserem ersten Bande haben wir gezeigt, wie er in seinem „Münchhausen" die Idee einer Veredlung des Menschengeschlechtes in der dort üblichen halb scherzhaften Weise, hinter der aber ganz unzweifelhaft ein tieferer Ernst steckt, behandelt hat. Reichlich so sehr aber zeugt von seinem tiefen Sinn für die Rasse das Viele, was er insbesondere in der Oberhof-Episode jenes Werkes zur Erkenntnis niederdeutsch-westfälischer Art beigebracht hat, vor allem die klassische Gestalt des Hofschulzen. Das siebente Kapitel des fünften Buches enthält außerdem eine ausgezeichnete Schilderung des Bauernstandes, „des Granits der bürgerlichen Gemeinschaft", der mit dem Adel in engste Parallele gebracht wird. „Bauer und hoher Aristokrat gehören weniger sich als ihrer Gattung an, sind zuvörderst Bauer und Aristokrat und erst nachher Mensch."

Bei Hebbel ist der Verfasser in der erfreulichen Lage, lediglich die Hauptpunkte aus einem Aufsatze Th. Bieders[986]) herauszugreifen, um dessen Verhältnis zur Rasse zu charakterisieren. Es wird dort gezeigt, wie alles für die rechte Erfassung der Rasse Ausschlaggebende schon ganz früh in dem jungen Hebbel vertreten war: wie ihm, der zwar persönlich von bescheidenster Herkunft war, doch schon in der Schulzeit die Augen über den Sinn der sozialen Unterschiede geöffnet wurden, wie seine nordische Herren-

---

985) „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Bd. 1, S. 6. Bd. 4, S. 363 ff., Bd. 7, 625 ff., 654.

986) „Friedrich Hebbels Stellung zur Rassenfrage und Politik." („Polit. Anthropol. Revue", Jahrg. 11, S. 659 ff.)

natur sich sehr bald in kraftvollem Heraustreten aus der „Masse“ kundgab, wie er als Wirkung des Christentums und der mit ihm in Verbindung stehenden Moralbegriffe „ein Verrücken des Grundsteins der Menschheit“ erkannte, vor allem aber, wie ihm der positive Begriff der Rasse, das eigentliche Rassenbewußtsein, auf dem einzig wahren, dem genealogischen, Wege erwuchs. Ein Gedicht aus dem Jahre 1835, „Geburtsnachtstraum“, hält eine Vision fest, in welcher dem Dichter die lange Reihe seiner Ahnen erscheint, und es zum Schlusse heißt:

„Und immer größer ward die Schar
Der Männer, welche kamen,
Und stets durchzuckte mir's die Brust:
Du bist von ihrem Samen.“

Nicht wenig mußte natürlich zur Ausbildung seines rassischen Selbstgefühles auch seine Zugehörigkeit zu dem prachtvollen Stamme der Dithmarschen beitragen, dem er in seiner Ballade „Ein dithmarsischer Bauer“ ein schönes Denkmal errichtet hat.

Zur vollen Klarheit und tiefsten Einsicht in rassischen Dingen hat dann offenbar den Dichter sein langjähriger Aufenthalt in Österreich gebracht, wo der um ihn her herrschende Sprachen- und Nationalitäten-Wirrwarr ihm erst den ganzen Wert des Deutschtums als Germanentums erschloß, und er schon im Jahre 1861 jene „uns von allen Seiten drohende Rassenverschwörung“ ahnte, die dann ein halbes Jahrhundert später mit so vernichtender Wirkung zum Ausbruch gekommen ist. Vergebens predigte auch er, wie nach ihm noch lauttönender und ebenso ungehört Paul de Lagarde, als einziges wirksames Gegenmittel eine möglichst aktive innere und äußere Kolonisation, um dem germanischen Element, wie die geistige, auch die biologische Vorhand zu sichern. Was im Falle der Nichtausführung dieses Planes unfehlbar eintreten müsse, hat er gleichfalls schon vor 70 Jahren prophetisch vorausgesagt — es ist das, was sich eben jetzt anbahnt —: „Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet, denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit Nägeln aus dem Grabe kratzen möchten.“

Soweit Bieder. Die Dramen Hebbels hat dieser nicht berücksichtigt, und so mögen aus diesen noch ein paar Stellen hinzugefügt sein, welche zeigen, wie unser Dichter das genealogische Moment auch hier mit gewaltigster Wirkung zu verwerten verstanden hat. Zunächst sei an die Szene im Schlußakte von „Herodes und Mariamne“ erinnert, in welcher Mariamne, des Todesurteils gewärtig, hinter den Gestalten der Richter, die sie als die ihrigen nicht anerkennt, die der Ahnen als ihrer wahren Richter erschaut:

„Mein Auge sieht euch kaum! Denn hinter euch
Stehn Geister, die mich stumm und ernst betrachten.
Es sind die großen Ahnen meines Stamms“ usf.

Dann die Nibelungen. In „Kriemhildens Rache" (II, 2) sagt Rüdeger von Etzel:

„er ist
Uns gleich an Adel, doch wir hatten's leicht,
Wir erbten's mit dem Blut von unsern Müttern,
Er aber nahm es aus der eignen Brust."

Ebenda Volker (III, 11):

„Was nicht im Blut liegt, hält nicht vor."

Vor allem aber (IV, 7) die Szene, in welcher Dietrich von Bern Etzeln auseinandersetzt, daß die Nibelungen, indem sie sich in den Untergang stürzen, nur das dämonische Erbe ihrer nordischen Ahnen zum Austrag bringen, die es ja auch liebten,

„das letzte Leiden der Natur
Zu ihrer letzten, höchsten Tat zu stempeln.
So ist der Teufel, der das Blut regiert,
Auch noch in ihnen mächtig, und sie folgen
Ihm freudig, wenn es einmal kocht und dampft."

Ein grellerer Gegensatz zu dem zuvor von Hebbel Gehörten ist nicht leicht denkbar, als ihn unser zweiter Nibelungendichter, Wilhelm Jordan, in seinen Kundgebungen über Rassenfragen bietet. Im Jahre 1845 veröffentlichte dieser einen Aufsatz „Zur Naturgeschichte der Menschenrassen", in welchem er die körperliche Entwicklung des Menschen für noch nicht abgeschlossen erklärte und die Ansicht vertrat, daß die weiße Rasse in ihrem Erobererzuge über die Erde sich die verschiedensten Rassenelemente einverleiben und dadurch sich selber die bunteste Mannigfaltigkeit der Höherentwicklung verbürgen werde. Das für damals ungewohnt Neue dieser Abhandlung lag darin, daß er, „Darwinianer vor Darwin", in der Wissenschaft vom Menschen die Naturgeschichte nicht mehr wie bisher hinter die Geschichte zurückgesetzt, und daher auch diese letztere mehr im Lichte der Rasseneigenschaften erklärt sehen wollte. Dies würde ihn an sich unseren heutigen Anschauungen durchaus annähern, wie auch in dem, was er über Bildung, Beeinflussung und Umwandlung der Rassen sagt, sich manches Annehmbare findet, daneben freilich anderes bis zur Unmöglichkeit Verwunderliche. Dies gilt namentlich von dem mit seltener Rücksichtslosigkeit durchgeführten Grundgedanken. Jordan ist ein Allvermischungsschwärmer wie nur einer, er sieht in der Vermischung der Rassen geradezu das Hauptmittel zur Vervollkommnung des Menschengeschlechtes und jubelt den eben damals aufkommenden Eisenbahnen hauptsächlich deshalb zu, weil durch sie und die Dampfschiffe — die Flugzeuge hat er leider nicht mehr erlebt — jener Prozeß erleichtert und beschleunigt werde. Und daß dies nicht nur der Glaube seiner Jugend war, daß er an einer einstigen Einheit festhielt, innerhalb deren „eine noch bei weitem großartigere Mannigfaltigkeit, die bis ins Unendliche verschiedene Individualität", sich erzeugen solle, hat noch der hochbetagte Jordan in Versen ausgesprochen, die, nicht zufrieden mit den Vereinigten Staaten von Europa, einen Weltbund verheißen:

„Dann wird schon erfüllt sein,
Was ich geweissagt, und Schwyz, die Wiege
Des weiter gewachsenen Waldstättebundes,
Auch Wiegenstadt eines Weltbundes heißen.“[987])

Der dritte und größte der Erneuerer unseres Nibelungenmythos, Richard Wagner, hat sich schon dadurch ein Anrecht erworben, die Reihe unserer deutschen Dichter hier zu beschließen, weil er Gobineau für Deutschland wenn nicht entdeckt — dies Verdienst gebührt Adelbert Keller —, doch wiederentdeckt hat. Von ihm ist die Ausbreitung Gobineaus vornehmlich ausgegangen, und so wenig das, was er in seinen Schriften von Betrachtungen an die Lehren des Essai knüpft — als im wesentlichen nur Phantasien eines Künstlers darstellend — wissenschaftlich besagen will, so hoch, ja einzigartig steht sein Nibelungenring da, in welchem er, ganz anders urwüchsig und einheitlich als seine Vorgänger, das Germanentum auf seine echte, nordische Grundlage, die der Edda, zurückgeführt hat, und von welchem ein Gobineau sagen konnte, „er habe in ihm das vollkommen verwirklichte Ideal aller seiner Gedanken über Rasse, Helden, Götter, Bestehen und Untergehen gefunden“. So kann man in der Tat sagen, daß beide Männer auf dem Wege der Wissenschaft und der Kunst das gleiche Ideal suchten und fanden, daß Gobineaus Lehre und Wagners Kunstwerk sich verhielten wie Schrift und Bild einer Münze, der goldenen Denkmünze des Germanentums[988]).

Daß Shakespeare nicht nur als Dichter, sondern auch in dem Sinne eines der Weltwunder des Geistes sei, daß er für jeden höher veranlagten und höher strebenden Menschen, auf welchem geistigen Gebiete er sich auch bewegen möge, eine Schatzkammer der Weisheit und einen Quell der Erkenntnis bedeutet, dürfte heute unbestrittene Wahrheit sein. Halten wir uns hier nur an die uns nächstliegenden Wissenschaften. Wie große Staatsmänner, ein Marlborough und Chatham, von sich bekannt haben, daß er ihr erster Führer zur Kenntnis der heimischen Geschichte gewesen sei, so wird auch der um Rassenkunde im weiteren und tieferen Sinne ernstlich sich Bemühende ihm unendlich viel entnehmen können. Es ist nicht zu viel behauptet, daß „jedes der reiferen Dramen und Lustspiele Shakespeares anthropologisch Verwertbares in Hülle und Fülle darbiete“[989]). Wir können hier nur einige besonders ins Auge fallende Beispiele dafür geben, die sich jeder beliebig vermehren möge.

Zuvörderst aber müssen wir wohl der Frage nähertreten, was sich der Persönlichkeit unseres Dichters selbst anthropologisch abgewinnen läßt bzw. was man ihr hat entnehmen wollen. Emerson, und nach ihm andere, haben Shakespeare als den Gipfelrepräsentanten des Angelsachsentums bezeichnet.

[987]) Wen es gelüstet, das seltsame Gemisch von Jordans Gedanken näher kennen zu lernen, sei auf den Aufsatz von Georg Biedenkapp, „Wilhelm Jordan über Rassenmischung“ („Polit.-Anthropol. Revue“, Jahrg. 8, S. 42 ff.) verwiesen.

[988]) Ausführlich ist vom Verfasser über das Verhältnis Wagners zu Gobineau gehandelt worden in „Gobineaus Rassenwerk“, S. 236—242 und im zweiten Bande seiner Biographie Gobineaus.

[989]) „Politisch-Anthropol. Revue“, Jahrg. II, S. 80.

Vollgraff beansprucht ihn dagegen als Normannen, da die Angelsachsen der Hervorbringung eines solch stolzen Geistesriesen nicht fähig seien. Darin liegt sicher Berechtigtes, und bei dem tiefen Dunkel, das auch genealogisch über der Gestalt Shakespeares ruht, erscheint gerade eine Beimischung normännischen Blutes nicht ausgeschlossen. Auch ist mit Recht auf die auffallende Tatsache hingewiesen worden, daß Shakespeare, dessen Muse ihre Stoffe in allen Gegenden und allen Jahrhunderten Europas fand, der selbst den Lear und Cymbeline der britischen Sage, von Schotten und Dänen zu geschweigen, verherrlichte, in der reichen Geschichte der angelsächsischen Vorfahren keinen Gegenstand fand, den er seinen Zuhörern hätte vorführen mögen[990]). Darnach, und nach der vorwiegenden Verherrlichung des normännisch bestimmten England, können wir allerdings uns ihn zum mindesten nicht als einen sich stark oder gar ausschließlich als Sachsen Fühlenden vorstellen. Am besten aber, wir beruhigen uns bei der Auffassung, in ihm das glänzendste Symbol der Größe zu sehen, zu der es das Engländertum in der restlosen Vereinigung von Angelsachsen und Normannen gebracht hat. Neben den Normannen-Sachsen Shakespeare werden wir dann später in Byron den Normannen-Kelten treten sehen.

Davon nun, daß Shakespeare von der Macht des Blutes die allseitig klarste, ja eine rücksichtslos unbedingte Vorstellung besessen hat, geben ungezählte Blätter seiner Dramen Zeugnis. Beiläufig bemerkt, ist es schon nicht ohne Bedeutung, daß das Wort race, das ziemlich sicher durch die romanische Welt sich in Europa eingebürgert hat, bei Shakespeare sich schon mehrfach zu einer Zeit findet, da es in Frankreich noch kaum heimisch war, und zum mindesten anderthalb Jahrhunderte früher, als, da es in Deutschland noch sozusagen um die Existenz rang. Im Sinne von Art („natural quality or disposition"), Abstammung steht es im „Sturm" I, 2, wo Prospero dem Caliban seine niedere Art (vile race) vorhält, und in „Antonius und Kleopatra", wo (I, 3) dieser eine „race of heaven", himmlische Abkunft, nachgerühmt wird.

Die unerbittliche Notwendigkeit, die allem Blutsleben innewohnt, aber zugleich die unauflöslichen Rätsel, die es birgt, und vor denen, namentlich nach der psychischen Seite, alle Mendelschen Erbrechnereien immer zuschanden werden, tönen wider in den Worten Kents im Lear (IV, 3), mit denen er den meerestiefen Abstand Cordelias von ihren Schwestern zu erklären sucht.

> „Die Sterne, die Sterne bilden uns're Sinnesart,
> Sonst zeugte nicht so ganz verschiedne Kinder
> Ein und dasselbe Paar."

Mehrfach betont der Dichter, daß die Ehe, so notwendig sie in sozialer und sittlicher Beziehung sein mag, in biologischer Hinsicht keine Rolle spielt. Der

---

[990]) Lappenberg, „Geschichte von England", Bd. I, S. LXXII/III. Über Keltisches bei Shakespeare A. Fouillée, „Psychologie du peuple français", p. 211. Nicht nur Macbeth und die beiden fabelhaften Könige der britischen Vorzeit, auch Ariel, Prospero und Miranda, wie Titania und Queen Mab entstammen der Welt der Kelten.

Monolog des Edmund im Lear (I, 2) ist geradezu ein Preislied auf die Bastarde, die

„im heißen Diebstahl der Natur
Mehr Stoff empfahn und kräft'gern Feuergeist,
Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett
Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen."

Könnte man hier noch denken, diese Worte seien einem sittlich tiefstehenden Menschen in den Mund gelegt, so liegt die Sache anders im „König Johann", in welchem der Bastardsohn Richard Löwenherzens, Philipp Faulconbridge, seinem legitimen Bruder gegenübergestellt wird. Fast der ganze erste Aufzug dieses Dramas wird darauf verwandt, diesen prachtvollen Ausbund dem normalen Musterknaben gegenüber zur Geltung zu bringen, und bei der ersichtlichen Lust, mit der dies geschieht, dem köstlich drastischen Humor, den der Dichter dabei verschwendet, wird nicht leicht jemand sein, dem beim Fallen des Vorhangs nicht das Herz lachte.

Wie ohnmächtig alle Erziehung (nurture) der angeborenen Art (nature) gegenüber ist, hören wir im „Sturm" (IV, 1):

(Prospero): „Ein Teufel, ein gebor'ner Teufel ist's,
Um dessen Art Erziehung sich umsonst bemüht,
An dem die Mühe, die ich menschlich nahm,
Ganz, ganz verloren ist, durchaus verloren.
Und wie sein Leib durch's Alter garst'ger wird,
Verstockt sein Sinn sich."

Die fürchterlichen Tragödien, in die das geschichtliche Rassenleben sich kleidet, hat wohl nie ein Dichter erschütternder dargestellt als Shakespeare. „Germanen gegen Germanen" ist ein Hauptteil im Fazit seiner Königsdramen. Über nordisches Wesen — in englischer Abschattung — belehrt dieser Dekalog besser als je ein theoretisches Werk vermöchte. In vielem (Heinrich V.!) ist er ein Hymnus auf die heimische Rasse und ihre Helden. Am Ende aber bleibt doch von allem das Herrlichste der gewaltige Nordländer selbst, der ihn geschrieben.

Aber nicht nur auf dem heimischen Boden hat dieser die nordische Rasse geschildert. Neben die Königsdramen treten die Römerdramen. Im Coriolan zumal hat Shakespeare eine Kolossalfigur nordischer Rasse vor uns hingestellt. Der Glanz wie die Gefahren des Heldentums, das Grandiose wie die Auswüchse des Aristokratismus sind in ihm veranschaulicht. Ihm gegenüber das Volk, die Masse — wie später in noch schärferer Charakteristik in „Julius Caesar" — in ihrer ganzen Nichtigkeit. Wer könnte es verkennen, daß aus den Worten, die Coriolan diesen Leuten zuruft:

„Go, get you home, y o u f r a g m e n t s!",

wie aus einem Stichwort der älteren Römerzeit, der ganze hochfahrende Geist spricht, welcher die Patrizier in den Plebejern, weil sie anderen Blutes

waren, eine ganz andere Menschengattung erblicken ließ?[991]) Unscheinbarer, aber nicht weniger wirkungsvoll, als in Coriolans pompös lauttönender Weise wird der Erbwert und der Adel des Blutes gefeiert in den schlichten Worten Bassanios an Porzia („Kaufmann von Venedig" III, 2): „er sei Edelmann, sein ganzer Reichtum rinne in seinen Adern". Und in den Vorstellungen, die der König von Frankreich dem hochfahrenden Grafen von Roussillon macht („Ende gut, alles gut" II, 5), erscheint gar der Adel als ein Individualgut, das nicht in allen Fällen und nicht unbedingt von der Geburt abhängig sei:

„Seltsam ists, daß unser Blut,
Vermischte man's, an Farbe, Wärm' und Schwere
Den Unterschied verneint, und doch so mächtig
Sich trennt durch Vorurteil . . . Der Ehre Saat
Gedeiht weit minder durch der Ahnen Tat,
Als eignen Wert."

Für die Beantwortung der Frage, inwieweit Shakespeare anthropologische Maßstäbe bei den Individuen zur Anwendung gebracht habe, dürfte eine Bemerkung Lichtenbergs[992]) sich fruchtbar erweisen, daß nämlich bei ihm für eigentliche Physiognomik weniger zu holen sei als für Pathognomik. Verständlicher und nutzbarer dürfte dieser Satz erscheinen — denn die von Lichtenberg angeführten Beispiele sind nicht durchaus beweiskräftig, wie er selbst auch empfunden hat —, wenn wir ihn dahin wenden, daß auch als anthropologischer Vorwurf das Außergewöhnliche, dem ja ein pathologischer Beigeschmack leicht anhaftet, unseren Dichter mehr angezogen habe als das Gewöhnliche. Nicht als ob er nicht auch den Normalerscheinungen des Rassenlebens gelegentlich seinen nie fehlgehenden Blick zugewandt hätte. Kann die dunkle Rasse treffender charakterisiert werden als in den Worten des Prinzen von Marokko (zu Anfang des zweiten Aktes des „Kaufmann von Venedig") von seiner Farbe als

„der schattigen Livrei der lichten Sonne,
die ihn als nahen Nachbar hat gepflegt?"

Höchst merkwürdig ist die Szene in „Antonius und Kleopatra" (III, 3), in welcher die eifersüchtige Königin sich von dem Kurier, der ihr die Nachricht von Antonius' Vermählung mit Oktavia bringt, haarklein das Äußere der Nebenbuhlerin beschreiben läßt. Da findet sich denn unter anderem auch die Frage, ob ihr Antlitz lang oder rund sei, die von dem Boten mit „round, even to faultiness" („ganz übertrieben rund") beantwortet wird, worauf Kleopatra, wenig schmeichelhaft für die Rundgesichter, deren Träger für gemeiniglich närrisch erklärt („for the most part, they are foolish that are so"). Lichtenberg erinnert hier daran, daß der Engländer foolish das nennt, was er nicht mag, und daß im übrigen jener Ausspruch

---

[991]) Leider ist Tiecks Tochter hier einmal aus der Rolle gefallen, indem sie das „fragments" — wahrhaft jammervoll — mit „Überbleibsel" (!) übersetzt. Der Sinn ist natürlich: ihr Halbmenschen, ihr Stückwerk (der Natur)!

[992]) „Vermischte Schriften", Bd. 4, S. 44—48.

nicht sowohl über die innere Beschaffenheit des Kopfes der Oktavia etwas aussage als einen tiefen Blick ins Herz der Kleopatra eröffne.

Eine pathologische Erscheinung, die formell ins anthropologische, ideell ins sittliche Gebiet entfällt, hat Shakespeare wieder und wieder beschäftigt[993]): Die Unsitte, falsches blondes Haar und Schminke zu tragen, um auf diese Weise dem Schönheitsideal der Zeit näher zu kommen und zugleich Jugendzier und Frische auf Haupt und Wangen zu lügen. Mit Recht hat Gervinus in der Empörung und dem hohen Pathos, mit welchem der Dichter dieser zu Leibe geht, einen charakteristischen Ausdruck der eigenen, so ganz wahren und unverstellten Natur und seines innerlichen Abscheus gegen jeden Flitter und Firnis im physischen wie im moralischen Menschen gesehen.

Zwei Hauptfiguren aus Shakespeareschen Dramen haben ganz unmittelbar rassische Bedeutung und erfordern daher noch eine besondere Betrachtung: Othello und Shylock. Der „Mohr von Venedig" hat noch allen, die sich mit ihm befaßt haben, Kopfzerbrechen und Schwierigkeiten bereitet. Der Widerspruch, der zwischen dem Seelengemälde und der physischen Beschreibung, welche der Dichter von Othello gibt, unleugbar existiert, ist durch keinerlei Argumente wegzubringen. Vergebens ist in einer ganzen Literatur dargetan worden[994]), daß Othello berberischer Abkunft, mit sogenannt kaukasischer Physiognomie und ins Bräunliche fallender Hautfarbe gewesen sein müsse — ein Typ, der in Italien und der Levante als „Mohr" bezeichnet wurde, der aber mit dem Neger nichts gemein hat, an den vollends bei Othello, dem von Shakespeare so durchaus ins Ideale Gezeichneten, gar nicht zu denken ist. Vergebens: die Bühnen sind dabei geblieben, diesen tiefschwarz darzustellen, und es ist nicht zu bestreiten, daß eine ganze Reihe von Stellen der Tragödie, die eine andere Auslegung nicht zulassen, ihnen recht geben. So wird aus diesem Dilemma wohl nie herauszukommen sein.

Bei Shylock ist es zwar im höchsten Grade wahrscheinlich, daß ihm ein reales menschliches Urbild zugrunde gelegen habe — wie es heißt, soll dies der Leibarzt der Königin Elisabeth, Rodrigo Lopez, gewesen sein —, aber bei der Kraßheit dieser Figur, die durch die Empfindung ihrer Parialage und das zum Teil Repressalienmäßige ihrer Haßausbrüche nur wenig gemildert erscheint und sie noch immer zu einem Auswurf der Menschheit macht, muß man doch sagen, daß Shakespeare mit ihr auf das Niveau der Kriminalromane herabgestiegen sein würde, wenn er hier beim Individuellen stehen geblieben wäre und nicht zugleich Typisches hätte bieten wollen. So müssen wir vielmehr annehmen, daß ihm zum mindesten instinktiv die Absicht vorgeschwebt habe, in Shylock und Antonio das ganze Verhältnis von Juden und Abendländern zu symbolisieren, indem er ein so grausiges Bild aus

---

993) Die Hauptstellen („Timon von Athen", „Der Liebe Müh' umsonst", „Kaufmann von Venedig", III, 2, Sonett 68) sind gesammelt bei Bodenstedt in dessen Übersetzung der Sonette, S. 184. Die Unsitte scheint vornehmlich davon ihren Ausgang genommen zu haben, daß man am Hofe, um der Königin zu schmeicheln, in Nachahmung von deren Haar rötliche Perücken trug.

994) Am besten vielleicht von K. Andrée im „Globus", Bd. 20, S. 64.

jener Epoche gab, da, wie nur je, Trieb auf Trieb, Muß auf Muß, Blut auf Blut traf, und die Juden als Würger gewürgt wurden. Dieses Typische der Vorgänge haben die Juden selbst auch sehr wohl herausgefunden und sich nicht umsonst gegen Shakespeares „Kaufmann von Venedig" so scharf verwahrt. In der Hochblüte der Aufklärung hielt man es sogar von christlicher Seite für ratsam, dessen furchtbare Wahrheiten durch Entgegenkommen gegen die Juden abzudämpfen: bei einer Aufführung des Stückes in Berlin im Jahre 1788 hielt der gefeierte Fleck als Shylock einen eigens von einem Berliner Dichter gefertigten Prolog, worin den Juden Berlins öffentlich Komplimente gemacht wurden[995]). Am Texte des „Kaufmanns" freilich vermögen dergleichen zeitliche und lokale Einschiebsel kein Jota zu ändern.

Wenn wir somit in Othello wie in Shylock unbedingt Rassentypen vor uns haben, so liegt es nahe, zum Schluß diese Auffassung zu erweitern und uns zu fragen, ob nicht überhaupt ein durchgehender rassischer Gesichtspunkt sich auf einen größeren Teil des Shakespeareschen Schaffens anwenden lasse. Und da haben wir denn die interessante Tatsache zu verzeichnen, daß schon im Jahre 1859 in Edinburg ein größeres Werk (von O'Connell) erschienen ist[996]), in welchem dieser Gedanke methodisch durchgeführt ist. Das Buch selbst hat dem Verfasser nicht vorgelegen, nur die sehr eingehende Besprechung desselben von Littré[997]), welcher jenem durchweg zustimmt, welchem Beispiele zu folgen man sich um so mehr versucht fühlt, als anscheinend die neue Hypothese durchaus besonnen und zurückhaltend vorgetragen, als vor allem das Unbewußte in der Schaffung bzw. Aufdekkung rassischer Hintergründe betont wird. Gegen das Allgemeine von O'Connells Aufstellungen aber wird sich kaum etwas einwenden lassen. Sein Gedankengang ist in den Hauptzügen der folgende: Shakespeare hat sich als erster der großen Dichterdenker zu einer erweiterten und vertieften Betrachtung der menschlichen Natur aufgeschwungen, er hat in seine Dramen nicht mehr nur die Schilderungen von Individuen und Familien, sondern auch die Skizzen und Charakteristiken der Hauptrassen Europas aufgenommen. Die Häuser der Pelopiden und Labdakiden waren das Thema des Äschylos, die germanische, italische, keltische Rasse das Shakespeares. (O'Connell gibt hier dann selbst zu verstehen, was ja auch zutreffender ist, daß es sich vielmehr um rassisch bestimmte Völker — „des nations ou plutôt des races" — handelt.) Über die germanische Rasse im allgemeinen braucht bei dem Dichter der Königsdramen kein Wort verloren zu werden. Als bemerkenswerteste von O'Connell aufgestellte Typen seien im übrigen herausgehoben Jago als der des italienischen Renaissancemenschen, Hamlet als der des Deutschen, Macbeth als der des Kelten. Während der Italiener seine Impulse von außen empfängt, kommen sie dem Deutschen von innen. Der Kelte vereinigt kraft seiner Mittlerstellung beides.

---

[995]) Grätz, „Geschichte der Juden", Bd. 11, S. 161.

[996]) „New exegesis of Shakspeare, interpretation of his principal characters and plays on the principle of races."

[997]) „Revue des Deux Mondes", 15. nov. 1860, p. 305—343.

Treffend wird die schlagende Charakteristik der Völker- und Rassentypen bei Shakespeare der Farblosigkeit Racines gegenübergestellt, der in seinem Bajazet selbst unter der Maske des Serails doch nur den Hof von Versailles darstelle, treffend auch, bei einem Vergleich der Hamlettragödie mit der Orestie, die „nature rêveuse, méditative, allemande“ Hamlets hervorgehoben.

Nach alledem wird man zu dem gleichen Schlusse kommen wie Littré („qu'il y a dans Shakspeare plus que le portrait général de l'homme et de ses passions, et que des nuances très variées, qui proviennent de la diversité des races et des lieux, y tiennent une place importante“) und sich auch durch die gelegentlichen ethnograpischen Verstöße, an denen es so wenig als an den allzuoft gerügten geographischen bei Shakespeare fehlt, in der Bewunderung seines tiefen Instinktes für die großen rassischen Verschiedenheiten der Völker nicht beirren lassen, so wenig man anderseits verkennen wird, daß neben jenen mehr rassenhaften Typen, und ebenso unsterblich wie sie, andere Bilder stehen, in welchen der Dichter lediglich das Reinmenschliche verherrlicht hat, von denen nur Lear und Romeo genannt zu werden brauchen — denn wer dächte da noch an Briten und Italiener? Immerhin ist es bezeichnend, daß jener am tiefsten ins Volksgemüt mit solchen Gestalten eingegriffen hat, die zugleich nationale und ewige Menschheitstypen sind und als solche neben die Don Quijote, Don Juan, Faust und andere treten, wie für die Engländer sein Falstaff im Kontrast zu Heinrich V., für uns Hamlet, als dessen Gegenpol neuerdings angesichts unseres drohenden Unterganges mehr und mehr auch Fortinbras in seiner symbolischen Bedeutung aufgegriffen wird.

Von Milton wissen wir im allgemeinen in Deutschland wenig. Er liegt uns ferner und ist nur noch den Literarhistorikern und Anglisten geläufig. Aber es muß hier doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß er in seinen letzten Lebensjahren noch die erste ausführliche Geschichte der Angelsachsen in englischer Sprache geliefert hat[998]). Auch soll er mit Absicht und Studium das germanische Element eben dieser Sprache erfolgreich gefördert haben[999]). Von dem Ethnographischen jenes Werkes, soweit es überhaupt als unerläßlich gestreift wird, muß allerdings gesagt werden, daß Milton darin ziemlich gleich tief in den legendarischen Naivitäten des Alten Testamentes wie in den sagenhaften der Chroniken steckt, so daß es in unseren Augen heute nur noch symptomatischen Wert hat. In Miltons Dichtungen bekennt der Verfasser nicht näher zu Hause zu sein. Günther aber hat ausgefunden[1000]), daß er in seinem „Paradise lost“ (4. Gesang) die Mutter des Menschengeschlechtes, Eva, blond dargestellt habe — ein Zeichen, daß auch alles Judenchristentum der Welt den Germanen in ihm doch nicht austilgen konnte. Wir werden alsbald ein Seitenstück hierzu aus Byron beibringen.

998) „History of England, continued to the Norman conquest.“ (1671.)
999) Lappenberg an der S. 415 bezeichneten Stelle.
1000) „Adel und Rasse“, S. 60.

Mit diesem dritten ganz Großen des britischen Parnasses ist es nun wieder eine andere Sache. Byron ist, wie Shakespeare, bei uns mehr daheim als in seinem Vaterlande, er hat mehr oder minder alle unsere ersten Geister tief bewegt; wohl hat seine Beurteilung geschwankt, und gerade neuerdings machen sich Gegenströmungen gegen ihn geltend, die ihm indessen kaum so gefährlich werden dürften wie die anscheinend erfolgreichen Bemühungen moderner Sensationsgrößen, ihn auf ihren Schild zu erheben und dadurch zu sich herabzuziehen. Alles in allem erscheint es an der Zeit, über Byron einmal wieder ein gründlich klärendes Wort zu sprechen, und aus keinem Gesichtswinkel könnte das mit besserem Fug geschehen, als aus dem der Rassenkunde, die zudem sich des unschätzbaren Vorteils erfreut, in ihrem Urteil nur die wertvollsten früheren in neuer Beleuchtung zusammenfassend verwerten zu können[1001]).

Auch wer, wie der Verfasser von sich gesteht, nicht ohne grundsätzliche Bedenken an rassische Analysen einzelner hervorragender Individuen herantritt, wird doch zugeben müssen, daß gerade im Falle Byrons die Versuchung hierzu besonders groß, ja daß ein volles Verständnis dieses Dichters ohne starke Berücksichtigung des Blutsgesichtspunktes überhaupt nicht möglich ist. Es kommt hinzu, daß, während wir nur zu oft (wie z. B. bei Shakespeare) uns mit Hypothetischem behelfen müssen, weil uns die Daten fehlen, diese für Byron in ungewöhnlicher Fülle, ja Vollständigkeit, auch verhältnismäßig sehr sicher, vorliegen. Kein Wunder daher, wenn dieser auch schon früher der Gegenstand mannigfacher Untersuchung nach der Blutsseite geworden ist, die auch, mit der nötigen Vorsicht geführt, sehr wohl zu festen Ergebnissen verhelfen kann[1002]).

[1001]) Aus der überaus umfangreichen Literatur über Byron kann hier nur das allerwichtigste für unsere Zwecke in Betracht Kommende angeführt werden. Für die Gewinnung eines Eindrucks von den Echos der Zeitgenossenschaft wird man — für Deutschland — immer gut tun, sich an deren Größten, an G o e t h e, nächstdem an S c h o p e n h a u e r zu halten. Ersterer fühlte sich als Dichter, letzterer weltanschaulich Byron besonders nahe. In England ist und bleibt Thomas M o o r e s „Letters and Journals of Lord Byron“ nach allen Seiten die Hauptquelle. M a c a u l a y s fast allzu berühmter Essai über Byron ist zwar edel und geistvoll, aber nicht eigentlich tief. Man sieht, daß Byrons Dichtung ihrem Gesamtgehalt nach ihm nicht ins Innere drang. Von Späteren ist vor allem T r e i t s c h k e zu nennen, dessen Würdigung im ersten Bande seiner „Historischen und politischen Aufsätze“ wohl überhaupt die beste ist, die wir besitzen, neben ihm dann noch die T a i n e s im vierten Bande seiner „Histoire de la littérature anglaise“. Für das Biographische, das heißt in unserem Falle vorwiegend das Genealogische, die Biographien von Felix E b e r t y, Karl E l z e und Helene R i c h t e r, auch die biographische Skizze Fr. B r i e s im ersten Bande seiner deutschen Ausgabe Byrons.

[1002]) Zu einseitig als nordischen Rassenmenschen erklärt Byron T a i n e. Ganz unmöglich ist dessen Deutung als reinen Kelten durch D r i e s m a n s. („Das Keltentum in der europäischen Blutmischung“, S. 62—74.) Das Beste über die in Byron vertretene Rassen m i s c h u n g hat B r i e gebracht, auf den wir im Text zurückkommen. Freilich werden solche auf das Blut begründete Charakteristiken immer manches zweifelhaft lassen, zumal wenn man zu sehr ins Einzelne geht. Will doch z. B. Taine Byrons gelegentliche Wutausbrüche als einen „berserkerhaften“ Zug erklären!

Der Mannesstamm der Byron war unbedingt normannisch. Ralph de Burun findet sich, als mit dem Eroberer gekommen, im Doomesday-Book, und viele seiner Nachkommen haben dann das Geschlecht glanzvoll zu Ehren gebracht. Unter den Kreuzfahrern waren sie so gut vertreten, wie sie bei Cressy, Bosworth und Marston Moore mitgekämpft haben. Während der Bürgerkriege zählten die Byrons zu den treuesten Anhängern der Stuarts. Auch der Großvater des Dichters, der Admiral Byron, ließ durch eine kühne Weltumsegelung in den Jahren 1764—1766 den Glanz des Namens, auf den der Dichter nicht wenig stolz war, noch einmal aufleuchten. Im allgemeinen aber wies das Haus der Byron in den letzten Zeiten bedenkliche Zeichen der Entartung auf, so daß das Wort aus „Wallenstein": „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus, und schleunig will das Schicksal mit uns enden" gründlich Anwendung darauf fand, und Byron selbst nach dem Tode seiner Mutter schreiben konnte: „Ein Fluch hängt über mir und den Meinigen." Es muß aber Wert darauf gelegt werden, daß diese Entartungserscheinungen, und damit die aus ihnen hervorgehende erbliche Belastung, schon in die Zeit entfallen, ehe mit der Großmutter väterlicherseits[1003]) und der Mutter des Dichters das keltische Blut in die Familie kam, auf welches man unseres Erachtens zu vieles aus dem Leben und im Wesen Byrons hat abladen wollen. Immerhin, diese Beimischung hat ihre große und um so weniger heilsame Bedeutung gehabt, als, nach der Gestalt der Mutter zu urteilen, die hochschottische Familie Gordon, der sie entstammte, der der Byron nicht nur in der Vornehmheit — rühmte sie sich doch der Abstammung von der schottischen Königsfamilie —, sondern auch in der Degeneration nichts nachgab[1004]).

Was das Äußere des Dichters anlangt, so zeigen uns alle die reichlich vertretenen Schilderungen sowie die Bildnisse (auch die Büsten Thorwaldsens auf der Ambrosiana zu Mailand und im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen nicht zu vergessen) einen herrlichen nordischen Kopf mit leuchtenden blauen Augen, braunen Locken und Zügen von einer Schönheit und Ausdrucksfähigkeit, die wieder und wieder in den Worten höchster Begeisterung gefeiert worden sind. Typisch ist hierfür die Beschreibung Beyles aus dem Jahre 1816, in der es unter anderem heißt: „Nie in meinem Leben habe ich schönere und ausdrucksvollere Züge gesehen . . . Nie werde ich den göttlichen Ausdruck dieser Züge vergessen." Der Gesamteindruck von Byrons Figur wurde allerdings durch eine von der Mutter geerbte Anlage zur Korpulenz, außerdem durch einen Geburtsfehler am Fuße, der ihn leicht lahmen ließ, einigermaßen beeinträchtigt[1005]).

1003) Der Gemahlin des Admirals. Über sie vgl. Helene Richter, „Lord Byron", Halle 1929, S. 5.

1004) Genaueres über diese Dinge bei Thomas Moore, Vol. I, p. 7—10, 208, II, 173 u. ö. Die starke Betonung des Normannen und ausdrückliche Ablehnung sächsischer Ahnenschaft durch Byron selbst beweist natürlich nichts gegen das Vorhandensein einer solchen, die vielmehr bei der Umgestaltung des englischen Adels seit der Thronbesteigung der Tudors im höchsten Grade wahrscheinlich ist.

1005) Die Schilderung Beyles bei Moore, Vol. I, p. 510 und verdeutscht bei Eberty, Bd. II, S. 53. Vgl. im übrigen noch Moore, Vol. I, p. 176,

Das seelische Bild, das aus der germanisch-keltischen Mischung in Byron hervorging, dürfte Brie im wesentlichen richtig getroffen haben, wenn er schreibt[1006]: „Während er seinen Freimut, seine Waghalsigkeit, seine Wanderlust und seinen Ehrgeiz wohl dem Blute seiner Väter verdankt, stammen von der mütterlichen Seite sein Witz, seine Leichtigkeit, seine Auflehnung gegen Autorität und Zwang, und am deutlichsten die Sympathie, die ihn schnell und tief mit ausgesprochen irischen Geistern wie Moore, Curran und Sheridan verband." Er hätte zu letzteren Zügen noch Byrons Vorliebe für den Katholizismus hinzufügen können: wollte er doch sogar seine natürliche Tochter Allegra, wenn sie leben geblieben wäre, katholisch erziehen lassen. Auch nach der nordischen Seite läßt sich das Bild noch einigermaßen verstärken. Und vor allem darf das pathologische Moment darin nicht fehlen, das nicht nur in dem Dekadenzzustande der Familie, sondern auch darin seine Begründung findet, daß hier eine Persönlichkeit, in der an sich durchaus die Anlagen vergangener Zeiten und großer Geschlechter vertreten und wirksam waren, in die moderne Welt und in eine Epoche wildester Gärungen verschlagen, der daraus erwachsenen Zeitkrankheit (der „maladie du siècle" nach Taine) auch an ihrem Teile ihren Tribut entrichten mußte.

Sehen wir nun zu, wie sich die rassische Veranlagung Byrons in seinen Werken und sonstigen Kundgebungen spiegelt. Blut und Rasse haben ihn ersichtlich viel beschäftigt, seine Dichtungen wie seine Briefe wimmeln geradezu von Bezugnahmen oder Anspielungen darauf. Die weitaus meisten finden sich im „Don Juan", wo sie freilich mit dem Grundton dieses Gedichtes, ätzender Satire, vielfach durchsetzt sind, daher an trocken sachlichen Ergebnissen recht wenig liefern. Immerhin dürfen wir seine in diesem Stil gehaltenen Betrachtungen über die Maurenkreuzungen des spanischen Adels im ersten, seine skeptischen Auslassungen über Stammbaumechtheit im sechsten Gesange so wenig wie die anthropologische Charakteristik einzelner seiner Personen ganz übergehen. Haidi, als Orientalin, ist natürlich dunkel. Seltsamer Weise wird aber auch der Hauptheld, trotz seines alten Kastilianerblutes, mehr oder minder so geschildert. Nur sein Vater Don José muß ihn herausreißen: „Sproß der gotischsten Ahnen, die es gab; kein Tröpfchen Blut von Mohr und Juden floß durch seine Puls', Hidalgo bis ans Grab."

Daß im übrigen „blond und himmelblau", die Farben, die auch seiner Gräfin Guiccioli nachgerühmt werden, für Byron das Schönheitsideal bedeuteten, versteht sich von selbst, und niemand wird sich darüber wundern, wenn er sie z. B. der Mutter und dem Bruder des Gefangenen von Chillon beigelegt findet. Auffallender und bezeichnender ist es schon, wenn auch das rosige Knäblein Kains uns aus blauen Augen anblicken soll, wogegen es wieder ganz natürlich erscheint, wenn eine Tscherkessin im Harem des Sultans uns als feinstes Muster einer Nordin vorgeführt wird.

Vol. II, p. 512 ss. Thorwaldsen erklärte, nie einen schöneren Kopf unter seinem Meißel gehabt zu haben.

[1006]) A. a. O., Bd. I, S. 8.

Wo Byron ernst wird, tritt es immer aufs unzweideutigste hervor, wie viel er auf Abstammung hielt. Es ist sogar sein Ahnenstolz gelegentlich über Gebühr hervorgekehrt worden. Gewiß, der war groß: eine seiner frühesten Dichtungen war eine Verherrlichung der ganzen Reihe seiner Väter. Sein germanisches Bewußtsein ging ihm über alles. Immer fühlte er sich vor allem als Normanne; aber in Ravenna wird er auch einmal zum Goten, schreibt (1820) von „wir Goten" und „unserem Erzgoten Theodorich". Er ist weit davon entfernt, die Vergewaltigung der Sachsen durch die Normannen gutzuheißen: er scherzt darüber im zehnten Gesange des „Don Juan":

„Nun muß ich eingestehn, es war nicht recht,
Die Sachsen auszuziehn nach Art der Schinder;
Indeß, sie bauten Kirchen von der Beute
Und waren folglich fromme Leute."

Im 3. Akt der „Beiden Foskari" läßt er Marina dem Loredano die Nichtigkeit falschen Adels unter dem Bilde des „Stammbaums mit den grünen Blättern und faulen Früchten" zu hören geben, und schon vorher heißt es dort:

„Man sagt: ein edles Roß, um zu bezeichnen
Sein reines Blut... und kann man drum
Nicht sagen auch: ein edler Mann? Ist Blut
Noch etwas, liegt es in den Eigenschaften,
Nicht in dem Alter" —

ein Gesichtspunkt, den der Dichter auch im Leben, in der Auswahl seiner Freunde, immer betätigt hat.

Wie steht es im weiteren um die Einstellung Byrons zu den beiden großen Weltmächten, gegen die sich das Germanentum in der modernen Welt zu behaupten hat? Im Punkte Roms ist diese Frage leicht zu beantworten. Kurz und bündig heißt es im „Verwandelten Mißgestalteten":

„Zivilisiert, barbarisch oder priesterlich, die Mauern
Des Romulus umschlossen stets die Herrschaft."

Nicht ganz so einfach liegen die Dinge hinsichtlich des Judentums. In seinen Hebräischen Gesängen („Hebrew Melodies") hat Byron das Große und Tragische in der Geschichte des altisraelitischen Volkes, in pietätvoller Erinnerung an die tiefen Eindrücke, die er in der Jugend von der Lesung der Psalmen davongetragen, und in deren glücklicher Nachahmung und Modernisierung, in einer Weise besungen, daß männiglich diesen Teil seiner Lyrik den köstlichsten Erzeugnissen seiner Muse beigezählt hat. Das konnte ihn wohl zeitweise zu einem Liebling der Judenschaft[1007]), nicht aber blind gegen deren so ganz verwandelte Rolle in der neueren Geschichte machen.

[1007]) Man lese nur die übrigens völlig zutreffende Charakteristik Grätzens (Bd. 11, S. 362 ff.).

Nicht leicht ist das Treiben von „Europas herrschenden Baronen, die des Erdballs Wage halten, Parlamente und Despoten lenken, das Glück der Völker verachten“, die selbst den Papst dahin gebracht haben, daß er „nicht wider'n Stachel löcke“, drastischer zugleich und doch überlegener gebrandmarkt worden, als zu Anfang des zwölften Gesanges des „Don Juan“, und vor allem im 15. Abschnitt des „Bronzenen Zeitalters“ („The age of bronze“), der in die furchtbaren Worte ausklingt:

„Von Shylocks Ufer tönt ihr Marktgekreisch,
Sie schnitten gern aus Völkern ihr ‚Pfund Fleisch‘.“

In ganz andere Tiefen freilich als hier auf dem politischen Felde steigt Byron hinab, wo er dem Judentum in seinen Kernfesten geistig zu Leibe geht, also vor allem in seinem „Kain“. Mit diesem Werke, das den optimistischen Lügen der Genesis und der darauf aufgebauten angeblich alleinseligmachenden Wahrheit des Judenchristentums siegreich die Überzeugung entgegenwirft, daß die Weltweisheit Luzifers es mit der Jehovas und seiner Gläubigen wohl aufnehmen könne, und daß man am allerwenigsten das Recht habe, beide im Sinne von Gut und Böse einander gegenüberzustellen, hat Byron zwar Westminster verscherzt, sich dafür aber für alle Zeiten einen Platz als einer der großen Lichtbringer im Tempel des arischen Geistes gesichert. Denn nichts anderes als die alte arische Urweisheit ist es, die er hier mit wahrhaft erhabenem Schwunge verkündet, daß die Welt vielmehr der tragische Tummelplatz von Leiden und Kämpfen sei, in deren Bewältigung das Menschengeschlecht sich zu bewähren und zu verzehren habe.

Von diesem „Kain“ wird der auszugehen haben, der Byron wahrhaft würdigen und auch für sein übriges Wirken die rechten Maßstäbe finden will, ihn muß man in die Mitte dieses Wirkens stellen, von wo alsdann das Licht auf so manches Dunkle und Zweifelhafte in jenem fällt. Es geht nicht an, dies hier weiter zu verfolgen, nur das kann kurz gesagt werden, daß im Lichte arischen Denkens und Fühlens alle treibenden Kräfte in Byrons Schaffen, sein rücksichtsloser Wahrheitsmut, sein Freiheitsdrang, sein tiefes Sinnen, selbst sein vielberufener Weltschmerz, erst die rechte Erklärung finden. Seine Auflehnung gegen die Lügenwahrheiten des Jehovaglaubens entspringt der gleichen Quelle wie die gegen die Unterdrückung durch weltliche Machthaber, und der Kern des von Luzifer Gepredigten steht auf einer Stufe mit seiner tiefen Verehrung Goethes, dem er — wieder ein echt germanischer Zug — „wie ein Vasall seinem Lehnsherrn“ mit der Widmung eines seiner Dramen gehuldigt hat. Es ist doch so, wie Taine sagt, daß Byron, trotz allem, das heißt: auch wenn allem Widerspruchsvollen und Fragwürdigen in ihm volle Rechnung getragen wird, ein echt nordischer Mensch und Held war, in welchem das Nordische — das übrigens doch auch von keltischer Seite nicht sowohl durchkreuzt als in manchem nur schattiert zu sein braucht — sich siegreich durchgesetzt hat, ein ins 19. Jahrhundert geworfener Skalde, der — und gerade in manchen seiner düstersten Partien — Altgermanisches neu belebt, Geist vom Geiste der Edda von sich

gegeben hat[1008]). Wir lassen im übrigen den Dichter Byron hier weiterhin beiseite[1009]): selbst daß Goethe ihn unter dem Gesichtspunkt spezifisch poetischer Begabung für den König der Dichter erklärt hat, darf für uns keine Rolle spielen. Wohl aber gelte ein Wort noch der Seite seines Wesens, von der aus Byron immer am stärksten angefochten worden ist, und von der aus er schließlich auch als Germane und Norde nicht am wenigsten anfechtbar erscheinen könnte: seinem persönlichen Charakter.

Eine Flut von Literatur hat sich über die Schwächen Byrons ergossen. Es wäre müßig, da den Apologeten zu spielen. Es gilt vielmehr nur, zu erklären. Manches lief auf allgemein menschliche Mangelhaftigkeit hinaus, anderes lag in der Zeit und fand Seitenstücke bei anderen Großen unter deren Söhnen. Bei Byrons zum Teil so unseligen Liebesabenteuern ohne Ende ist für uns zweierlei für die Beurteilung wesentlich und entscheidend. Erstlich, das mit seiner Halbschwester Augusta. Hier tritt der Unterschied des modernen vom Renaissancemenschen besonders schlagend hervor. Wir hören von Burckhardt, daß ein Malatesta einmal eine Leiche geschändet habe, wir vernehmen, daß darauf ein allgemeiner Aufschrei selbst durch eine Welt wie die von damals gegangen sei. Von einer entsprechenden Rückwirkung auf das Ungeheuer selbst aber vernehmen wir nichts. Byron hat unsäglich darunter gelitten, daß er durch den Inzest hindurchgegangen war, er wäre fast darüber zusammengebrochen. Aber hier kommt nun das zweite. Wie er diese Sündenschuld verwunden, wie er sich außerdem aus dem ganzen Libertinertum, in das ihn seine dämonisch sinnliche Natur zeitweise verstrickt, herausgerissen und zu einer der schönsten Heldenleistungen der neueren Geschichte emporgeschwungen hat, das, und nur das, darf das Endesurteil über ihn bestimmen. Die Art, wie die besten Eigenschaften gerade auch des germanischen Menschen — sein Löwenmut, der ihn wie oft dem Tode ins Antlitz blicken ließ, seine Hochherzigkeit, sein Opfersinn, der ihn dem Freiheitsgedanken alles, und zuletzt sich selbst darbringen hieß — in ihm triumphiert haben, ist für uns ausschlaggebend.

Bei Naturen so problematischer Art wie Byron ist es immer gut, zur Klärung darauf zu achten, in welcher Art Persönlichkeiten sie das stärkste, hochgemuteste, kongenialste Echo gefunden haben. Da sehe man denn, wie hoch gerade solche Kraftnaturen, kerngermanische Gestalten wie Arndt, Johannes Scherr und Dühring (letzterer namentlich kommt immer wieder auf ihn zurück) von Byron gedacht und geredet haben. Sie stimmten ausnahmslos in der pessimistischen Weltanschauung nicht mit ihm überein, noch weniger war dies bei Treitschke, bei Macaulay der Fall. Aber in den Tiefen des Germanentums sind sie sich doch begegnet, nur dadurch

---

[1008]) Auch Arndt („Versuch", S. 286) deutet hierauf hin.

[1009]) In ihm, wenigstens in einigen seiner Dichtungen, mögen wohl manche keltische Züge nachweisbar sein. In Taines Parallele zwischen Manfred und Faust (a. a. O., p. 387 ss.) ist, bei allem den Deutschen zunächst Überraschenden und Befremdenden, doch viel Wahres. Es muß aber dem Leser überlassen bleiben, dies dort einzusehen. Es ist jedenfalls für das Charakterbild Byrons als Germanen wichtig.

ist es den beiden letztgenannten möglich geworden, ihre herrlichen Worte über Byrons letzte Zeit zu finden, und Treitschke insbesondere, seine ganze hinreißende Charakteristik von ihm zu entwerfen[1009a]).

Ein letzter Punkt steht noch aus, für den uns auch wiederum der Rassengesichtspunkt der einzig, jedenfalls der in erster Linie zuständige erscheinen will. Man ist gewohnt, Byrons Heldentum bei seinem entscheidenden Eingreifen in den Freiheitskampf der Griechen als ganz im Freiheitsgedanken sich erschöpfend zu denken. Daher denn auch die gelegentlich aufgeworfene Frage, ob ihm dabei nicht auch der Gedanke vorgeschwebt habe, selbst König der Griechen zu werden, — z. B. von Elze — in dem Sinne behandelt worden ist, daß, wenn sie zu bejahen wäre, wofür es nicht an allen Anzeichen zu fehlen scheint, damit ein Makel auf ein im übrigen strahlend reines Tun fiele. Aber für Byron haben sich Freiheitsgedanke und Königsgedanke sicher mitnichten ausgeschlossen. Beide sah er nur im Lichte altgermanischer Erbgüter. Das Königtum seiner Zeit war ihm durch viele Entartungserscheinungen genügend verleidet, um ihn nach einem Versuch mit ihm nicht gelüsten zu lassen. Hätte dennoch etwas wie der Gedanke, die Leitung der Geschicke eines neu zu schaffenden Griechenland in die Hände zu bekommen, in seiner Phantasie mitgespielt, so hätten wir darin vor allem auch wieder nur ein Stück normannischen Atavismus, einen letzten Nachklang jener Jahrhunderte zu erblicken, in denen einst so manche kühne Männer seines Stammes im Süden und Osten Reiche gründeten[1009b]). Daß er ihrer nicht unwürdig gewesen wäre, haben die erleuchtetsten seiner Zeitgenossen voll empfunden. Ihr Wortführer ist Wilhelm Müller gewesen, wenn er auf den toten Helden sang:

„Eine Krone Dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz."

Noch ein anderer, Größerer hat später Byron in für uns bezeichnender Weise gehuldigt: Gobineau, der während seiner griechischen Jahre vielfach auf seine Spuren traf, in seinen eigenen damals geschaffenen poetischen Erzählungen offensichtlich von ihm beeinflußt worden ist und in seinen letzten Jahren eine — noch erhaltene — Statuette Lord Byrons schuf, der er Worte Dantes — aus der „Prophecy of Dante" — als Motto mitgab. Ein letzter Wink dafür, daß wir auch Byron vorwiegend immer im Zeichen des Nordentums zu betrachten haben.

Von Walter Scott ist mit Recht wieder und wieder gerühmt worden, daß er in seinen historischen Romanen eine so durchdringende Kraft des Blickes gerade auch nach der Blutsseite der Völker entwickelt habe, daß er dadurch an Zuverlässigkeit und Verwertbarkeit der Ergebnisse mit den berühmtesten Historikern wetteifern könne, ja manchen von ihnen hinter

---

1009a) Auch Hebbel darf hier nicht fehlen, der, dem Dichter bis dahin ferngeblieben, bezeichnenderweise erst durch die Persönlichkeit Byron nahegebracht wurde.

1009b) Über die wikingerhaften Züge in Byron s. Helene Richter a. a. O. S. 93, 524. Über den Königsgedanken S. 563. Eine deutsche Frau hat in diesem Buche kaum mehr nur ein vollbefriedigendes, ein schier befreiendes Werk geschaffen.

sich lasse. Namentlich Augustin Thierry kann sich im begeisterten Preise Scotts gar nicht genug tun[1010]), er spricht ihm den Adlerblick der höchsten historischen Divination, ja geradezu etwas wie zweites Gesicht dafür zu, daß er die verschiedenen Blutsströme des englischen Rassenlebens, die seine gelehrten Landsleute völlig verloren gehabt hätten, wiederentdeckt habe, und führt dies namentlich an den in der Tat bewundernswerten Kontrastschilderungen der Sachsen und Normannen im Zeitalter des Richard Löwenherz (in „Ivanhoe") und der Highlanders und Lowlanders zur Zeit der schottischen Aufstände des 18. Jahrhunderts (in „Waverley") aus. Zweifellos würde sich Ähnliches aber auch noch in anderen Scott'schen Romanen auffinden lassen, auf die Thierry verweist, z. B. in „Rob Roy", der (im 23. Kapitel) unter anderem auch den für den Dichter so maßgebenden und später geflügelt gewordenen Ausspruch: „Blood is thicker than water" enthält. Schon zuvor hatte er diesen übrigens in seinem „Guy Mannering" (Kap. 38) gebracht.

Nicht weniger als Scott hat einem anderen großen Romandichter der Engländer, Edward Bulwer Lytton, die Rasse am Herzen gelegen. Sie war ihm nur, wie er denn überhaupt mehr als jener zum Denker veranlagt war, in höherem Grade ein Objekt der Spekulation, und anderseits auch persönlicher Beziehung. Seiner wiederholten ernsten Befassung mit ihr hat er sogar eine ehrenvolle Stellung unter den Männern zu danken, die zur wissenschaftlichen Aufklärung über sie beigetragen haben. Schon 1842 sprach er es in seinem „Zanoni" aus, daß nicht nur der germanisch-skandinavische Typus als der eigentlich arische, daß auch Skandinavien als das Stammland der Arier zu betrachten sei[1011]). In „Harold, the last of the Saxon kings" trat er dann für eine gerechtere Ansicht von der dänischen Eroberung bei seinen Landsleuten ein, führte insbesondere den hohen Freiheitssinn der Engländer auf das dänisch-normännische Element zurück und bekannte sich mit einem gewissen Stolz zu denen, welche in den Norwegern noch das kräftige Bild ihrer Väter erkennen[1012]). In den „Caxtons" endlich (1849) ist der Rasse fast ein ganzes Kapitel gewidmet (P. IV. Ch. 2), in welchem sie dem kulturellen Entwicklungsgang der Menschheit als einer ihrer bewegenden Faktoren eingegliedert und einige ihrer Haupterscheinungen in der Geschichte kurz charakterisiert werden.

Zeitlich fallen diese Kundgebungen mit den früher betrachteten, in ganz anderer Richtung sich bewegenden Disraelis annähernd zusammen. Man sieht: das Zeitalter der Rasse kündigte sich von den verschiedensten Seiten mächtig an. Auch Bulwer darf man so ihren frühesten Bekennnern bei-

1010) Die Hauptstellen finden sich in den „Lettres sur l'histoire de France" (Oeuvres, T. V), p. 61 ss. und „Dix ans d'études historiques", p. 120—127, 137 ss. Für das Clanswesen der Schotten ist Scott durch seinen „Waverley" eine Hauptquelle geworden. Vgl. Schraders „Reallexikon", S. 774, 847.

1011) Die ganze Stelle ist im Wortlaut abgedruckt bei Penka, „Die Herkunft der Arier", S. XI/XII.

1012) S. J. A. Worsaae, „Die Dänen und die Nordmänner", Deutsch von Meißner, Leipzig 1852, S. 115/116.

zählen[1013]), und kann es kaum als einen Zufall ansehen, wenn der Sohn dieses Mannes später der begeistertste Freund und Verkünder Gobineaus wurde[1014]).

Der Verlauf, der für diesen Teil des Gesamtgebietes des Geistes — den der Dichtung — nunmehr festzustellen ist, ist der folgende: als Echo der ersten wissenschaftlichen Betätigung im Dienste des Rassengedankens in Frankreich haben wir eine Wellenbewegung zu erkennen, die sich auch auf die Dichterwelt der drei Hauptkulturländer Europas, und zwar gleichermaßen, erstreckt hat. Als die Hauptnamen aus derselben sind uns in Frankreich Victor Hugo, Beyle und Lamartine, in Deutschland Wilhelm Jordan, Hebbel und Uhland, in England Scott — dieser freilich mehr ein Vorklang als ein Echo —, Disraeli und Bulwer begegnet, die aber sicher sich noch müßten vermehren lassen. In diesem Zusammenhange möge abschließend darauf hingewiesen werden, daß auch Gobineau in seinen Jugendwerken dem Rassengedanken als Dichter schon längst nahegetreten war[1015]), ehe er ihn wissenschaftlich anfaßte, um ihn nicht wieder loszulassen, und damit seine endgültige und allseitige Einverleibung in die Wissenschaft anbahnte.

[1013]) Es wäre dringend zu wünschen, daß diesem Dichter von Seiten der Rassenkunde noch näher nachgegangen würde. Schon die obigen Proben lehren, daß er für diese mindestens die gleiche Bedeutung hat wie Disraeli, von dem — als Juden — nur in der üblichen Weise mehr Aufhebens gemacht worden ist, wie er auch selbst für seine Rasse, wenn auch nicht wirksamer, doch lauter gekündet hat, als die Germanen Scott und Bulwer für die ihrige. Es ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch bei letzterem sich noch weiteres wird finden lassen. Von befreundeter Seite wurde dem Verfasser dafür in erster Linie „The last of the barons" genannt.

[1014]) Über diesen des Verf. „Gobineaus Rassenwerk", S. 186 ff. und 282 ff. und Bd. II der Biographie, S. 19 ff.

[1015]) Der Beleg hierfür findet sich in „Gobineaus Rassenwerk", S. 414—420.

Schlußbetrachtungen

Wir haben in den drei Bänden dieses Werkes gezeigt, wie der Rassengedanke im Keime in allem Geistesleben verborgen mitwirkt bzw. mitspricht, wie er, von den Hauptvölkern im Laufe der Geschichte zur Blüte gebracht, neuerdings immer reichere Frucht trägt. Durch die verschiedensten Weltanschauungen ist die Rasse hindurchgegangen und steht nun am Ende als eine Macht da, die niemand mehr verkennen oder unterschätzen kann. Das Wort eines ehrwürdigen Patriarchen der historischen Wissenschaft, der uns vor wenigen Jahren verlassen: „Rasse gibt es nicht", dürfte nun so leicht nicht mehr wiederholt werden, nachdem wir es mit jedem Tage mehr erleben, wie das Fühlen für sie in hundert und tausend Seelen, das Denken über sie in hundert und tausend Geistern auflebt und sich gestaltet.

In diesen Blättern galt es nun vor allem der großen Frage, was um die Rasse gewußt und nicht gewußt werden kann. In jedem Falle werden sie, wie zu hoffen steht, das eine dargetan haben, daß, um in Gobineaus schönem Gleichnis zu bleiben, die Rassenkunde uns ein weiteres Tor zur Unendlichkeit aufgetan hat, und daß die Rasse dort so gut wie jeder andere Wissenszweig ihr Heim besitzt, das zwar nicht, wie manche ihrer jüngeren Bekenner wähnen, erst im zwanzigsten Jahrhundert erstanden, vielmehr durch Jahrtausende fundamentiert worden, unserem Blick sich nur im Nebel menschlicher Begrenzung zeigt und neben jedem denkbaren Triumphspruch des Wissensstolzes das Ignorabimus als mindestens ebenbürtige Inschrift trägt. Wir haben so Bescheidung lernen müssen, und wenn einmal aus der naturwissenschaftlichen Welt ein Seitenstück zu diesem Werke hervorgehen sollte, wird dies von keinem anderen Geiste erfüllt sein dürfen. Uns hat es zuweilen scheinen wollen, als sei dieser Rat nicht ganz überflüssig angesichts gewisser Äußerungen, die beispielsweise auf Grund der Erblichkeitsentdeckungen erfolgt sind und ganz außer acht ließen, daß mathematische Formeln, überhaupt Erkenntnis der äußeren Vorgänge, in der Lüftung des Erb*geheimnisses* keinen Schritt weiter bringen.

Mit solcher Bescheidung soll nun aber der ferneren Betätigung jeglichen Forscherdranges am letzten entgegengetreten, in die grundsätzliche Skepsis am wenigsten eingestimmt werden. Wir dürfen die Rasse vielleicht mit einer felsigen Höhe vergleichen, welche ins Meer hineinragt: von den Forschern, den Historikern zumal, haben die einen von der Seeseite vorwiegend nur die Klippe in ihr gesehen, die anderen sie von der Landseite zu erklimmen gesucht. Die meisten haben sich mit der halben Höhe begnügt, wenige, wie Gobineau, vom Gipfel aus einen Blick in die Lande geworfen.

Manch einer hat der Rassenkunde dadurch Steine in den Weg werfen wollen, daß er behauptete, die naturwissenschaftliche Rasse, wie auch die der Hygiene, habe mit der geschichtlichen nichts zu tun. Das ist aber eine

Finte. Die dreierlei Rassen berühren einander immerfort, gehen allerwärts ineinander über. Sie sind wohl drei getrennte Ströme, in verschiedenen Gebirgen entsprungen, ergießen aber ihre Gewässer in das gleiche Wissensmeer, das seinerseits wieder in den unendlichen Ozean sich verliert.

Überschätzung unseres Wissens liege uns fern. „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", heißt es auch hier. Diejenigen, welche die Rassenlehren im Geiste schon in unsere Schulen eingeführt sehen wollten, dürften der Zeit einigermaßen vorauseilen. Jedenfalls muß der Prozeß der Klärung, den dies Buch durch Vorlegung des Quellenmateriales zu fördern sucht, dafür noch ein gutes Stück weiter fortgeschritten sein. Und dafür wiederum bedarf es einer möglichst weitgehenden Verständigung, oder doch Annäherung, zwischen den verschiedenen Hauptrichtungen, in denen der Rassengedanke wissenschaftlich vertreten wird. Der Verfasser hat keinen Zweifel darüber gelassen, in welchem Geiste er der Rasse zu dienen sich gedrungen fühlt, aber er hofft auch anderen Auffassungen gerecht geworden zu sein. Wenn er von neuerer Literatur einzelnes aus dem Kreise seiner Betrachtungen ganz ausschloß, so geschah dies nicht etwa in irgendwelcher Tendenz der Ablehnung, sondern, weil ihm das betreffende Material noch nicht für eine Übersicht reif vorzuliegen schien, und vor allem auch, weil er seinen Kräften Grenzen gezogen sah. Hierhin entfällt namentlich die ganze Forschung über die Kulturkreise, welche sich um den Pater W. Schmidt in Mödling entwickelt hat. Für deren Wiedergabe und je nachdem für die kritische Auseinandersetzung mit ihr werden eines Tages, wenn es so weit ist, jüngere Kräfte einsetzen müssen[1016]). Vorerst konnte, nach der möglichst allseitigen Erschließung einer zum Teil weit zurückliegenden Vergangenheit, aus der Neuzeit nur der relativ sichere Wissensbestand für uns in Frage kommen, der etwa in den Hauptnamen Gobineaus, Lapouges und Woltmanns, Brocas, Darwins, Galtons und Mendels sich erschöpft. Mit ihnen ist das bezeichnet, was aller eigentlichen Rassenforschung als gemeinsame Aufgabe obliegt.

In dreierlei Ausprägungen ragt die Rasse in unser heutiges Geistesleben hinein. Erstlich als die „Vitalrasse" (Ploetz), die den ganzen heute lebenden Völkerkomplex umfaßt, und innerhalb deren der Wertmesser von Individuum zu Individuum geht. Zweitens als die anthropologische Systemrasse. Hier scheidet sich Rasse von Rasse in unwillkürlicher hierarchischer Gliederung, die namentlich da zutage tritt, wo sich die Rassen in Völkern verkörpern oder auch — infolge von Mischungen — verlieren. Endlich drittens treffen wir auf das, was von den beiden ersteren Formen in den Völkern sich niedergeschlagen hat, auf die Rasse als Bewußtseinsinhalt der Völker. Die Auswirkung der ersten, der Vitalrasse, vollzieht sich — in der Wissenschaft der Rassenhygiene — vorwiegend in humanitärer, die der zweiten, der anthropologischen Systemrasse, ausschließlich

[1016]) Inzwischen sei für die allgemeine Orientierung über dieses Gebiet auf den Artikel Thurnwalds „Kulturkreis" im 7. Bande des Reallexikons der Vorgeschichte verwiesen.

in wissenschaftlicher, die der dritten, der Volkstumsrasse, vornehmlich in nationaler Richtung.

Die Rassenhygiene sieht sich durch ihren Grundgedanken darauf angewiesen, vor allem die Zukunft ins Auge zu fassen. Diese Zukunft hat sich den verschiedenen Denkern ideell bis zur Gegensätzlichkeit verschieden, materiell dagegen bis zur Übereinstimmung verwandt dahin abgespiegelt, daß das Rassenhafturspüngliche in der Völkerwelt immer mehr zurückgehen, die Vereinheitlichung unter immer stärkerem Hinzutreten der Farbigen alles überwuchern werde. Eine Perspektive, die für einen Gobineau und Woltmann den noch dazu unwürdigen Abschluß einer Tragödie bedeutet, entlockt einem Ratzel und Schäffle etwas wie Jubelrufe. Immerhin ist festzustellen, daß die überwältigende Mehrheit aller der Denker, die sich nicht auf das rein Technisch-Schulmäßige der Rassenkunde beschränken, sondern ihr die unvermeidliche geschichtsphilosophische Beimischung geben, sich in dem Sinne ausgesprochen hat, daß, mit der Höhe der Weißen, die Menschheit überhaupt ihre Höhe hinter sich habe, und daß eine ganz andere sich vorbereite, von der jedenfalls das eine sich bestimmt aussagen läßt, daß eine Pflege der jenen einst vorschwebenden und von ihnen verwirklichten Kulturideale für sie schon rein blutsmäßig gar nicht mehr möglich sein würde. Gleichwohl ist es ein löbliches und ein um so verdienstlicheres Beginnen, wenn unsere Rassenhygieniker rüstig am Werke bleiben: ganz vergeblich wird es in keinem Falle sein, und gerade wer sich die größten und schwersten Ziele setzt, wird sich am wenigsten der Erkenntnis verschließen, daß ein gut Teil alles menschlichen Tuns immer Danaiden- und Sisyphos-Arbeit bleibt.

Die anthropologische Systemrasse wurzelt, insoweit Kulturrasse, so gut wie ganz in der Vergangenheit, da es ungemischte Rassen nur noch in der Welt der Naturvölker gibt, in der der Kulturvölker die Mischungen das ursprüngliche Rassenbild als ein Ganzes von der Oberfläche verdrängt haben und nur noch im Untergrunde in Bruchstücken fortleben lassen. Diese nicht mehr existierenden Rassen sucht nun die Anthropologie wissenschaftlich zu rekonstruieren und, insbesondere in ihrem Zweige als historische und soziale Anthropologie, nach Möglichkeit auf ihre historische und kulturelle Verwertbarkeit hin auszubeuten. In dem Maße als es ihr gelingt, sie mit historischem und kulturellem Inhalt zu erfüllen, wird sie dabei auf die Unterstützung der Historiker rechnen dürfen. Und wiederum wird ihr dies in dem Maße möglich sein, als sie ihre Bemühungen auf diejenigen Rassen konzentriert, welche, in anderer Benennung, einerseits auch für die Historiker längst anerkannte reale Größen bedeuteten, und welche anderseits in dem damit hergestellten Einklang beider Wissenschaften sich gewissermaßen zum Range von Ideen zu erheben vermochten. Je mehr die anthropologischen Rassen vermehrt, verkleinert, zergliedert und alsdann nach der leiblichen Seite ausgebaut werden, desto mehr muß ihnen nach der psychischen und kulturellen etwas Hypothetisches und Theoretisches anhaften. Jedenfalls trennen sich von da ab wieder die Wege der Anthropologen und der Historiker; es findet eine Gebietsteilung im Punkte der Rasse zwischen ihnen

statt. Ersteren liegen ihre Systemrassen, letzteren die großen Völkerkomplexe, die Stämme, die Nationen mehr am Herzen. Ein Hinweis auf zwei bemerkenswerte Erzeugnisse unseres neuesten Schrifttums — auf die Werke von Kern und Neckel — dürfte genügen, um zu zeigen, wohin in beiden Fällen der Schwerpunkt fällt.

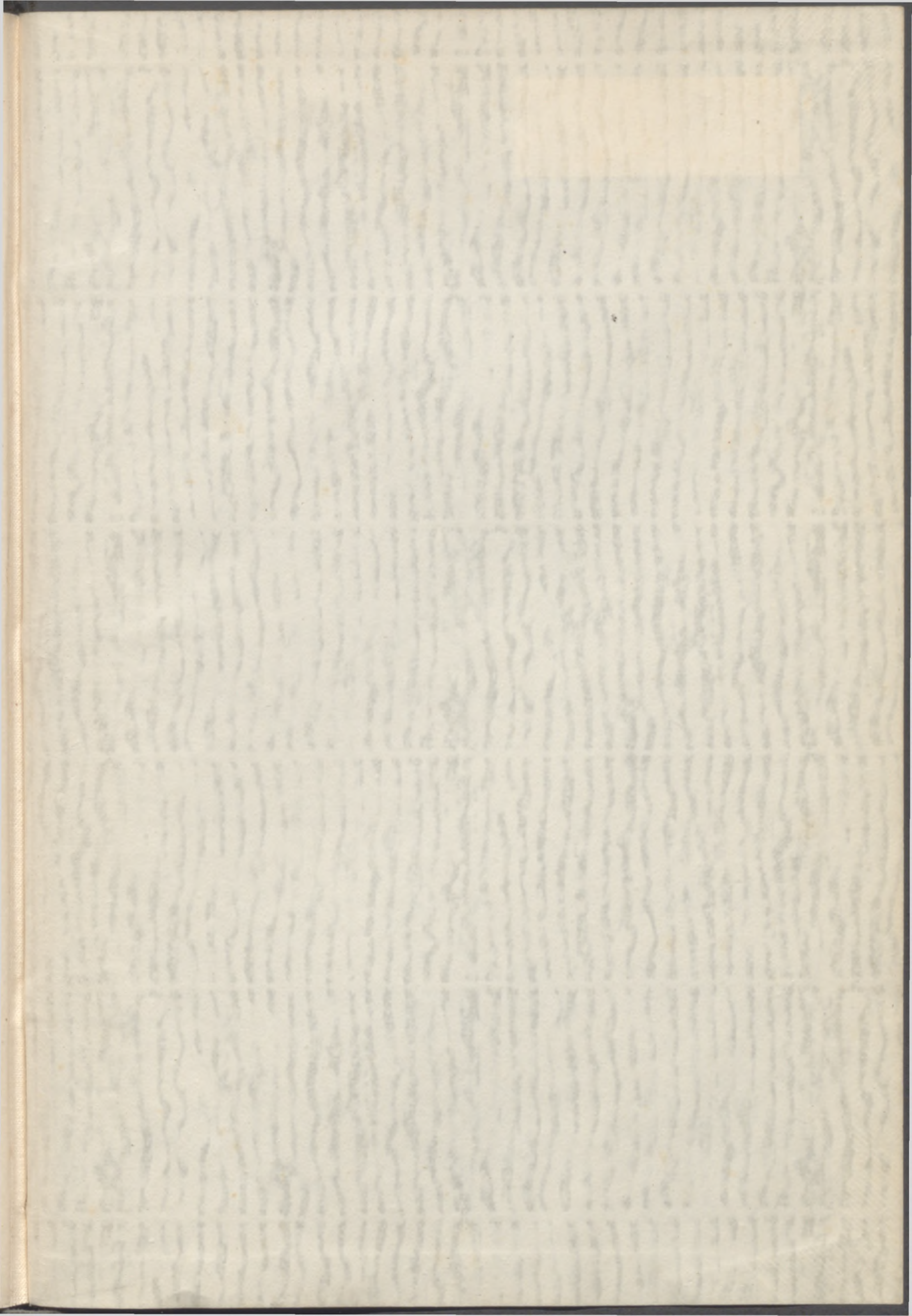
Drittens die Rasse als Volkstum. Wir sagten soeben, daß es in der Kulturwelt Rassen nicht mehr gebe, so daß somit nur ein Restniederschlag der Vitalrasse wie der anthropologischen Systemrassen in den Völkern fortleben würde. Dieser nun aber schafft sich im Volkstum sein äußeres Gewand und findet mittelst seiner Mittel und Wege, größere Gruppen von Individuen im Zeichen des Rassengedankens, das heißt im Gefühl und Bewußtsein dessen, was sie rassisch mitbekommen haben und in sich tragen, seelisch zu vereinigen. Diese Gruppen ziehen gewissermaßen das Fazit der ihnen zugrunde liegenden Stammrassen, sie suchen das zu verwirklichen, was der Geist ihrer Rasse ihnen als Höchstes und Bestes aufweist und eingibt. Wir hatten an ihrer Stelle der panslavistischen und pankeltischen Bestrebungen zu gedenken. In der romanischen Welt hat bis zu einem gewissen Grade Rom die Einigung in die Hand genommen, die indessen dort in der mangelnden Einheitlichkeit des Blutes und dementsprechend auch der Weltanschauung ihre Grenzen findet. Beiden Gesichtspunkten wird dagegen volle Genüge geleistet im Zionismus und im Alldeutschtum, den beiden zugleich politischen und geistigen, realen und idealen Verkörperungen zweier rivalisierender Hauptmächte der heutigen Völkerwelt.

Schon Gobineau erkannte, kraft seiner tiefen Durchdrungenheit von der Mission der germanischen Rasse, als das einzige für deren Trümmer noch Mögliche, aber auch als Aufgabe Gebotene, die Wahrung ihres Restbestandes von Germanischem als ihres kostbarsten Besitzes gegenüber allen fremdrassigen Anstürmen, das Festhalten ihres rassischen Kernes als ihres ewigen Teiles inmitten alles Vergänglichen der Geschichte. In diesem Zeichen des germanischen Gedankens hat, der dies Buch schrieb, schon vor reichlich einem Menschenalter die Gobineau-Vereinigung begründet und über ein Vierteljahrhundert geleitet. Wenige Jahre nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, setzte — mit etwas erweitertem Wirkungsfelde und etwas mehr praktischer Tendenz — die nordische Bewegung ein, in welcher der rassische Grundcharakter stärker betont, die weltanschauliche Seite aber nicht minder festgehalten und zugleich die Anlehnung an die Wissenschaft nicht versäumt wurde. Die Wirrnisse, zu denen sie Anlaß gegeben, werden verfliegen wie Schaumblasen, ihren Dauergehalt und damit die Gewähr ihres Bestehens und Gedeihens aber wird auch sie vor allem aus der Wissenschaft schöpfen müssen. Jeder strebende, jeder um sein Heil ringende Mensch sucht sich ja in ihr den rettenden Kompaß, wiewohl er sich bewußt halten muß, daß wie im Wesen der Welt so auch im Wissen um sie der Widerspruch gegeben ist. Auch die Rasse kann von den Weltdingen, denen allen das gleiche Gesetz auferlegt ist, keine Ausnahme machen. Auch sie birgt der Widersprüche die Fülle. Segen und Fluch sind von je gleicherweise von ihr aus-

gegangen und werden weiterhin von ihr ausgehen. Ihren Segen mehren zu helfen ist das heiße Bemühen des Verfassers dieses Werkes während langer Jahre gewesen. Möchte es nicht vergeblich gewesen sein!

Namen-Verzeichnis







nur mit Gas!
sauber / bequem / billig
Gaspreis
a) für die Warmwasserversorgung im Haushalt von 19 auf 10 Pfg. je cbm herabgesetzt.
b) für Gas zur Raumheizung nur 10 Pfg. je cbm.
c) für gewerbliche Betriebe nach dem günstigen Gewerbetarif.
KOSTENLOSE BERATUNG! VORANSCHLÄGE UNENTGELTLICH!

